

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neunundzwanzigster Band.

(Mit den Portraits von: Eduard Laske, Karl Biedermann und Rudolf von Jhering.)



Breslau 1884.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 29. Bandes.

April — Mai — Juni.



1884.

	Seite
J. Auerbach in Breslau. Unsiehtbare Gebirge	108
Dr. J. Hermann Baas in Worms. Die Brille	90
Karl Biedermann in Leipzig. Ein Stück Lebens- und Zeitgeschichte	208
P. Boerner in Berlin. Friedrich Theodor von Frerichs.....	191
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig. Rudolf von Ihering	349
Marie von Bunsen in Berlin. Tiefe Fluthen	385
A. Forster in Bern. Ueber die neuen Erdbeben-Katastrophen und Vulcanausbrüche des Jahres 1883 und über die Ursachen der Erderschütterungen.	293
Wilhelm Herz in München. Beowulf	229
Ed. Graf von Lamezan in Wien. Die neuesten Criminalfälle in Wien	32 317

— Inhalt des 29. Bandes. —

	Seite
Paul Lindau in Berlin.	
Mayo, Novelle (I. II.)	1 141
Raphael Löwenfeld in Breslau.	
Aus dem Lager der Nihilisten	50
C. Mejer in Göttingen.	
Ehemalige Studenten-Verbindungen	69
Paul Radestock in Breslau.	
Genie und Wahnsinn. (I. II.)	253 369
Graf Leo Tolstoy.	
Der Tod	279
* * *	
Zur Charakteristik Eduard Lasfers	122
Bibliographie	131. 268. 406





Neunundzwanzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1884.

Breslau.

S. Schottlaender.



Neubers 25

U. 2. 8



L. L. Z.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.



Band 29. — Heft 85.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1884.

Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXIX. Band. — April 1884. — 85. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Eduard Kasper.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

April 1884.

Inhalt:

Paul Lindau in Berlin.	
Mayo, Novelle (I.)	1
Ed. Graf Lamezan in Wien.	
Die neuesten Criminalfälle in Wien	2
Raphael Löwenfeld in Breslau.	
Aus dem Lager der Nihilisten	3
C. Mejer in Göttingen.	
Ehemalige Studentenverbindungen	4
Dr. J. Hermann Baas in Worms.	
Die Brille	5
f. Auerbach in Breslau.	
Unsichtbare Gebirge	6
* *	
Zur Charakteristik Eduard Lasfers	7
Bibliographie	8

Hierzu ein Portrait von Eduard Lasfer. Radirung von
Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W 62, von der Herdstrasse 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Städt. Cur-Direction Wiesbaden. (Wiesbadener Thermalwasser.)



Mayo.

Erzählung

von

Paul Lindau.

— Berlin. —



Georg stieg langsam die Stufen der breiten Marmortreppe hinab und knöpfte bedächtig, während er ziemlich gedankenlos vor sich hinblickte, die Messingknöpfe seines großen Mantels zu. Der Portier des Clubs, der die Mütze zog und gehorfsamst guten Morgen wünschte, öffnete dienstfertig die Thür. Georg trat auf die Straße, ohne den Gruß zu erwidern. Der Kutscher der Nachtdroschke, die vor dem Club hielt, wollte vom Bod steigen, aber Georg rief ihm zu:

„Ich fahre nicht, ich gehe.“

Er schlug den Kragen seines Mantels in die Höhe; denn der Morgen war ziemlich frisch, und da oben war es sehr heiß gewesen. Gleichmäßigen Schrittes und in straffer Haltung ging er durch die menschenleere Straße in der Richtung auf den Thiergarten zu. Das Scharrrende, Klappernde und rasselnnde Geräusch, das durch das Aufschlagen der metallenen Säbelscheide auf das Pflaster verursacht wurde, und das er sonst niemals bemerkt hatte, schien ihn nervös zu machen. Er hatte den Säbel ein und ging weiter.

Es war um die dritte Morgenstunde im Frühsommer, — noch nicht Tag und nicht mehr Nacht. Ein bläulich grauer Duft lag über dem Thiergarten, in dem die vollbelaubten Bäume merkwürdig dunkelfarbig, fast schwarz erschienen. Auffallend schnell wurde es heller und lichter; die fahle, kalte, graue Beleuchtung verkündete den nahen Sonnenaufgang. Im Osten nahm der Horizont alsbald eine rosig wärmere Färbung an, und nach wenigen Augenblicken erglänzten die ersten Sonnenstrahlen an der Goldgestalt der Victoria auf der Siegessäule.

Georg blieb unwillkürlich einen Augenblick stehen und blickte auf zu dem blendenden Gefunkel. Er athmete tief; dann setzte er in längeren Schritten seinen einsamen Weg fort. Er ging die breite Siegesallee entlang. Zwei Nachtigallen wetteiferten in klagendem und verlangendem Liebeschmetterln; er achtete nicht darauf, obwohl er hart an dem Baum vorüberging, auf dem die eine der Nachtigallen saß und sehnstüchtig stötte. Er achtete auch nicht auf die Straßenreiniger, die schweigsam ihre Arbeit verrichteten, und ging durch den dichten Staub, den sie durch ihr Fegen aufwirbelten, ohne davon belästigt zu werden.

Das kalte Licht der Morgendämmerung war nun der freundlichen Helligkeit des anbrechenden Tages gewichen. Hoch an dem lichtblauen Himmel war noch die fast volle Scheibe des Mondes sichtbar, die, nun zwecklos, matt schimmerte. Am Ende der Siegesallee, auf der sich außer den Straßensegern keine menschliche Seele hatte blicken lassen, stand eine schmutzige Nachtbroschke. Der Kutscher, dessen Gestalt unter dem dicken, klumpigen Mantel ganz verschwunden und kaum erkennbar war, war auf dem Boß eingeschlafen; das alte magere Pferd stand breitbeinig da und ließ den Kopf tief hängen. Das Petroleumlämpchen brannte noch hinter der rothen Glasscheibe, die die Nummer trug. Georg blieb wiederum stehen. Einen Augenblick kämpfte er mit sich, ob er den weiten Weg bis zu seiner Wohnung in der Baruther Straße, die in der nächsten Nähe seiner Kaserne liegt, zu Fuß zurücklegen solle oder nicht. Aber plötzlich empfand er eine große Müdigkeit; er rüttelte den Kutscher aus dem Schlaf, der schwerfällig aus seiner dicken Umhüllung hervortroch, und gab seine Adresse an.

Bis jetzt war er wie betäubt gewesen. Er hatte, ohne an etwas Bestimmtes denken zu können, nur ein starkes Unbehagen empfunden. Während der langsamen Fahrt über holpriges Pflaster aber war er allmählich etwas zur Besinnung gekommen. Den Säbel hatte er zwischen die Beine gestemmt, und mit vorgebeugtem Oberkörper stützte er das Kinn auf die rechte Hand, die den Knäuf des Griffes umschloß, mit der linken strich er seinen langen hellblonden Schnurrbart. Unablässig blickte er auf einen Punkt des schmutzigen, abgeschabten, tiefstirichrothen Blüschlissens des Rückfuges, athmete einigemal tief auf und sagte dann vor sich hin:

„Das wäre das — aber was nun?“

Ja, was nun?

Er legte sich die Frage vor, er wiederholte sie sich, aber er fand keine Antwort darauf, und als die Droschke vor seiner Hausthür hielt, als er ausgestiegen war, das Haus aufgeschlossen hatte und die beiden ziemlich steilen Treppen, die zu seiner Wohnung führten, hinaufgestiegen war, war er gerade so klug wie zuvor. Unschlüssig blieb er einen Augenblick vor der Thür, die zu seiner Wohnung führte, stehen und betrachtete mit einer vollkommen unberechtigten Aufmerksamkeit das Messingchild, das seinen Namen trug: Georg von Lügen. Während er das Schild anhauchte und gedankenlos

mit seinem waschledernen Handschuh polirte, überlegte er sich, ob es nicht das Geheißteste sei, wenn er sogleich seinen Freund, den Justizrath Felix Quintus aufsuchte, um mit dem zu berathen, was er nun zu thun habe. Er sah nach der Uhr. Es war wenige Minuten vor Vier. Nun öffnete er mit dem Drücker die Thür zu seiner Wohnung und trat ein; denn er hatte sich gesagt, daß es eine Thorheit sei, um diese Stunde den Justizrath aufzusuchen, den er entweder noch nicht zu Hause finden würde oder im festen Schlafe.

Und schließlich, welchen Rath konnte ihm der Justizrath geben? Er allein kannte ja die Wahrheit seiner Lage und er war alt genug, um zu wissen, was er nun noch zu thun habe.

Als er in sein Zimmer trat, sprang eine große Ulmer Dogge vom Sopha herab und ihm entgegen. Der Hund fühlte sich offenbar schuldberührt und schien auf eine gelinde Züchtigung vorbereitet zu sein. Mit eingeklemmtem Schwänze drängte er sich hart an die Beine seines Herrn und sah mit seinen schönen treuen Augen bittend und fragend zu Georg auf. Als Georg ihm freundlich über den Kopf strich und ihn klopfte, sprang das große Thier in gewaltigen Säßen, rührende Laute der Freude ausstoßend und den Schweif in mächtigen Schwingungen schlagend, um ihn herum.

„Ruhig, Pluto!“ rief Georg dem Hunde zu.

In dem mittelgroßen, behaglich eingerichteten Zimmer sah es ordentlich aus. Der Bursche hatte auf die Ecke des Tisches, auf dem eine Schale für Visitenkarten und andere Kleinigkeiten standen, wie jeden Abend so auch gestern Leuchter und Zündhölzer gestellt. Daneben lag nun ein großer verschlossener Umschlag. Georg erkannte an der Aufschrift die Hand seines Oheims und Vorgesetzten, des Commandeurs der Cavallerie-Brigade. Der Brief mußte in einer späten Abendstunde überbracht worden sein, denn erst nach neun Uhr hatte Georg seine Wohnung verlassen. Georg trat an das Fenster, öffnete den Brief und las ihn. Der Inhalt, der ihn noch vor wenigen Stunden hochbeglückt haben würde, stimmte ihn jetzt sehr wehmüthig. Der General theilte seinem Neffen in herzlicher Weise mit, daß er zum großen Generalstab versetzt sei. Seit Jahren hatte Georg nichts Anderes gewünscht und sich lebhaft darum bemüht; nun war es für ihn werthlos geworden, werthlos wie alles Andere. Er legte den Brief sehr behutsam auf den Tisch. Darauf knöpfte er seinen hellblauen Ueberrock auf, lockerte die Halsbinde, setzte sich auf den Lehnstuhl und streckte die Beine von sich. Pluto lagerte sich neben ihm. Unausgeseht blickte Georg vor sich auf einen bestimmten Punkt im Teppich, immer wieder tauchte die Frage auf: „Was nun?“ Dazwischen schoben sich allerhand Erinnerungen an einige verhängnißvolle Unglücksfälle der Nacht. Dreimal hinter einander mit der Sieben und zweimal mit Schlag Acht verlieren — es war noch nicht dagewesen! Aber das half nun nichts, es war geschehen, er war vollkommen ruiniert, und was nun?

Wohl eine halbe Stunde mochte er so grübelnd dageessen haben, als er sich plötzlich mit einem schweren Entschluß erhob und an den kleinen Schreibtisch trat, der in der Nähe des Fensters stand. Er nahm ein Blatt Papier und einen Bleistift, holte sein kleines Portefeuille aus der Hüfttasche und mit tieferm Gesicht schrieb er, nachdem er darin geblättert hatte, einige Zahlen auf. Es half alles nichts — er hatte eine Spielschuld von 180,000 Mark sofort zu reguliren! Gerade so viel mochte sein Vermögen noch betragen.

Schon vor zwei Jahren hatte er sehr erhebliche Verluste erlitten; damals hatte er seinem Onkel das Versprechen gegeben, nicht mehr zu spielen; er hatte sich auch über ein Jahr tapfer gehalten, aber allmählich war er wieder schwach geworden und hatte seit einigen Monaten wieder mit wechselndem Glück und in kleineren Beträgen gespielt. Diese Nacht war für ihn verhängnißvoll geworden. Er suchte sich zwar mit allerlei Kleinigkeiten einigermaßen zu entschuldigen, aber wenn er auch alle möglichen guten Gründe für sich anführte, an der Thatsache, daß in den letzten sechs Stunden eine vollständige Veränderung seiner Lage eingetreten war, vermochte er nichts zu ändern. Alle möglichen Gedanken und Combinationen wälzten sich in seinem Kopf. Das schließliche Ergebnis blieb immer dasselbe: es ist nicht möglich, den Schaden wieder gut zu machen und das bisherige Leben weiter zu führen. Mit einem gewaltigen Entschluß mußte er mit Allem brechen, was bis zu dieser Stunde die Bedingungen seines Daseins gebildet hatte. Er mußte fort von hier, von seiner Familie, von seinen Kameraden und Freunden, er mußte in einer neuen Welt ein neues Leben beginnen.

Das war ihm, während er auf dem Sessel brütend vor sich hingestarrt hatte, zur unabweißlichen Gewißheit geworden, und er machte sich nun entschlossen an's Werk. Nachdem er sich durch die Aufstellung seiner Activa und Passiva, soweit er dazu im Stande war, überzeugt hatte, daß er voraussichtlich seine Gläubiger auf Heller und Pfennig werde befriedigen können, und daß noch ein paar tausend Mark übrig bleiben würden, schrieb er mit brennender Stirn und gerötheten Augen die folgenden Zeilen an den Generalleutnant von Deggendorf-Lützen:

„Verehrtester Onkel!

Mit diesen Zeilen werde ich Dir schweren Kummer bereiten, und das ist es, was mich in diesem ersten Augenblick auf das tiefste bewegt. Ich will keine Entschuldigungen suchen, ich will Dir ganz nüchtern nur das Thatsächliche mittheilen. Ich habe trotz meiner Versprechungen einen Rückfall in meinen Leichtsinne gehabt. Ich habe gespielt, habe hoch gespielt und unglücklich gespielt. Ich will keine mildernden Umstände anführen. Meine Situation ist eine so aussichtslose, daß ich den sehr schweren Entschluß habe fassen müssen, mich von Allem gewaltsam loszureißen, was mich hier fesselt. Ich hoffe, daß mir die harte Schule in der neuen Welt, die ich aufsuche, gut bekommen

wird, und ich verspreche Dir, daß ich unserem Namen keine Schande machen werde. Die Regulirung meiner finanziellen Angelegenheiten habe ich Herrn Justizrath Felix Quintus übertragen. Ich hinterlasse keine Schulden, und Du wirst nichts von mir hören, was Dir die Schamröthe auf die Stirn treiben könnte. Ich füge diesem Briefe zwei Schreiben bei: in dem einen bitte ich Dich, mir auf längere Zeit Urlaub zu bewilligen, in dem andern bitte ich um meinen Abschied aus der Armee. Während meines Urlaubes wird die Entscheidung über meinen Abschied ohne Ueberhastung getroffen werden können. Ich werde Dir schreiben, sobald ich mich irgendwo niedergelassen haben werde. Denke ohne Groll an!

Deinen Dich aufrichtig liebenden und verehrenden Nessen
Georg."

In einem zweiten Briefe an den Justizrath Quintus theilte Georg das Ergebniß seiner Vermögensfeststellung, seine Activa und Passiva mit. Er bat den lieben Freund, die finanzielle Regelung vorzunehmen. Es war im Grunde ein ziemlich einfaches Geschäft. Georg hatte außer der Spielschuld nur geringfügige Kleinigkeiten zu bezahlen, und sein Vermögen war leicht flüssig zu machen. Zweitausend Mark nahm er an sich; es mußte ihm noch immer eine kleine Summe bei der schließlichen Abrechnung zu gute kommen. Im Nothfall sollte Quintus auch sein Mobiliar und einige mehr oder minder werthvolle Kunstgegenstände, die sich bei ihm angesammelt hatten, verkaufen; wäre das aber nicht erforderlich, so sollten seine Habeligkeiten seinem Onkel in Gewahrsam gegeben werden. „Sie besitzen das vollste Verständniß für meine Lage, liebster Justizrath," schloß Georg seinen Brief, „und ich weiß, daß ich mich auf Ihre Freundschaft verlassen kann. Ich hoffe, Ihnen dafür meinen Dank noch einmal mündlich abtatten zu können. Sagen Sie unsern gemeinsamen Freunden in meinem Namen herzlich Lebewohl und vergessen Sie nicht die niebliche Frau Kathi in der Hildebrandstraße. Ich gedenke mit wirklicher Rührung an die gemüthlichen Abende, die wir dort verbracht haben, und es wird mir wirklich schwer, von hier fortzugehen, ohne der reizenden Frau noch einmal die Hand gedrückt zu haben. Ihren Brief, in dem Sie mir über die geschäftliche Abwicklung das Nähere berichten wollen, schicken Sie nach der Postoffice New-York; ich werde da von Zeit zu Zeit nachfragen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn in diesem Briefe eine Mittheilung enthalten wäre, die Ihre Freunde, zu denen ich mich ja rechnen darf, seit einigen Wochen mit einer gewissen Spannung erwarten: daß Sie nämlich gesonnen sind, sich in den heiligen Stand der Ehe zu begeben. Meiner Glückwünsche dürften Sie im Voraus versichert sein; denn die reizende kleine Frau hat mir mit jedem Tage besser gefallen. Und nun nochmals tausend Dank!

In herzlichster Zuneigung

der Ihrige
Georg."

Nachdem Georg seine Briefe geschlossen und adressirt hatte, begann er mit der großen Arbeit des Aufräumens. Er entnahm den verschiedenen Schubladen seines Schreibtisches Stöße von Papieren, die er mit wechselnden Gefühlen durchmusterte. Er sonderte zunächst eine große Anzahl von Briefen aus, die ihm als persönliche Erinnerungen von Werth zu sein schienen. Bei der zweiten Sichtung verminderte sich die Zahl seiner Jugendreliquien immer mehr, und schließlich machte er kurzen Proceß und warf nahezu alle Briefe, die ihn an reizende Verbindungen und unvergeßliche Stunden gemahnten, in das Kaminfeuer, das er angezündet hatte. Manchmal glitt ein wehmüthiges Lächeln über sein Gesicht, und er vertiefte sich verhältnißmäßig lange Zeit in die Lectüre, aber mit einem Seufzer riß er sich los, um auch dieses ihm so liebe Blatt von einst geliebter Hand schonungslos dem Flammertode zu opfern. Nur einige ältere Familienbriefe, namentlich die Briefe seiner verstorbenen Eltern, legte er sorgsam bei Seite, glättete sie und schob sie in ein großes Couvert, das er versiegelte.

Gegen sechs Uhr trat sein Diener in das Zimmer. Fritz überfah mit einem flüchtigen Blick, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war, daß etwas Ungewöhnliches noch geschehen sollte.

„Machen Sie mir Kaffee,“ sagte Georg. „Aber beeilen Sie sich, ich brauche Sie. Ich verreise auf längere Zeit. Packen Sie alles, was an brauchbaren Civilanzügen, an Wäsche und so weiter vorhanden ist, zusammen.“

Fritz war zu wohlgeschult, um sich eine Frage zu erlauben. Er gehorchte stumm und mit ernstster Miene dem Befehle seines Herrn. Gegen sieben Uhr meldete Fritz, daß die beiden großen Koffer gepackt seien, und daß er die Abfahrtszeit des Zuges nach Bremen ermittelt habe. Um acht Uhr verließ der Courierzug Berlin.

„Dann habe ich also gerade noch Zeit, mich umzukleiden und auf den Bahnhof zu fahren,“ sagte Georg.

Und nun war der entscheidende Augenblick da. Der Wagen hielt vor der Thür, die beiden Koffer waren schon von Fritz heruntergebracht. Georg hatte seinen Reisemantel umgehängt und einen kleinen runden Hut aufgesetzt, er hielt die Tasche mit den wenigen Kleinigkeiten, von denen er sich nicht trennen mochte, in der Hand und ging noch einmal langsam spähend, mit ernststen, beinahe finstern Mienen durch die kleine Wohnung.

Pluto folgte ihm in bedächtigen Schritten auf den Fersen. Es war, als ob auch das schöne Thier ahnte, daß sich etwas Außerordentliches vorbereite. Der Hund wich seinem Herrn nicht von der Seite, stieß ihn von Zeit zu Zeit mit der Schnauze an und versuchte, den großen Kopf zwischen Arm und Hüfte durchzuzwängen. Georg ließ sich noch einmal auf den Stuhl, der der Thür am nächsten stand, nieder, wie erschöpft. Pluto setzte sich ihm gerade gegenüber und sah ihn mit unendlich schwermüthigen Blicken an.

„Du mußt hier bleiben, alter Kerl,“ sagte Georg, indem er sich vor-

beugte und mit der Handfläche die breite Stirn des Thieres klopfte. „Es hilft nichts, mein alter Pluto.“

Der Hund verstand seinen Herrn ganz gut. Er setzte mit dem gewaltigen Schweif langsam den Teppich und sah noch trauriger zu ihm auf. Er blieb auch ruhig sitzen, als Georg sich schnell erhob und das Zimmer verließ. Pluto wandte den Kopf und blickte unverwandt nach der Thür, die eben in's Schloß gefallen war. Und in dieser resignirt wartenden Haltung verharrte er.

Fritz wollte auf den Boß steigen, aber Georg nöthigte ihn, sich ihm gegenüber in den Wagen zu setzen.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Während die Droschke dem Bahnhof zuzuhr, theilte Georg seinem erstaunten Diener mit, daß er sich von ihm trennen müsse. Er habe ihm ein gutes Zeugniß, das er im Kasten seines Schreibtiſches finden werde, ausgestellt. Der Justizrath Quintus sei beauftragt, ihm für die nächsten drei Monate das Gehalt auszusahlen; bis dahin werde er ohne Zweifel eine andere Stelle gefunden haben. Der ehrliche Pommer wurde durch diese unerwartete Mittheilung sichtlich gerührt; aber er wagte keine Frage und sagte kein Wort weiter als: „Zu Befehl, Herr Lieutenant“; und er wiederholte diese Worte jedesmal, wenn Georg eine Pause machte.

„Den Pluto bringen Sie mit meiner Karte,“ sagte Georg langsam, während er seinem Portefeuille eine Karte entnahm und in die rechte Ecke p. p. c. schrieb, „zu Frau Kathi Beyer in der Hilbebrandstraße. Sie kennt das gute Thier und hatte mich gebeten, ihr gelegentlich einen ähnlichen Hund zu besorgen. Da wird er's gut haben. — Vielleicht finden Sie da auch ein Unterkommen.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Und schließlich besorgen Sie noch im Laufe des Vormittags die beiden Briefe an meinen Onkel und an den Justizrath Quintus, beide sind eilig.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

Der Fahrſchein war gelöst, das Gepäck war besorgt, und nachdem sich Georg in einer Ecke des Waggons seinen Platz zurecht gemacht hatte, wurde die Thür vom Schaffner geschlossen. Georg kreuzte die Arme in der schmalen Fensteröffnung und nickte seinem Diener mit ungewohnter Gemüthlichkeit zu.

„Also Sie besorgen alles?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Und vergessen Sie mich nicht!“

Fritz stand in stramm militairischer Haltung da und rührte kein Glied, aber seine Augen wurden feucht, und er wiederholte:

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Fritz machte rechtsum Kehrt und blickte demselben lange Zeit nach. Dann kehrte er langsam nach der Baruther Straße zurück.

*

*

*

Der bequem und schön eingerichtete Dampfer des Norddeutschen Lloyd war seit achtundvierzig Stunden auf hoher See. Das Wetter war herrlich, die See spiegelglatt und das Deck überfüllt. Die Passagiere der ersten Kajüte kannten sich unter einander schon oberflächlich, es hatten sich auch schon kleinere vertrautere Gesellschaften gebildet, und zwischen Allen herrschte die größte Zuverlässigkeit, jenes liebenswürdige Bestreben, sich gegenseitig gefällig zu sein, das die Seereise so überaus angenehm macht.

Der breitschultrige Kapitän mit dem blonden Vollbart und den hellblauen Augen besaß in hohem Maße die weltmännische Kunst, der ihm anvertrauten Gesellschaft das Leben angenehm zu machen. Er vermittelte in ungezwungener Weise Bekanntschaften, ließ die aus den Stewards der zweiten Kajüte gebildete Schiffskapelle im hellen Sonnenschein lustige Tänze aufspielen, und es wurde zuerst zaghaft, aber bald recht flott auf dem Deck getanzt.

Der Kapitän schien den hochgewachsenen, jungen, blonden Lieutenant besonders in sein Herz geschlossen zu haben; er hatte ihm bei Tisch den Ehrenplatz neben sich anweisen lassen und unterhielt sich mit ihm eingehender als mit allen Anderen. Durch den Kapitän wurde Georg auch seinen Tischnachbarn vorgestellt, einer amerikanischen Familie aus dem Westen: Mr. Augustus W. Jefferson, dessen Frau und Tochter.

Augustus W. Jefferson hatte in den Minen von Colorado viel Geld verdient. Er war einer der sogenannten „prominenten“ Männer von Denver. Er war kaum mittelgroß, ziemlich hager, mit einem klugen thatkräftigen, aber ziemlich langweiligen Gesicht. Er trug den vollen Backen- und Kinnbart, die Oberlippe war rasirt. Er sah aus wie ein Mann, der schnell gealtert ist, sehr viel gearbeitet und sich verhältnißmäßig wenig amüßirt hat, nicht böse, aber hart. Gegen seine Frau war er von rührender Aufmerksamkeit.

Mrs. Jefferson war eine stattliche Dame, etwas größer als ihr Mann, rundlich, mit einer leichten Hinnneigung zur Corpulenz, mit weichen Zügen, gutmüthigen, ein bißchen schläfrigen Augen, wundervollen Zähnen und reizenden, vollen wohlgepflegten Händen. Ein beständiges, wohlmeinendes Lächeln umspielte den hübschen halbgeöffneten Mund. Sie sprach fast gar nicht, beeilte sich nie, aß mit ausgezeichnetem Appetit und that den lieben langen Tag nichts. Wenn sie langsam Toilette gemacht hatte, ließ sie sich von ihrem Manne auf Deck führen, streckte sich auf dem langen Schiffsstuhl aus, ließ sich mit verschiedenen Plaids warm einmummeln, las einen Roman, aus dem sie von Zeit zu Zeit halb schläfrig lächelnd aufblickte, schlummerte darüber endlich ein, ließ sich zu den Mahlzeiten in die Kajüte und nach den Mahlzeiten wieder auf Deck führen, streckte sich dann wieder aus, lächelte, schlummerte, war wohlwollend und überflüssig vom frühen Morgen bis zum späten Abend; und so einen Tag wie den andern; das Fleisch und Blut gewordene Phlegma, die berufsmäßige Trägheit, der voll-

ständigste, ebenso unnütze wie unschädliche Egoismus. Man sah es Mrs. Jefferson an, daß sie vor zwanzig Jahren bildschön gewesen sein mußte, wahrscheinlich noch schöner als ihre reizende Tochter Noëmi, die zwei Jahre lang in Dresden in einer guten Pension gewesen war, und die nun die Eltern abgeholt hatten, um sie in die Heimat zurückzubringen.

Noëmi war zwar keine Schönheit, aber ein wunderschönes Mädchen in der vollsten Frische der Jugend, mit großen blauen, vertrauenden Augen, und offenbar darauf angelegt, das Leben von der heitersten Seite zu nehmen und recht viel zu lachen. Es machte aber nicht den Eindruck, als ob ihr dazu im elterlichen Hause viel Gelegenheit geboten werden würde. Sie hatte in Dresden natürlich feurige Freundschaften mit anderen jungen Mädchen für's Leben geschlossen, aber sie war doch glücklich, aus dem Pensionszwang befreit, nun noch dem herrlichen Amerika, das sie über Alles liebte, zurückkehren zu dürfen.

Es war kein Wunder, daß ihr Georg von allen Passagieren bei Weitem am besten gefiel. Er hatte unstreitig das gefälligste Aeußere, er war der beste Tänzer und ein vollkommener Cavalier. Schon beim ersten Lunch hatte er angefangen, ihr ein klein wenig den Hof zu machen, und da Noëmi ganz damit einverstanden war und die Eltern das kindliche Vergnügen nicht weiter störten, fuhr er fort, Noëmi unausgesetzt merken zu lassen, daß er in ihrer Gesellschaft sich besonders wohl fühle. Es war ihm auch ganz recht, sich jetzt mit dem liebenswürdigen und schönen jungen Mädchen, das ihm bisher eine völlig Fremde gewesen war, viel zu beschäftigen. Er wurde dadurch abgelenkt von manchen unerfreulichen Betrachtungen und Grübeleien, denen er freilich doch nicht ganz entgehen konnte. Abends wenn er in die enge Kajüte stieg und in das schmale Bett sich einsperchte, — dann dachte er doch an mancherlei, was ihn nicht gerade heiter stimmte. Dann machte er sich doch ungefähr klar, wie viel er jetzt hatte aufgeben müssen und wie wenig er von der Zukunft zu erwarten hatte. Aber er war so jung, daß der Ernst und die Traurigkeit seines Schicksals doch nur vorübergehend seine Stimmung beherrschten und das Unerfreuliche immer bald wieder verschleucht wurde durch ein freudiges Gedenden an die angenehmen Stunden, die er im Laufe des Tages in der Gesellschaft des anmuthigen, lebensfrohen, jungen Mädchens verbracht hatte. Und wenn er vor seines Geistes Auge das strenge und betrübte Antlitz seines Oheims auftauchen sah, so erschien auch zugleich im Hintergrunde eine jugendfrische Blondine mit rosigem Kinn und reizenden Grübchen, und er freute sich auf den anderen Morgen, der ihm wiederum das Vergnügen bereiten würde, mit Noëmi zusammen zu sein.

Und die Reise selbst war ja ganz dazu angethan, einen dicken Strich unter das soeben abgeschlossene Capitel seines jungen Lebens zu ziehen. Der Zusammenhang mit Allem, was bisher zu ihm gehört hatte, war auf einmal gewaltfam gelöst. Es war ihm jede Möglichkeit genommen, denen, die sich für ihn interessirten, und an denen er irgend ein Interesse hatte, Nachrichten

von sich zu geben oder von diesen Nachrichten zu erhalten. Er wußte, daß er keinen Brief, keine Einladung, nicht nur während der zehntägigen Ueberfahrt, sondern auf Monate hinaus empfangen würde. Und in der Regelmäßigkeit, der Einförmigkeit und den gänzlich neuen Bedingungen des Lebens an Bord schien es ihm, als ob der letzte Clubabend, der für ihn verhängnißvoll hatte werden sollen, schon in ferner Vergangenheit hinter ihm liege.

Aber unerreichbar weit lag auch die Zukunft vor ihm. Vergeblich bemühte er sich in den Stunden des Alleinseins seinen Blick darauf zu richten. Eine verschwommene Wirniß starrte ihm entgegen. Er war vollkommen rathlos.

Inzwischen schwamm das Schiff seinem Ziele näher und näher. Am siebenten Tage der Reise war leichter Sturm; das Schiff machte ungeheurere Schwanckungen, viele Passagiere wurden seetrank. Mrs. und Miss Jefferson blieben in der Kajüte, und nur wenige der seetüchtigen Männer hatten sich auf Deck gewagt und erfreuten sich des großartigen Naturschauspieles. Der Kapitän und die Offiziere hatten vollauf zu thun. In den Nachmittagsstunden wurde die See so grob, daß beständig große Spritzwellen über Bord bis zur Höhe der Schornsteine aufschlugen, und der Aufenthalt auf Deck für die Passagiere nicht mehr rathsam war. Selbst der Rauchsalon, der sonst immer dicht besetzt war, war heute fast ganz verödet.

An dem kleinen runden Tisch nahe dem Eingang saßen Augustus W. Jefferson und Georg von Lützen. Sie hatten schon lange geplaudert, von allen möglichen mehr oder minder gleichgültigen Dingen. Plötzlich nahm das Gesicht Georgs, das bisher immer nur lebensfroh und frohsinnig gewesen war, einen merkwürdig ernsten, fast düstern Ausdruck an, und ohne nach einem Uebergang zu suchen, sagte er mit veränderter Stimme:

„Mein lieber Mr. Jefferson, Sie sind ein erfahrener Mann, Sie kennen die amerikanischen Verhältnisse genau, vielleicht können Sie mir einen Rath geben.“

Jefferson sah ihn mit seinen müden, großen Augen ruhig an und schwieg.

„Ich bin bis jetzt Offizier gewesen,“ fuhr Georg fort. „Ich habe gespielt, verloren, habe mein Zelt abgebrochen und gehe nun nach der Neuen Welt, um mir ein neues Leben zu begründen. Ich habe wenig Geld aber viel Muth.“

„Haben Sie? — Gut! Wenn Sie arbeiten wollen und arbeiten können, dann werden Sie es bei uns zu etwas bringen.“

„Das hoffe ich. Ich möchte nur wissen, wo ich ansetzen soll.“

„Ueberall, wo sich die Gelegenheit bietet. Das kann ich Ihnen hier natürlich nicht sagen, das müssen Sie selbst drüben sehen. Sie sind gewiß wie alle Leute Ihres Landes und Ihres Standes ein wenig verwöhnt. Wenn Sie ein bequemes Leben unter den Bedingungen der Civilisation weiter-

führen wollen, so werden Sie wohl im Osten bleiben müssen; da finden Sie in New-York oder sonst einer großen Stadt sicherlich bald eine Stellung, die ihren Mann ernährt, zum Beispiel als Kellner . . .“

Georg sah ihn groß an. Aber Mr. Jefferson schien es kaum zu bemerken und fuhr fort:

„Oder als Conducateur bei der Pferdebahn und dergleichen, — bescheidene, aber sichere Stellungen. Vielleicht können Sie auch in ein kaufmännisches Bureau eintreten, und wenn Sie Talent zum Handel haben, werden Sie es da weit bringen können; aber Sie sehen mir nicht danach aus. Und es wäre auch schade, wenn ein Mann von Ihrem Schlage im Bureau verkrümmerte. Sie sind sehr gut gebaut, Sie scheinen stark zu sein. Sind Sie ein guter Reiter?“

„O ja; ich war Cavallerieoffizier.“

„Sie schießen wohl auch gut?“

„O ja.“

„Nun dann rathe ich Ihnen: versuchen Sie es erst gar nicht mit dem Schlaraffenleben im Osten, gehen Sie gleich nach dem Westen weiter! Da finden Sie sicher bald, was Sie brauchen. Sie scheuen doch die Arbeit mit der Hand nicht? — Sie halten es doch nicht für unter Ihrer Würde, als Eisenbahnarbeiter Sand zu karren oder Steine zu klopfen? Das wird bei uns noch gut bezahlt, und Sie haben nur wenig Ausgaben. Sie können ja auch in die Minen gehen, und wenn Sie sich erst ein bißchen eingearbeitet haben, werden Sie vielleicht Talente in sich entdecken, von denen Sie noch gar keine Vorstellung haben. Vielleicht sind Sie ein geschickter Prospector. Man braucht nicht Mineralogie studirt zu haben, um Gold zu finden. Und wenn Sie gut schießen und reiten können können, können Sie sich ja auch als Jäger oder als Hirt eine Stellung machen. Sie brauchen eben nur zu wollen, dann wird's schon gehen. Sie sind in den besten Jahren . . . Wie alt sind Sie denn?“

„Siebenundzwanzig Jahre.“

„Sie sind gesund, wenn Sie die Anstrengungen nicht scheuen, wird es Ihnen schon gut gehen. Bei uns in Colorado, in Neu-Mexiko und Arizona und da oben in Oregon, Montana und Dakota ist noch für Tausende und Abertausende Platz, und Tausende und Abertausende können da noch zu reichen Männern werden. Aber die Hauptsache ist: strenge, unverdrossene Arbeit, Verzicht auf alle Bequemlichkeiten und Freuden Ihren bisherigen Daseins, Selbstvertrauen und Selbstthätigkeit. Helfen kann Ihnen kein Anderer, helfen können Sie sich nur allein. Und wenn Sie Ihr Weg einmal nach Denver führt, so kommen Sie zu mir und erzählen Sie mir, wie es Ihnen gegangen ist, und wenn Sie sich als tüchtiger Mann bewährt haben, dann können wir vielleicht auch einmal zusammen arbeiten — wer weiß! —“

Augustus W. Jefferson schwieg. Georg nickte langsam mit dem Kopf und sagte nach einer ziemlich langen Pause:

„So ungefähr hatte ich es mir auch gedacht.“

Er war gerade so klug, wie er gewesen war. Nichts von alledem, was Jefferson ihm gesagt hatte, war ihm besonders verlockend erschienen. Nur Eines hatte Eindruck auf ihn gemacht: der Rath, nach dem Westen zu gehen; denn bisher hatte er immer nur an die Möglichkeit, sich in New-York eine Stellung zu begründen, gedacht. Aber dem Sohne des Landwirthes, der seine Jugend selbst auf dem Lande zugebracht und ein angeborenes Verständniß für die Natur hatte, erschien es jedenfalls reizvoller, unter freiem Himmel als Jäger oder Hirt seine Zukunft zu suchen als in dem dunkeln Bureau der großen Handelsstadt. Die ernste gedrückte Stimmung wollte ihn im Laufe des Tages nicht mehr verlassen, und er war sehr niedergeschlagen, als er am Abend seine Kajüte aufsuchte. Er blieb lange wach in seinem schmalen Bett, und während der Wind durch das Takelwerk pfiß und die Wellen dröhnend an die Lutsenfenster klatschten, dachte er mit schwerem Herzen an alle die Daheimgebliebenen, und mit besonderer Rührung an seinen Oheim, an Pluto und den biebern Pommer. Und diesmal wurde das trübe und graue Bild seiner Phantasie nicht durch die lichte Gestalt der freundlichen Noëmi aufgeheilt. Sein Schlaf war schwer und traumlos.

Dem Sturme war ein herrlicher Sonnentag gefolgt. Das helle Licht lockte die Passagiere, die zum großen Theil seit mehr als vierundzwanzig Stunden ihre dumpfe Kajüte nicht hatten verlassen können, auf das freundliche Deck, auf dem Alles wie im Festschmuck blühte und glänzte. Man sah ganz neue Erscheinungen wieder auftauchen, die seit dem ersten Tage wie verschwunden gewesen waren. Vom Zwischendeck her hörte man lautes übermüthiges Lachen, das Kräzen der Fiedel und die schnarrenden Töne der Ziehharmonika. Die Auswanderer sangen Volkslieder und tanzten. Alles machte den Eindruck des Heitern und Frohen. Und doch schienen Einige von einer gewissen weichen Regung beherrscht zu sein. Es hatten sich während der Ueberfahrt verschiedene Gruppen gebildet und zwischen Einzelnen derselben recht angenehme Beziehungen geknüpft; und nun sollte die Fahrt ihr Ende bald erreichen, und diejenigen, die sich sympathisch einander genähert hatten, sollten nun wieder auseinandergesprengt und in alle Winde zerstreut werden.

Das Deck der ersten Kajüte war übertoll. Duzende von linnenbespannten Streckstühlen standen da herum, und die „Deckläufer“, eine ganz besondere Art von Reisenden, die es für ihre Pflicht halten, täglich ein paar Stunden wie von Surien geheßt auf dem Deck schnellen Schrittes hin- und herzurennen, hatten Mühe, sich durch die schmale Gasse, die durch die Bequemeren und weniger Bewegungsbedürftigen noch mehr verrammelt wurde, Bahn zu brechen.

Mrs. Jefferson lag wie gewöhnlich auf dem Stuhle, sie hatte ein Buch in der Hand, in dem sie sehr wenig las, und lächelte milde. Augustus W. Jefferson unterhielt sich mit einem Minenbesitzer über Silberwährung, und Georg hatte sich neben Noëmi gestellt. Sie stützten sich auf das Ge-

länder des Seitenbordes, blickten auf den schäumigen Gisch, der an den Planken aufgetrieben wurde und auf die ungeheure ruhige, in den herrlichsten Farben glänzende Wasserfläche und erzählten sich allerlei.

„Ja,“ sagte Georg lächelnd. „Es ist wirklich merkwürdig, wie sich auf dieser großen weiten Welt alles zusammenschiebt. Natürlich kenne ich Frau Kathi Beyer, und sogar sehr gut. Aber wie kommen Sie, Fräulein Noëmi dazu, Interesse an der jungen Frau zu nehmen?“

„Das ist sehr einfach,“ entgegnete Noëmi. „Die Familie White in San Francisco ist seit langen Jahren mit der unsrigen innig befreundet. Die älteste Tochter Ellen hat Herrn Wilhelm Beyer in San Francisco geheirathet, und mit der jüngeren, Bella, die etwa ein Jahr älter ist als ich, bin ich in Dresden in derselben Pension gewesen. Wir haben uns regelmäßig geschrieben, und sie hat mir in ihren Briefen viel von Herrn Klaus Beyer vorgeschwärmt und hat mir gesagt, daß die Ehe keine glückliche gewesen, und daß Herr Klaus Beyer wieder zu seinen Wilden nach Sumatra zurückgekehrt sei. Jedes Wort in Bellas Brief verrieth deutlich eine ganz ungewöhnliche warme Theilnahme für Herrn Klaus Beyer und deshalb können Sie sich doch denken, daß es mich interessirt, etwas Näheres über die Frau zu erfahren, die den von Bella so aufrichtig verehrten Mann unglücklich gemacht hat. Sie ist wohl eine böse Frau?“

„Ganz und gar nicht. Im Gegentheil, eine herzensgute, lebenswürdige, muntre, reizende Frau. Ich kenne Herrn Klaus Beyer nicht, aber er muß es jedenfalls merkwürdig ungeschickt angefangen haben, wenn er mit dieser allerliebsten Dame nicht hat glücklich werden können. Sie ist bildhübsch, immer lustig, vollkommen anspruchlos, und ich kann sagen, daß die Stunden, die ich in dem gemüthlichen Salon in der Hildebrandstraße bei Frau Kathi Beyer verbracht habe, mit zu den angenehmsten meines Berliner Aufenthaltes gehören. Sie ist eine Fremde in Berlin und hat auch wenig Anschluß an die dortige Gesellschaft gefunden, aber sie erfreut sich des allerbesten Rufes, und das ist für eine junge alleinstehende Frau, der natürlich Jedermann den Hof macht, nicht ganz leicht.“

„Haben Sie ihr auch den Hof gemacht?“ fragte Noëmi, ohne Georg anzusehen.

„Eigentlich nicht. Der zufällige Umstand, daß derjenige, der mich Frau Beyer vorgestellt, selbst eine tiefere Neigung für die junge und anmuthige Frau zu empfinden scheint, hat mich davon abgehalten. Es ist mein Freund Felix Quintus, wohlbestallter Justizrath in Berlin, der die Scheidungsangelegenheit geleitet und bei den Auseinandersetzungen Frau Beyer näher kennen und schätzen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. In den letzten Wochen war gerade in unseren Kreisen das Gerücht verbreitet, daß Justizrath Quintus sich demnächst mit Frau Beyer verloben werde.“

„So?“ entgegnete Noëmi, „Alles das werde ich in meinem nächsten Briefe Bella mittheilen; es wird sie sicherlich in hohem Maße interessiren. Und

wenn Sie Ihr Weg nach San Francisco führt, so sollten Sie es nicht ver-
säumen, Miß Bella White aufzusuchen . . .“

„Wenn Sie mich durch eine Zeile von Ihrer Hand, durch einen freund-
lichen Gruß, den ich überbringen könnte, dazu in den Stand setzen wollten,
so würde ich's mit großem Vergnügen thun. Es ist sogar sehr wahrschein-
lich, daß es bald wird geschehen können, denn ich habe die Absicht, gleich
nach dem Westen aufzubrechen. Ihr Herr Vater hat mir Lust dazu gemacht.“

„Nun, es braucht ja nicht gleich der fernste Westen zu sein. Bei uns
in Colorado ist es ja auch sehr hübsch.“

„Ich glaube es Ihnen gern, liebes Fräulein. Ich lasse den Zufall ent-
scheiden, wohin er mich verschlagen mag. Einstweilen will ich mich in Ihrem
Lande, dessen Schönheit mir von allen Kundigen so hoch gerühmt wird, ein
wenig umthun und sehen, ob ich mich irgendwo und irgendwie nützlich machen
kann. Führt mich mein Weg in Ihre Nähe, so seien Sie versichert, daß
ich es nicht versäumen werde, Sie aufzusuchen.“

„Ich werde mich sehr freuen,“ sagte Noëmi langsam, indem sie unaus-
gesetzt auf die gletschergrünen Schaummassen, die unter der leicht leichtbewegten
Wasserfläche neben dem Schiffe dahinzogen, hinabblickte.

Die Beiden schwiegen eine Weile. Dann sagte Georg, zunächst nur
um die Pause nicht allzusehr zu verlängern:

„Ja, so geht's! Man findet sich, man verliert sich aus den Augen;
man glaubt ein paar Tage, sich ganz nahe gerückt zu sein, und nach kurzer
Frist merkt man, wie unendlich fern man sich geblieben ist.“

„Wenn man sich ernsthaft sucht, sollte man sich schon wiederfinden können,
meine ich. Die Welt ist ja nicht so groß . . . Ich will ein paar Worte
für Bella White aufsetzen,“ sagte sie mit veränderter Stimme, „und sie Ihnen
für alle Fälle mitgeben.“ Und mit einer leichten Kopfbewegung wandte sie
sich ab und stieg die Treppe, die zu den Kajüten führt, hinunter.

Georg blieb noch lange ziemlich gedankenlos am Schiffsrande stehen
und blickte auf die gewaltige beruhigende Einförmigkeit des Meeres.

Beim Diner reichte Noëmi Georg ein kleines Briefchen mit der Auf-
schrift „Miß Bella White, Californiastreet, San Francisco.“

*

*

*

Der Abschied von der Familie Jefferson war kurz und herzlich gewesen.
Jeffersons hatten sich nur wenige Tage in New York aufgehalten und waren
nach Saint Louis gefahren, wo sie einige Wochen verweilen wollten, um
sich von dort nach Denver zu begeben. Georg war mit ihnen in demselben
Hotel abgestiegen, hatte ihre Vergnügungen getheilt, die für seine Verhält-
nisse nun kostspielige geworden waren, und war im Innern eigentlich ganz
froh, als er nun sich selbst überlassen, die Bedingungen seines Daseins ohne
Rücksicht auf Andere feststellen und seine Ausgaben allein bestimmen konnte.
Gleichzeitig mit der Familie Jefferson verließ er das elegante Hotel Brunswick

und suchte in einer weniger vornehmen Gegend der ungeheuren Stadt ein Unterkommen. Als Soldat wußte er sehr gut, daß man sich unter Umständen mit wenigem behelfen kann; er hatte sich daher nur mit dem Nothwendigsten ausgerüstet und alle übrigen Sachen im Hotel in Gewahrsam zurückgelassen.

Der Zufall führte ihn in ein Wirthshaus, das in der Nähe des Hafens lag und von einer sehr bunten und abenteuerlichen Gesellschaft besucht war. In der verqualmten Wirthsstube des Erdgeschosses erregte das Erscheinen Georgs einiges Aufsehen. Die Eleganz seiner Kleidung, seine ganze Haltung und namentlich die wohlgepflegten Hände ließen in ihm sofort den Neuling erkennen, der erst im Begriff stand, in die Kreise, die hier heimisch waren, herabzusteigen. Der deutsche Wirth behandelte ihn denn auch mit einer gewissen Auszeichnung. Er setzte sich zu ihm und ließ sich mit ihm in ein längeres Gespräch ein. Nachdem er von Georg gehört, daß dieser die Absicht habe, nach dem Westen zu gehen, rieth er ihm dringend, den nördlichen Westen zu wählen; da werde jetzt die neue Bahn gebaut, da sei Arbeit die Hülle und Fülle, da könne man es leicht zu etwas bringen. Mehrere der Gäste, die er da am runden Tisch versammelt sehe, seien für den Bau in Dakota und Montana angeworben worden, und er könne gar nichts Gescheidteres thun, als sich diesen ehrenwerthen Männern anzuschließen.

Georg sagte nicht Ja und nicht Nein. Der Vorschlag erschien ihm gerade so annehmbar wie alles Andere. Ein paar Wochen konnte er es allerdings noch aushalten, aber bis dahin mußte er auf alle Fälle irgend eine lohnende Beschäftigung gefunden haben. Er setzte sich also zu den Arbeitern am runden Tisch, und eine Stunde darauf war er fest entschlossen, mit diesen gemeinsam Bildung und Gesittung in die noch uncultivirten Gegenden der nordwestlichen Wildniß zu tragen. Georg hatte es auch nicht zu bereuen. Seine fünf Genossen, drei Deutsche und zwei Schweden, waren freilich ein bißchen rohe, aber gutmüthige Menschen, die instinctiv die Ueberlegenheit Georgs herausfühlten, sich in der Gesellschaft des kräftigen, blonden, vornehmen jungen Mannes geschmeichelt fühlten, und ihm auf dem langen Wege allerlei kleine Gefälligkeiten gern erwieisen.

Sie hatten sich kurze Zeit in Chicago aufgehalten, waren dann nach Saint Paul in Minnesota hinausgegangen, und dort war ihnen vom Bureau der Nördlichen Pacificbahn die Arbeit angewiesen worden. Georg wurde auf seinen Wunsch nach dem westlich am weitesten vorgeschobenen Posten, in die Rocky Mountains geschickt.

Das Leben, das sich ihm da eröffnete, war hart und freudlos. Er mußte sich gehörig schinden und placken und verdiente damit gerade soviel, wie er brauchte, um sein Dasein zu fristen. Seine Kameraden waren meistens wüste, rohe Gesellen, mit denen er kaum mehr verkehrte als nöthig war, um nicht das Sprechen zu verlieren.

Der elegante Cavallerie-Lieutenant hatte sich in den wenigen Monaten völlig verändert. Außerlich vermochte ihn selbst ein geübtes Auge kaum noch von seiner Umgebung zu unterscheiden. Der breitkrämpige Strohhut hatte sein Gesicht doch nicht genügend beschattet; seine Hautfarbe war gerade so sonnengebräunt wie die aller anderen, seine Hände waren gerade so hartgearbeitet und seine Kleider gerade so abgerissen wie die seiner Kumpare. Er hatte den Vollbart wachsen lassen, er hielt sich nicht mehr so stramm, er hatte etwas vorzeitig Ermattetes. Er war nicht eigentlich unzufrieden mit seinem Loos, aber es war, als ob die rechte Lebensfroheit in ihm wie erkloschen sei; er blickte merkwürdig ernst mit seinen jungen Augen in die langweilige Welt. Aufstehen, sich schinden, um gerade genug zu verdienen, damit man sich weiter schinden könne, keine Freude, keine einzige! — es war nicht heiter; und so sollte es weiter gehen, einen Tag wie alle Tage. Es war, wenn man sich's recht überlegte, zum Verzweifeln. Und wie gut hatte er's gehabt, wie gut könnte er's jetzt noch haben, wie gut hätte er es haben können für alle Zeiten, wenn er nicht so dumm, so entsetzlich dumm gewesen wäre! Georg mußte über sich selbst lächeln. Zwei Worte ohne Ueberlegung, in einer Art dämonischen Leichtsinns hervorgestoßen, unwiderrüßlich, die beiden entscheidenden Worte „Va banque!“ die gleichzeitig mit den Rauchwolken der Cigarette von seinen Lippen gekommen waren, — sie hatten genügt, sie waren daran schuld, daß er hier in gottvergeßener Wildniß die Felsstücke absprengte und Sand karnte. Und seine jetzigen Gefährten, waren sie um einen Deut geschiedter, machten sie es nicht gerade so, wie er's gemacht hatte? Arbeiteten sie nicht mit verdoppelter Kraft, um nur ja recht früh in die Spielhölle zu kommen und da im Sandumdrehen zu verlieren, was sie im Schweiß ihres Angeichts erworben hatten und den Lohn für künftige Tage und Wochen zu verschmelzen? Konnte er es ihnen verdenken, wenn sie verdroffen bei der Arbeit und grob und roh in den Feierstunden waren? Und so sollte es weitergehen, immer weiter! — Das war das Einzige, was Georg wirklich erschreckte.

Zwei Monate hatte er nun hier gearbeitet. Er hatte sich so eingerichtet wie nur möglich; er war der seltenste Gast in den Spiel- und Schnapsspelunken, den einzigen Stätten der Cultur an der neuen Bahn. Er spielte nie und trank wenig, und er hatte es doch nicht weiter bringen können als ein paar Dollars bei Seite zu legen, und auch diese mußten bald für neue Anschaffungen daraufgehen. Da mußte er sich denn sagen, daß er auf diese Weise, wenn er immer Arbeit haben werde, nach zehn Jahren noch genau auf dem alten Fleck sein werde.

Eines Morgens schnürte er sein Bündel, packte sein Handwerkszeug auf die Schulter und zog eine Tagereise weiter westwärts nach der Stadt Helena, von deren lustigem Treiben er im Lager schon viel gehört hatte. Er wollte versuchen, sich als Minenarbeiter zu verdingen; vielleicht, daß es ihm da besser gehen würde. Seine Erwartungen wurden aber vollkommen getäuscht.

Vergeblich meldete er sich in den verschiedenen Bureaus, die die Arbeiten in den Minen nachzuweisen hatten; man vertröstete ihn auf einige Wochen, vor der Hand konnte man ihn nicht gebrauchen.

In einem elenden Wirthshause hatte er für verhältnißmäßig geringen Entgelt Unterschlupf und Kost gefunden. Der Wirth, wiederum ein biederer Deutscher, ein Rede aus Westphalen, unterhielt in den unteren Räumen seiner Bretterbude unter dem pompösen Titel „Opernhaus“ einen erbärmlichen Lingeltangel, der zugleich mit einer Spielhölle combinirt war. Seine geringen Ersparnisse vom Bahnbau her hatte Georg längst verausgabt. Er hatte auch das stark zusammengeschnitzene Capital, das er sich als Zehrpennig für die bitterste Noth unverfehrt hatte erhalten wollen, wiederum angreifen müssen. Er machte sich ernsthafte Vorwürfe, daß er so wählerisch gewesen war und die lohnende Beschäftigung an der Bahn übermüthig aufgegeben hatte. Bei größter Sparsamkeit konnte er es allerdings noch drei bis vier Wochen aushalten, aber was dann? Wenn er bis dahin keine Beschäftigung gefunden hatte — was dann?

Als die Noth am höchsten war, sollte ihm doch eine unerwartete Hülfe gewährt werden. In der Schenke, die in den späten Stunden von den Minenarbeitern und sonstigen Pionieren der Kultur gewöhnlich überfüllt war, war eines Abends wüthender Streit ausgebrochen. Ein Spieler hatte den Bankhalter des Betruges bezichtigt, und von den Verbalinjuriën war man sofort zur thatsächlichen Auseinandersetzung übergegangen. Der Gentleman, der sich in seinen Interessen geschädigt glaubte, hatte aus der Hüftentasche den Revolver gezogen und auf den Bankhalter gefeuert. Dieser war bei Seite gesprungen, und die Kugel war in den Rücken des unglücklichen Clavierpielers gedrungen, der sich durch den Lärm nicht hatte abhalten lassen, den Walzer aus der „Fledermaus“ vor dem kunstinnigen Auditorium vorzutragen. Schwer verwundet sank der Beklagenswerthe von seinem Stuhl. Der wüthende Revolver-Gentleman wurde überwältigt, geknebelt und in Sicherheit gebracht, der Clavierspieler in Pflege gegeben.

Alle Welt war sehr aufgeregt, besonders aber der westphälische Wirth, der in großer Verlegenheit war, einen Ersatz für seinen Clavierspieler zu finden. Denn wenn er nicht sofort einen Mann austreiben konnte, der im Stande war, den musikalischen Bedürfnissen der kunstliebenden Gesellschaft von Helena zu genügen, die Lieder der heiseren französischen Chansonettensängerin zu begleiten und dem Rigger zum Tanz aufzuspielen, so war es um seine Reputation geschehen, und er vermochte der schon ohnehin bedenklichen Concurrenz der benachbarten Concerthalle nicht mehr die Stirn zu bieten.

Georg war ein mäßig begabter musikalischer Dilettant. Er hatte früher öfter, wenn gerade kein Besserer zur Stelle war, zum Tanz aufgespielt, aber nie daran gedacht, daß er mit diesem bescheidenen Talente einst sein Brod verdienen können. Er fragte den Westphalen, ob er mit ihm

sein Heil versuchen wolle, und der Wirth war froh, einen Erbsmann für den Schwerverwundeten zu finden.

Die Stellung war nicht gerade bedeutend, aber sie war eben besser als nichts. Er hatte freien Verzehr und einen Dollar täglich. Mit dem freiem Verzehr war es aber eine eigene Sache. Die Stammgäste tranken ihm beständig zu, und wenn sich Georg beim Morgengrauen auf die harte Matratze warf, war ihm der Kopf wüth und schwer, und er sagte sich jedesmal, daß er viel mehr getrunken hatte, als ihm dienlich war. Aber er paulte unverbrossen auf die Tasten, der Nigger tanzte und die geschminkte vierzigjährige Französin sang ihre schlüpfrigen und sentimentalen Lieder dazu, und alle Welt war zufrieden, besonders der Wirth aus Westphalen, der Georg völlig in sein Herz geschlossen hatte.

Eines Abends kam eine sehr auffällige Erscheinung in dies eigenthümliche Opernhaus, ein übermäßig langer, unheimlich hagerer, knochiger Mensch mit großer Ablernase, eingefallenen Wangen, struppigem, braunem Bart, eine Art Don Quichote, mit hohem, breitkrämpigem Hüte, einer Lederjoppe, hohen Lederгамашen, um den Leib einen Gurt mit Patronen und die Doppelflinte auf dem Rücken. Er wurde von den meisten Gästen sehr freundlich begrüßt, und alle Welt schien ihn zu kennen. Er schüttelte Allen die Hand, setzte sich an einen kleinen Tisch in der Nähe des Claviers und bestellte einen Cocktail von Whisky. Der Wirth setzte sich zu ihm und redete ihn in deutscher Sprache an. Der Hagerer, der kein Loth Fleisch mehr als nöthig war, um die Knochen zu bedecken, auf dem Leibe hatte, sprach ein wunderbares Klaunderwelsch.

„Du hast Dich ja lange nicht bei uns blicken lassen. Kommst Du aus den Bergen?“

„Ja,“ erwiderte der Lange. „Ich habe eine ganz gute Jagd gemacht und bin mit dem Erlöse zufrieden.“

„Wirfst Du ein paar Wochen bei uns bleiben?“

„Nein. Ich bin blos in dies Nest gekommen, um mir Munition zu holen. Ich ziehe heute Abend wieder ab.“

„Wohin?“

„Südlich, in der Richtung auf Virginia-City. Vielleicht kann man einen guten Fang thun. Hast Du einen resoluten Burjchen zur Hand?“

„Entschlossene Leute giebt's hier genug,“ versetzte der Wirth. „Was führst Du denn im Schilde?“

„Ich will versuchen, ob ich die Kerle abfassen kann, die die stage angefallen haben.“

Der Wirth sah den Langen verwundert an.

„Weißt Du denn von nichts?“ fuhr dieser fort. „Ihr sauft und spielt hier den ganzen Tag und bekümmert Euch nicht um Gott und die Welt. Hinter Fort Ellis ist die Post von drei geschwärtzten Kerlen überfallen worden, Kutscher und Führer getödtet, die Kasse gestohlen, drei Pferde ausgespannt.

Auf denen sind die Kerle entwischt. Die beiden Passagiere sind wie durch ein Wunder entkommen. Auf die Ergreifung der Kerle ist eine Prämie von fünfhundert Dollars gesetzt, ich denke, die kann man sich verdienen, aber es wäre gut, wenn ich noch Einen zur Hand hätte; finde ich keinen, so versuche ich mein Heil auf eigne Faust."

Georg hatte gerade eine Pause gemacht und das Gespräch am nahen Tische gehört. Der hagere Mensch, der ohne irgend welche Brählerei dem Wirth mittheilte, daß er in die Berge ziehen wolle, um allein drei Raubmörder abzufangen, imponirte ihm. Er erhob sich von seinem Stuhl am Clavier, trat an den kleinen Tisch und sagte:

"Ich hätte nicht übel Lust, mitzumachen."

Der Lange maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle. Er schien mit der Ausrüstung zufrieden zu sein. Georg war in der That ungewöhnlich stark und machte den Eindruck eines starken Menschen. Der Lange verzog keine Miene weiter und sagte:

"Wenn Du nichts Besseres vorhast, komm! Ein Pferd kann ich Dir geben."

Die Beiden machten schnell Bekanntschaft. Der Lange war Dutch Bill, von dem Georg schon oft hatte sprechen hören, einer der verwegtesten Abenteurer der ganzen Gegend. Er lebte seit mehr denn zwanzig Jahren hier im Westen, immer in der Wildniß, er schimpfte über die Eisenbahnen, die ihm die ganze Freude an der Natur zu verderben drohten. Helena war ihm schon viel zu cultivirt. Als ganz junger Mensch war er aus Deutschland oder Holland — darüber waren die Meinungen getheilt — weggegangen, Niemand wußte, weshalb. Zehn Jahre lang hatte er sich mit den Indianern in Dakota herumgetrieben, jetzt hauste er immer am nördlichen Rande des Yellowstone-Parkes, schoß Elche, Büffel, Bergschafe, lebte Monate lang in seinem Blockhause, Niemand wußte, wie, tauchte ab und zu in einem der größeren Flecken des Westens auf, um sich neu auszustaffiren, Munition und Conserven einzukaufen, und verschwand dann wieder. Er wurde von den Strolchen gefürchtet, denn er hatte der öffentlichen Sicherheit schon manche Dienste geleistet und mehreren gefährlichen Halunken für immer das Handwerk gelegt. Den bei weitem größten Theil des Jahres verbrachte Dutch Bill in der Einsamkeit. Er hatte seine Muttersprache beinahe verlernt und sprach einen nicht leicht verständlichen Mißchmasch. Nach einer Viertelstunde erhob er sich.

"Also, es bleibt dabei," sagte er zu Georg, dem er die Hand reichte. "In einer Stunde bin ich wieder hier. Ich hole den Gaul für Dich, den ich bei Everet eingestellt habe, und Du Sorge für gute Waffen; für das Andere Sorge ich schon."

Der Wirth lamentirte freilich, sprach von Trennbruch und Undankbarkeit, aber Georg blieb hartherzig. Er verzichtete auf den Dollar, das Honorar für den letzten Tag seiner musikalischen Leistungen, und an demselben Abend

sah man in der Dämmerung zwei Reiter mit vorgebeugtem Leibe aus Helena in der Richtung auf die Berge traben: den hageren Abenteurer und Georg Lützen.

* * *

Sie waren gute Freunde geworden, Dutch Bill und der blonde „German George“, wie die Leute von Helena den früheren Lieutenant getauft hatten, seitdem sich die Beiden gefunden und zu abenteuerlicher Brüderschaft verbunden hatten. Seit Monaten hausten sie nun zusammen, und es war ihnen gut gegangen. Die Societät war gleich unter glücklichen Bedingungen in Thätigkeit getreten.

Schon in der Nacht, welche ihrer ersten Begegnung in der Schenke zu Helena folgte, hatten sie die Spuren der Wegelagerer, die die Postkutschche ausgeraubt, entdeckt, im Frühlicht des nächsten Morgens zwei derselben im Schlafe überrumpelt, auf den gestohlenen Pferden geknebelt, in die Stadt getrieben und den Behörden ausgeliefert. Der Dritte war ihnen entwischt. Die ausgesetzte Prämie hatten sie brüderlich getheilt, und das war die Grundlage ihres Wohlstandes geworden.

Georg hatte sich neu equipirt, er hatte sich einen bessern Revolver, eine gute Doppelflinte, reichliche Munition, warme Kleidung und wollene Decken für den Winter, der, wie man ihm gesagt hatte, ein bißchen streng sein sollte, angeschafft und seinem Freunde Dutch Bill auf den Moustang, den dieser ihm überlassen hatte, eine Abschlagszahlung geleistet. Dann hatten die Beiden glücklich gejagt, hatten noch eine der selten gewordenen Büffelherden angetroffen und nahezu vernichtet, viel prächtiges Hochwild erlegt und die reichliche Jagdbeute gut verwerthet. Nun war der Moustang längst bezahlt, in Bills Blockhaus lag in gutem Versteck reichlicher Vorrath an Conserven und in der rechten Hüftentasche seiner Lederhose, unter dem Revolver, hatte Georg jetzt eine größere Baarschaft geborgen, als er bei seiner Landung auf amerikanischem Boden besessen hatte. Es waren auch noch beträchtliche Nebenverdienste hinzugekommen. Die Beiden hatten bei einer geologischen Expedition der Geheerersforschungen Dienste geleistet und waren mit den Wissenschaftlern als Führer in den Yellowstonepark vorgebracht.

In allen größeren und kleineren Niederlassungen von Montana, in dem benachbarten Idaho und Wyoming sprach man mit Achtung von German George, dem Genossen des allbekannten Dutch Bill.

Aber die Erfolge, deren Georg sich erfreute, waren nicht wohlfeil gewesen. Vom Yellowstonepark waren die Beiden südlich nach Wyoming gegangen. Sie hatten die Absicht, in der Nähe der großen Verkehrsstraße der Pacificbahn die kältesten Wochen zu verbringen; aber der Winter überfiel sie plötzlich, und wahrhaft erschreckliche Schneestürme hemmten ihren Weg. Und was für ein Winter! Georg hatte sich bisher in seiner kühnsten Phantasie keine Vorstellung machen können, was in Wahrheit rauhe Witterung

ist; jezt sollte er es erfahren. Hunger und Durst, Kälte und Frost hatte er ertragen, und mehr als einmal war sein Leben im Schneesturm in Gefahr gewesen.

Was hatte er erdulden müssen! Ueber zwei Tage war er auf den verwehrten Pfaden herumgeirrt, bei eijiger Kälte, ohne einen Bissen zu sich zu nehmen und ohne die Höhle wiederfinden zu können, in der sie die Pferde in Sicherheit gebracht und ein Lager hergerichtet hatten. Vergeblich hatte Will nach ihm gesucht; er hatte den Freund schon verloren geglaubt, bis diesen die Rauchsäule des Feuers, das Will entzündet hatte, endlich nach vierundfünfzig Stunden wieder auf die gute Fährte brachte. Die Kälte, der Hunger, die Ermattung hatten Georg wie blödsinnig gemacht. Er konnte sich nicht einmal mehr freuen. Als er den hageren Will erblickte, brach er wie leblos zusammen, und dieser mußte ihn mit seinen knöchigen Armen auf die Schulter packen und ihn in die Hütte tragen, wo sich die erstarrten Glieder endlich lösten. Will pflegte den Freund, der vierzehn Tage auf dem Tode lag, mit rührender Treue, und er kurirte ihn gründlich ohne Anwendung einer andern Medicin als der wollenen Decken und des durchaus nicht in homöopathischen Dosen verabreichten Brandys. Georg erholte sich dann mit wunderbarer Elasticität, und als der Gesundete seinem Arzte dankbar die Hand drückte, sah ihn dieser verwundert an und begriff gar nicht, was er damit sagen wollte. Die Beiden sprachen überhaupt sehr wenig miteinander. Dutsch Bills entseßlicher sprachlicher Wischmasch war zu einer eleganten Unterhaltung über Fragen subtilerer Natur in der That nicht recht angethan, und sobald Georg irgend etwas sagte, was über das Allereinfachste, Allerfaßlichste hinausging, sah ihn Dutsch Will verwundert an und verstand ihn nicht. Er hatte eben nur noch Fühlung mit den Grundbegriffen.

So kam es, daß die Beiden tagelang im besten Einvernehmen nebeneinander einhergingen, ihre Mahlzeiten zusammen nahmen, zusammen jagten, zusammen hausten, ohne daß sie eine Silbe wechselten. Es fiel ihnen nicht auf. Dutsch Will dachte nicht einmal darüber nach. Er lebte eigentlich nur mit den Augen. Beobachtend und findig schweifte sein Blick überall umher, nichts entging ihm. Wenn zwei Steine in der verwachsenen Nacht eine andere Lage zu einander angenommen hatten, so merkte er es und machte mit einem Rippenstoß Georg darauf aufmerksam; aber er empfand nicht das geringste Bedürfniß, irgend eine seiner Beobachtungen und Wahrnehmungen in Worten auszudrücken, sie genügten ihm eben als Hinweise und Belehrungen. Ueber sich selbst nachzudenken, über seine Vergangenheit, seine Gegenwart und Zukunft zu grübeln, hatte er längst verlernt. Ueberhaupt war seine menschliche Empfindungsfähigkeit eine sehr verminderte geworden. Georg war ihm ein angenehmer Kumpen, aber eine tiefere Neigung vermochte er nicht für ihn zu empfinden. Er hatte ihn ohne besondere Freude zu sich gesellt und würde ihn ohne besonderen Schmerz von sich haben ziehen sehen.

Diesem Stammgast der Wildniß gegenüber war Georg noch ein schüchternen Novize. Georg beschäftigte sich noch viel mit sich, und wenn er auch in den letzten Monaten eine sehr starke Wandlung durchgemacht hatte, so legte er sich wenigstens doch Rechenschaft davon ab. Er erstaunte darüber, wie wenig Sentimentalität er jetzt besaß. Er war früher ziemlich weich und allen Eindrücken leicht zugänglich gewesen. Mit inniger Liebe hatte er an den Seinigen gehangen, gute treue Kameraden, denen er herzlich ergeben war, gehabt, und flüchtige Liebschaften hatten ihn viel mehr beschäftigt, als es richtig war. Und nun, noch nicht ein Jahr von der Heimat entfernt, mußte er sich gestehen, daß er ohne Wehmuth an seine Blutsverwandten denken konnte. Er mußte wahrhafte Anstrengungen machen, um sich den Kreis, in dem er bisher verkehrt hatte, wieder zu vergegenwärtigen. Alle die lebensvollen Gestalten, die sich bis vor dem entscheidenden Tage an ihn gedrängt hatten, und deren warmen Hauch er in jedem Augenblicke seines Daseins verspürt hatte, waren weissenlos zerstoßen und flatterten schattenhaft vor seiner Erinnerung — er konnte sie nicht mehr greifen. Er schüttelte den Kopf bei dem Gedanken, wie ein Wort, das dieser oder jener damals gesprochen hatte, oder gesprochen haben sollte, ihn erregt habe; war jenes Wort wirklich gesagt — was schadete es, was nützte es? Es war ja ganz gleichgültig! Er erinnerte sich, welche Geringschätzigkeiten sein Blut in Wallung gebracht, er fragte sich, ob es denn wirklich wahr sei, daß er sich schwer geärgert hatte, als eines Tages in irgend einer Zeitung eine boshafte Notiz über eine kleine Tänzerin, der er den Hof machte, gestanden hatte; ob es denn denkbar sei, daß er sich damals wirklich mit der Absicht habe tragen können, den Redacteur aufzusuchen und zur Verantwortung zu ziehen. Er hatte eine unruhige Nacht verbracht und war tagelang verstimmt gewesen; und jetzt — es waren noch nicht zwei Jahre darüber vergangen — jetzt wußte er nicht einmal mehr, was in der Zeitung gestanden, was ihn damals so schwer verdrossen, ja gekränkt hatte! Er dachte daran, wie er seinem Schneider den letzten Ueberrock vor die Füße geworfen, weil nach dreimaligem Anproben die Falte am Einsatz des Ärmels nicht beseitigt worden war. Nun betrachtete er seine Zoppe aus geripptem Halbfammet. Er wußte nicht zu sagen, ob sie gut saß oder nicht, sie behagte ihm, ein Weiteres verlangte er nicht. Es fiel ihm nun auch ein, daß er sich seit einem halben Jahre ohne Spiegel beholfen hatte, und er freute sich, daß er auch ohne Spiegel ganz gut fertig geworden war. Er betrachtete die wundervollen Höhenzüge des Felsengebirges und all' der menschliche Kleinram der Cultur erschien ihm unglaublich geringwerthig.

Wenn er mit diesen Wahrnehmungen aber auch zufrieden war, so flößten sie ihm doch auch ernsthafte Besorgniß ein. In dem Gefährten, mit dem er nun seit Monaten zusammen war, hatte er ein warnendes Beispiel der menschlichen Verwilderung vor Augen. Er gestand sich, daß er auf dem besten Wege war, wie dieser sich völlig loszulösen von der Gemeinsamkeit mit der

Cultur und in Gesellschaftslosigkeit zu verkümmern. Wie eine ernste Mahnung klang das alte Bibelwort ihm in die Ohren: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“

Die Tage waren milder geworden, und mit der lauen Witterung war auch eine gewisse Weichheit in Georgs Seele eingezogen. Die Beiden hofften, in wenigen Tagen Cheyenne zu erreichen, um dort ihre reiche Winterbeute, Felle und Geweihe zu verkaufen und die nöthigen Einkäufe für die nächste Zeit zu machen. Dann wollten sie wieder nördlich ziehen, denn Dutch Bill hatte einen unüberwindlichen Abscheu vor den südlicheren Regionen.

„Der Süden bekommt mir nicht“, pflegte er zu sagen.

Georg dagegen hatte an den Winter in den Felsengebirgen eine keineswegs angenehme Erinnerung bewahrt, und seine Sinne waren für die leuchtende Färbung und die erwärmende Kraft des riesigen Feuerballes, der gewaltig und großartig von dem hohen blauen Himmel herabstrahlte, besonders empfänglich. Er vermochte sich mit dem Gedanken, mit Dutch Bill wieder gen Norden zu ziehen, gar nicht recht vertraut zu machen.

Nachdem sie in Cheyenne ihre Geschäfte erledigt hatten, saßen sie eines Abends wortkarg wie immer, in einer Schenke einander gegenüber, während wieder eine alte abgezungene aufgeschwemmte Französin in abgetragener Sammetrobe, mit strohgelber Perrücke und fürchterlich geschminkt, ihre Vieder vortrug.

„Von Cheyenne nach Denver kann's nicht weit sein?“ fragte Georg, während er Bill die brennende Cigarre aus den Fingern nahm, und seine daran anzündete.

Bill schüttelte den Kopf.

„Giebt's von hier nach Denver Bahnverbindung?“ fragte Georg weiter.

Bill steckte die Cigarre, die ihm Georg zurückgegeben hatte, in den Mund und nickte bejahend.

„Dann geh ich nach Denver.“

„Wann?“

„Morgen.“

„Wann kommst Du wieder?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Was willst Du dort thun?“

„Ich erwarte Briefe.“

„So!“ schloß Bill die Unterhaltung.

Georg hatte in der That schon vor Monaten, in den trübsten Tagen, von Helena aus die Post-Office in New-York aufgefördert, alle unter seinem Namen eintreffenden Sendungen, und an das Hotel Brunswick geschrieben, seine beiden Koffer nach Denver an die Adresse von Augustus W. Jefferson zu schicken.

Die beiden blieben bis spät in der Nacht wach. Sie sprachen noch von diesem und jenem, aber von der bevorstehenden Trennung war nicht

mehr die Rede. Nur nebenbei fragte Georg seinen Freund, ob er ihm das Pferd wieder abkaufen wolle, und Bill nickte wiederum. Ueber den Preis einigten sie sich leicht, und Bill zahlte die Summe baar aus.

Am andern Morgen brachte Bill seinen Freund auf die Bahn, auf die „gottverdammte Bahn“, wie er nie zu sagen versäumte, wenn sich ihm die Gelegenheit darbot, von den neuen Schienenwegen zu sprechen.

Sie sprachen wenig vor dem Abschiede.

„Wir sind gute Freunde gewesen,“ sagte Georg.

„Das sind wir,“ versetzte Bill.

„Und wir wollen es bleiben.“

„Das wollen wir.“

„Und wir werden uns wiedersehen?“

„Ich hoffe so.“

„Du solltest mitkommen nach Denver.“

Bill schüttelte den Kopf.

„Der Süden bekommt mir nicht. — Du findest mich immer da oben, in der Gegend von Helena, Virginia City und Bozeman.“

Bill hielt Georgs Hände fest. Der Zug setzte sich in Bewegung. Bill schüttelte noch immer die Hand des Gefährten. Mit einem starken Druck befreite sich endlich Georg, lief dem Zuge nach und sprang auf das Trittbrett der Plattform. Von da grüßte er noch einmal den Freund, der gleichfalls zum Gruße die Rechte erhob und sich dann langsam abwandte.

* * *

Georg, der zu vorgerückter Abendstunde in Denver eingetroffen und im ersten Hotel abgestiegen war, hatte eine schlechte Nacht verbracht. Das Bett war ihm zu gut gewesen, und tausend wirre Gedanken waren auf ihn eingestürmt und hatten ihn nicht recht zur Ruhe kommen lassen. Mit schwerem Kopf war er zu früherer Stunde aus unerquicklichem Halbschlaf erwacht, hatte sein Bad genommen und sich langsam angekleidet.

Heute zum erstenmal wieder nach langen Monaten musterte er seine Kleider, die er bisher nur auf die Dauerhaftigkeit geprüft hatte, auf ihre gefällige Wirkung hin. Er kam sich nur auf einmal wie ein Strauchdieb vor. Er sagte sich, daß er in diesem Aufzuge, mit seiner grauen Joppe aus Corduroy, mit dem dunkelblauen Wollenhemd, den hohen Stiefeln und dem breitkrämpigen Schlepphut unmöglich vor Mr. Jefferson und dessen Damen erscheinen könne. Der Gedanke, daß er zum erstenmal wieder mit Leuten, die ihn nur als verwöhnten Kulturmenschen, der sein Äußeres mit großer Sorgfalt gepflegt hatte, kennen gelernt, zusammentreffen würde, machte ihn ganz besangen. Er betrachtete sich lange und sehr aufmerksam im Spiegel, und er war beinahe erschrocken über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Er war in dem einen Jahre um zehn Jahre älter geworden. Seine verwitterte Haut und der Vollbart hatten ihn

gänzlich verändert. Er legte die beiden Hände auf den Tisch, spreizte die Finger und sah sie mit ungewohnter Aufmerksamkeit an wie etwas Fremdes, und während er unausgesetzt den Blick auf die breit und rauh gewordenen Handrücken heftete, athmete er schwer und bekommen und dachte an alle die Erregungen, die der bevorstehende Tag noch bringen sollte: die ersten Nachrichten aus der Heimat, seit einem langen, an Ereignissen überreichen Jahre die ersten!

Noch nie war der Gedanke an die Heimat mit einer solchen Macht über ihn gekommen, nie das sehnjüchtige Verlangen, die Daheimgebliebenen einmal wiederzusehen, stärker in ihm gewesen. Einen Augenblick fuhr es ihm durch den Kopf, ob er nicht am geschicktesten thäte, wenn er als reuiger Sünder zu den Seinen zurückkehrte und sich drüben recht und schlecht wie jeder Andre sein Brod zu verdienen suchte. Von dem, was man Standesvorurtheile zu nennen pflegt, war nicht die Spur mehr in ihm zurückgeblieben. In der Beziehung hatte die amerikanische Luft, der Sommer in Montana und der Winter in den Rocky Mountains Wunder gewirkt. Es kam ihm gar nicht bei, daß ihm drüben im Vaterlande eine Arbeit irgendwelcher Art verdacht werden könnte. Er wußte nur nicht, was er beginnen sollte; er wollte nur nicht wiederum aufs Ungewisse um ein Drittel des Erdballs gehen.

Aber hier, was hatte er hier erreicht? Er war äußerlich und innerlich gealtert, seine Empfänglichkeit für alles, was das Leben verschönt, hatte sich in bedauerlicher Weise abgestumpft, er legte sich vollkommen Rechenschaft davon ab. Es war eben nur der Kampf um das Dasein, um das elende schaaale Dasein, den er aufzunehmen hatte, — nichts anderes! Und das Schlimmste war, daß er nicht einmal klagen durfte. Er hatte es ja thatsächlich weiter gebracht, wenn der erworbene Besitz als Maßstab angesehen werden durfte. Er besaß ja heute thatsächlich ein paar hundert Dollars mehr, als er am Tage seiner Abreise von Berlin in der Tasche hatte. Tausend Andere durften ihn beneiden! Von den armen Teufeln, mit denen er an der Bahn gearbeitet, und unter denen sich doch auch so mancher befunden hatte, der an ein anderes Leben gewöhnt gewesen war, von den meisten, mit denen er in Helena und sonstwo zusammengetroffen war, hatte gewiß kaum einer so glänzende Erfolge erzielt. Gerade das war es, was ihn am meisten verstimmte. Er wußte mit diesem jämmerlichen Leben obenein noch zufrieden sein.

Noch immer starrte Georg auf die ausgespreizten Finger. Plötzlich glitt sein Blick auf eine dreieckige leberne Tasche, die neben seinem eleganten Wiener Portefeuille, dem einzigen Gegenstand, der aus der früheren Herrlichkeit stammte, vor ihm auf dem Tisch lag. Er beugte sich langsam nach vorn und griff danach und er entnahm der Tasche seinen Revolver, den er lange und aufmerksam betrachtete. Er überzeugte sich, daß er scharf geladen war, hauchte den vernickelten Lauf an und pußte ihn mit dem Ärmel

seiner Zoppe spiegelblank, dann ließ er die Trommel spielen und preßte die Feder ein.

Er legte den Zeigefinger an den Hahn.

Ein Kuck, und alles wäre aus gewesen: alle trüben Gedanken, alle Beschwerden und alle Langweiligkeit dieses Daseins. Und wenn man ihn hier fände, kein Mensch würde seinetwegen trauern, kein Mensch würde auch nur wissen, wer der Selbstmörder ist. Den Seinigen daheim hatte er schon den tiefsten Kummer bereitet; für diese würde er einfach verschollen bleiben, wie er seit einem Jahre für sie verschollen gewesen war.

Niemals waren solche Gedanken in Georgs Hirn aufgestiegen, aber gerade ihre Neuheit reizte ihn, und es bereitete ihm ein wollüstiges Behagen, diese Bilder seiner Phantasie mit einer eigenthümlichen Sauberkeit des Details auszumalen. Auf einmal sagte er halblaut vor sich hin:

„Dummes Zeug! — dazu hat man noch immer Zeit.“

Er schaltete wieder aus und schob den Revolver in die Ledertasche zurück.

Wenige Minuten darauf verließ er langsamen Schrittes das Zimmer, stieg in die Office hinab und trat an die Bar. Er betrachtete den „Barkeeper“, der mit großer Geschicklichkeit den bestellten Mischtrank bereitete. Kein Zweifel: das war ein Landsmann! Die hohe viereckige Stirn, das schlichte blonde Haar und vor allem die sehr scharfe Brille für Kurzsichtige ließen sogleich auf einen Deutschen rathen. Als ihm der Kellner das Glas vorsetzte, redete ihn Georg in deutscher Sprache an:

„Woher kommen Sie denn?“

„Aus der Stadt der reinen Vernunft,“ versetzte der Kellner, „aus Königsberg.“

„Und wie sind Sie denn hierher, nach Colorado verschlagen?“

„Du mein Gott,“ antwortete der Kellner, „usus sum juventate mea, atque abusus! Ich habe als Student zu viel gebummelt. Ich bin schon drei Jahre in Amerika, habe es mit allem Möglichen versucht, war Professor an einer Privatschule in Oregon, habe Kühe gemolken in Californien, Kohlen geschippt in Kansas und bin nun seit über einem Jahre hier Barkeeper. Denver ist eine lustige Stadt, und es wird Ihnen hier gut gefallen, wenn Sie hier bleiben wollen.“

Der philologische Kellner konnte Georg auf alle Fragen Bescheid geben, denn er kannte Denver sehr genau. Er bezeichnete ihm den Laden, wo er am besten und billigsten einen neuen Menschen anziehen könne; er kannte sehr wohl den Namen des Mr. Jefferson und bezeichnete ihm die Lage des Hauses.

Georg traf nun sogleich umfassende Vorkehrungen zu seinem Besuch. Er ließ sich den Bart scheeren, das Haar kürzen, er kleidete sich vollständig ein, und als er in der Mittagsstunde mit diesen Vorbereitungen fertig war, kam er sich auf einmal wieder ganz menschlich vor. Ohne besondere Er-

wartungen, aber doch mit einer gewissen Spannung schlug er die bezeichnete Richtung ein und fand bald in einer der neuen Straßen das schöne, elegante, von einem parkartigen Garten umgebene Holzhaus des reichen und in Denver vielgenannten Mr. Jefferson.

Von dem Schwarzen wurde er durch ein geräumiges Gemach, das mit frostig steifer Eleganz sehr kostbar und geschmacklos meublirt war, auf die Veranda, die in den Garten hinabführte, geleitet.

Da ruhte auf einem Schaukelstuhl Mrs. Jefferson. Mit ihrer Rechten hielt sie einen zusammengeklappten Roman, in den sie den Zeigefinger gelegt hatte, um die Seite, auf der sie ihre Lectüre unterbrochen hatte, zu markiren. Sie lächelte milde und freundlich, und ihre gemüthlichen, schläfrigen Augen blickten auf einen Moment hell auf.

„Aoh!“ sagte sie verbindlich — „Mr. Lügen!“

Sie legte der Roman bedächtig bei Seite, erhob sich ohne Ueberstürzung von ihrem Schaukelstuhl, während Georg sich tief verneigte, und streckte ihm ihre rundliche, weiche, hübsche kleine Hand entgegen.

„Wir haben Sie schon lange erwartet,“ fuhr sie fort, indem sie mit einer Handbewegung Georg einlud, neben ihr Platz zu nehmen und sich wieder auf den Schaukelstuhl niederließ.

„Wie ist es Ihnen denn in der Zeit ergangen?“

Georg gab mit einigen nichts sagenden Worten Bescheid, erkundigte sich seinerseits nach dem Befinden der Familie und ersuhr, daß Mr. Jefferson unten in der Stadt in der Office sei, aber jedenfalls zum Frühstück kommen werde, daß verschiedene Briefe für ihn angekommen seien, und daß Noëmi über die Eintönigkeit des Lebens in Denver Klage führe. Im Uebrigen sei Alles in bestem Zustande.

Sie hatten kaum zehn Minuten mit einander gesprochen, als ein leichter Wagen vor der Gartenthür hielt und Mr. Jefferson sich zu den Beiden gesellte. Er war ebenfalls freundlich, aber auch nichts weiter. Er zeigte nicht die geringste Ueberraschung Georg bei sich zu sehen und wunderte sich auch nicht darüber, daß er nicht früher gekommen war und nichts hatte von sich hören lassen. Georg hatte nicht die geringste Berechtigung, etwas Anderes als diese Aufnahme zu erwarten, aber sie erschien ihm doch in ihrer Stimmungslosigkeit merkwürdig öde, und er war auch vollkommen enttäuscht über die Art und Weise, wie Noëmi, die nun auch herbeigerufen war, ihn bewillkommnete. Sie sagte genau dasselbe, was ihre Mutter gesagt hatte:

„Aoh! Mr. Lügen — freue mich sehr.“

Sie reichte ihm ebenfalls die Hand und that ebenfalls nichts, was auf eine besonders freudige Ueberraschung hingewiesen hätte. Das Frühstück war recht langweilig. Georg bemerkte, daß ihm die Gabe, die er früher in hohem Maße besessen hatte: von allen möglichen gleichgültigen Dingen mit Wärme oder erheucheltem Interesse zu sprechen, vollständig abhanden ge-

kommen war. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte. Er erzählte auf Befragen von seinem Leben in den Rocky Mountains. Jefferson kannte das längst und fand das Alles vollkommen in der Ordnung. Mrs. Jefferson aß sehr viel und lächelte, und Noëmi war sichtlich befangen. Georg verheimlichte sich nicht, daß sie die starke Wandlung, die er durchgemacht, sehr wohl wahrgenommen, und daß sie davon einen nicht angenehmen Eindruck empfangen hatte. Nach dem Frühstück sagte Jefferson zu Georg:

„Sie begleiten mich wohl nach meiner Office? Es liegen für Sie verschiedene Briefe da, und ich habe auch Geschäftliches mit Ihnen zu besprechen. Wie lange wollen Sie überhaupt in Denver bleiben?“

„Nur ganz kurze Zeit,“ entgegnete Georg.

„Nun, dann werden wir vielleicht ein Geschäft zusammen machen können. Also, wenn es Ihnen recht ist, dann kommen Sie!“

Schon auf dem Wege durch die sandigen Straßen von Denver, vom Wohnhause bis in die mittlere Geschäftsstadt, wo das Bureau des Mr. Jefferson lag, theilte ihm dieser in wenigen Zügen seine Absichten mit. Aber Georg hörte kaum darauf. Er war verstimmt, er fühlte etwas Unbehagliches, Kaltes in sich. Er kam sich lächerlich vor, daß er sich selbst gegenüber vorher soviel Wesens von dem Wiedersehen gemacht hatte, das nun so unendlich nüchtern verlaufen war. Und dann erfaßte ihn eine jähe Ungeduld, die Briefe, die seit Wochen und Monaten für ihn in Denver lagen, endlich in Empfang zu nehmen. Er entschuldigte sich mit einigen Worten, daß er jetzt nicht die nöthige Aufmerksamkeit besitze, um sich auf geschäftliche Unterredungen einzulassen, und bat um die Erlaubniß, mit Herrn Jefferson im Laufe des Nachmittags das Geschäftliche eingehender zu besprechen. Jefferson fand das ganz natürlich, wie er überhaupt Alles natürlich fand. Er führte ihn in das kleine Privaticabinet, in dem er allein zu arbeiten pflegte, öffnete den Geldschrank, entnahm diesem einen Stoß Briefe, die er schweigsam vor Georg hinlegte, schloß den Geldschrank wieder zu und ließ Georg allein.

Mit wahrer Nüchternung durchmusterte Georg die Aufschriften der verschiedenen Briefe. Sein Herz klopfte stark, und er zitterte vor innerer Erregung. Es traten ihm die Thränen in die Augen, als er das große Couvert mit dem großen Siegel und der mit militärischer Deutlichkeit geschriebenen Adresse öffnete: den Brief seines Oheims. Kein Wort des Vorwurfs war in dem herzlichen Briefe enthalten, nur tiefes wahres Bedauern um das Geschehene, nur der Ausdruck der Hoffnung, daß Alles wieder gut werden würde. Der General hatte Alles geregelt. Georg hatte den ehrenvollen Abschied aus der Armee erhalten.

Georg las den Brief langsam, beinahe andächtig, und seine Augen feuchteten sich. Er stemmte die Ellenbogen auf den Tisch, er drückte die Stirn mit beiden Händen und blickte unverwandt auf die großen Schriftzüge des edlen Mannes, dem er so tiefen Schmerz bereitet hatte. Und die Schrift

verschwamm vor seinen Augen, und der große starke Mensch zuckte convulsivisch, weinte und schluchzte bitterlich. Seit Jahren hatte er nicht geweint, es war ihm wie eine Erlösung. Mit tiefen Athemzügen faltete er das Schreiben zusammen und steckte es zu sich.

In drei großen Umschlägen, die eine Bureauhand mit der New-Yorker Adresse versehen hatte, befanden sich allerlei Briefe, die nach seiner Abreise angekommen und seiner Weisung gemäß an den Justizrath Quintus eingehändigt und von diesem weiter befördert waren, lauter antiquirte Dinge: Einladungen, Vorwürfe über zu langes Schweigen, Bitten um kleine Gefälligkeiten und dergleichen. Georg hatte das schnell erledigt. Mit einer gewissen Jagdstätigkeit öffnete er aber den letzten großen Brief, der „Eingeschrieben“ war und den Stempel des Justizraths Felix Quintus trug. Der Inhalt des Briefes befriedigte ihn jedoch vollkommen. Der Justizrath hatte Alles mit freundschaftlicher Genauigkeit erledigt, Alles war geordnet, Georgs Mobilien und sonstiges Besitztum war dem General übergeben worden, und die Liquidation hatte einen Ueberschuß von viertausend und einigen hundert Mark ergeben. Der Justizrath fügte seinem Schreiben einen Wechsel auf ein New-Yorker Haus im Betrage von viertausend Mark bei und stellte Georg den geringfügigen Rest zur Verfügung.

„Somit wäre das Geschäftliche zu aller Zufriedenheit geordnet,“ schloß der Justizrath seinen Brief. „Und nun lassen sie mich noch hinzufügen, lieber Lügen, wie aufrichtig und allgemein das Bedauern über Ihr Verschwinden aus unserem Kreise ist. Sie sind ein merkwürdiger Mensch und imponiren mir wirklich. Daß Sie nicht auf den Gedanken gekommen sind, es noch ein letztes Mal am grünen Tisch zu versuchen, ist geradezu stupend, aber Sie werden wohl Recht gehabt haben. Sie zählen hier viele Freunde und Sie haben keinen Einzigen verloren, während wir alle um den einen zu trauern haben. Hoffentlich ist es Ihnen gut ergangen, und hoffentlich geht es Ihnen auch in Zukunft gut. Kommen Sie nur bald wieder! Was wollen Sie da drüben? Da vegetirt man, hier lebt man. Die kleinen Geschichten, die ich Ihnen etwa erzählen könnte, werden für Sie kaum noch ein Interesse haben; nur Eines wird Ihnen Spaß machen: Ihr Fuchs Cassagnac, den Sie an den Prinzen Strusja verkauft hatten, hat sich glänzend bewährt, hier und in Baden ist er zweimal als Erster angekommen.“

„Und beinahe hätte ich's vergessen! Wie kommen Sie denn auf den sonderbaren Gedanken, mich mit Frau Kathi Beiver zu verloben? Ich weiß, daß dies thörichte Gerücht einige Zeit hier verbreitet worden ist, aber es ist kein wahres Wort an der Sache. Ich bin einstweilen noch immer der alte eingeseifchte Junggeselle von früher und werde es wohl bleiben. Aber man soll nichts verschwören. Auf Eines aber kann ich doch einen Eid ablegen: daß, wenn ich mich jemals verheirathen sollte, die nette kleine Frau Kathi gewiß nicht die Auserwählte sein würde. Ich komme jetzt selten in ihren Salon. Es hat sich da eine Gesellschaft von kleinen

Komödianten zusammengefunden, die mir als gewöhnlicher Umgang doch nicht recht befiel. Da ist namentlich ein Heldenspieler aus dem Belle-Alliance-theater, ein gewisser Specht, der da das große Wort führt und mit einer Autorität auftritt, die mich einigermaßen besorgt machen würde, wenn ich tiefere Gefühle für die kleine Berta empfände. Das verhindert übrigens nicht, daß ich die kleine Frau immer noch sehr gern habe und mich immer freue, wenn ich ihr im Thiergarten begegne, in dem sie in Begleitung Ihres großen Pluto, der wie ein Foller um sie herumspringt, immer einiges Aufsehen erregt.

Und nun Gott befohlen, lieber Lügen! Geben Sie uns recht bald Nachricht, Sie werden uns Alle herzlich dadurch erfreuen, besonders aber Ihren treu ergebenen

Felix Quintus."

Die ungewohnte Nahrung, die Georg befallen hatte, als er die Briefe aus der Heimat zur Hand nahm, war zwar längst gewichen, aber er war doch noch immer tief bewegt und fühlte sich völlig außer Stande, sich jetzt mit dem langweiligen Jefferson hinzusetzen und „business“ zu sprechen. Er hörte, während er saß, die Stimme der Schreiber, und es war ihm ein so ganz anderer Klang als er ihn vernommen hatte, seit er auf amerikanischem Boden war. Es war so eine ganz andere Sprache! Er fühlte sich nie deutscher als in diesem Augenblick. Er hatte auf einmal die vollste Empfänglichkeit für tausend Kleinigkeiten, die ihm in seinem früheren Leben als selbstverständliche niemals aufgefallen waren. Er fühlte eine Wärme und Zärtlichkeit für seine Verwandten und Freunde in Deutschland, wie er sie bisher nie empfunden zu haben glaubte. Es kam ihm alles hier so nüchtern, so kalt, so spröde und brüchig vor. Er taugte gewiß nicht hierher!

Nur noch eine kurze Prüfungszeit, vielleicht auf ein Jahr oder zwei! Vielleicht lächelte ihm das Glück. Ein kleines Capital, das ihm jetzt groß genug erschien, hatte er ja aus dem Schiffbruch gerettet, ein Weniges hatte er hinzuverworben. Sein Ehrgeiz war ja nicht, als „gemachter Mann“ die Rückreise anzutreten! Wenn er nur genug verdient haben würde, um es bei schmalein Leben in Deutschland ein paar Jahre mitanzusehen zu können, um die Möglichkeit der Begründung einer neuen Existenz zu gewinnen, dann — ja an demselben Tage zurück in die Heimat!

Das war sein Programm, und er fühlte sich nun auf einmal merkwürdig ermutigt und gefestigt. Er sagte Mr. Jefferson, daß er sehr wichtige Briefe empfangen habe, die er sogleich zu erledigen wünsche, und daß er deshalb erst morgen mit ihm in Verhandlung über das angebotene Geschäft treten werde. Auch damit war Mr. Jefferson einverstanden. Eine Einladung zum Diner lehnte Georg dankend ab, da er wahrscheinlich bis zum späten Abend zu schreiben haben werde. Mr. Jefferson fand das ganz natürlich und bat ihn, am folgenden Morgen auf das Comptoir zu kommen.

Georg schrieb stundenlang. Er erstattete seinem Oheim genauen Bericht über Alles, was ihm begegnet war. Er schilderte Alles im rosigsten Lichte und schloß damit, daß er auf dem besten Wege sei, sich ein kleines Vermögen zu erwerben, und daß er dann heimkehren werde, um als biederer Landwirth in der Heimat sein Dasein zu beschließen. Ebenso vergnügt und noch vergnügter schrieb er an Quintus, und er fühlte sich trotz der sehr anstrengenden und ihm ganz ungewohnten Arbeit des stundenlangen Schreibens frischer und heiterer denn je, als er gegen acht Uhr Abends mit dem philologischen Kellner zu Nacht speiste und dann mit diesem den bewegten Tag in der üblichen Singspielhalle beschloß.

Ueber den Ocean waren die Stimmen der Seinigen zu ihm gedrungen und den Hauch der heimathlichen Cultur hatte er wieder verspürt.

* * *

(Schluß folgt.)





Die neuesten Criminalfälle in Wien *).

Don

Ed. Grafen von Lamezan.

— Wien. —

I.

Vorläufige Betrachtungen über „Verwilderung“ in den Großstädten.

Die ungewöhnlich grauenhaften Verbrechen, deren Schauplatz in jüngster Zeit die sonst so lebensfrohe Kaiserstadt an der Donau gewesen ist, haben theils durch die Art ihrer Verübung, theils durch die ihnen zu Grunde liegenden Motive nicht nur die öffentliche Aufmerksamkeit in den verschiedensten Richtungen in Anspruch genommen, sondern auch in den Gemüthern der Bewohner unserer Stadt eine Erregung hervorgerufen, von der man sich schon in einiger Entfernung kaum eine Vorstellung zu bilden vermag. Es kann Niemand Wunder nehmen, daß Urtheile, welche aus solchen Erregungszuständen heraus erfließen, in vielfacher Beziehung irrig sind, und daß Forderungen, welche auf Grund dieser

*) Wir haben die Absicht, in Nord und Süd die bedeutenderen Processe zu besprechen, welche in Deutschland und in Oesterreich die öffentliche Meinung ungewöhnlich beschäftigen. Mit den Berichten der Tagesblätter, deren Schnelligkeit uns überholt, werden unsere Aufsätze natürlich keine Ähnlichkeit haben. Wir gedenken vielmehr allgemeine Ueberblicke zu geben, die sich auch so weit erstrecken, daß auch der Zusammenhang des Verbrechens mit der allgemeinen Lage der Gesellschaft zur Geltung kommt. Unserer Bitte, für die Fälle, die Oesterreich betreffen, die Berichterstattung zu übernehmen, hat der Vicepräsident des k. k. Landgerichts in Wien, Graf E. von Lamezan, bereitwillig entsprochen, und dieser berufene Sachverständige wird zunächst die bekannten Fälle Pongracz, Stellmacher, Schenk in einer Reihe von Aufsätzen erörtern. Zugleich haben wir auch mit deutschen Rechtsgelehrten Unterhandlungen angeknüpft, die uns die Aussicht eröffnen, hier ebenfalls einen vorzüglichen Vertreter zu finden.

tief beklagenswerthen Vorkommnisse an die reformatorischen Gewalten im Staate und in der Gesellschaft gestellt werden, zuweilen über die Grenzen des Möglichen, aber auch des Nothwendigen hinausgehen. Ich stelle jedoch nicht in Abrede, daß gewisse Probleme, welche aus diesem Anlasse zu Tage treten, einer eingehenden und ernstern Erwägung bedürfen und kann daher den freundlichen Herausgebern dieser Blätter nur sehr zu Dank verpflichtet sein, daß sie mir gestatten, einige Seiten der hier auftauchenden Fragen zu beleuchten und hiedurch vielleicht zur Klärung des Sachverhaltes und sohin auch der Meinungen beizutragen.

Nachdem die meisten der vorliegenden Fälle sich derzeit noch im Zuge der gerichtlichen Behandlung befinden, so erscheint ein genaueres Eingehen in ihre Einzelheiten im gegenwärtigen Augenblicke noch als gesehlich unzulässig; es wäre aber auch sonst in jedem Sinne verfrüht, weil der Stoff noch nicht gesichtet zur öffentlichen Kenntniß gelangt ist und daher weder in sachlicher Beziehung noch im Hinblick auf die Persönlichkeit der Thäter ein richtiges Urtheil gestattet. Es wird mir vielleicht in einem spätern Zeitpunkt gestattet sein, mich, wenn mir die Aufmerksamkeit des Lesers noch erhalten bleibt, mit dieser vorwiegend criminalistischen Seite der Sache zu befassen, die gewiß zu einer Fülle von Betrachtungen Gelegenheit bietet. Was mich aber heute schon im Nachstehenden beschäftigen soll, zielt auf den Versuch ab, eine Erscheinung im socialen Leben des modernen Staates zu erklären oder doch einigermaßen zu ergründen, eine Erscheinung, von der man zugiebt, daß sie abnorm ist und für welche man daher auch abnorme, das ist, bisher nicht bestandene Ursachen zu erforschen bemüht ist.

Die Thatfachen, welche zu diesen Erörterungen den äußern Anstoß geben, darf ich als in weitem Kreise bekannt geworden voraussetzen und daher nur flüchtig berühren. Am 10. Januar des Jahres war das von mehreren Thätern mit großer Kühnheit und Verwegenheit in's Werk gesetzte Attentat auf den Wechselstuben-Inhaber Eisert und dessen beklagenswerthe Familienmitglieder geschehen, das eine so auffallende Ähnlichkeit mit dem einige Monate vorher in Stuttgart in dem Bankgeschäfte Heilbronn verübten Angriffe zu Tage treten ließ. Nahezu gleichzeitig erwuchsen auf dem Boden ganz anderer Motive — so weit dies wenigstens bisher erhellen kann — verbrecherische Thaten, deren Bedeutung und Tragweite sicherlich nicht gering anzuschlagen ist: Die Ermordung des k. k. Polizeicommissärs Glubek und des Polizeidieners Blösch, erstere am 15. December 1883, letztere am 25. Januar 1884 in nächster Umgebung Wiens verübt. Und um das Bild mannigfacher menschlicher Berruchtheit noch mit einer neuen Facette zu bereichern, zeigt sich uns in derselben verhängnißvollen Spanne Zeit ein seltsamer Unmensch, der sozusagen berufsmäßig mit weißlich berechnetem Plane seine weiblichen Opfer, die leichtbethörten, an sich lockt, sich ihrer Habe bemächtigt, und sie dann mit Hilfe zweier „Freunde“ aus dem Leben schafft, ein Hugo Schenk!

Es ist noch nicht gar lange her, daß die Thaten eines Ernst W. Dichtoff durch ihre Verworfenheit selbst, durch die listige Verschlagenheit, mit der der Thäter der Entdeckung einige Zeit zu enttrinnen vermochte und durch die erschreckende sittliche Degradation der Bevölkerungsschichte, aus der er an das Licht der öffentlichen Verhandlung gezogen wurde, die Bewohner Berlins mit Entsetzen erfüllten. Dessen erinnerte man sich nun neuerdings, man begann zu vergleichen und Schlüsse zu ziehen und plötzlich ertönte ein Schlagwort, das nicht nur hierzulande, sondern, wie ich höre, auch in Deutschland mit Vorliebe durch die Menge getragen wird — die Klage über die „Verwilderung“ der Menschen in den Großstädten! Da man gerade diese letztern hiebei mit Nachdruck hervorhebt, so belehrt uns dies, daß man nicht etwa die in den Städten wohnhaften Menschen individuell, sondern vielmehr den Bestand und die Beschaffenheit der Städte für die „Verwilderung“ der Sitten ihrer Bewohner oder gar der Menschheit überhaupt verantwortlich zu machen geneigt ist. Es erhellt freilich nicht, bis zu welchem Umfange, bis zu welcher Größe und Bevölkerungsziffer jene, die diesem Vorwurfe beipflichten, das Anwachsen und Bestehen einer Stadt als noch zulässig ansehen möchten, in welchem Momente ihrer Entwicklung sie ihr im Interesse der Erhaltung der sittlichen Integrität Halt gebieten würden — allein die Thatsache, daß die Spitze des Vorwurfs sich einzig gegen jene Städte richtet, die zugleich politische Centren sind, verleiht der Sache einen Beigeschmack jener Strömung, welche sich heute mit einem gewissen Nachdrucke gegen das politische, sociale und ökonomische Uebergewicht der großen Städte als den Mittelpunkten des staatlichen Lebens auflehnt. Bei uns wenigstens hat der Föderkrieg, der sich über diesen Gegenstand entspann, diese Färbung angenommen und ich darf wohl sagen, daß in Folge dessen die vorliegende Frage durch der Parteien Haß und Günst entstellt, zu einer schwankenden geworden ist. Wenn nun auch ich, sonst ein ganz friedliebender Staatsbürger, in die Arena dieses Kampfes herabsteige, so kann ich mit gutem Gewissen vorausschicken, daß ich den Parteien, welche von andern Motiven bewegt, zu den Waffen greifen, vollkommen ferne stehe! Meine Waffe ist zwar dieselbe, die Feder, durch die der Mensch zu den Entfernten zu sprechen vermag; im Uebrigen aber habe ich keine Leidenschaft, keine Vorliebe und keinen Neben Zweck gemein mit den Kämpfern des Tages und werde mich bemühen, die Argumente für und wider die Sache nur aus dieser selbst zu schöpfen.

An sich ist es nicht gerade verwunderlich, daß nach den oben berührten beunruhigenden Ereignissen der in hohem Grade erschreckte menschliche Geist in seinem Bestreben, eine Erklärung für diese Häufung von Mißthaten zu finden, auf den Gedanken gerieth, dem Schauplatze dieser Thaten auch die genetischen Ursachen derselben zuzuschreiben. Die Gleichzeitigkeit zweier Erscheinungen, die darum noch keineswegs zu einander im Verhältnisse von Ursache und Wirkung stehen müssen, verleitete zu der Annahme, daß die in der neuesten Zeit rascher erfolgende Entwicklung der großen Städte zu

„Großstädten“ auch die ohne Weiteres angenommene Entfittlichung ihrer Bewohner herbeigeführt und verschuldet habe. Hierbei kann allerdings, wie schon oben angedeutet, der Begriff des Wortes „Großstadt“ nicht unwiderleglich festgestellt und auch die fernere Behauptung, daß die Sittlichkeit der Menschen in der That auf ein tieferes Niveau herabgesunken sei, nicht anders, als durch den Hinweis auf die eben vorgekommenen Ereignisse erhärtet werden, allein solche Erwägungen schrecken Niemand von der Schlußfolgerung ab; der Begriff wird als bekannt und allgemein vorstellbar, die Thatfache als eine notorische behandelt und ein Widerspruch gar nicht als statthaft zugelassen.

Desto unerlässlicher aber ist es eben darum, diesen Gedankengang auf seinen innern Gehalt und seine Berechtigung zu prüfen.

Wenn ich mich nun dieser Aufgabe zuwende und den Leser einladen muß, mir gütigst zu folgen, so möchte ich noch vorher der vielleicht naheliegenden Einwendung begegnen, daß die ganze Erörterung müßig und ohne praktischen Belang sei, weil ja doch, wenn auch erwiesen würde, daß der Bestand der Großstädte eine zu der Verübung solcher Verbrechen mitwirkende Ursache sei, Niemand daran denken könne, deshalb diese Städte hinweg zu decretiren oder zu zerstören, somit die Ermittlung der Wahrheit in dieser Frage keine Rußanwendung für das Leben der Menschheit im Staate zu lassen würde. Dem entgegen wäre zu bemerken, daß doch auch schon die Erforschung der Wahrheit an sich in einer das menschliche Geschick so tief berührenden Angelegenheit eine lohnende Bemühung sei und daß ferner sich aus obigem Beweissatze, wenn er erhärtet würde, doch sehr wesentliche Lehren für die Mächtigen der Erde, die zur Lenkung unserer Schicksale im Staate berufen sind, ergeben können. Wenn auch der Bestand der großen Städte nicht behoben und der Entwicklungsgang der menschlichen Gesellschaft, welcher sich durch ihr allmähliches Werden manifestirt, nicht zu der Erscheinungsform früherer Jahrhunderte zurückgeschraubt werden kann, so würde doch eine derartige Wahrnehmung ein hinreichend zwingender Anlaß dazu sein, die innere Beschaffenheit der bestehenden großen Städte, ihre Lebensweise zu reformiren und dem ferneren Anwachsen derselben, ihrer steten Vergrößerung möglichst viele Hindernisse in den Weg zu legen.

Fassen wir also nunmehr unsere Frage näher in's Auge, indem wir die Grenzen ihres Umfanges deutlich bezeichnen und ihren Inhalt beleuchten; zerlegen wir uns die darin maßgebenden Begriffe in ihre einzelnen Bestandtheile, kurz, sehen wir, wie der Criminalist vom Sach zu sagen pflegt, „der Sache auf den Grund.“

Ist der Bestand der Großstadt, ihre innere Organisation, ist die Summe ihrer Lebensbedingungen und der darin thatsächlich herrschenden Verhältnisse mittelbar oder unmittelbar Anlaß oder mitwirkende Ursache zur Begehung großer Verbrechen? Werden durch diese Grundlagen Verbrechen hervorgerufen, begünstigt, gefördert und ermutigt oder etwa behindert, erschwert

und, wenn begangen, rascher und nachdrücklicher geahndet? Ja, ich könnte es sogar noch als fraglich bezeichnen, ob denn wirklich in den großen Wohncentren der Menschen mehr Verbrechen — immer mit Bedachtnahme auf die Dichtigkeitsverhältnisse der Bevölkerung — begangen werden, als auf dem flachen Lande und ob die Verbrechen, welche die Annalen der Gerichtshöfe in den großen Städten bereichern, nach ihrer Abstammung, Erziehung und sittlichen Entwicklung mehr oder in gleichem Maße der städtischen oder der zugeströmten ländlichen Bevölkerung angehören? Die Wissenschaft der Criminalstatistik giebt hierüber sehr werthvolle Aufklärungen und liefert uns hierdurch allein den richtigen Maßstab für die Beurtheilung der Frage, ob überhaupt die Menschheit sittlich herabgesunken, an welchen Orten dies etwa geschehen und welcher Anlaß hierfür zu erschließen sei — allein sie zählt die Verbrechen nur und wägt sie nicht, und man könnte mir daher entgegen, es handle sich jetzt nicht um die Zahl der Verbrechen, sondern um den un- gemein hohen Grad ihrer Verworfenheit und Niedertracht, denn nur aus diesen bedauerlichen Symptomen werde der Vorwurf großstädtischer Verwilderung abgeleitet. Auch würde ich durch die Heranziehung eines statistischen Materials nur Beweismittel für einzelne Länder oder Ländergruppen gewinnen, der durch die Begrenzung an Beweiskraft für das allgemeine verlieren würde. Um ein Gesetz zu finden, das möglichst gleichartig überall anwendbar erscheinen soll, muß ich dem Wesen der Sache, die allerorten dieselbe ist, näher treten. Ich sondere daher unsere Frage in ihre zwei Factoren. Wie sind die Städte überhaupt und aus ihren Anfängen Großstädte entstanden? Ich meine natürlich nicht historisch im einzelnen, sondern — ich möchte sagen logisch. Wie war der Zustand der menschlichen Gesellschaft vor der Zeit ihrer Entstehung? Und wie entstehen andererseits Verbrechen? Gab's eine Zeit, ohne alle Verbrechen, von der wir zur Beobachtung einer allmählichen Entwicklung der menschlichen Uebelthaten ausgehen könnten? Wie verhalten sich beide Erscheinungen im Leben der Menschheit zu einander? Gibt es gemeinsame Quellen für beide, Ursachen oder Zustände, die zu beiden gleichmäßig Anstoß geben, mit dem Wachsen der einen die andere fördern und beleben? Ist die Steigerung der Intensität der einen ein befruchtendes Reagens für die andere? Und da niemals Jemand behauptet, daß große oder zahlreiche Verbrechen die Entstehung, das Wachsen und Gedeihen der Städte gefördert haben oder dazu geeignet sein konnten, so kann es sich hier nicht um die Ermittlung einer Wechselwirkung, sondern nur um die Wirkung in Einer Richtung handeln, die man eben jetzt dem Bestande der großen Wohnstätten der Menschheit zuzuschreiben geneigt ist.

Es gab eine Zeit, in welcher der Bewohner des europäischen Continents Jäger, Hirte, Pfahlbauer und Landbebauer im primitivsten Sinne des Wortes, gewiß aber noch nicht Städtebewohner gewesen ist. Die Zustände dieser entfernten Epochen sind uns zum Theil durch historische Forschung, zum Theil durch die auf uns gelangten Ergebnisse der Beobachtungen

benachbarter vorgeschrittener Völker aufgeheilt; die Schriften des alten Testaments sind als Urkunden aus jener Zeit sehr bedeutsame Behelfe für die Beurtheilung der damaligen ethnographischen, ökonomischen und ethischen Verhältnisse. In den letzten Jahrzehnten endlich haben uns heimathliche Funde in den versunkenen Wohnstätten unserer Vorfahren einen sehr lehrreichen Einblick in die äußerlichen Lebensbedingungen derselben in einer, weit hinter alle historisch ermittelten Zustände reichenden Epoche thun lassen, aus dem man sich mit einiger Phantasie ein allerdings noch ziemlich dürftiges Bild construiren könnte. Ueber das Seelenleben, den Bildungszustand, die religiösen Anschauungen dieser Menschen aus der Stein- und Bronzezeit erhalten wir allerdings keinerlei Vorstellung, allein soviel ist gewiß, daß sowohl damals, als auch noch in einer viel späteren, uns näher liegenden Epoche, aus welcher uns die Schilderungen des Tacitus über das Land der Germanen, des Caesar über Gallien und die britischen Inseln vorliegen, die Niederlassungen der Bewohner dieser Länder als städtische noch keinesfalls bezeichnet werden können. Die gesellschaftliche Organisation erhob sich über den grundlegenden Rahmen der Familie hinaus, zunächst nur bis zur Bildung der Stammesgemeinschaft, des Clans; sie entwickelte sich sodann zum Begriffe der Gemeinde, des Gauverbandes, der Eidgenossenschaft. Das kriegerische Leben der Völker führte allgemach zur Unterordnung unter eigene freigewählte Heerführer, und mit dem Anwachsen und der territorialen Ausdehnung ihrer Macht sehen wir das Bild unserer heutigen Staatsformen herausdämmern. Das Bedürfniß nach einer festbegründeten und stetig fungirenden Sicherstellung aller im menschlichen Verkehre hervortretenden Rechtsverhältnisse führte zur Staatenbildung, ihr erster Zweck war die Rechtssicherheit für jeden Theilnehmer und ihre erste That daher die Schaffung des Gesetzes, durch welches die Grundregeln für die neue Form des menschlichen Zusammenlebens vorgezeichnet wurden, ob nun dieses Gesetz ein geschriebenes, ein codificirtes im heutigen Sinne des Wortes oder ein durch Gewohnheit des Herkommens gewordenes gewesen sein mag.

Hand in Hand mit der Erstarkung der Staatsformen ging die Bildung der Städte vor sich, sei es solcher, welche von Fürsten und Heerführern als Centralpunkte ihrer Herrschaft gegründet und erhalten, oder solcher, welche von der allmählich erstehenden Bürgerschaft als Hort und Schutzwall ihrer Rechte und Freiheiten in's Leben gerufen wurden. Die bewunderungswürdige und segensreiche Wandlung, welche wir da im Leben der Völker erblicken, bildete seit jeher den Gegenstand der Betrachtung denkender Geister; J. J. Rousseau betont mit Recht, daß durch diese Vereinigung der Kräfte Aller zu gemeinsamer Abwehr, zu gemeinsamer Ueberwindung entgegenstehender Hindernisse die gedeihliche rechtliche und sittliche Entwicklung des Menschengeschlechtes allein ermöglicht wurde; Cicero preist den glücklichen Uebergang aus der wilden, gesetzlosen Zeit, wo es keine Rechte, keine Pflichten gab, wo nicht Vernunft und Religion, sondern nur Gewalt und Noth ent-

schieden, in das Zeitalter gesitteter und wohlgeordneter Vereinigung in gesicherten Wohnstätten; Schiller endlich giebt dem Gedanken Ausdruck, daß es die „Ordnung, die segensreiche Himmelstochter“ sei, die der Städte Bau begründet und den „ungefessigten Wilden“ zum manierlichen Bürger gemacht habe. Hiermit ist wohl zur Genüge dargethan, daß das Entstehungsprincip des städtischen Gemeinwesens das Princip des Rechtes, der gesetzmäßigen Ordnung der Dinge gewesen ist, daß sich demnach die Städte aus diesem Grundgedanken heraus entwickelt haben und zum Zwecke der Erlangung rechtlich gesicherter Culturzustände auch mit aller Nothwendigkeit entwickeln mußten, und somit ein für die Menschheit geradezu unentbehrliches Stadium des Fortschrittes darstellen.

Wie sollte es nun denkbar sein, daß ein Organismus, der seine Entstehung, seine innere Berechtigung, sein Wesen so ganz und gar dem Begriffe des Rechtes verdankt und zu dessen Verförperung vor Allem in's Leben trat — bei weiterer Entwicklung, oder genauer gesagt, eigentlich nur bei seiner Vergrößerung über ein bestimmtes Maß hinaus mit seinem eigenen Grundprincipe in unversöhnlichen Conflict gerathen könnte, so daß die Stadt, die als solche eine Stätte des Rechts, ein Schirm und Hort ihrer Bürger war, als Großstadt die Keime des Unrechts, der Gewaltthat in sich birgt und zu blutigen Verbrechen ausreifen läßt? Sollte, was in essentia richtig war, in potentia zur Unwahrheit werden? Wo liegt da der Fehler des Arguments, wenn es zu solch verkehrten Resultaten führt? Oder giebt es in dem Lebensgange der Städte, in den Phasen ihres Wachstums und Anschwellens irgend ein ausschlaggebendes Moment, durch welches, plötzlich oder allmählich, das Wesen dieses Organismus in sein Gegentheil verkehrt, seine erspriessliche Zweckmäßigkeit in verderbliche Gefährlichkeit umgewandelt werden konnte? — Dieses Werden großer Städte ist ein anderes in unserem alten Continente, ein anderes im neuen Welttheile, die Ergebnisse in ethischer Beziehung aber sind dieselben. Hier wuchsen die Städte allmählich mit der steigenden Macht des Staates, weil beide von einander unzertrennlich sind und für einander bestehen müssen; hier hat der Staat die Initiative und die Macht zur Gründung, Erhaltung und Vergrößerung der Städte besessen und ausgeübt; das Maß seiner politischen Anziehungskraft war für das Aufblühen, wie nicht minder für den Verfall der Städte entscheidend. In America, oder wo sonst die gleichen Bedingungen vorlagen, in diesem Lande ohne mittelalterliche Burgen und ohne mittelalterliche Vorurtheile, das mit allen Erfahrungen, Kenntnissen und Machtmitteln der alten Welt gleichzeitig an's Werk schreiten konnte, wuchsen die Städte unabhängig vom Staate in der kürzesten Frist aus jungfräulichem Boden, wo nur immer die Energie eines unternehmenden Individuums die Voraussetzungen des Gedeihens vorfand und ausnützte. Und trotz dieser gewiß sehr bedeutsamen Verschiedenheiten kann man doch wohl nicht behaupten, daß die sittliche Beschaffenheit der Bewohner in den Städten

des alten Welttheils so sehr wesentlich von denen des neuen abweiche; der Charakter der Großstädter ist so ziemlich überall derselbe, Verbrechen und Gräueltthaten kommen hier wie dort vor und eine Verschiedenheit ist nur insofern erkennbar, als der nationale Charakter, das Temperament der Bewohner für ihr Verhalten bestimmend wird. In der Methode des Verbens der Großstädte kann also meines Erachtens kein Anhaltspunkt für die Annahme gefunden werden, daß die früher wohlthätige und culturförderliche Vereinigung von Menschen durch allzu große Anhäufung derselben an einem Punkte verderblich geworden sei.

Wie gestaltet sich aber das Bild einer modernen Großstadt? Jeder von uns, sofern er je das Weichbild einer solchen Stadt betreten, hat eine lebendige Vorstellung von dem Leben und Treiben derselben erhalten und bewahrt; eine beschreibende Darstellung ihrer wesentlichen Merkmale wäre daher nicht nur überflüssig, sie wäre auch im Rahmen dieser Besprechung schwer durchführbar, da ich bei der nahezu uner schöp flichen Vielseitigkeit der Erscheinungen allzu sehr auf Gebiete absc hwei ßen müßte, die meinem heutigen Stoffe ganz fern liegen und den Leser ermüden würden. Ich möchte daher nur hervorheben, was mir hier zur weiteren Entwicklung des Vorhergesagten zweckdienlich erscheint.

Unter dem Schutze der anfänglich localen städtischen, dann landschaftlichen und später staatlichen Gesetzgebung wuchs ein behäbig seßhaftes Bürgerthum heran, das, dem Kriege und der Fehde abhold, sich dem Gewerbe und dem Handel als Lebensberuf zuwendete; war erst des Lebens Nothdurft zu sattsamer Befriedigung gelangt, so verblieb noch Lust und Muße zur Ausübung der „freien“ Künste, die unter manch sinnigem und wohlwollenden Fürsten sich zur höchsten Blüthe entfalteten, indeß die Lande weithin ringsumher noch in tieffter Geistesnacht lagen. Stätten der Wissenschaft thaten sich auf, wissenschaftliche Schüler strömten herbei und so wurden die Städte nicht nur zu Mittelpunkten der staatlichen Gewalt, zu Emporien des Handels und des Weltverkehrs, sondern auch zu bedeutsamen Centren der geistigen und civilisatorischen Entwicklung der Menschheit. In dieser Beziehung war die Wirkung eine gegenseitig unverkennbare; die reichhaltigen Lebensquellen der großen Städte, die „Reibung“ der Geister beförderten das Aufblühen der Künste und Wissenschaften; die Erfolge dieser hintwiederum hoben den Glanz, den Reichthum und die Anziehungskraft der Städte. Das Wachsthum der Städte scheint mir daher ein Maßstab für die culturelle Entwicklung der Menschheit überhaupt zu sein, ja ich möchte die Behauptung wagen, daß zwar einzelne bevorzugte Menschen im Stände wären, einsam und in ländlicher Abgeschiedenheit den höchsten Geistesflug zu thun, die Menschheit im Großen aber nur auf dem Boden großstädtischer Vereinigung und mit allen Nachtmitteln derselben ausgerüstet ihren Blick über die bedrückende Sphäre der irdischen Interessen hinaus in eine höhere Region zu erheben vermag.

Man wolle mir gestatten, diese Gedankenreihe damit abzuschließen, daß ich die Ansicht ausspreche, die Schaffung der Städte überhaupt — und somit der hiervon nur dem Grade nach verschiedenen Großstädte — sei eine That der menschlichen Intelligenz, ein Product der Vernunft, die nach Gründen der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit vorgeht, den höchsten Grad des geistigen und materiellen Wohls anstrebt und sich diesem Ziele durch die Functionen der Großstädte auch nähert. Es geschah diese That nicht in einem gegebenen historischen Augenblicke, nicht durch einen Einzelact des menschlichen Willens, sondern durch das unbewußte Drängen der Menschheit nach einem Ziele, das nur auf diesem Wege erreichbar schien.

Vielleicht wird man mir nun den Vorwurf machen, daß ich durch diesen Panegyrikon auf die Großstadt die eingangs gestellte Frage schon voreilig und einseitig zu lösen versucht habe. Ich will nicht behaupten, daß sie durch das bisher Gesagte schon erledigt sein könne und bitte daher, nunmehr auch die zweite Seite derselben mit mir ein wenig zu besehen, welche sich mit dem Wesen und dem Ursprunge des Verbrechens beschäftigt.

Das goldene Zeitalter, in welchem die Menschheit ohne Fehl und somit ohne Verbrechen gewesen wäre, hat leider, das ist wohl unleugbar — niemals bestanden, weder in der Zeit vor der Begründung der städtischen Gemeinschaften, noch nach derselben jemals außerhalb dieser. Denn, sobald sich die Interessen der Menschen zu scheiden begannen und untereinander in Gegensatz traten, und das geschah doch wohl schon in allem Anfange menschlicher Existenz, waren auch die sachlichen und persönlichen Factoren zur Entstehung von Verbrechen gegeben. Denn das Verbrechen ist niemals etwas anderes, als ein durch List oder Gewalt bewirkter Eingriff in die Rechtssphäre des Nebenmenschen, das ist in das Gebiet seiner gesammten rechtlichen Interessen; es entspringt dem Willensbereiche des Thäters und dem Entschlusse desselben, sich einen Genuß, die Befriedigung eines Lustgefühls, einer Annehmlichkeit, die er auf gesetzlichem Wege nicht erlangen kann, mittelst des Unrechts zu verschaffen. Ob nun dieser Entschluß zur strafbaren That aus einer leidenschaftlichen plötzlichen Aufwallung des Gemüthes geboren wird, wie bei den sogenannten impetuoson Verbrechen, oder aus reiferer Ueberlegung, in welcher der Verstand des Menschen zum gefälligen Diener seines Willens wird, immer ist das Verbrechen eine Frucht des Wollens und nicht des Denkens, eine Erscheinung somit, die nicht der Welt der Intelligenz, sondern jener anderen Halbsseite des menschlichen Wesens angehört, für das man die mannigfaltigsten Namen, aber noch keine allgemein unbestrittene Bezeichnung gefunden hat, der Welt des „Gemüthes“, des „Herzens“ u. s. w. In diesem Sinne kann man sagen, daß jedes Verbrechen stets eine unlogische, vernunftwidrige Handlung ist, denn wenn sie auch im Augenblicke und für eine gewisse Spanne Zeit den vom Willen erstrebten und durch intellectuelle Mittel erreichten Zweck erfüllt, so steht sie doch mit jenen unabänderlichen Gesetzen im Widerspruch, auf denen die

Existenz des Menschengeschlechtes aufgebaut ist und allein dauernd beruhen kann, und muß daher früher oder später zu nichte werden.

Wenn wir nun einerseits erkannt haben, daß der Entstehungsgrund des Staates, der Zweck seiner Bildung zunächst in der Normirung des Rechtes, in der Schaffung und Begrenzung der Rechtsbegriffe und sohin in der Verwirklichung und Erhaltung des dadurch gegebenen Rechtes gelegen ist, so sehen wir andererseits mit gleicher Deutlichkeit, daß das Verbrechen aus einer steten Negation dieses Rechtes, aus der Absicht, diesen Rechtszustand ganz, oder in einem individuellen Theile zu zerstören, entspringt, daß also das Verbrechen seinem Wesen nach ein unversöhnlicher Widersacher des Staates ist und daher mit ihm im steten Kampfe liegen muß. Dieser begriffliche, tief einschneidende Gegensatz stellt sich äußerlich in den zahlreichen, vom Staate gegen das Verbrechen erlassenen Gesetzen und in allen jenen Vorkehrungen und Anstalten dar, mittelst welcher der Staat seine Repressionsgewalt anwendet. Je entwickelter der Staat in seiner Machtsphäre ist, je höher der Culturzustand seiner Einwohner, desto reichhaltiger und werthvoller werden auch die Rechtsgüter, die Interessen sein, denen er seinen Schutz verleihen muß, und man kann daher wohl sagen, daß die Entwicklung einer rationellen Strafgesetzgebung im Staate in gerader Proportion zu der Stufe steht, welche er in der Reihe der modernen Culturstaaten einnimmt. Ein Blick auf solche staatliche Gemeinwesen, in denen die Blutrache, der räuberische Einfall in fremdes Gebiet und alle damit verbundenen Grausamkeiten auch außer dem Falle eines Krieges noch als Heldenthat gelten — dürfte dieses scheinbare Paradoxon rechtfertigen. Was ich aber hier vom Staate gesagt habe, scheint mir mit zwingender Nothwendigkeit auch von der Stadt und der Großstadt zu gelten; sie ist ein Theil des Staates und zwar sein wichtigster, zum Leben unentbehrlichster. Paris ist die Seele, das Herz Frankreichs, sagt bekanntlich Victor Hugo. Sie ist denselben Principien entsprungen, sie theilt mit dem Staate alle rechtsbedeutenden Prämissen seines Daseins, sie hilft ihm in der Erreichung seiner Zwecke und Ziele. Diese Identität ihres Wesens bringt es mit sich, daß Stadt und Staat sich gegenseitig fördern und heben, und dies um so mehr, je mehr die Macht des Staates in seinem Mittelpunkte, der Großstadt, centralisirt erscheint. Demnach läßt sich nicht leugnen, daß alles, was dem Wesen des Staates zuwider, was ihm und seinen Zwecken abträglich ist, es in gleichem Grade auch der Stadt gegenüber sein wird. Der grimme Antagonist des Staates, das Verbrechen, ist auch der Feind der Stadt; ihr ganzes, so reich dahinfluthendes Leben beruht auf dem Grundsätze gegenseitiger Rechtsachtung und zwar um so vertrauensvoller, je mehr sie sich zur Großstadt emporringt. Die Wälle und die Mauern sehen wir fallen, die Wachen an den eisengepanzten Thoren verschwinden, all' diese mechanischen Schutzmittel, womit das innen wohnende Recht sich gegen das von außen eindringende Unrecht zu sichern suchte, werden durch die abstracte Autorität des Gesetzes ersetzt,

und von den beengenden Fesseln dieser Rüstung befreit, dehnt die Großstadt ihre täglich wachsenden Glieder weit hinaus in die Gefilde.

Vielleicht darf ich nunmehr die verschiedenen Vorfragen, in welche ich oben mein heutiges Thema zerfällt habe, verneinend beantworten? Die beiden Erscheinungen im Leben der Menschheit, deren Beziehung zu einander wir untersuchen wollten, stehen sich im Verhältniß conträrer Gegensätze gegenüber; schon der Grund ihres Entstehens ist ein diametral verschiedener, so verschieden, wie die Welt der Intelligenz von der großen und oft so stürmisch erregten Welt des Willens; sie sind ihrer Natur nach unversöhnliche Gegner. Nichts von alledem, wodurch das Verbrechen erleichtert und gefördert wird, kann jemals dem Aufblühen und Erstarken des Staates und der Stadt förderlich und wohlthuend sein, ja im Gegentheile, was jenem nützlich, ist diesen verderblich und wenn daher in einem geordneten Staats- und Städtewesen das Verbrechen zeitweilig an die Oberfläche tritt, so geschieht dies nicht wegen und nicht in Folge des Bestehens dieser Organismen, sondern trotz desselben und gegen dessen Zwecke. Ich vermöchte es nicht zu verstehen, wenn man nun sagen wollte, es werde dies wohl von Städten geringerer Bedeutung vielleicht zuzugeben sein, aber nicht von Großstädten, von denen hier die Rede sein müsse, denn der Unterschied ist hierin kein essentieller, sondern nur ein gradueller und kann daher an den wesentlichen Prämissen meiner Behauptung nichts ändern. Ich vergesse gewiß nicht, daß das sociale Leben in der Großstadt Formen annimmt und Zustände schafft, welche eben das Eintreten verbrecherischer Handlungen in gewissen Richtungen mit sich bringen, allein die Ursache hiervon ist nicht in dem Bestande und Wesen der Großstadt, sondern in andern Factoren zu suchen, die mit derselben nicht nothwendig verknüpft sind und auch außerhalb ihres Bannkreises zu denselben beklagenswerthen Resultaten führen werden.

Ich gestehe nun gern zu, daß der vielfach verzweigte und mannigfaltige Organismus der modernen Welt sich nicht immer ganz so darstellt, wie er sich im Kopfe des Theoretikers abspiegelt; ich vergesse nicht, daß man „die Lücken des Weltenbaues mit Schlafrocken und Nachtmützen“ nicht verstopfen kann. Die Geseze der Logik sind allerdings nach allen Richtungen gleich unabwendbar wirksam, und besonders in der realen Welt der äußern Thatfachen ist ihre Herrschaft eine unerbittliche, allein auch diese reale Welt ist uns in so vielen Beziehungen noch eine unerforschte, die Wechselbeziehung der mitwirkenden Ursachen, die Störungen des normalen Verlaufes durch dem Auge noch verborgene Factoren sind so zahlreiche, daß wir die Geseze der entferntesten Himmelsphären mit größerer Verlässlichkeit zu ermitteln vermögen, als die Geseze des socialen Lebens im heutigen Staate, eines Gebietes, auf welchem der unermüdlche Geist menschlicher Forschung im Vereine mit den unberechenbaren Launen des menschlichen Willens an einem Tage die erhabensten Erscheinungen der Cultur und der Tugend, nicht minder aber auch die verwerflichsten Irthümer und Berruchtheiten zu Tage fördert.

Sehen wir uns aber, die Theorie bei Seite lassend, die thatsächlichen Zustände einer Großstadt mit praktischem Blicke an, so müssen wir wohl zugestehen, daß die vielfachen Vorkehrungen, welche Staat und Stadt im Bunde zur Sicherung des Lebens und der Habe ihrer Einwohner getroffen haben, das Verbrechen nicht gerade ermuthigen und erleichtern. Die mehr oder minder stramme Ordnung, in der sich das geschäftliche Leben der Großstadt abwickelt; die Pünktlichkeit, mit der zu gleichen Tages- und Nachtzeiten dieselben Menschen, dieselben Vorgänge pedantisch genau wieder erscheinen, kurz die Gesetzmäßigkeit, in deren Rahmen sich der ganze Organismus und jedes einzelne Element desselben bewegen muß, erleichtert die Wahrnehmung jeder Abnormität; das „Auge des Gesetzes,“ das der Großstädter an jeder Straßenecke begegnet, wacht, und hunderterlei Einrichtungen unterstützen und fördern die schwere Aufgabe dieses Auges, vom Batel des Schullehrers angefangen, der dem kindlichen Staatsbürger Zucht und Sitte beizubringen hat, bis hinauf zur höchsten Spitze staatlicher Gewalt.

Alles das sind Schranken und Hemmnisse für das Verbrechen. Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Objecte verbrecherischer Habgier in größeren Städten dichter angehäuft sind, als in kleinen Dorfgemeinden, und zuweilen etwa durch ihr luxuriöses Hervortreten die Lust des Verbrechers mehr aufzuregen vermögen, als die schlichteren Formen des ländlichen Besizes. Darum mag der Diebstahl in den Städten verhältnismäßig öfter vorkommen als auf dem „flachen Lande“; allein die Zahl der Diebstähle ist es wohl nicht, die die Klage über „Verwilderung“ der Sitten begründet, und wo der Diebstahl die wildere, gewaltthatige Form des Raubes annimmt, wird er gewiß eher die einsame Heerstraße oder den düsteren Waldpfad sich zum Schauplatz erwählen, als die Straßen der Großstadt. Hier wie dort hofft er der Entdeckung seiner Schuld leicht zu entinnen; im sinnenbetäubenden Gewirr der Großstadt zählt er darauf, spurlos im Gemüthe der Menschen zu verschwinden; in der menschenleeren Einsamkeit der „länderverbindenden“ Straße, im Dunkel des Waldes gab's kein Menschenauge, das Zeuge seiner That gewesen wäre, und so sind die Bedingungen, die das Verbrechen begünstigen ließen oder ermuthigten, in beiden Fällen, wenn auch aus ganz entgegengegesetzten Ursachen, dieselben, und können als der Großstadt allein eigenthümliche nicht bezeichnet werden.

Kann man also nach näherer Betrachtung der Frage noch sagen, die behauptete „Verwilderung der Sitten“ sei eine Folge und Wirkung jener Form des menschlich-gesellschaftlichen Lebens, die sich in dem Begriffe der „Großstadt“ darstellt? Ich glaube die Frage wohl nunmehr verneinen zu dürfen. Die verdammenstwerthen Regungen und Neigungen des menschlichen Gemüthes, die zum Unrecht und zur Verleugnung der Sittlichkeit führen, werden auch durch die höchste Entwicklung der Cultur und Civilisation niemals ganz bezähmt, die verwerflichen Dispositionen des Individuums werden niemals ganz unterdrückt und behoben werden können, sie werden

sich auf dem Gebiete der Moral im engeren Sinne, wie auf dem der Criminalistik so lange geltend machen, als die Menschenbrust von Begierden getrieben, von Leidenschaften durchwühlt, von den Dämonen des Bösen gequält wird. Die Aufgabe des staatlichen und großstädtischen Gemeinwesens kann jederzeit nur sein, die Kraft und Wirkung dieser Motive einzudämmen, und dort, wo ihre Ausbrüche mit den Gesetzen seines Daseins und Bestandes in Widerspruch treten, ihnen mit ahnender Gewalt entgegen zu treten, das Recht und mit ihm die Errungenschaften des menschlichen Fortschrittes wieder sicherzustellen.

* * *

Die ganze Streitfrage, die uns im Vorstehenden beschäftigt hat, ist im Grunde genommen keine neue, und es gereicht mir einigermaßen zur Beruhigung, daß schon unsere Vorfahren vor mehr als 130 Jahren sich mit einem ähnlichen Problem befaßt und es in gewissem Sinne für uns gelöst haben. Die heutige Frage nach der ethischen Bedeutung der Großstadt erinnerte mich sogleich an eine andere, damals aufgeworfene, die mit ihr, wie ich glaube, eine große Verwandtschaft hat.

Im Jahre 1750 schrieb die Akademie der Wissenschaften zu Dijon einen Preis auf die Beantwortung der Frage aus, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste in Europa zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe („à épurer les mœurs“). Ich erinnere mich nicht, irgendwo gehört zu haben, daß diese Akademie einer kleinen französischen Provinzstadt durch irgend eine andere bedeutame Geistes that ihr Gedächtniß auf die Nachwelt gebracht hätte; durch das Aufwerfen dieser barock erscheinenden Frage hat sie sich aber allerdings einen Platz in der Geschichte der Literatur gesichert, denn ein „Bürger von Genf“ überraschte die damalige Welt durch eine sehr gelehrte Antwort, in welcher er nicht nur die Frage verneinend erledigte, sondern sogar auch, über den Rahmen derselben hinausgehend, den Nachweis zu erbringen versuchte, daß die Wiederkehr der Wissenschaften und Künste, nämlich was man darunter verstand: die nach der Zerstörung des griechischen Kaiserthums in Konstantinopel erfolgte Einwanderung griechischer und überhaupt altklassischer Gelehrsamkeit — die Sitten der bis dahin tugend samen Europäer geradezu verschlechtert habe. Ihm wurde von den Weisen zu Dijon auch der Preis zuerkannt, so sehr scheint er sie durch den bestehenden Glanz seiner Argumente geblendet zu haben. Im Lande aber ertönte ein Schrei der Entrüstung, der sich sogleich in einen heftigen Federkrieg abgelagerte, ohne dadurch zur Ruhe zu kommen. Auf seinen preisgekrönten „Discours“ kamen „Refutations“, auf diese trat der damals noch unbekannte Jean Jacques Rousseau mit „Observations“ hervor, die ihn als den Autor der Preisschrift erkennen ließen, kurz, es wickelte sich ein förmliches Civilproceßverfahren mit Rede und Gegenrede ab, in welchem sich aber die Kämpfer nicht mit Gesetzesparagrafen, sondern nach damaliger Methode

mit schöngedruckten Citaten aus allen Zeiten, von Tacitus und Cicero, Horaz und Virgil bis auf Boileau und Fénelon an den Leib rücken, so daß es förmlich ergötlich zu sehen ist!

Welcher Partei wir heute, wo wir mit kühler Objectivität die Erziehung beider Theile belächeln, Recht zu geben haben, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Denn abgesehen davon, daß J. J. Rousseau den Gegenstand, um den es sich handelte, durchaus nicht klar und präcis darstellte, daß er, wie es scheint, von dem Begriffe „Sittlichkeit, Ethos“ keine Vorstellung hatte — (was er nebenbei gesagt auch in seinem bürgerlichen Leben vollauf bewies) — sondern immer, wo von „Tugend“ die Rede war, die kriegerische Tapferkeit Roms und Spartas mit ihr vermengte, abgesehen hiervon, ist er oft von einer ganz kindischen Naivetät, die seinen Gegnern den Sieg gar zu leicht machen mußte. Auch er schwärmt von den strohgedeckten Hütten und dem ländlichen Herde, wo einst die Genügsamkeit und die Tugend gewohnt — bezeichnet die Wissenschaft als die gefährliche Waffe, die die mütterlich besorgte Natur dem Menschen vorenthalten müsse und gelangt auf diesem Wege natürlich zu dem Schlusse, die verderblichen Wirkungen der Erfindung der Buchdruckerkunst zu beklagen, durch welche die gefährlichen Träumereien eines Hobbes und Spinoza nun auf alle Nachwelt gelangen werden! Was würde der Ärmste wohl heute sagen, im Zeitalter der Schnellpressen, die da mit mehr oder weniger Preßfreiheit noch ganz andere Dinge zu Tage fördern, als jene Nahrung für einsame Denker? Heute gilt er selbst als einer der Vorkämpfer der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und in diesem Sinne preist man ihn, oft ohne ihn genau zu kennen.

Ein ganz vortreffliches Buch, dessen diese Blätter schon im Januar dieses Jahres Erwähnung thaten*), spricht es gleich im Eingange seiner tief angelegten Erörterungen aus, daß jeder Rückschritt in der Sittlichkeit ein Rückschritt in der Cultur der Menschheit sei. Diesem Satze kann man auch im juristischen und im historischen Sinne vollkommen beipflichten dahin, daß jedes Verbrechen einen Rückfall in den frühern, staatenlosen Rechtszustand und in die vergangenen Zeiten der Uncultur bedeute. Man sagt ja häufig im gewöhnlichen Leben beim Anblicke einer Gewaltthat: „Das ist Barbarei, mittelalterliches Faustrecht u. dgl.“, womit man eben nichts anderes besagt, als oben von W. Starke ausgedrückt wird. Wenn mir nun andererseits zugestanden wird, daß die Entstehung städtischer Gemeinwesen und ihre allmähliche Entwicklung zu den Formen der Großstadt als eben so viele Etappen des menschlichen Culturfortschrittes zu erkennen seien, daß der Bestand der Großstadt als ein Symptom dieses Fortschrittes mit diesem in geradem Verhältniß stehe und sich zu ihm etwa so verhalte, wie die Blüthe des Baumes zum Stamme desselben — so ergiebt sich hieraus als dritter Satz des Syllogism, daß das Verbrechen als culturwibrige und culturzerstörende

*) „Nord und Süd“ Januarheft 1884 Seite 107.

Erscheinung der Gegensatz des städtischen Wesens sei, ein Ergebniss, welches ich oben bereits aus einer andern Gedankenreihe abzuleiten versucht habe. Er hat sich mir aber aus diesen Erwägungen der Anlaß zu der Behauptung ergeben, daß unsere heutige Streitfrage nach der Bedeutung der Großstadt in ethischer Richtung eigentlich mit der im Jahre 1750 zu Dijon aufgeworfenen Frage so ziemlich identisch sei. Denn die Wiederkehr der Wissenschaften und Künste, um deren Wirkung auf die Sitte der Menschheit man sich damals stritt, ist der geistige Ausgangspunkt des heutigen Culturzustandes. Die Pflege der Wissenschaft jeder Art — ich beschränke dies nicht etwa bloß auf die sogenannten humanistischen Disciplinen — ist es, durch welche Faustrecht und Willkür des Einzelnen gegen den Schwächern, durch welche Sklaverei und Leibeigenschaft abgeschafft, die moderne Verfassung des Staatslebens entwickelt, die Gleichheit des Menschen vor dem Gesetze statuiert wurde; durch sie kamen Hexenverbrennung und religiöser Haß allmählich zu Falle. Es zweifelt ja wohl Niemand, daß menschliche Vorurtheile und Irrthümer nicht so sehr durch menschliches Gesetz, als vielmehr durch die heilende Wirksamkeit der Vernunft bezwungen und ausgerottet werden, denn zuweilen ist ja das Gesetz selbst noch ein Ausdruck des Vorurtheils und geht dem Fortschritte der Cultur nicht als Führer voran. Im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der überraschendsten Fortschritte und Erfindungen auf dem Gebiete der exacten und realen Wissenschaft, hieß es Eulen nach Athen tragen oder offene Thüren einrennen, wollte man die Bedeutung und den sittigenden Einfluß der Wissenschaft für die Menschheit erweisen, und ich halte meine Sache für gewonnen, wenn man nur so gütig ist, zuzugeben, daß die Stadt und insbesondere die moderne Großstadt ebenso wie menschliche Civilisation überhaupt durchaus ein Werk des Menschengesistes, der Vernunft, und deshalb das Gegentheil des Verbrechens, mit diesem wesentlich unvereinbar sei.

Nun könnte es mir zum Schlusse meiner Betrachtungen widerfahren, daß man zwar meinen Folgerungen keinen allzu grellen Trugschluß zur Last zu legen, trotz alledem aber doch geneigt wäre, ihnen die Gewalt der Thatfachen unglaublich entgegen zu stellen. Die entsetzlichen Gewaltthaten, von deren Erwähnung ich im Beginn ausgegangen bin, sind nun einmal im Weichbilde einer Großstadt begangen worden; sie beweisen mit beklagenswerther Deutlichkeit, was Worte und Argumente umsonst zu widerlegen versuchen, daß die Sitten der Menschen im Allgemeinen, vor Allem aber in den großen Centralpunkten ihrer Ansiedelung, die Zeichen wachsender Verwilderung zur Schau tragen und daß man darum mit Recht den Stätten jener abnormen Greuelthaten die Schuld dieser Verwilderung insoweit zuschreibe, als nicht andere entlastende Ursachen dafür zweifellos nachgewiesen worden sind.

Diesen positiven Nachweis zu unternehmen, geht zwar über den Rahmen meiner heutigen Aufgabe hinaus, da ich nur unternommen habe, meine negirende Behauptung darzuthun, es sei jene Beschuldigung eine ungegründete.

Ich werde daher den Leser nur mit einigen kurzen Andeutungen bemühen. Man möge mir hiebei gestatten, abermals bei dem reichen Gedankenvorrathe des Herrn W. Starke eine kleine Anleihe zu machen, die, sobald ich sie offen bekenne, den Charakter eines Plagiates verliert. Ich könnte doch, was ich hier für weitere Kreise sagen will, niemals in treffendere Worte kleiden, als er es in dem bezeichneten Buche für die speciell interessirten Fachleute ausgesprochen hat! Die Klage über die Zunahme der Verbrechen und die Abnahme der Sittlichkeit hat man zu allen Zeiten vernommen und schon zu Römerzeiten waren die „laudatores temporis acti“ eine verfehlmte Sippe. Die alte Zeit hat eben die Verbrechen nicht so beachtet, nicht so sorgsam gezählt und gewogen, wie die unsere, ja ihr Urtheil war einzelnen Arten von Handlungen gegenüber, die man heute als verwerfliche Brandmarken, ein ganz anderes. Das Gedächtniß einzelner Verbrechen ist längst erloschen und über den allgemeinen Zustand in dieser Beziehung ist keinerlei Aufzeichnung auf uns gekommen. Man darf sich in dieser Erkenntniß auch durch solche erschreckende Geschehnisse, wie sie eben jetzt wieder unsere Aufmerksamkeit fesseln, nicht beirren lassen. Denn derartige Erscheinungen sind nicht nothwendig typisch für ihre Zeit; die in der Gesamtheit des Volkes erkennbaren Erscheinungen lassen sich am wenigsten nach den subjectiven Eindrücken des einzelnen Falles bemessen. Ja man muß im Gegentheil, möchte ich hinzufügen, von diesen Einzelfällen ganz und gar absehen, um zu einem richtigen Urtheile über die Gesamtheit zu gelangen, weil sie gerade wegen ihrer auffälligen Abnormität der Bildung einer Regel störend in den Weg treten. Die Grundlage für eine der Wahrheit entsprechende Erkenntniß kann auf diesem ganz realen Gebiete nur eine sorgfältige Erforschung und Feststellung der Thatfachen und der ihnen zu Grunde liegenden ursächlichen Zustände im socialen Leben der Gegenwart geben und hiemit beschäftigt sich die Wissenschaft heute schon in ausreichendem Maße.

Nehmen wir aber an, daß, abgesehen von den zeitlichen Schwankungen in einzelnen, Jahrzehnte umfassenden Perioden, die Tendenz der bezüglichlichen Ziffern im Ganzen eine steigende sei, und daß die Steigerung über die dem Anwachsen der Bevölkerung entsprechende Proportion hinausgehe, womit die absolute und relative Vermehrung der Verbrechen, die Erhöhung der Intensität der verbrecherischen Willensrichtung und somit die behauptete Verwilderung der Sitten erwiesen wäre, so wäre es dann erst unsere Aufgabe, uns über die Ursachen dieser Erscheinung klar zu werden. Da giebt es denn nun eine reiche Anzahl von bewegenden Factoren, die, von verschiedenen Gebieten ausgehend, von mannigfachen Prämissen beherrscht, alle concentrisch nach diesem Einen Ziele unabsichtlich hinwirken. Man könnte sie im Ganzen dahin zusammenfassen, daß die Lebensweise des Menschengeschlechtes in jenen Theilen der Welt, die für die vorliegende Frage in Anschlag kommen, in einer allmählichen aber gründlichen Umwandlung begriffen ist. Das fortwährende Anwachsen der Bevölkerung in den meist-

civilisirten Ländern läßt die früher zureichende Menge der Bodenproducte an einem bestimmten Orte längst nicht mehr als genügend erscheinen für den erhöhten Bedarf; ein großer Theil der Arbeitskraft muß sich dem industriellen Erwerbe zuwenden und wird hierdurch allen den unvorhergesehenen und unabwendbaren Schwankungen und Wechselfällen des Handels und des Fabrikbetriebes unterworfen, die sich früher nicht fühlbar machen konnten. Mit diesen ökonomischen Factoren, welche des weiteren auszuführen einem andern Forum und gewiß einer berufeneren Feder vorbehalten bleiben muß, geht gleichen Schrittes eine Wandlung im Geiste des Menschen einher, welcher vielleicht auch ein Theil der Schuld an der oben beretzten Thatsache zuschreiben sein könnte. Wenn ich den Charakter dieser Wandelung andeute, möchte ich mich gerne vor einem unliebsamen Mißverständnisse schützen, das mir leicht den Vorwurf rückschrittlicher Gesinnung zuziehen könnte, mit dem man als „gebildeter Mensch“ nicht behaftet sein darf. Ich zweifle ja nicht daß das Stadium ethischer Entwicklung, in welchem sich die moderne Menschheit heute befindet, nur ein Uebergangsstadium ist, durch welches sie sich ihrer Bestimmung gemäß zu immer höherer Vervollkommenung hindurchkämpfen wird; ich zweifle auch nicht, daß für die Uebelstände, welche mit dem gegenwärtigen Zustande verbunden sein mögen, das richtige Arzneimittel im richtigen Zeitpunkte gefunden werden wird — allein diese vertrauensvolle Ueberzeugung darf mich nicht verleiten, die Augen zu verschließen vor dem, was leider unverkennbar ist. Und so wage ich's denn frischweg es auszusprechen, was so Mancher vielleicht zaghaft in seinem Innern denkt und tröste sich mit dem Gedanken, daß J. J. Rousseau, obgleich er die ganze Buchdruckerkunst verdammt hat, doch ein berühmter Mann geworden ist, daß ich daher schon auch, *si parva licet componere magnis*, meine geringe Reputation ein wenig auf's Spiel setzen darf!

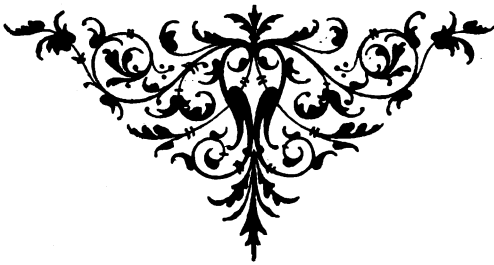
Wir haben, verehrter Leser, seit Menschengedenken daran gearbeitet, Vorurtheile auszurotten und Irrthümer zu bekämpfen, und da ist uns denn beim besten Willen allgemach auch jeder Autoritätsglaube abhanden gekommen, so daß es mir fast scheinen möchte, es seien mit den unberechtigten und falschen Autoritäten auch die wahren und nothwendigen zu Falle gekommen! Wir haben uns bemüht, Licht und Bildung, die Frucht der Arbeit vorzuguter Geister, allen Menschenkindern zugänglich zu machen und fürwahr, es war und ist dies ein edles und glückbringendes Beginnen, — allein noch ist es uns nicht gelungen, das Dunkel der früheren Unwissenheit ganz zu bannen und die große Menge auf jenen Höhepunkt geläuterter Intelligenz empor zu erheben, auf welchem man die unwandelbaren Gesetze des menschlichen Daseins erkennt und freudig befolgt, weil man sie erkannt hat.

Wir haben uns endlich der Aufgabe unterzogen, das Individuum von den beengenden Fesseln staatlicher Bevormundung zu emancipiren, damit es von den Rechten, die es im Interesse des socialen Zusammenlebens opfern mußte, den möglichst größten Theil wieder zur eigenen Verwaltung zurück-

erlange, aber wir sind noch nicht an dem Ziele angelangt, den Willen des Einzelnen erziehend dahin zu veredeln, daß er sich als ein Theil des Ganzen fühlend, mit den Zwecken der Gesamtheit im freiwilligen Einklange stehend den als nothwendig erkannten Schranken mit voller Zustimmung unterwerfe und zur Erreichung der Menschheitszwecke bis zu antiker Selbstaufopferung mitwirke! —

Doch ich irre ohne Zweifel allzusehr ab! Es sollte mit alledem nur angedeutet werden, daß es Dinge und Prozesse im staatlichen Leben der heutigen Zeit gebe, welche in viel höherem Maße bei der Beurtheilung unserer Sittenzustände mit herangezogen werden müssen, als die damit durchaus nicht im ursächlichen Zusammenhange stehende, sondern lediglich gleichzeitige Entwicklung der Großstädte.

Inwiefern nun aber die Thaten eines Hugo Schenk, die eines Dickhoff u. s. w., die den Klageruf des Tages hervorgerufen haben, geeignet erscheinen, denselben zu rechtfertigen, das zu besprechen wird mir vielleicht in einem späteren Zeitpunkte gestattet sein, wenn die Entstehung derselben, die Persönlichkeit der Thäter und ihre Motive der öffentlichen Discussion zugänglich sein werden.





Aus dem Lager der Nihilisten.

Don

Raphael Löwenfeld.

— Breslau. —

In dem fürchterlichen Kampfe zwischen Meuchelmord und Cäsarenwahn, dessen Schauplatz das größte Reich unseres Erdtheils bildet, ist eine Erschöpfung eingetreten — wie immer, wenn eine der kämpfenden Parteien einen ihrer Führer einbüßt. Der Mord Subejfins hat die Partei der Regierung eines hervorragenden Hauptes beraubt. Er stand an der Spitze des sog. „Antiterroristen-Bundes“ (des O. B. P. T., d. h. Obscestvo borby protiv Terroristov, Verein des Kampfes gegen die Terroristen) und besaß das Vertrauen des Kaisers in einem Grade, wie es bei den unsicheren Verhältnissen Rußlands begreiflicherweise nur wenige besitzen. Der Verlust dieses an seinem Platze überaus tüchtigen Mannes lähmt nicht bloß die Thätigkeit des Bundes, den er begründet, sondern den der Regierungspartei überhaupt auf Wochen und Monate. Andererseits ist die Unthätigkeit selbst einer geringen Zahl terroristischer Parteigänger genügend, um die Actionsfähigkeit der Revolutionäre bedeutend zu schwächen. Ob es nun der Regierung gelingt, die Mörder Subejfins zu ergreifen und mit dem Tode zu bestrafen, oder ob sie die Grenzen Rußlands überschreiten und ihr Leben retten — für die Unternehmungen des Terrorismus sind sie vorerst verloren.

Ein solcher Zeitpunkt ist wohl geeignet zu einer Rückschau über die Entwicklung des Kampfes, dessen letztes blutiges Opfer Subejfin geworden, und

zur Betrachtung der Männer, welche es wagen, gegen eine so fest gegründete Macht, wie die Autokratie des Caren aller Rußen, die Fahne des Aufbruchs zu erheben. Seit einiger Zeit haben die Nihilisten selbst den Schleier von ihrer unterirdischen Agitation fortgezogen und uns den Einblick in tausend Dinge, die bisher räthselhaft, zum mindestens schwer begreiflich erschienen, bedeutend erleichtert.

Ein Führer des Terrorismus, Stepniak, der frühere Redacteur des revolutionären Blattes „Land und Freiheit“, hat es unternommen, dem westlichen Europa eine Darstellung der nihilistischen Bewegung und eine Schilderung ihrer Kampfesart zu bieten; Peter Lawrow, giebt seinem Freunde und Kriegskameraden eine Empfehlung mit auf den Weg*).

Er hebt hervor, daß sowohl in Rußland wie in Westeuropa keine Arbeit veröffentlicht worden, welche dem Nihilismus gerecht würde. Die Autoren — meint er — welche für die russische Presse thätig sind, werden durch die Rücksicht auf ihre persönliche Sicherheit gezwungen, jedes Wort, jeden Satz, der aus ihrer Feder fließt, peinlich abzuwägen da die geringste Unvorsichtigkeit die härtesten Strafen zur Folge haben würde. Zudem ist fast alles, was in Rußland über den Nihilismus erschienen, von seinen erbittertsten Gegnern geschrieben, die ihn in gutem Glauben für ein ungeheures Verbrechen oder für eine gewaltige Thorheit halten. Westeuropäische Schriftsteller — selbst solche, welchen die russischen Quellen zugänglich — stünden wiederum der Action zu fern, als daß sie bei der Schnelligkeit ihrer Entwicklung schnell genug folgen und mit hinreichender Treue darüber Rechenschaft geben könnten.

Was in der Beurtheilung der revolutionären Bewegung noch vor wenigen Jahren richtig war, hat heute seine Geltung vollkommen eingebüßt. Das Jahr 1878 bezeichnet eine Krisis, welche eine gänzliche Umgestaltung sowohl in Bezug auf die Fraktionsbildung innerhalb der Partei, wie auf das Verhältniß dieser Fraktionen zu einander zur Folge hatte.

Nicht nur die Methode der Action hat sich verändert, sondern auch der Typus des Revolutionärs. Die Fehler und Tugenden, welche den Personen wie der Bewegung selbst anhaften, und welche noch vor wenigen Jahren für dieselben charakteristisch waren, sind ganz anders gearteten Mängeln und Vorzügen gewichen, die wiederum die jüngste Phase der russischen Revolution kennzeichnen. Daher können selbst diejenigen, welche persönlich Antheil an der Action genommen, später aber das Vaterland verlassen haben, oder solche, die sich ausschließlich einer Specialität gewidmet hatten, in schwere Irrthümer verfallen, wenn sie die gegenwärtigen Strömungen beurtheilen oder Prophezeiungen für die Zukunft wagen.

*) La Russia Sotteranea. Profili e Bozzetti Rivoluzionarij dal vero di Stepniak già direttore di Zemlia e Volia (Terra e Libertà). Con Prefazione di Pietro Lavroff. (Milano. Fratelli Treves, Editori.) XVI. 290. S. 80.

„Nur ein Mann, der viele Jahre in den Reihen der Kämpfer gestanden, der unmittelbaren Antheil genommen an den verschiedenen Phasen, welche die russische Bewegung durchzumachen hatte, der genaue Bekanntschaft mit den Personen hat, welche in diesen verschiedenen Phasen auftreten — und die, obgleich Männer desselben Decenniums, doch durchaus verschiedene Naturen sind — nur ein solcher Mann wäre im Stande, dem europäischen Leser ein wahrheitsgetreues Bild zu liefern, ein Bild, welches der Form und dem Inhalt der revolutionären Bewegung gerecht wird.“ Stepnial gilt den Revolutionären als eine Persönlichkeit, die alle diese Bedingungen erfüllt und schriftstellerisches Talent in genügendem Maße besitzt. Wir haben demnach ein Recht, seine Schilderungen der Personen und Dinge als das anzusehen, was die Nihilisten über sich selbst denken, und seine Urtheile, soweit dieselben nicht von seiner persönlichen Denkart beeinflusst sind, als die Anschauungen der Partei zu betrachten.

Damit hätten wir auch den Maßstab für das Buch selbst gewonnen. Man wird von keinem Parteigänger die Ruhe des Historikers erwarten, man wird sie auch nicht fordern, und je größer die Kluft zwischen den Idealen der Kämpfenden und dem thatsächlichen Bestand der in Frage kommenden Verhältnisse ist, desto schwieriger wird es, objectiv zu urtheilen.

Ohne Zweifel kennt Stepnial, als einstiger Redacteur der revolutionären Zeitung „Zemlja i Wolja“ (Das Land und die Freiheit) den Gegenstand einer Darstellung so genau, wie kein Zweiter, aber er betrachtet Alles von einem Standpunkt, den unter seinen westeuropäischen Lesern nicht leicht Jemand einnehmen dürfte. Fehler wie Tugenden wachsen bei ihm in's Ungeheuerliche; wer nicht das Aeußerste der nihilistischen Forderungen als berechtigt anerkennt, ist ein Feind der Freiheit — dieser Standpunkt ist erklärlich, aber er trübt den Blick und verschiebt das Bild. Er läßt Alles wie durch ein Vergrößerungsglas sehen. Auch wir wissen, daß Zustände, wie die russischen in unserem Decennium, das Maß des Gewöhnlichen ausschließen; als Schüler der Geschichte ist uns der Grundsatz geläufig, daß die Revolution „Kolosse ausbrütet“. Tugenden nehmen den Charakter des Uebermenschlichen, Laster das Gesicht des Unmenschlichen an. Wankelmüthige werden von energischen Häuptern zu entscheidenden Thaten geführt, Führer durch die Begeisterung ihrer Gefolgschaft zu neuem Muth angepornt. Aber auch das haben wir aus der Geschichte gelernt, daß, was auf den ersten Blick als die Kühnheit eines Helden erscheint, oft nichts Anderes ist, als die verzweifelte That eines Ausgestoßenen, und das Martyrium des revolutionären Helden ist nicht immer zu unterscheiden von dem Ende eines irregeleiteten Verbrechers.

Wir wollen damit nicht unsern Standpunkt gegenüber den Männern der russischen Revolution kennzeichnen — der thut hier nichts zur Sache; es soll nur erklärt werden, warum Stepnial trotz der augenscheinlich gründlichsten Kenntniß der Verhältnisse, in seiner Darstellung nicht unbedingt treu sein kann.

Für ihn sind alle seine Mitkämpfer Helden und Edelgesinnte, und dieses Verhältniß zu ihnen bildet die Grundlage seiner Charakteristiken und Skizzen.

Es war aber auch darum nothwendig, diesen Punkt zu berühren, weil wir in Folgendem den Autor vielfach in seinen eigenen Worten sprechen lassen. Der Leser wird sich nun das Pathos der Darstellung und die Uebertreibungen im Urtheil erklären und nicht von uns Verantwortung fordern für das, was ein begeisterter Führer des Nihilismus von seinen Parteilgängern und ihrer Sache sagt.

*

*

*

Als Turgenjew in seinem Roman „Väter und Söhne“ das Wort für die neue Lehre und ihre Vertreter erfand, waren die Nihilisten weit davon entfernt eine politische Partei zu bilden. „Der wahre Nihilismus war eine philosophische und literarische Bewegung, welche in dem ersten Decennium nach Aufhebung der Leibeigenschaft, also zwischen 1860 und 1870, blühte. Jetzt ist dieselbe gänzlich erloschen . . .“

Der Nihilismus war ein Kampf des intelligenten Menschen gegen jede Abhängigkeit, der gleichen Schritt hielt mit demjenigen der arbeitenden Klassen gegen ihre Unterdrücker. Die Grundlage des Nihilismus war, genau genommen, der absolute Individualismus . . . Der Nihilismus war eine leidenschaftliche, mächtige Reaction, nicht gegen den politischen Despotismus, sondern gegen den moralischen, welcher auf dem Privatleben des Individuums lastete.“

Wofür man sich in jener Zeit begeisterte und welchen Grad die Hingebung der Nihilisten an ihren Gegenstand erreichte, lehrt uns ein Brief B. Zajcew's, in dem es heißt: „Ich schwöre bei Allem, was mir heilig ist, wir waren keine Egoisten (wie ihr uns nennt), wir waren im Irrthum, ich gebe es zu, aber wir waren tief davon durchdrungen, für die Glückseligkeit des Menschengeschlechts zu kämpfen, ein jeder von uns hätte das Blutgerüst bestiegen und seinen Kopf für Moleschott oder Darwin hingegeben.“ „Eine für den russischen Geist höchst charakteristische Erscheinung — dieser zum Fanatismus gesteigerte Eifer für Dinge, welche im Westen höchstens Zustimmung oder Widerspruch erregen können.“

Der Kampf richtete sich demnach mehr gegen gesellschaftliche Ideen als gegen staatliche Einrichtungen. Zunächst war die Religion das Object des Angriffs und bei der geringen Anhänglichkeit des gebildeten Russen an die in Ceremonien und Formeln ausgeartete Religionsübung und der geringen Widerstandsfähigkeit des Clerus fiel der Sieg dem Nihilismus fast ohne Mühe in den Schooß. Heute „ist in Rußland ein Mensch, der nicht im weitesten Sinne des Wortes Materialist ist, ein weißer Kabe.“

Nach der Religion ward die Frauenfrage in Angriff genommen. Es ist bekannt, daß in keinem Lande der Emancipationsdrang der Frau so stark ist, wie in Rußland, und daß sie in keinem die Schranken, welche Natur

und Tradition ihr gezogen, an so vielen Stellen durchbrochen hat, wie im Vaterlande des Nihilismus.

Aber das nihilistische Ideal veränderte sich rasch unter den Einflüssen westeuropäischer Lehren und Ereignisse. Mit dem Jahre 1871 — dem Jahre der Pariser Commune — macht der eigentliche Nihilist dem Revolutionär Platz. Der Unterschied dieser beiden Typen faßt Stepnia in den Satz zusammen: Der Nihilist sucht um jeden Preis das eigne Glück, sein Ideal ist ein vernunftgemäßes Leben auf realistischer Basis; der Revolutionär sucht um jeden Preis das Glück seines Nächsten, welchem er sein eigenes aufopfert. Sein Ideal ist ein Leben voller Leiden und ein Märtyrertod.

Unmittelbar nach der Pariser Commune bildete sich in Moskau die Gesellschaft der Dolgošiny und 1872 in Petersburg die Čajtowcy mit Unterabtheilungen in Moskau, Kiew, Odessa, Orel und Taganrog. Ihre Aufgabe war die socialistische und revolutionäre Propaganda unter den Arbeitern und Bauern. Ihre Mitglieder gingen „unter das Volk“. Zwei Jahre behiente man sich dieser Methode des Kampfes. Begeistert schildert Stepnia den Revolutionär, der an diesem Kampfe Theil nimmt. „Er entäußert sich der üppigen Kleider, welche ihn auf dem Körper brennen, er legt den rauhen Kittel des russischen Bauern und dessen Baststiefe an. Er verläßt den stolzen Palast seiner Väter, dessen Mauern auf ihm lasten, wie der Vorwurf eines Verbrechens und geht unter das Volk in eine fremde Gegend. Der schwache, verzärtelte Abkömmling des Adelsgeschlechts thut die mühsame Arbeit eines Bauern und erträgt tausend Entbehrungen, um ihm das Wort der Erlösung zu bringen, das Evangelium unseres Jahrhunderts, den Socialismus. Was gilt es ihm, daß die Schergen der Regierung ihm auf dem Fuße folgen? Was ist ihm Verbannung, Sibirien, der Tod? Erfüllt von der erhabenen Idee, welche wie die Mittagssonne ihn erwärmt, verachtet er die Leiden und würde dem Tode mit dem Blicke der Begeisterung und mit glücklichem Sächeln in's Auge schauen.“

Aber auch diese Art der Propaganda mußte aufgegeben werden.

Auf der einen Seite war es der Stumpfsinn der Bauern, auf der andern die erhöhte Wachsamkeit der Regierungsorgane, an welchen sie scheiterte. Das Volk sei gut, harmlos, vertrauensvoll wie ein Kind — hatten die ersten Propagandisten gesagt, um zur Macheiferung anzuspornen — es bringe ihnen nicht nur kein Mißtrauen entgegen, sondern empfangen sie mit offenen Armen und Herzen und lausche ihren Worten mit Freuden. Nach dem ermüdenden Arbeitstage versammelte sich Alt und Jung um sie, wenn sie in einem elenden, verräucherten Häuschen bei dem Scheine eines glimmenden Holzfeuers in Ermangelung [anderer Beleuchtung] ihnen von Socialismus erzählen, oder aus einem der wenigen mitgebrachten Bücher über die Propaganda vorlesen. Sobald sie in ein Dorf kämen, werden die Gemeinde-Versammlungen sofort unterbrochen, da die Bauern dieselben verlassen, um ihnen zuzuhören.

Diese Schilderung mochte hier und da zutreffen. Allgemein gültig war sie nicht. Und was hätte auch die Empfänglichkeit allein genügt? Geheim halten konnte der russische Bauer die in seinen Dörfern betriebene Propaganda nicht, und das Häuflein todesmüthiger Idealisten konnte einen offenen Kampf gegen die Regierungsorgane nicht aufnehmen.

So mußte denn die Methode aufgegeben werden. An ihre Stelle trat die Gruppenpropaganda, oder, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, die „Colonie“ (poselenie). Eine größere Anzahl von Parteigängern ließ sich in einer bestimmten Gegend nieder, knüpfte nur mit den vorsichtigeren und klügeren Bauern Verbindungen an und trieb die Propaganda weniger offenkundig als bisher. „Diese Colonien, die der Entdeckung weit weniger ausgesetzt waren, erhielten sich mit wechselndem Glück mehrere Jahre hindurch und bestehen theilweise noch jetzt, nicht ohne Frucht zu tragen. Ihre Erfolge können jedoch, bei der Ausdehnung Rußlands und bei der Nothwendigkeit, ihr Wirken auf ein enges Gebiet zu beschränken, nur von sehr geringer Bedeutung sein.“

Endlich wird der Propagandist von dem Terroristen abgelöst, der Mann der Idee von dem Manne der That. Bei aller Anerkennung für die Gesinnung hält Stepiatal den Anhänger der Propaganda für einen Idealisten, dem es vollkommen an der Kraft gebrach, für einen Gedanken zu wirken. „Der Typus des Propagandisten im Beginn des letzten Jahrzehnts — sagt er — war mehr ein religiöser als ein revolutionärer. Sein Glaube war der Socialismus, sein Gott das Volk; trotz aller Beweise vom Gegentheil war er fest davon durchdrungen, daß die Revolution in kurzer Zeit ausbrechen werde, wie man zu gewissen Zeiten des Mittelalters an das Herannahen des jüngsten Gerichts glaubte. Die unerbittliche Wirklichkeit versetzte seiner Begeisterung und seinem Glauben einen harten Schlag, indem sie ihm seinen Gott zeigte, wie er ist, nicht wie er ihn träumte. Demungeachtet war er opferbereiter denn je, aber er besaß weder das Ungestüm noch die Leidenschaft für den Kampf. Nach den ersten Niederlagen hoffte er nicht mehr auf den Sieg und strebte mehr nach der Dornenkrone als nach dem Lorbeerkranz. Er nahm das Martyrium mit der Heiterkeit des Christen der ersten Jahrhunderte auf sich, er nahm es auf sich nicht allein mit voller Ergebung der Seele, ja sogar mit Wollust, denn er verstand zu leiden für seinen Glauben. Er war ganz Liebe, er haßte Niemanden, nicht einmal seine Feinde.“

Wenn diese Charakteristik zutreffend ist, so waren allerdings die Propagandisten nicht die Männer, welche dem Ideale der heutigen Nihilisten entsprechen. Sie mochten für ihre Idee sterben, nicht — tödten.

Die jüngste Phase der russischen Revolution aber trägt das Brandmal des Mords an der Stirn. Der Mord aller Vertreter des Despotismus und seiner käuflichen Diener — das ist das Feldgeschrei des Nihilismus, das Zeichen, unter welchem er den Sieg zu erkämpfen hofft.

Auf wen die größere Schuld bei dieser furchtbaren Verirrung eines

Volles fällt — auf einen Fürsten, der inmitten der gänzlich veränderten europäischen Gesellschaft Formen aufrecht erhalten möchte, die den Inhalt des umgestalteten Lebens nicht fassen können, auf seine Diener, die aus Kurzsichtigkeit oder Eigennuß den verblendeten Herrscher in seiner Selbsttäuschung bestärken, oder auf die Unglückseligen, die in der Verzweiflung nach der Mordwaffe greifen, um ihrem Volke, ja der Menschheit, das zu erkämpfen, was sie für Glückseligkeit halten — wenn man wahr sein will, muß man gestehen, daß sie alle in gleich geringem Grade unser Mitgefühl haben.

Und am ehesten läßt sich noch ein Wort für den Terrorismus sagen — ein Wort, das ihm zwar keineswegs eine mildere Beurtheilung erwirken, wohl aber sein Wesen, unter den Verhältnissen die ihn gebären, begreiflicher machen kann.

Eine Revolution, wie sie westeuropäische Länder erfahren haben, ist in Rußland durchaus unmöglich. Die Städte in diesem ungeheueren Reiche repräsentiren nur ein Zehntel der ganzen Bevölkerung; hauptsächlich findet man große Dörfer, die hunderte von Kilometern auseinander liegen. Was man mit Recht eine Stadt nennen dürfte, also die Orte von zehn- bis fünfzehntausend Einwohnern, repräsentiren nur vier- oder fünf Procent der Gesamtbevölkerung d. h., drei bis vier Millionen. Dagegen gebietet die Regierung über die gesammte Militärmacht, also über eine Million zweimal hunderttausend Mann, und kann die fünf oder sechs Großstädte, in denen allein eine revolutionäre Erhebung möglich wäre, in vollständige Heereslager umwandeln, und das sind sie auch in Wirklichkeit.

Nirgends aber und zu keiner Zeit waren die Gegensätze so auf die Personen zugespitzt, wie in dem Rußland des letzten Decenniums. Dieser Umstand hat hauptsächlich seinen Grund in dem schreienden Mißverhältniß, das zwischen Vergehen und Strafe obwaltet.

„Der unbedeutendste Verdacht genügte zu einer Verhaftung. Eine Adresse, der Brief eines unter das Volk gegangenen Freundes, ein unbedachtes Wort, das einem zwölfjährigen Burschen entschlüpfte, der aus übergroßer Furcht nicht wußte, was er antworten sollte, genüigten, den Verdächtigen in das Gefängniß zu bringen und ihn dort Jahre lang schmachten zu lassen.“ Die furchtbare Grausamkeit des russischen Gefängnisses, in welchem das Zellsystem Regel ist, leuchtet aber daraus ein, daß während der Untersuchung des vier Jahre dauernden Processes der 193 fünfundsiebzig ihr zum Opfer fielen: die Einen starben, die Andern wurden wahnsinnig, noch Andre gaben sich selbst den Tod. Im Centralgefängniß zu Charkow brach unter den politischen Gefangenen wiederholt Meuterei aus, weil sie gleiche Behandlung mit den gemeinen Verbrechern forderten.

Von Zeit zu Zeit gelangten aus diesen fest verschlossenen und gut bewachten Räumen Mittheilungen unter das Publikum; konnten diese auf die Parteigänger der Gemarterten anders wirken, als mit der verheerenden Folge des Verbrechens?

Man stürzte sich auf den Spion, der den Nihilisten auf Schritt und Tritt verfolgte, auf den Gensd'armen, der ihn ausgesandt, auf den Staatsanwalt, welcher in Folge der Denunciation die Verhaftung! anordnete, auf den Vorgesetzten der Gensd'armen, der das Ganze leitete — der Terrorismus ward zum System.

Die That der Wjera Sasulitsch, die, wie bekannt, am 24. Januar 1878 einen Revolver auf den Stadthauptmann von Petersburg, General Trepow, abfeuerte und zwei Monate darauf von dem Geschworenengerichte freigesprochen wurde, beschleunigte eine Entwicklung, die sonst Jahre beansprucht hätte. Fünf Monate nach der Freisprechung der Wjera Sasulitsch fiel das erste Opfer des Terrorismus, General Mezencow, der Leiter der Gensd'armen.

Das vornehmste Ziel des Terrorismus war das Haupt des Kaisers. Drei Angriffe schlugen fehl, der vierte brachte einen fürchterlichen Sieg. Auf Solowiens Versuch folgte die Moskauer Mine, auf diese die Explosion im Petersburger Winterpalast, am dreizehnten März endlich riß die Dynamitkugel Rysakows den unglücklichen Monarchen in Stücke, der — wie wir heute wissen — gerade an diesem Tage seinen Namen unter ein Schriftstück zu setzen gedachte, das einen Theil seiner Vollmachten den Vertretern des Volks übertragen sollte.

* * *

Wer sind nun die Männer, oder sagen wir richtiger die Jünglinge, die in ihrem Todesmuth und ihrer Aufopferungsfähigkeit den größten Helden gleichen, in der Wahl ihrer Mittel bis zum scheußlichen Verbrechen des Mordmordes hinuntersteigen? Und wie sehen ihre weiblichen Genossinnen aus, die, ihres Geschlechts und ihrer natürlichen Schwäche vergessen, sich fieberhaft nach dem Martyrium der Revolutionsheldin sehnen? Stepania's Enthüllungen geben uns auch darauf die Antwort.

Er entwirft Portraits von den außerhalb Rußlands — und man darf vielleicht sagen außerhalb der Partei — weniger bekannten Jacob Stefanowitsch, Demetrius Clemens, einem der ältesten Caisowcen, da er etwa sechs- unddreißig Jahre alt ist, von Valerian Dinski, dem am 14. Mai 1879 hingerichteten Jüngling, der durch seine ungewöhnliche Schönheit und seine Liebenswürdigkeit die sonst verschlossenen Sädel von Millionärinnen, die mit der Nihilisten-Bewegung sympathisirten, zu reichen Gaben zu öffnen verstand, und seinem seltsamen Widerspiel Demetrius Lisogub. Dieser Lisogub war ein Millionär, er besaß ein ungeheueres Erbgut, Häuser und Wälder, aber er lebte ärmlicher, als der geringste seiner Leute, um sein ganzes Vermögen der Partei zu erhalten. Ein und ein halbes Jahr zehrte die ganze revolutionäre Bewegung nur von Lisogubs Besitz. Er durfte nicht wagen, thätig in die Bewegung einzugreifen; denn seine Verwandten, welche die Erben seiner Güter geworden wären, warteten sehnächtig auf eine Gelegenheit zur Denunciation. Sie blieb auch nicht aus. Sein Verwalter ließ sich

zum Verrath an seinem Herrn verleiten und Vifogub wurde am 8. August 1879 zu Odeffa hingerichtet, obwohl nichts anderes gegen ihn vorlag, als daß er sein Geld zu unbekannten Zwecken ausgegeben hatte.

Verbreiteter ist bei uns der Name des Fürsten Peter Krapottin. Er hat nicht und hatte nie, wie man in Westeuropa so oft sagte und schrieb, die Fäden der Bewegung in der Hand, er war nie Führer, nicht einmal Berather der Partei. Bei der Schnelligkeit, mit der alle Anordnungen getroffen, und mit der sie bei jeder Aenderung der Verfolgungsmethode von Seiten der Regierung, modificirt werden müssen, ist es überhaupt unmöglich, daß ein im Auslande lebender Nihilist einen merklichen Einfluß auf seine Parteigenossen habe. Der Einfluß der gesammten Emigration ist gleich Null. „Das Ausland ist nur der Ruheort, die rettende Insel, auf der diejenigen landen, deren Rachen zerschellt oder von den tobenden Wellen aus dem Fahrwasser getrieben worden ist. So lange sie diesen nicht wieder flott gemacht, und nach den heimischen Ufern gewandt, sind die Flüchtlinge unglückliche Schiffbrüchige, welche, so stark sie auch sein mögen . . . in erzwungener Unthätigkeit schmachten.“

Fürst Krapottin gehört einer Familie an, welche in directer Linie von dem königlichen Hause der Ruriks abstammt. Deshalb wurde in der Verbindung der Caskowcy häufig im Scherze gesagt, er hätte ein größeres Anrecht an den russischen Thron, als der herrschende Romanow, der doch nur ein Deutscher sei. Krapottin besitzt eine außerordentlich hohe Bildung und künstlerische Talente; er hat Arbeiten über Geologie herausgegeben, die von den Wissenschaftlern hoch geschätzt werden, und war lange Zeit Secretair der Petersburger geographischen Gesellschaft. Bei seiner hohen Geburt konnte er sich dem Hofdienst nicht entziehen — er wurde Kämmerer der Kaiserin und erhielt wiederholt Auszeichnungen. Im Anfange der siebziger Jahre machte er eine Reise in's Ausland, besuchte Belgien und die Schweiz — und trat nach seiner Rückkehr der revolutionären Partei bei. Im Winter des Jahres 1872 hielt er in Petersburg im Geheimen Vorlesungen über die Geschichte der Internationale unter dem Namen Worodin; da dieselben von einer großen Zahl von Arbeitern besucht wurden, mußte natürlich auch die Polizei davon erfahren und Krapottin wurde nach langem vergeblichen Suchen endlich verhaftet und in die Peter-Pauls-Festung gebracht. Nach drei Jahren — in den ersten Monaten des Jahres 1876 — wurde er auf Anordnung des Arztes in das Nicolaus-Hospital überführt. Da ihm hier von seinen Parteigenossen ein Brief in die Hände gespielt wurde, der ihn von den Vorbereitungen zu seiner Flucht Mittheilung machte, stellte er sich, obwohl schon genesen, noch immer todkrank, um auf diese Weise seine Wärter und Wächter zu täuschen. Im Juli 1876 wurde die Flucht nach dem von ihm selbst entworfenen Plane endlich in's Werk gesetzt.

Fürst Krapottin erzählt selbst alle Einzelheiten dieser Flucht. Sie sind nicht blos interessant wegen der meisterhaften Berechnung und klugen Aus-

nützung aller Mittel, sondern auch im hohen Grade charakteristisch für die Entschlossenheit der Nihilisten und für die Unfähigkeit der Regierungsorgane, diejenigen Männer zu bewachen, die sie als ihre gefährlichsten Feinde erkannt haben. Der Arzt — erzählt Kravotkin — hatte ihm tägliche Spaziergänge verordnet, und so wurde er jeden Tag um die Mittagsstunde auf den Hof des Hospitals geleitet. Eine Wache mit geladenem Gewehr hielt sich stets in seiner nächsten Nähe. Er beobachtete nun aufs Genaueste jede Bewegung der Wache, berechnete die Anzahl der Schritte, die er bis zum Hauptportal zu machen haben und die Zeit, welche der Soldat brauchen würde, um ihn einzuholen, und gründete darauf den Plan, den er auf dem Wege heimlicher Correspondanz den hilfsbereiten Parteigenossen übermittelte.

„Am festgesetzten Tage — wir lassen Kravotkin in seinen eigenen Worten reden — trat ich voller Hoffnung und lebhaft erregt, meinen Spaziergang an. Unverwandt sah ich nach der Stelle der Mauer, an welcher der rothe Ballon aufsteigen sollte. — umsonst. Mein Spaziergang neigte sich seinem Ende entgegen und noch immer war nichts zu sehen, meine Hoffnung war dahin. Mit der allen Gefangenen eigenen Einbildungskraft machte ich mir die schwärzesten Vorstellungen und glaubte, Alles sei für immer verloren. Es war aber eigentlich nichts vorgefallen. Zufällig hatten meine Freunde nach langen Irrfahrten weder im Gostinnij dvor (Kaufbazar) noch in irgend einem Spielwaarenladen einen rothen Ballon aufstreifen können . . . Sie kauften endlich in einem Gummigeschäft eine rothe Blase und füllten sie mit selbstfabricirtem Gas. Allein der Ballon fiel so schlecht aus, daß er im richtigen Augenblick, als die Wache den Faden lösließ, nur einige Meter aufstieg und wieder zur Erde sank, bevor er die Höhe der Mauer erreichte, der meine sehnfüchtigen Blicke zugekehrt waren. Der Posten wurde zornig und wollte sie mit der Hand empor schnellen, aber das gelang noch weniger . . .

Diesem unbedeutenden Zwischenfall verdanke ich so bange Stunden . . . aber andererseits auch meine Rettung: denn in demselben Augenblick, da der Ballon aufsteigen sollte, war ein langer Zug von Holzwagen in das (früher erwähnte) enge Gäßchen eingefahren, der in jedem Falle den Weg versperrt und unsern Plan zu nichte gemacht hätte.

Nun begann ein erneuerter Briefwechsel, um die nothwendigen Aenderungen festzusetzen. Natürlich wurde nun eine fünfte Wache in jenes Gäßchen postirt. Dadurch war aber der ganze Kriegsplan verändert, denn es fehlte nun derjenige, welcher die Zeichen der Uebrigen entgegennehmen und mir an der Mauer das verabredete Signal geben sollte. Entweder mußte eine neue Wache zur Weiterbeförderung der Zeichen gesucht, oder ein anderes Signal für mich ausfindig gemacht werden. Man zog das letztere vor.

Einer unserer Freunde miethete im dritten Stockwerk des dem Hospital gegenüberliegenden Hauses ein Zimmer. Hier konnte man vom Fenster aus nicht nur alle fünf Wachen, sondern auch den Hospitalhof übersehen, in dem ich spazieren geführt wurde. Das Signal sollte mir mittelst einer Violine gegeben werden, die der Freund spielen sollte, wenn alle Zeichen befriedigend ausfielen; für den Fall, daß eines ungünstig wäre, sollte er sofort abbrechen.

Dieses Uebereinkommen hatte den Vortheil, daß es mir wiederholentlich die für die Flucht günstige Zeit angab und mir selbst die Wahl des Moments überließ. Als am ersten verabredeten Tage Alles bereit war, auch der Wagen schon an der Thür wartete, war ich es, der die Freunde in Angst versetzte; mein Leiden war heftiger ge-

worden und ich fühlte mich so schwach, daß ich den Fluchtversuch nicht wagen durfte. Ich ging deshalb gar nicht in den Hof hinab und meine Freunde fürchteten schon, die Polizei habe etwas gemerkt und man würde mich nicht mehr spazieren gehen lassen. Nach zwei Tagen fühlte ich mich wohler und nutzte die Pause, die mir die Krankheit gab, zu meinem Vortheil aus. Ich bereitete Alles vor, die Schuhe sowohl, wie das Oberkleid, welches ich an verschiedenen Stellen auftrennen mußte, um es bequemer abwerfen zu können.

So nahm ich wieder meine Spaziergänge auf. Kaum war ich im Hofe, so vernahm ich auch schon das Violinspiel. Die Musik währte ungefähr fünf Minuten — aber ich mochte dem Signal nicht gehorchen, da im Anfang die Bewachung instinctiv stets eine strengere ist. Da plötzlich schweigt die Violine — einige Holzwagen fahren in den Hof ein.

Die Violine beginnt von Neuem. Diesmal wollte ich den Moment wahrnehmen. Ich sah den Wachtposten an — er durchmaß die gewöhnliche Linie, fünf Schritte von dem Raum entfernt, der zwischen mir und dem Ausgang lag. Ich sah sein Gewehr in's Auge, es war geladen, das wußte ich wohl. Wird er schießen oder nicht? Wahrscheinlich nicht; denn da ich ihm so nah war, würde er wohl versuchen, mich zu ergreifen. Das Bayonnet konnte mir viel gefährlicher sein, wenn ich im Laufe ermüdete. Allein auch nach dieser Richtung hatte ich meine Berechnungen gemacht. Noch längere Zeit in der Gefangenschaft würde mir den Tod bringen. Jetzt oder nie — sagte ich zu mir und ergriff meinen Rock. Eins . . . Da schwieg die Violine.

Ich blieb erschöpft stehen, als hätte ich eine schwere Last gehoben.

Ein Augenblick und die Musik begann von Neuem. Eine Patrouille hatte die Straße passiert.

Kaum war die Wache am Ende ihres Weges 'angelangt, so warf ich mit drei wohlstudirten Bewegungen meinen Schlafrock ab und stürzte auf die Thür zu. Der Wachtposten heulte vor Wuth und stürzte mir nach, um mich festzuhalten, anstatt auf den Eingang zuzulaufen und mir den Weg zu versperren. Ich war aber so schwach, daß, wie der Freund, der unseren verzweifelden Bettlauf von oben mit ansah, mir später sagte, der Soldat kaum drei Schritte hinter mir war und sein vorgestrecktes Bayonnet mich beinahe berührte. Ich bemerkte jedoch all' dieses nicht. Nur sein Rufen hörte ich und das Geschrei der Holzträger, die am entgegengesetzten Ende des Hofes mit dem Abladen beschäftigt waren.

An der Thür sah ich zwar einen Wagen, war aber im Zweifel, ob es der unsrige war, da ich in dem Offizier, der aufmerksam die Straße hinunterblickte, nicht gleich meinen Freund erkannte. Ich wollte ihn veranlassen sich umzuwenden und schlug zum Erstaunen meiner Freunde in die Hände, was sie als Zeichen der Freude auffaßten.

Der Offizier wendet sich um, ich erkenne ihn, und schneller als ich es erzählen kann, befinde ich mich im Wagen, der mit Blitzesschnelle davonsfährt, während ich augenblicklich in einen Militärrock hineinfahre und den Offiziershut aufsetze, den mein Freund bereit gehalten hatte."

Ein nicht minder treffender Beweis für die Schlanheit, mit welcher die Führer des Nihilismus arbeiten und für die Wehrlosigkeit der Regierung, die theils durch unfähige, theils durch unehrliche Organe ihre Pläne durchzusetzen genöthigt ist, bietet auch die von Valerian Džinskij und einem als Michael bezeichneten Parteigenossen in Scene gesetzte Flucht des Stefanovič und zweier Freunde aus dem Centralgefängniß in Kiew — doch die Schilderung der einen möge genügen.

Einige Wochen nach diesem Ereigniß befand sich Krapottin schon außerhalb Rußlands.

Mit dieser Zeit beginnt eigentlich erst seine agitatorische Thätigkeit; sie erstreckt sich aber weniger auf die revolutionäre Propaganda in Rußland, als auf die socialistische im Allgemeinen. In russischer Sprache schreibt er wenig, er bedient sich zu seinen Veröffentlichungen des Englischen und Französischen.

Der große Proceß zu Lyon im Januar 1883, welcher seiner Thätigkeit ein Ende machte, ist noch in Aller Gedächtniß.

Nicht in gleichem Maße unterrichtet uns Stepniak über die Persönlichkeit und die agitatorischen Leistungen Željabows, des zweifelsohne markigsten, flarsten und befähigtesten Mitgliedes der Nihilistenpartei, und über seine Leidensgefährten Ribakix und Rysakow. Vielleicht fürchtet der Führer der Partei, dem wir die merkwürdigen Aufschlüsse über Personen und innere Angelegenheiten der revolutionären Bewegung verdanken, mit der Schilderung von Željabows Leben zu viel von den geheimen Arbeiten der Genossen zu verrathen; denn daß ihm die Einzelheiten über das Attentat des 13. März, an welchem Željabow theilhaftig war und das er mit dem Tod bezahlte, unbekannt seien, ist kaum anzunehmen — um so weniger, wenn man die ausführliche Darstellung der Unterminirung des Moskau-Odessaer Bahngleises liest.

* * *

Die Verschwörer kauften in einem abgelegenen Stadttheile Moskaus ein kleines Häuschen, und lebten hier, wie ihre Nachbarn, russische Sectirer, in großer Zurückgezogenheit. Nur zwei der Bewohner dieses Häuschens wurden in dem Stadtviertel gesehen, ein Mann von etwa 33 Jahren und eine ganz jugendliche Frau — die Nachbarn hielten sie für ein Ehepaar, das die Ankunft ihrer alten Eltern erwartete. Es war Hartmann, der später nach Paris Geflüchtete und Sophie Peromskaja. Den Tag über herrschte auch in dem Häuschen und in seiner ganzen Umgebung die größte Ruhe; nur in der Nacht ward es lebendig. Denn in dem Hause arbeiteten die Minirer und die unter dem Schutze des nächtlichen Schleiers herankommenden Wagen brachten Dynamit und Arbeitswerkzeuge zu dem todbringenden Unternehmen.

Die Mosklauer Mine wurde Mitte September 1879 begonnen und zwei Monate später beendet. Sie war nur ein Theil eines größeren Programmes, denn auch noch an zwei anderen Stellen der Strecke, welche der Kaiser auf seiner Heimreise von der Krim zurückzulegen hatte, wurden Minenattentate geplant.

Die Nihilisten arbeiten — wie Stepniak versichert — größtentheils mit sehr geringen Geldmitteln. Auch bei dem Mosklauer Attentat machte sich der Mangel größerer Summen in hohem Grade geltend. Es mußte daher eine Hypothek auf das Haus aufgenommen werden, unter welchem

die Minengräber beschäftigt waren, und man war sogar gezwungen, zu diesem Zwecke den Besuch einer Sachverständigen-Commission in Begleitung der Polizei zu empfangen. Aus demselben Grunde wurde das Instrument zum Durchbrechen des Erdbodens erst ganz zuletzt angeschafft, „als die Minirer durch zu große Anstrengungen entkräftet waren; bis dahin arbeitete man nur mit den Händen. Obgleich der Tunnel in Folge der feuchten Witterung stets mit Wasser angefüllt war, welches von oben durchsickerte und auf dem Boden sich derartig ansammelte, daß die Arbeitenden bis an die Kniee im eiskalten Wasser standen und mühsam durch den dicken Schlamm waten mußten, hatten sie doch keine wasserdichte Taucherkleidung, die sie einigermaßen vor den Leiden jener Höllegrube geschützt hätte.“

Um die Richtung des Tunnels einzuhalten, bediente man sich — aus Mangel an Geldmitteln — der primitivsten Instrumente. Trotzdem wurde die Mine bei ihrer Befichtigung nach der Explosion von sachkundigen Ingenieuren für tadellos erklärt.

Wenige Tage vor der Durchfahrt des Kaisers kam die Polizei in das Haus. Die Arbeiter wurden sofort benachrichtigt und die Polizei fand alles in bester Ordnung. Eine nicht minder große Gefahr drohte von der Neugierde der Nachbarn; Peromskaja hatte die Aufgabe sie fernzuhalten und führte sie geschickt aus. Es mußte den hier beschäftigten Verschwörern klar sein, daß ihr Leben in steter Gefahr schwebte; denn eine Entdeckung konnte bei der erhöhten Wachsamkeit der Polizei jede Minute erwartet werden. Für diesen Fall trug die Peromskaja einen geladenen Revolver in der Tasche, den sie im entscheidenden Augenblick auf eine Flasche Nitroglycerin abgefeuert hätte, um Alle und Alles in die Luft zu sprengen.

* * *

Die That der Wjera Sasulitsch hat das Herannahen des Terrorismus angekündigt, Sophie Peromskaja war die Seele des Attentats auf der Moskauer Eisenbahn und die Trägerin der Hauptrolle in der Tragödie des Kaisermords — ein auffallendes Hervortreten der Frau in der revolutionären Bewegung Rußlands. Man würde über die Mitwirkung junger Mädchen an der Verschwörung gegen alles Bestehende im Lande weniger staunen, wenn man sie denjenigen Theil der Vernichtungsarbeit übernehmen sähe, zu dem sie vermöge ihrer weiblichen Natur mehr Befähigung haben sollten, als ihre männlichen Genossen. Allein in der Geschichte der russischen Revolutionsbewegung erscheinen alle Unterschiede verwischt: gleiche Denkweise, gleicher Thatendurst, gleicher Todesmuth, gleiche Sehnsucht nach der Dornenkrone des Volksmartyrers.

Von der Trias Sasulitsch, Peromskaja und Helfmann ist Sophie Peromskaja die anziehendste Erscheinung. Die Schilderungen, welche die Parteigenossen von ihr machen — sie mögen noch so viel von Uebertreibung enthalten — gewinnen ihr unsere volle Theilnahme. Sie war schön —

so urtheilt Stepnial, der sie genau gekannt hat — nicht von jener Schönheit, welche auf den ersten Blick fesselt, sondern von der, die immer mächtiger anzieht, je länger man sie betrachtet. Ein blondes Köpfchen mit ernsten, durchdringenden, blauen Augen unter einer großen breiten Stirn; ein kleines Näschen, ein frischer Mund, der beim Lächeln zwei Reihen der schönsten weißen Zähne sehen ließ. . . . Trotz ihrer sechsundzwanzig Jahre machte sie den Eindruck eines kaum achtzehnjährigen Mädchens. Ihre zierliche, schwächliche, anmuthige Figur, ihre frische, silberhelle Stimme erhöhten diese Illusion, welche zur Gewißheit zu werden schien, wenn sie lachte. Sie war eine vortreffliche Lehrerin für junge Kinder und eine musterhafte Krankenschwester — Fähigkeiten, die ganz und gar auf den besonderen Vorzügen der weiblichen Natur beruhen. Und dieses liebliche Geschöpf, in ihrem Wesen so weit entfernt von allem Unweiblichen, war eins der eifrigsten Mitglieder der Terroristenpartei. Sie hatte die Leitung des Attentats vom 13. März, sie entwarf den Plan der Localität mit Bleistift auf einem alten Pappdeckel, sie wies den Verschworenen ihre Plätze an, sie empfing von allen Seiten die Meldungen über die Fahrt des Kaisers, sie gab mit einem Taschentuch das Zeichen zu der blutigen That.

Sophie Perowskaja ist von hocharistokratischer Abstammung. Ihre Familie bildet den jüngeren Zweig des Stammbaums des berühmten Alexej Rasumowski, des Günstlings der Kaiserin Elisabeth (1741 — 1762). Sophiens Großvater war Cultusminister, ihr Vater Generalgouverneur von Petersburg, ihr Oheim Graf Perowski eroberte als Oberfeldherr unter Kaiser Nicolaus einen beträchtlichen Theil von Mittelasien.

Ihre Jugend war eine unglückliche. Im Widerstreit der Empfindungen für einen rauen Vater und eine mißhandelte Mutter lehnte sie sich, wie natürlich, mehr an die letztere an und gerieth so schon in jungen Jahren in Conflict mit ihrem Vater. Die Kluft zwischen Vater und Tochter wurde größer, als Sophie unter dem Einflusse Cernyschewskijs und Dobroljubows sich immer mehr den Ideen des Socialismus zuneigte und endlich den Vertretern und Anhängern der revolutionären Bewegung persönlich näher trat. Sie begründete mit Nicolaus Cajsowski — der dem Verein den Namen gab — den Bund der Cajsowcen, welcher ursprünglich nur die Propaganda unter dem Volk zur Aufgabe hatte, mit der Fortentwicklung des Nihilismus aber und seiner Umwandlung zum Terrorismus sich bedingungslos in Zielen und Mitteln demselben angeschlossen.

Am 25. November 1873 wurde Sophie Perowskaja mit einer Gruppe von Arbeitern, unter welchen sie Propaganda gemacht hatte, verhaftet. Wegen mangelnder Beweise wurde sie nach einem Jahre auf Grund der Bürgerschaft ihres Vaters vorläufig auf freien Fuß gesetzt; man verpflichtete sie jedoch sich auf die Güter ihrer Familie in der Krim zurückzuziehen. In dem, großen Proceß der 193 im Jahre 1877 stand sie und der größte Theil der Cajsowcen vor dem Ausnahmegericht in Petersburg. Sie wurde frei-

gesprochen, aber nicht freigelassen. Einen Tag nach Findung des Urtheils schoß Wjera Sasulitsch auf den Stadthauptmann Trepow, und dieses Ereigniß stimmte den Kaiser um. Sophie wurde mit vielen anderen auf administrativem Wege verschickt und in einer der nördlichen Provinzen internirt. Kurz entschlossen unternahm sie nach wenigen Monaten einen Fluchtversuch, und ehe noch eine Nachricht von ihrem Entweichen nach der Hauptstadt gedrungen war, befand sie sich bereits im Kreise ihrer Parteigenossen in Petersburg.

Sie nahm auch bald wieder die agitatorische Thätigkeit auf und gründete im Verein mit Anderen „die Arbeiterverbindung“ (robočaja družina), eine Vereinigung terroristischer Richtung. Nun folgt ihre Thätigkeit bei der Moskauer Minenarbeit und ihre Theilnahme an dem Attentat des 13. März.

Eine Woche nach dem furchtbaren Ereigniß wurde Sophie Perowskaja und ihre Genossen Kibalicki, Zelschaw, Michajlow und Rysakow verhaftet. Mit großer Ruhe forderte sie von den Richtern, man möchte sie als Frau nicht von ihren Gefährten trennen; sie wolle ihr Schicksal theilen. Diese Bitte wurde ihr gewährt.

Sophiens Mutter war bei der ersten Nachricht von der Verhaftung ihres Kindes aus der Krim nach Petersburg gekommen — sie sprach sie am Tage der Verurtheilung zum letzten Male.

Bis zur Vollstreckung des Urtheils vergingen noch sechs Tage. Die Mutter bat um die Erlaubniß, ihre Tochter sehen zu dürfen, aber sie wurde stets unter irgend einem Vorwand zurückgewiesen; endlich hieß man sie am Morgen des 15. April wiederkommen.

„Sie ging hin, aber in dem Augenblicke, da sie sich dem Gefängniß näherte, öffneten sich die Thore desselben und sie sah ihre Tochter wirklich — auf dem verhängnißvollen Sündenkarren. Es war der düstere Zug der Verurtheilten nach dem Richtplatze.“

Kein Wunder, daß diese tyrannische Vorsicht die Quelle so vieler anklagender Gerüchte wurde. Man sprach von Folterung der Verurtheilten auf den Rath Loris-Melikows — aber wie anders sollte sich das Volk die Verweigerung einer so berechtigten Bitte der Mutter erklären?!

*

*

*

Den schärfsten Gegensatz zu der Organisatorin Perowskaja bildet Hesse Helfmann. Jene aus der höchsten Aristokratie des Landes stammend, diese aus der niedersten Schicht der unterdrückten jüdischen Bevölkerung; jene erzogen in höheren Schulen und geistig entwickelt im Umgang mit Gebildeten, diese verwahrlost und sich selbst überlassen, jene außer dem Hause in steter Correspondenz mit einer liebevollen Mutter, diese, da sie einmal der häuslichen Hütte entwichen, losgelöst von den Ihrigen, ein entwurzeltes Bäumchen, das der Sturm des Schicksals schutzlos hin und herpeitscht.

Hesse Helfmann lebte in Kiew als Näherin. Hier machte sie die Bekanntschaft einiger aus Zürich heimgekehrten Damen, und wurde von diesen in die Bewegung hineingezogen. Unfähig zu schwereren Aufgaben, ließ sie der revolutionären Correspondenz ihre Adresse und wurde dafür zwei Jahre in Untersuchungshaft und zwei Jahre im Kerker gehalten. Hier wurde sie mit vier andern, der Revolution ergebenden Frauen in einer Zelle untergebracht, und lernte erst jetzt die leitenden Ideen und die Organisation der Partei näher kennen. Nach Verbüßung der zuerkannten Strafe wurde sie auf Verordnung der Polizei in einer der nördlichen Provinzen internirt. Im Herbst 1879 floh sie. Sie eilte nach Petersburg, um sich ganz der Partei zur Verfügung zu stellen.

Ihre Thätigkeit ist von typischer Bedeutung für die nihilistische Bewegung. Wir wissen aus wiederholten Geständnissen nihilistischer Führer, daß die Zahl ihrer Gesinnungsgenossen klein sei, kleiner noch die Anzahl der Mitkämpfer. Im Verhältniß zu dieser geringen Zahl der Betheiligten sind die Aeußerungen ihrer Macht erstaunlich, — und wird auch diese räthselhafte Erscheinung einigermaßen begreiflich durch die Verfahrenheit der russischen Verhältnisse, durch die Ohnmacht einer Regierung, welcher einerseits die moralische Unterstützung des Volkes fehlt, andererseits meist nur unzuverlässige Diener zur Verfügung stehen, so genügt das zu ihrer völligen Erklärung doch nicht. Dazu bedarf es einer näheren Kenntniß der Personen, welche so zu sagen als Handlanger bedingungslos die Weisungen der Führer zu befolgen bereit sind. Für diese Species nihilistischer Kämpfer ist Hesse Helfmann typisch.

„Sie that Alles; sie war Briefträgerin, Botengängerin, Schildwache und zuweilen war ihre Arbeit so hart, daß sie selbst ihre an Thätigkeit gewöhnten Kräfte überstieg. Oft genug kam sie in später Nachtstunde, halbtodt vor Erschöpfung nach Hause, nachdem sie vierzehn Stunden hindurch die Hauptstadt kreuz und quer durchwandert hatte, um überallhin Briefe mit Proclamationen des Executivcomités zu werfen — und der erwachende Morgen sah sie schon wieder in voller Thätigkeit.“

Vor dem Attentate des 13. März hatte ihre Wohnung das Laboratorium beherbergt, in welchem Ribalčić die mörderischen Dynamitbomben fertigte, und einen Monat vorher war ihr Gatte, Nicolaus Kolotkewiç, in die Hände der Regierung gefallen. Sie überwand Schmerz und Aufregung und that ihre Dienste in gewohnter Weise.

Es ist bekannt, daß sie mit den anderen Attentätern des 13. März verhaftet und verurtheilt, und daß sie später, wenige Tage vor ihrer Niederkunft, begnadigt wurde.

Diese unbedingte Hingabe an die revolutionäre Bewegung, der blinde Gehorsam, den so intelligenzlose Anhänger der Opposition, wie Hesse Helfmann, den Führern derselben entgegenbringen, giebt ihr sicherlich einen großen Theil ihrer Kraft; aber ohne die moralische Unterstützung Tausender, die sich nie dazu verstehen könnten, ein Menschenleben zu vernichten, und sei es

auch des erbittertesten Gegners ihrer freieren Anschauungen, wären die Erfolge des Nihilismus nie erreicht worden. Diese moralische Unterstützung offenbart sich in den verschiedensten Abstufungen. Es giebt wohl kaum einen Menschen in Rußland, der aus innerer Ueberzeugung — wir meinen frei von eigennützigen Antrieben — einen Anhänger der Revolution verrathen würde. Nur diejenigen Diener des Caren, welche mit der Einschränkung der autokratischen Vollmachten selbst an Einfluß, Bedeutung, Besitz verlieren würden, unterstützen die Regierung in ihrem Kampfe gegen den fürchterlichen Feind, dem stets zwei Köpfe zuzuwachsen scheinen, wenn ihm einer vom Stumpfe getrennt worden. Der weitaus größere Theil des russischen Volkes sieht diesem gewaltigen Ringkampfe zu, wie der fernstehende Westeuropäer. Ein gleichgültiger Zuschauer, weiß er nicht, für wen er Partei nehmen soll. Er verdammt den politischen Mord, aber er hat keine Sympathie für den Inhaber der Krone und die Vertreter der Regierung. Ein Bruchtheil dieser Schwankenden unterstützt die kämpfenden Revolutionäre mit Rath und That — und hier ist es besonders die Species der „Ulryvatseli“ d. h. Zufluchtgeber, Fehler, welche der Macht der Terroristen eine bedeutende Unterstützung zuführen. Sie recrutiren sich aus den verschiedensten Schichten des Volks, von der Aristokratie und den höchsten Bürgerkreisen an bis hinunter zu den unbedeutendsten Beamten, und zwar aus jedem Dienstzweig, die Polizei nicht ausgeschlossen. „Es sind Leute, die wohl die revolutionären Ideen theilen, aber aus den verschiedensten Gründen in ihrer socialen Stellung keinen Antheil am Kampfe nehmen können.“ Sie verbergen Menschen und Sachen, bewahren Correspondenzen und Broschüren, und schützen die Verfolgten vor dem Auge der Polizeispione, die ihnen genau bekannt sind. Viele unter ihnen sind von der Erfolglosigkeit der terroristischen Unternehmungen überzeugt, stehen aber ihren Ideen so nah, daß sie den Kämpfern bereitwillig ihr Haus zum Versteck bieten. Unter den Zufluchtgebern werden besonders hohe Beamte und ältere Frauen bevorzugt, da bei beiden die Wahrscheinlichkeit des Verdachts möglichst gering ist.

Zu den erwähnten Machtfactoren der an Zahl so geringen Terroristenpartei tritt noch die Presse — wie hier natürlich, „die geheime Presse“.

Seit dem Jahre 1860, in welchem die ersten geheimen Gesellschaften entstanden, die eine agrarische Ummwälzung bezweckten, war es das stete Bemühen der Revolutionäre, eine Druckerei zu gründen. Fast jede der uns bekannten Verbindungen: „Land und Freiheit“, „das junge Rußland“, die „Karakozowcy“, die „Njezajewcy“, die „Dolgošincy“ und „Čajkovcy“ machte einmal den Versuch, unter den Augen der Petersburger Polizei eine Druckerpresse aufzustellen, in welcher ihre Proclamationen und Broschüren hergestellt werden sollten. Nach unzähligen, fehlgeschlagenen Versuchen — man hatte den Gedanken in der Ueberzeugung von seiner Unausführbarkeit bereits aufgegeben — gelang es endlich doch. Ein gewisser Kron Zundelewicz aus Wilna forderte von der Partei 4000 Rubel und verpflichtete sich, eine Presse

aufzustellen, welche dem Spürsinn der Polizei verborgen bleiben sollte. Er ging mit dem Gelde ins Ausland, erlernte das Sezerhandwerk, unterwies später vier Parteigenossen in demselben und richtete im Jahre 1877 eine durchaus brauchbare und — was ja für die Zwecke einer geheimen Organisation das Wichtigste war — schnell zu verbergende und leicht übertragbare Druckerei ein. Nach Zundelewičs Prinzipien wurden noch zahlreiche neue Pressen hergestellt, welche den Verkehr der Parteiführer mit ihren Anhängern und mit dem gesammten russischen Volke vermitteln.

In Zundelewičs Druckerei waren vier Menschen beschäftigt, zwei Männer und zwei Frauen. Die Wohnung in welcher die Presse aufgestellt war, hatte Maria Krylow inne, eine Frau von etwa 45 Jahren; sie arbeitete als Sezerin. Wasilij Buch galt als ihr Astermiether; er hatte den Paß eines Ministerialbeamten und konnte daher, ohne Verdacht zu erregen, täglich um dieselbe Zeit mit einer großen Mappe aus dem Hause gehen; in dieser Mappe aber trug er die Drucksachen der Partei hinaus und brachte die neuen Manuscripte heim. Ein anderer junger Mann, dessen rechter Name unbekannt blieb und der in der Partei nicht anders als Ptica (der Vogel) genannt wurde, war in die Einwohnerliste der Residenz gar nicht eingetragen; um dem Verdachte des Dworniks aus dem Wege zu gehen, entfernte er sich monatelang nicht aus dem Hause. Die vierte Inassin und Mitarbeiterin war ein junges Mädchen; sie galt als Diensthote der Krylow.

Niemand, auch nicht die Führer der Partei und Hauptmitarbeiter des Blattes „Land und Freiheit“ kannten den Ort und die Art der Thätigkeit ihrer Presse. Der Verkehr wurde stets nur durch einen der Redacteurs vermittelt und zwar in der Weise, daß Buch mit seiner Mappe an einem bestimmten Orte erschien, jenem Redacteur die Manuscripte abnahm und mit ihm die nächste Zusammenkunft verabredete.

Der Mechanismus der Presse war ein sehr einfacher. „Mehrere Kästen, verschiedene Lettern enthaltend, ein kleiner aus einer gallertartigen Masse gegossener Cylinder, eine große mit Tuch überzogene Walze, verschiedene Bürsten und Schwämme in einer Schüssel und zwei Gefäße mit Druckschwärze“ bildeten den ganzen Apparat und alles konnte im Laufe von 15 Minuten in einem kleinen Eschrank unsichtbar gemacht werden. Man wird zugeben, daß diese Combination ebenso einfach als geistvoll gedacht ist, und begreift, daß der Nihilismus durch ihre Ausführung einen bedeutenden Machtzuwachs erhalten hat.

* * *

Sind die Kräfte der Nihilisten — wird man fragen — ausreichend, die jetzige Regierung zu stürzen und wäre der Sieg des Terrorismus ein Glück für Rußland?

Die erste Frage, in dieser präcisen Form gestellt, ist mit einem entschiedenen Nein zu beantworten. Wir würden auch für die zweite keine andere

Antwort haben, wir halten aber noch die Erledigung einer Vorfrage für nöthig. Wie würde sich ein Sieg des Nihilismus darstellen? Welche Form müßte er annehmen? Jeder Sieg auf politischem Gebiet hat zwei Dinge zur Folge: den Verzicht des Besiegten auf seine ganze oder einen Theil seiner Macht, die Behauptung des vor dem Kampfe Besessenen oder Gewinnung neuen Besitzes von Seiten des Siegers. Im Kampfe des Nihilismus mit dem Absolutismus scheint uns nur eines möglich: der Verzicht des Caren auf einen Theil seiner bisher unbeschränkten Macht. Dieser Verzicht wäre aber, wie uns bedünkt, nicht ein Sieg der Revolution, sondern ihre fürchterlichste Niederlage. Welchen Theil seiner Vollmachten der Czar in andere Hände legen, in welcher Weise dies geschehen soll und ob es gleichmäßig für das ganze ungeheure Reich seiner Herrschaft geschehen kann, sind Fragen, die einer besonderen Erörterung bedürfen. Das aber ist gewiß, daß jeder Schritt, den der Kaiser von Rußland auf dem Wege von der Autokratie zu dem westeuropäischen Staatenideale thut, einen Bruchtheil seiner Unterthanen dem Throne um so vieles nähert, als er sie von der moralischen Unterstützung der Umsturzpartei entfernt, und daß ein stetes, wenn auch noch so langsames Vorwärtsschreiten allmählich zur Isolirung der Terroristen führen müßte. Die Hartnäckigkeit jedoch, mit welcher Alexander III. dem Beispiele seines Großvaters Nicolaus nachempfiehlt, läßt diesen Ausgang nicht hoffen, und Rußland dünkt uns demnach noch lange die traurige Bestimmung zu haben, den Tummelplatz für tyrannische Willkür und unmensliche Zügellosigkeit abzugeben, die zum Unglücke eines großen Volkes und seiner Cultur einen unfruchtbaren Kampf führen.





Ehemalige Studentenverbindungen.

Von

C. Mejer.

— Göttingen —

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stand Göttingen an der Spitze der deutschen Universitäten. Culturgeschichtliche Züge aus seinem damaligen Leben haben daher ein Interesse, welches über das bloß örtliche hinausgeht. Es war die Zeit, wo erst die Dichter des Hainbundes, dann die Führer der Romantik, wo erst Justus Möser, dann Hardenberg, Stein und eine glänzende Reihe Anderer, deren Namen die Geschichte nicht vergessen wird, sich, wie es in den alten Göttinger Universitätszeugnissen vorsichtig hieß, „Studierens halber dort aufgehalten haben“. Aus solchen Tagen hat auch das an sich nicht Bedeutende ein Gewicht; und so mag es unternommen werden, hier zu erzählen, was in den Acten, welche die Universität gesammelt hat, über die damaligen Göttinger Studentenverbindungen zu finden ist. Es hat jedenfalls den Vortheil, bisher nicht oder fast nicht bekannt zu sein.

Das vorige Jahrhundert kannte zwei Formen von Studentenverbindungen: Landsmannschaften und Orden. Erstere älter als die Georgia Augusta und in deren Geseßen von Anfang an unter der Bezeichnung des „Nationalismus“ unterjagt. Letztere verwandt mit der Zeitströmung, welcher die Freimaurerei ihren ersten Aufschwung in Deutschland verdankte, also ungefähr so alt, wie die Universität Göttingen selbst. Beide, soweit die dortigen Acten ergeben, in keinerlei principiellen Gegensatz mit einander. In den ersten zehn Jahren der neuen Hochschule finden sich Maßregeln weder gegen die einen, noch gegen die anderen documentirt; sei es, daß sie

nicht nöthig waren, sei es, was wahrscheinlicher ist, daß man sie nicht rathsam erachtete. Erst im Sommer 1747 und im Anfange 1748 begannen sie.

Bei Gelegenheit einer Schlägerei wurde im Januar 1748 ein Studentenorden entdeckt, der sich „Mopsorden“ nannte: auf eine Anweisung Münchhausens (27. Januar), daß dergleichen auf das Sorgfältigste zu unterdrücken sei, berichtet die Universitätsbehörde — „Deputation“ —, es haben sich zwei Orden in letzter Zeit hervorgethan; der eine, der von Marburg her eingeführte „Josophitenorden“, sei zwar im Reime schon zerstört, der andere aber, der sogenannte „Mopsorden“, von Helmstedt herübergekommen, sei unvermerkt so zahlreich geworden, „daß solcher nunmehr aus fünfundsünfzig Gliedern, unter welchen sich auch viele adelige und bürgerliche Landesfinder befinden, bestehen soll“. Da er noch immer anwachse, so könne es kommen, daß die halbe Akademie aus „Mopsbrüdern“ bestände; das aber würde „eine böse Zertheilung“ sein. Auch introducire der Orden den Nationalismus und den unlängst ausgerotteten Pennalismus; es sei daher ein ernstliches Einschreiten geboten. Hierauf erfolgte von Hannover (8. Februar) eine Verordnung, die zwar auch sonst gedruckt ist, hier aber in ihren Hauptsätzen wiederholt werden darf: „Demnach Wir höchstmithäufig vernommen, wasmaßen auf Unserer Universität zu Göttingen unter den Studiosis der sogenannte Mopsorden eingeführt, von den Gliedern desselben Ordensmeister und Beisitzer erwählet, Geseze vorgeschrieben, Geld vor die Reception abgeführt, Zusammenkünfte gehalten und bei diesen ein Besteuerungsrecht ausgeübet, das Vergehen der Brüder in solchen bestraft, und übrigens der ehemals eingerissene, vorlängst aber auf allen Universitäten ernstlich verbotene Pennalismus unter einer vermeinten Ordensgestalt in der That wieder hervorgebracht werden wolle: Und dann auf einer wohlgerichteten Universität vorherührte Mopsordensgesellschaft, wie alle übrigen dergleichen Ordensconventicula um desto weniger zu dulden und zuzulassen ist, als die Erfahrung gelehret, daß hieraus einerseits allerhand Unordnungen und Händel, unverantwortliche Geld- und Zeitverspitterungen, auch unerlaubte Debauchen und andere böse Folgen und Nachtheile sowohl der sogenannten Brüder selbst, als derer übrigen mit diesen vergesellschafteten Studioforum entspringen und dahero vernünftige Eltern und Vormünder die ernstliche Abstellung dieser Societät verhoffentlich wünschen und die Ihrigen von selbst davon abziehen werden, anderntheils aber auch die Aufnahme und Flor unserer Universität dadurch gehindert und derselben ein nachtheiliges Gerücht zugezogen werden kann: so billigen Wir nicht nur die von Euch . . . bereits angewandte Sorgfalt“, mittels deren der Orden aufgehoben und verboten sei, „sondern es ist auch ferner Unser ernstlicher Wille und Meinung, daß diejenigen Landesfinder, welche solchen vermeinten Orden vorsätzlich nicht verlassen wollen, oder von nun an wider Vermuthen sich darein begeben würden, ohne Unterschied des Standes von der Universität bei Unserer

Geheimen Rathsstube namhaft gemacht werden sollen, welche darauf das Nöthige mit Nachdruck verfügen wird.“ Es folgen Strafandrohungen.

Die nächste Antwort der Ordensbrüder war, daß dies Patent vom Schwarzen Brette abgerissen wurde. Hierauf erneutes Verfahren erst gegen Einzelne, dann gegen die Verbindung: jetzt entdeckte man Logenzusammenhänge mit Hamburg und Braunschweig, fand auch eine „Rechnung der Einnahmen und Ausgaben der ehrwürdigen Mopsloge in Göttingen“, geführt vom „Quästor“, welche Ausgaben für eine rothe gestrickte Decke, für Pappe, Spiritus, Wachlichter, weißes Band, endlich für gemeinsame Mahlzeiten verzeichnete. Jede weitere Auskunft aber wurde unter Berufung auf den geleisteten Logeneid verweigert. Auch die Specialuntersuchung gegen zwei Studierende, von Wüllen und Hofmeister, ergab Nichts. In Frankreich, woher der Orden zu stammen scheint, und vielleicht auch an einigen Punkten in Deutschland (Allg. Handbuch der Freimaurerei, 1863, Bd. 2, S. 346), hatte er zugleich weibliche Mitglieder; in Göttingen findet sich von solchen keine Spur. Die Universitätsbehörde beruhigte sich mit dem Versprechen der „Brüder“, keine weiteren Versammlungen zu halten. Dann ist von dem Orden nicht mehr die Rede.

Gegen die Landsmannschaften war man, wie bemerkt, bereits etwas früher als gegen die Orden eingeschritten. Ein Senatsbeschuß, welcher verbot, „Nationalcocarden von irgendwelcher Couleur“ zu tragen, war eben am Schwarzen Brette angeschlagen worden, als (11. Juni 1747) Münchhausen rescribirte, er ersahre ungern, daß die in Göttingen studierenden Landeskinder gelbe Bänder getragen und dadurch Nichthannoveraner zum Tragen blauer und rother Bänder veranlaßt, auch „nach Art der Landsmannschaften auf öffentlicher Straße geschmauset“ haben. Dergleichen gehe nicht an: alle „ehrbegierigen Gemüther“ würden die bösen Folgen, welche es haben könne, „verabscheuen.“

Der Senat geht auch so ernstlich darauf ein, daß er (November 1748) nicht einmal den ehemaligen Isfeld'ser Schulgenossen erlauben will, sich zusammenzuhalten; aber schon im Julius 1751 hat er wieder am Schwarzen Brette zu beklagen, er habe „mit dem äußersten Mißvergnügen zu vernehmen gehabt, daß eine große Zahl unserer gelehrten Mitbürger sich begeben lassen, Bänder in verschiedenen Farben zu tragen, und dadurch besondere Bruderschaften und Gesellschaften oder Orden vorzustellen, dergleichen Societäten jedoch seit 1748 durch höchste Königliche Verordnung auf unserer Akademie gänzlich verboten sind“: man möge also die Farben ablegen und die Verbindungen, bei denen jetzt Orden und Landsmannschaften nicht unterschieden werden, auflösen.

Nach der Zeit der französischen Besetzung Göttingens im siebenjährigen Kriege, während deren die akademische Disciplin nicht streng zu handhaben war, wurde (Sommer 1762) die Verordnung von 1748 in Erinnerung gebracht, und ebenso von Hannover aus (December 1762) ernstlich und mit

einigen Erweiterungen wiederholt. Schon vorher hatte Münchhausen größere Energie gegen das Verbindungswesen gefordert, und als berichtet wurde, man könne keine Ordensgesellschaften entdecken, seine Forderung wiederholt. Zwischen den Zeilen des Berichtes ist zu lesen, daß die Universitätsbehörde nicht gern entdecken wollte.

Auch zeigte sich bald, wie viel zu entdecken war.

Im September 1763 wurde ein von Erfurt und Helmstedt her übertragener geheimer Orden aufgefunden, der keine große Ausdehnung hatte: *Pro Patria et Fraternitatis Amore*. Die Gesetze, vom 4. Februar des Jahres, wollen eine Verbindung für's Leben gründen, indeß ist der angestrebte gegenseitige Beistand zunächst bloß ein akademischer; man hält Quartaalszusammenkünfte „mit eingetragtem Ordenszeichen,“ in denen man sich sehr unschuldig zu beschäftigen scheint. Die Ordnungen eines von Marburg eingewanderten Ordens *Fraternitas et Sinceritas*, der, als er im December 1764 entdeckt ward, auch nur fünfzehn Mitglieder zählte, sind philistischer und strotzen insbesondere von Geldstrafen. Der Zweck der Verbindung ist gegenseitige Unterstützung in aller Noth, mit Geld und Waffen; Streit soll nicht gesucht, ungesuchter redlich ausgefochten werden; die Verbindung, welche freimaurerische Formen hat, ist gleichfalls für's Leben. Ihre Mitglieder leugnen zuerst sämmtlich, und wollen dann, als sie nicht mehr leugnen können, sämmtlich zufällig und *contre coeur* in den Orden gekommen sein. Sie werden, mit specieller Erlaubniß des Curatoriums, sehr viel milder gestraft, als die ergangenen Verordnungen verlangt haben würden. Ein weiterer Orden — *Concordia et Sinceritas*, „Concordisten“ — der von Halle her importirt war und Nothhülfe, gute Freundschaft und Geheimniß als seine Ziele nannte, wurde im October 1765 nicht ganz sicher festgestellt. Bei dieser Gelegenheit kam aber ein vierter zu Tage — *de l'Espérance*, — der größere Ausdehnung gewonnen hatte. Unter dem Namen der *Chevaliers* und der *Dames de l'Espérance*, berichtet das schon angeführte Handbuch 1, 309, sei im vorigen Jahrhundert ein Männer- und Frauenorden aufgetaucht, und habe bald auch in Deutschland Verbreitung gefunden, und citirt dann aus v. Goués 1782 erschienener Schrift „Ueber das Ganze der Freimaurerei“ S. 61. (In der Umarbeitung: *Notuma* 1, 39) folgende Aeußerung eines Mitgliedes, welches in Göttingen aufgenommen gewesen sei: „In Frankreich wurden einst die Weiber der Freimaurer rebellisch, daß sie von den Logen ausgeschlossen waren. Die Männer fanden zur Herstellung des häuslichen Friedens nöthig, ihnen ein Blendwerk zu machen: sie errichteten einen Orden, den sie *Espérance* nannten, und stifteten Logen, die einen Schatten von der Freimaurerei darboten.“ In diese Logen nehme man auch Frauen, aber nur solche auf, deren Männer Freimaurer seien. „Eine derselben ist Großmeisterin. Sie haben nur zwei Stufen, obgleich sie mehrere zu haben vorgeben. Alles läuft darauf hinaus, daß den *Espéranciers* ein hoher Begriff von der Maurerei beigebracht wird. Der vor-

gesetzte Zweck wurde in Frankreich erreicht, und in der Folge sind Logen dieses Alerordens nach Deutschland gekommen, die sich bis Göttingen und Braunschweig erstreckten.“ In Hamburg sei eine solche 1757 gestiftet unter dem Namen Irene, eine jenaer Loge Minerva, in welcher Doctor Münter, der Vater des copenhagener Theologen, Redner gewesen, und eine göttinger Loge Mars seien noch älter. So weit das „Handbuch“. Als die göttinger Loge entdeckt wurde, hatte sie ihre Zusammenkünfte im Hause des damaligen Tanzlehrers Pauli, eines Mitgliebes, oder angeblich hatte sie dort ihre Versammlungen gehabt; denn der frühere Vorstand sollte unter Aufgabe des Vocales abgereist sein und die Ordensgeräthschaften mitgenommen haben, „um eine vornehme Person zu recipiren“. Eine Randbemerkung nennt „Prinz Karl“, das würde der nachmalige Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der Vater der Königin Louise sein, der damals Commandant von Hannover und mit mancherlei Ordenswesen allerdings in Verbindung war. Auch diesmal findet sich nicht die leiseste Spur, daß in Göttingen Frauen in der Verbindung gewesen wären; dagegen bekennen sich als Mitglieder eine stattliche Reihe Studierender aus dem hannoverschen Adel, wollen insgesammt von dem Verbote der Orden nichts gewußt haben, und kommen alle mit dem Versprechen ab, keine Versammlung mehr zu halten und Niemanden mehr aufzunehmen.

Damit würde die Angelegenheit wohl wieder liegen geblieben sein; aber Münchhausen drängte. Es ist die Zeit wo er beflissen war, nach der Vorkerkheit der Periode der französischen Herrschaft die Zügel der Disciplin wieder fester in die Hand zu nehmen: im Februar 1766 wird daher die Untersuchung weitergeführt, und ein Mitglied der Concordia et Sinceritas, Knebel oder Knefel genannt, konnte nicht leugnen, „bei der Sackffen“, das ist in dem Hause der Schwiegermutter des Professors Klop in Halle, welches aus Bürgers Studentenzeit nicht vorthailhaft bekannt ist, ein für Ordensversammlungen bestimmtes Local in Miethe zu haben. Er kommt genugsam in's Gedränge, um Rettung in der Angabe zu suchen: es gäbe in Göttingen der Orden mehr; worauf er neben der Espérance noch eine Veritas, eine Taciturnitas und einen Orden Amicitia et Concordia, wohl die späteren Amicisten, nennt und von jeder Verbindung einige Mitglieder aniebt. Zunächst bleibt das in den Acten: als aber im April ein anscheinend auf Ordensstreitigkeiten zurückweisendes Duell zur Verhandlung kommt, werden auch jene Fäden aufgenommen, und ein Receptionsschein der Amicitia et Concordia wird aufgefunden und anerkannt. Es lautet: Hoc declaratur sigilloque ordinis ordinario munitur, N. N., post promissam exactam legibus obedientiam, cum omnibus quibus decet sollemnitatibus receptum esse; quod factum est Gottingae die etc. Unterschrift des Ordensmeisters und des Secretairs. Dann wird zu den schon bekannt gewordenen Orden auch noch einer de l'Innocence und einer „der Tugend und Freundschaft“ aufgefunden.

„Als auch vorkommen,“ sagt das Protocoll vom 29. April, „daß Herr Gotter aus Gotha in dem Orden der Tugend und Freundschaft sei.“ so werde er jetzt vernommen. Er nennt, wie er auch in der Matrikel steht, als seinen Vornamen Johann Friedrich Wilhelm; es ist aber der sonst nur als Friedrich Wilhelm Gotter bekannte Dichter, damals Studirender der Jurisprudenz. „Es wäre,“ deponirt er, „bekannt, daß unter den Studirenden Ordens wären;“ er gesteht nach einigem Zögern auch ein, daß er im Orden der Tugend und Freundschaft „von hier aus in Hannover eingetreten“ sei, wo ein Herr von Hade ihn recipirt habe. Er nennt noch andere Ordensglieder. Das Zeichen sei ein Kreuz. Ein Ordensmeister sei derzeit in Göttingen nicht; Gotter giebt aber zu, seinerseits hier „den meisten Antheil“ am Orden zu haben.

Der Hofmeister eines Studirenden v. Varner, „Herr Stürz“ aus Darmstadt, will in den Orden Amicitia et Concordia eingetreten sein, um zu sehen, was sein Cleve dort treibe: die Gesetze, welche augenblicklich bei einem Herrn von Reben in Clausthal in Sicherheit gebracht waren, seien „recht gut gemacht; ein Hauptartikel wäre, in der Noth solle man dem Nothdürftigen beistehen.“ Der Orden sei 1756 gestiftet. Aus den reichlichen Personalien, welche Stürz giebt, zeigt sich, daß hier der alte hannoversche Adel viel vertreten war. Stürz erzählt noch, er sei auch Freimaurer; diese Verbindung, deren Vorsteher von 1747—1753 der Jurist Geo. Ludw. Böhmer gewesen war, „habe jetzt in Göttingen keine Zusammenkunft.“ Auch ein englischer Orden „der Tugend und Ehre,“ als dessen Mitglied er sich bekennet, bestche in Göttingen nicht; dagegen bestche der Orden de l'Espérance, der aus Frankreich nach Jena gekommen, und so weiter verpflanzt sei, de l'Innocence, der englisch sei, ferner C. C. et S. d. i. Concordia et Sinceritas, C. et T. d. i. Concordia et Taciturnitas, und ein Orden, den er nur durch zwei vor- und rückwärts gerichtete in einander verschlungene C. bezeichnet, aber nicht nennt. Von jedem giebt er Mitglieder an: in der Esperance, wo ein Lieutenant von Bonikau, Logenmeister war, nennt er u. a. zwei Brüder Humann, einen Ompteda, Willig, Patje, v. Offenborf.

Auf einen Bericht vom 10. Mai, der dies Alles dem Curatorium vortrug, gestattete dasselbe wiederum, von der Strenge der Gesetze abzuweichen und gegen ausgesetzte Revers Amnestie zu ertheilen. Hierbei wird der „Orden der Tugend und Freundschaft“ vor den übrigen bevorzugt. In dem schon angeführten Verhöre vom 29. April „drohet der Gotter auch damit, sie wollten nach Hannover schreiben und um eine Concession anhalten; man würde es ihnen nicht abschlagen. Ihr Orden sei nicht gegen die akademischen Gesetze;“ was das akademische Gericht nicht ganz gut aufnahm. Aber zwei alsbald nach Hannover gereisite Ordensglieder erreichten wenn auch nicht die Concession, so doch die Zusicherung der Strafflosigkeit, sofern die Genossen einen Revers ausstellen würden, welcher lautet: „Wir versprechen auf unsere Ehre und Reputation, daß wir allhier während unseres akademischen Aufenthaltes nie

Ordenszusammenkünfte oder Logen halten, auch alles was dahin einschlägt, mithin insonderheit die Annehmung neuer Mitglieder, unterlassen wollen.“ Schon am 4. Mai sendet die Verbindung diesen Revers, noch mit dem Zufage, „um dadurch unsere unterthänige Ehrerbietung und Erkenntlichkeit für seine Excellenz den Herrn Premierminister v. Münchhausen zu bezeugen“ — direct an das Curatorium ein. Die Universitätsbehörde aber, welche wünschte, daß auch auf die Tugend- und Freundschaftsbrüder eine strengere Reversform Anwendung finde, die den übrigen Verbindungen aufgelegt war, konnte dies nicht erreichen. Weder brauchten sie zu bekennen, sie sehen ihr Unrecht ein, noch brauchten sie für die gewährte Straßlosigkeit zu danken, noch zu versprechen, daß man allem Ordenswesen entsagen und es künftig meiden werde. Sie müssen gute Fürsprache bei Münchhausen gehabt haben. Außer von Gotter und von einer Anzahl Cur- und Liesländer, sowie einem Grafen von Ronow und Biberstein, ist ihr Revers unterschrieben von folgenden Namen: v. Ledebur, Pauli, v. Böllniß, v. Ponitau, Böse, zwei Meiners, v. Reben, zwei Reinhardt, v. Spörken, Jos. Phil. Strube. Jeder Orden unterzeichnete seinen eigenen Revers, wobei man nicht eifrig darauf gehalten zu haben scheint, daß alle Mitglieder unterschrieben.

Anfang Junius 1766 ist damit die Sache zu Ende.

Einige Jahre lang blieben die Orden unbelästigt, bestanden indeß fort: in einem in den Jahren 1767 bis 1770 in Göttingen geführten Stammbuche finden sich eine Menge Namen mit Ordenszeichen. Auch die Landsmannschaften bewegten sich ganz öffentlich, erkennbar nicht bloß an Cocarden, sondern auch an Uniformen: die hübschen Niepenhausenschen Figuren in den Göttinger Taschenkalandern zeigen, wie sie sich mit ihren Dreimastern, Collets und Kanonenstiefeln ausnahmen. Streitigkeiten zwischen der mecklenburgischen und der hannoverschen Landsmannschaft riefen (22. Jan. 1772) wieder eine feierliche Verordnung hervor, die den „Nationalismus“ und das Ordenswesen von Neuem verdammt: zwar seien sie, heißt es hier, sowohl durch Specialverordnungen, wie durch die 1763 erlassenen Akademischen Gesetze ernstlich und bei namhafter Strafe untersagt; nichtsdestoweniger sei jetzt wiederholt Vergleichen vorgekommen. Das Tragen von Cocarden ist den Landsmannschaften völlig und sogleich, das der Uniformen, wohl weil man dieselben aus Rücksichten der Sparsamkeit auftragen lassen wollte, von Michaelis an verboten: „was aber die andern sogenannten Ordensgesellschaften belanget“, so wird bei Relegationsstrafe das Verbot von 1762 erneuert; und Hauswirthe, die Ordenszusammenkünfte gestatten, sollen mit Geld gestraft werden. Das Verbot der Cocarden hätte beinahe zu einem Conflict geführt, denn die damals in Göttingen zahlreichen und angesehenen Liesländer und Curländer traten beim Prorektoratswechsel am 2. Julius in der Universitätskirche nach wie vor mit ihren Cocarden auf, und erklärten, sich lieber consiliren zu lassen, als sie abzulegen. Erst eine Vermittelung des damaligen Commandanten von Göttingen Generals von Zastrow beruhigte sie und erwirkte Ge-

horjam. — Von Erfolg indeß war die Maßregel wieder nicht. Nachdem im October 1773 gegen die „bei Weinschent Wader“ sich versammelnden Freimaurer eingeschritten war, muß ein Rescript vom 8. Julius 1779 versichern, daß es bei dem Verbote der Landsmannschaften und der Orden verbleibe. Da es deren „Vorstehern“ publicirt werden sollte, so meint der Theologe Leß, der damalige Prorector, es würden das „wohl die sogenannten Senioren, Subsenioren und Generaladjudanten“ sein; es werden dann aber nur die Senioren vorgefordert.

Die Ordensnamen der sechziger Jahre werden jetzt nicht mehr genannt. Dennoch scheint, wenn die theilweise schon angeführten Nachrichten des Handbuchs der Freimaurerei richtig sind, der Orden der Esperanciers sich gehalten zu haben; wiewohl unter anderem Namen. „In Göttingen,“ fährt die Nachricht fort, „war dieser Orden in den Jahren 1775 bis 1785 von Bedeutung, ebenso in Hannover und Stuttgart. Sein Name war Z. N., welche Buchstaben in der Form, daß sie ein Fünfeck bildeten, geschrieben wurden; nach anderer Angabe Z. V. mit der Bedeutung Sinceritatis et virtutis conjuncti. Die meisten der in Göttingen studirenden reichen und vornehmen Edelleute, berichtet ein Zeitgenosse, gehörten dazu, und die trefflichen Köpfe Brandes, Reßberg und Ramdohr hatten durch diesen Orden, den selbst Professoren empfahlen, großen dauernden Einfluß. Nur da er zu groß ward und die Haupttriebsfedern von Göttingen entfernt Geschäftsmänner wurden, gerieth Professor Koppe auf den Gedanken, dem Bedürfnisse der Studenten durch Freimaurerei und Illuminatismus aufzuhelfen. . . Auch ein andrer Zeitgenosse bezeugt, daß die Mitglieder des Ordens Z. N. in Göttingen das Verdienst hatten, seinen Ton und Sitten unter den Studierenden zu befördern;“ Ernst Brandes selbst aber in einer Anmerkung seines 1802 erschienenen Buches über Göttingen (S. 307 zc.), indem er bestätigt, in dem Orden gewesen zu sein, scheint die Verbindung mit den Esperanciers nicht zu kennen, sondern giebt an, der Orden sei 1772 nach Göttingen gekommen.

Die Universitätsacten beschäftigen sich im Sommer 1784 mit ihm. Ein an Blumenbach, der damals ein junger Professor war, gerichtetes Regierungs-Rescript vom 7. Junius des Jahres weist darauf hin, daß in der Berliner „Literatur- und Theaterzeitung, Stück 10 und 11“ in einem auch Anderes wenig Erfreuliche enthaltenden Aufsätze über die Universität behauptet werde, es sei dort „ein Renommistenorden etablirt, dessen Mitglieder sich Z. Nisten nennen“, und der, ungeachtet des königlichen Verbotes, sogar von Professoren begünstigt und beschützt werde. Da er eingezogener Erkundigung nach augenblicklich nicht viele Mitglieder zähle, so möge er ohne verfolgt zu werden absterben, auch könnten die Studierenden Böhmer aus Hannover und Türl aus Pommern, offenbar Ordensangehörige, Entrepreneurs des Pickeniks für den Winter immerhin bleiben. Allein die Sache müsse zu Ende sein. — Blumenbach war der Schwiegersohn des Mannes, der dies Rescript in Hannover zu formuliren gehabt hatte, des Hofrathes Georg Brandes, und

der Schwager jenes Ernst Brandes, des späteren Referenten für Göttingen und vielgenannten Moralphilosophen, dessen vorhin als im Orden Befindlichen gedacht worden ist. Er machte Gegenvorstellungen und bekannte sich selbst als Ordensglied. Indes er hatte weniger Glück, als ehemals die Herrn von der Tugend und Freundschaft; es erfolgte ein überaus ungnädiges Rescript: er habe sich wohl sagen können, daß, was er vortrage, auch ohne ihn bereits erwogen worden sei. Die Angelegenheit wurde jetzt auch dem Prorector mitgetheilt. In Hannover wußte man später: Blumenbach habe an der Spitze gestanden, Rehberg, Ernst Brandes und der gesammte zu ihnen gehörige junge hannoversche Männerkreis, in welchem auch Basil. v. Ramdohr war, sei im Orden gewesen, als dem Curator Geheimrath v. d. Buße die Berliner Nachricht vor Augen gekommen, und Brandes der Vater angewiesen worden sei, jene Rescripte zu schreiben. „Diese Verbindung macht die jungen Leute jetzt so wunderbarlich,“ heißt es in einem hannoverschen Briefe; „sie wollen für sich Etwas sein, abgesondert von den Anderen.“ E. Brandes erzählt gleichfalls, daß in Hannover der Orden, nachdem er in Göttingen aufgehört hatte, Bestand behielt, und zwar als allmählich absterbender, bis 1788. Rehberg, der am wenigsten Familienverbindungen besaß, hatte von der Ungunst des erzürnten Curators auch später noch zu leiden. Sein Name und die anderen genannten gehören zu den nicht zahlreichen später berühmten Gewordenen, welche in den Göttinger Ordenslisten sich finden. Fürst Hardenberg, der Göttingen schon 1770 verließ, steht nicht darin; scheint aber, nach einer Stammbuchsignatur vom 25. Februar 1768 zu schließen, dennoch in irgend einer solchen Verbindung gleichfalls gewesen zu sein. Aus den Landsmannschaften liegen Listen überhaupt nicht vor. Das Verbot beiderlei Arten von Verbindungen wurde im October 1786 durch erneuten Anschlag am Schwarzen Brette in Erinnerung gebracht.

Anfangs 1787 war beim Universitätscuratorium in Hannover „anonymische“ Anzeige eingegangen, von Halle aus suche sich der Unitistenorden (siehe über denselben die „Zeichnung der Universität Jena,“ 1798 S. 30) in Göttingen einzunisten; die Regierung verlangte, daß dies untersucht werde, und einige darüber vernommene Studierende gaben an, sie seien zu Halle in dem dort erlaubten Orden zwar gewesen, in Göttingen jedoch bestehe er nicht. Es ist unter ihnen jener B. J. F. von Halem, welcher sich, nachdem er eine Zeit lang unter Wöllner gearbeitet hatte und später in oldenburgischem Dienste gewesen war, als französischer Beamter in Bremen einen Namen gemacht hat, und von dem Gerd Eilers Jugendgeschichte nicht gute Erinnerungen verzeichnet. Das Curatorium, bei welchem eben damals der oben genannte jüngere Brandes seines Vaters Stelle eingenommen hatte, wollte sich bei der Aussage nicht beruhigen, sand den Unitistenorden „von vorzüglicher Bedenklichkeit“, und ordnete Communication mit Halle an: die Antwort von dort (22. Mai), indem sie die Angaben der Vernommenen be- richtig, will aber doch der durch eine hallische Untersuchung als Unitisten

bekannt gewordenen Studierenden nicht nennen: man halte sich nicht berechtigt dazu. Sollte der Orden, der nicht weiter verfolgt ward, damals in der That nicht in Göttingen bestanden haben, so bestand er doch um ein Weniges später. In einer kleinen, zu Leipzig im Jahre 1791 erschienenen Schrift „Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer“, die ganz unterhaltend über das damalige Göttingen medirt, ist S. 90 ff. von dem Unitistenorden, wie er um jene Zeit sich dem Berichterstatter darstelle, die Rede. Er sei zahlreich, suche vornehme und wohlhabende Studierende an sich zu ziehen, sei unter seinem Vorsteher, dem „Meister von Schwert“, in straffem Gehorjam gegliedert, beobachte bei seinen Zusammenkünften allerhand symbolische Formen, bei denen die Zahl Drei eine Rolle spiele, halte sich äußerlich sehr still, intriguire aber gern und strebe, indem er die beiden anderen vorhandenen Orden, Constantinier und Schwarze, auseinanderhekte, seinerseits zu herrschen. Kommen seine Mitglieder einmal in einflußreiche Stellen, so werde der Orden gefährlich sein.

Es scheint nicht, daß diese Publication auf das Curatorium oder die Universitätsbehörde Eindruck gemacht hätte. Hatte doch die erstere, wie Meiners erzählt, beim Jubiläum von 1787 die Aufrechterhaltung der studentischen Ordnung unter der Hand selbst einem damals besonders zahlreichen unter den akademischen Orden, es scheint der Schwarze gewesen zu sein, übertragen, und sich zu einer Untersuchung gegen die geheimen Verbindungen auch da nicht veranlaßt gefunden, als durch ebendenselben Orden der Auszug von 1790 angeführt ward. Jetzt aber wurde die Frage der akademischen Verbindungen gemeinschaftlich von den deutschen Regierungen in Angriff genommen: ein hannoversches Rescript vom 7. Julius 1792 theilt der Universität mit: „die evangelischen Höfe“ seien in Verhandlung mit einander, wie das „für die akademische Disciplin sowohl, als für die Moralität und Oeconomie, auch die Application der Studenten gleich schädliche“ Ordenswesen von den Universitäten zu verbannen sei. Daß die Universitätsbehörde deswegen Vorschläge machen soll, ist ihr keineswegs behaglich: sie antwortet vorsichtig und kurz. In etwas mehr als zwei Jahren werden dann die evangelischen Höfe auch einig (Rescript vom 3. October 1794): sämtliche Orden werden verboten; wer darin verbleibt oder gar neu eintritt, soll ohne Weiteres relegirt und nachher auf keiner deutschen Universität aufgenommen werden, weshalb seine solche Relegation entsprechend bekannt zu machen ist. Dies Alles sei den akademischen Gesetzen einzuverleiben und auch sonst thunlich einzuführen.

Schon im October 1793 war das Verbot der Ordensgesellschaften erneuert, nachdem etwa ein Jahr vorher das Tragen französischer Nationalcocarden untersagt worden war. Jetzt wurde auch die neue Verordnung angeschlagen. Bald darauf gab ein Einzelvorgang zu einer Untersuchung Anlaß. Zwei Studenten, Westfeld aus Wülfsinghausen und Erdmann aus Schwerin, hatten sich wegen eines gleichgültigen Streites duellirt, und Erd-

mann war verwundet worden, erneute dann aber den Streit: er griff seinen Gegner jetzt auf der Straße mit der Peitsche an; worauf zweiundneunzig Studierende eine von Wilhelm von Burgsdorf verfaßte Adresse an den Prorector eingaben, in welcher sie Erdmanns Entfernung von der Universität verlangten; sie würden, wenn solche Rohheit geringer geahndet werden sollte, künftig nie anders als bewaffnet auf die Straße gehen. Unter den Unterzeichnern sind elf, die nachher als zu den Schwarzen Brüdern gehörig charakterisirt wurden; die Meisten, wie z. B. Burgsdorf selbst und Tied, der gleichfalls unterschrieben hat, gehörten anscheinend nicht dazu. Im Laufe der Untersuchung stellte sich heraus, daß in der That Westfeld „Schwarzer“, Erdmann „Constantist“ waren oder gewesen waren; ebenso beiderseits eine Anzahl anderer Studenten. Alle wollten noch vor der Untersuchung, gleich nach Publication des Regierungsverbotes vom Herbst, ausgetreten sein. Unter den Mitgliedernamen ist keiner, der Interesse hätte; auch nicht unter der gleichfalls bei dieser Gelegenheit zur Anzeige gekommenen Unitisten. In Verbindung mit jenem Verbote führte die Sache dazu daß man alle Verbindungen ihre Auflösung feierlich zu Protocoll erklären ließ (17. December 1794).

Im Original liegt dieser Revers nur noch von den Constantisten vor. Er enthält achtzehn Namen und versichert eidlich, daß das sämmtliche Ordensglieder seien. „Die Papiere und übrigen Apparat“ waren durch ein inmiddels abgegangenes Mitglied Namens Pietich aus Südpreußen in Sicherheit gebracht worden; die Unterschriebenen erklären umständlich, hieran in keiner Art betheilt zu sein, versprechen dem Orden ganz zu entsagen und ihn niemals wieder aufzurichten, auch nicht unter anderem Namen, ferner in Göttingen in keinerlei anderen geheimen Orden einzutreten. „Dagegen verspricht der zeitige Herr Prorector Dr. Schleusner“ — ein unbedeutender Theolog, Kurfürst, der bald darauf nach Wittenberg ging — „im Namen der königlichen Landesregierung allen bisherigen Mitgliedern des Constantistenordens, deren Namen hier eigenhändig unterschrieben sind, . . . völlige Amnestie, nach welcher ihnen eine völlige Aufhebung und Befreiung von den als bisherigen Ordensgliedern nach den Gesetzen verwirkten Strafen zugesichert, und ihnen auf das Gewisseste und Unverbrüchlichste versprochen wird, daß die geschehene Entdeckung auf ihre Beförderung im Vaterlande keinen Einfluß haben soll, auch die Namen der hier unterschriebenen Mitglieder in ihrem Vaterlande weder directe noch indirecte bekannt gemacht werden sollen.“

Schleusner meinte insbesondere die Herzen der Jugend gerührt zu haben, und schrieb sich in dieser Beziehung ein Verdienst zu. Auch wurde im Februar 1795 die Studentenschaft in einem besonderen hannoverschen Rescripte, das am Schwarzen Brette publicirt ward, für ihren bewiesenen Gehorsam belobt. Aber allerdings fand das Rescript nöthig, zugleich die Strafandrohungen zu erneuen.

Und daß hierzu mehr Grund war, als zu jenem Lobe, zeigt ein vom

25. September desselben Jahres datirter Bericht des Bedellen Fride, eines ehemaligen Bedienten Püters: „Zur schuldigsten Befolgung“ von Befehlen die ihm in dieser Richtung ertheilt seien, könne er „vorläufig nur so viel referiren, 1. wie es wohl außer Zweifel ist, daß der Constantisten- und der schwarze Orden hier noch existiren; 2. wie es ziemlich zuverlässig verlautet, daß der erstere jetzt schwächer sei als der letztere, daß dieser noch immer sich zu verstärken suche, und daß sogar graduirte Personen sich darunter befinden; 3. scheint es auch gewiß zu sein, daß beide Orden ihre Laden und Gesetze nicht hier in loco haben, und ihre ordentlichen Zusammenkünfte nicht hier halten. Die Constantisten reiten und fahren zum Oesteren nach Sennekerode zum jungen Herrn von Uslar, und die Schwarzen nach dem Rauschenwasser“, einem damals heftigen Vergnügungsorte unweit Göttingen, „und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Ordensapparate sich an diesen Orten befinden.“

Anlaß zu dem Auftrage, aus welchem dieser Bericht hervorgegangen ist, dürfte ein im Sommer zu Northheim vorgekommener Streit zwischen dem Studierenden Fr. Gottfr. Rautenberg aus Hannover und northheimer jungen Offizieren gegeben haben; denn aus den Protocollen, die er veranlaßte, ergab sich, daß Rautenberg auf eine Ordensverbindung hingewiesen hatte, in der er sei. Er räumte jetzt (Anfang November 1795) auch der akademischen Behörde ein, er gehöre zu den Schwarzen Brüdern und sei zu Rauschenwasser aufgenommen worden. Dort haben die Versammlungen stattgehabt, und in jeder derselben seien die Gesetze verlesen; deren seien aber viele und er wisse sie nicht mehr. Er wird dann, den seit 1794 geltenden Vorschriften entsprechend, relegirt, und zu Anfang 1796 wird auf Befehl des Curatoriums die Untersuchung wider den Orden, von dem er noch einige Mitglieder genannt hatte, fortgesetzt. Hierbei ergab sich, daß die Verbindung sich eigentlich „literarische Harmonie“, literarisch wegen literarischer Beschäftigung und zum Unterschiede von anderen „Harmonie“ genannten Studentenverbindungen, ihre Angehörigen „literarische Harmonisten“ nannte, und sieben Grade zu haben behauptete. Brüder der zwei unteren Grade hätten sich dann, in Folge einer Streitigkeit, von den Andern getrennt, sich „Schwarze Brüder“ genannt, und später, nachdem sie sich mit dem Orden versöhnt hatten und „rectificirt“ waren, beiderlei Namen geführt. Vermöge hieran anknüpfender Mentalreservationen war dem entsprechend der Revers von 1794 umgangen worden.

Auch fanden sich jetzt die „Gesetze“, welche dem Studiosus Rautenberg zu lang gewesen waren, sie zu behalten: es ist das bei den Versammlungen von Rauschenwasser angewendete Logenritual; bei dem am Schlusse jeder Loge in Rede und Gegenrede vorgetragenen Ordenskatechismus finden sich noch sein und seiner Genossen Namen mit Bleistift beige geschrieben, wie auf sie die Gegenrede rollenmäßig vertheilt war.

„Das im ersten Grade unseres erlauchten Ordens der literarischen Harmonie gebräuchliche und aus dem grauen Alterthume auf uns gekommene

Ritual," so beginnt das Heft, „enthält vier Stücke: das erste die Auszierung des Zimmers, das zweite die Vorbereitung des Aufzunehmenden, das dritte die Gebräuche bei der Aufnahme und die allgemeinen und besonderen Vorschriften und Geſetze dieſes Ordens, und das vierte den Unterricht.“ Das Zimmer ſoll roth behangen ſein, ſieben Wandleuchter haben, ferner einen roth drapirten Tiſch, „Altar“, mit Todtenkopf u. ſ. w., und hinter dieſem Altar drei aufgehängte Teppiche, auf denen eine Fülle ſymboliſcher Figuren ſich fanden. Der Aufzunehmende wird zunächſt in die mit Gummi Olibanum ausgeräuchernte „ſchwarze Kammer“ geführt, die gleichfalls mit Symbolen ausgeſtattet und nur von einem düſteren Lämpchen erhell't iſt, welches eine Tafel erleuchtet, auf der mit großen weißen Buchſtaben zu leſen ſteht: „Das Leben iſt eine kurze Halskette, außen mit gleißendem Golde übertüncht, aber intwendig morſch und faulend, und am Ende dieſer golbenen Halskette hängt, ſtatt des Kleinods, kalt und eiſig“ — Gedankenſtrich — „der Tod.“ Dieſes als Stylprobe. Hierher alſo wird der Aufzunehmende von dem Ordensgliede, das ihn empfohlen hat, „ſeinem Pathen“ geleitet, erſt ſich ſelbſt überlaſſen, dann mit Reden und Ceremonien, vorbereitet, und mit verbundenen Augen hin und her, vorüber an den Ordensmarſchällen, die ihn hart anrufen, in das Logenzimmer geführt, auf Verſchwiegenheit beeidigt, ſehend gemacht, unterrichtet, und nach vielen Umſtänden aufgenommen. Alle zur Loge gehörigen Brüder ſollen in anſtändiger Kleidung gegenwärtig ſein, den Degen an der Seite, oder, wo es die Ceremonie erfordert, auch in der Hand, auf der rechten Bruſt das Ordenszeichen, den mit roth und ſchwarzem Bande, als der Ordensfarben, geſchmückten Hut auf dem Kopfe. In den Reden, die bei der Aufnahme geführt werden, wird einiges Licht und viel Freundschaft in Ausſicht geſtellt, auf die „Proſanen“ mit ſtarkem Selbſtbewußtſein hinabgeſehen, jedoch auch gefordert, daß man ſich vor ihnen auszeichne durch ſeine Sitte ſowohl, wie durch guten Charakter: „Beweise bei aller Gelegenheit durch die That, daß es dein höchſtes Glück ſei, die Würde eines Menſchenfreundes zu erlangen . . . Erhebe Dich über die Schwachheit Proſaner, und laß vom Sturm der Leidenschaft Dich nie dahinreißen. Zeige Dich groß, indem Du Dich ſelbſt beherrſcheſt.“ Man ſoll Gott fürchten, ſein Vaterland lieben, der Obrigkeit Unterthan ſein. Von den Tönen des ſpäter entwickelten Patriotismus klingt ebenſowenig einer an, wie von revolutionären Gedanken: die ganze Tonart iſt die der um jene Zeit modernern wohlwollenden koſmopoliſtiſchen Aufklärung, der mit ſolchen Reden unklare Kern aber das Schließen eines gegenseitiger Hülfe gewiſſen, rückhaltloſen, feſten Freundschaftsbundes für das ganze Leben. Dieſer Punkt wird immer wieder betont. So z. B. „rette die Ehre des Bruders“, nämlich Ordensbruders, „gegen Verleumdung, und empfehle ihn jedem rechtschaffenen Manne mit der wärmſten Freundschaft und Bruderliebe. Haſt Du daher Gelegenheit, ihm einen Freundschaftsdienst zu erweiſen, ſei es durch Beförderung zu Ehrenſtellen, oder durch ſonſt auf ſein zeitliches Glück abzielende

Dienste, so bist Du schlechterdings dazu verbunden, und strafbar, wenn Du es unterläßt.“ In Klammern wird hier beigefügt, „daß die Rede nur von verdienstvollen und sich zu einem solchen Amte schickenden Brüdern ist, versteht sich von selbst.“ Aber da man zugleich „ehrerbietig und gehorsam gegen die Meister und Vorsteher der Logen sein, und vorzüglich die Oberen des hohen Ordens verehren“ soll, so dürfte man ihr Urtheil auch in Betreff der Tauglichkeit des zu Empfehlenden zu ermessen haben. Der officiële Name der Brüder ist „Söhne der Harmonie“. Der geheimen Zeichen, mit denen sie sich einander zu erkennen geben können, sind viele, und man sieht, daß es den jungen Leuten Vergnügen gemacht hat, sie auszubilden: man kann sich zu erkennen geben beim Anklopfen, beim Essen, beim Trinken, mit den Händen, mit den Füßen, mit Worten; alle diese Zeichen müssen erst in bestimmter Art erwidert und nachher wiederholt sein, bevor die wiederum mehreren „Hauptbruderzeichen“ an die Reihe kommen. Dies Alles wird dem Aufzunehmenden mitgetheilt, und dann folgt der schon erwähnte Logenkatechismus, mittels dessen besonders die auf den Teppichen befindlichen Symbole erklärt wurden.

Man kann sich heute nicht ganz leicht vorstellen, wie die Jugend sich an diesen Dingen begeisterte. Und doch war es der Fall, und sogar überdauerte die Begeisterung weit die Jugendjahre. Zeugniß dessen ist ein kleines 1834 bei Florian Kupferberg in Mainz erschienenenes Buch: „Der geheime Bund der schwarzen Brüder, Urquell der vorzüglichsten akademischen Verbindungen“, dessen Herausgeber sich Tyrtäus nennt, und noch als alter Mann in den Ordenserrinnerungen seiner Studienzeit mit warmem Herzen schwärmt. Er druckt auch das Ritual, aus welchem wir referirt haben, ausführlich ab, und bemerkt, seine Copie sei 1798 von der Loge Christiane zu den sieben goldenen Sternen in Jena an die Göttinger Loge Albertine zur Freundschaft aus gefertigt worden. Vielleicht hat diese Ausfertigung zum Erfasse des 1796 von der Universitätsbehörde confiscirten Festes gedient, aus welchem oben berichtet worden ist.

Es zeigt in einem offenbar von der Freimaurerei entlehnten Schmucke dieselben auf gegenseitige Hülfe für's Leben gerichteten Gedanken, denen wir bei den alten göttinger Orden begegnet sind. Auch die Besteuerung, über welche schon Georgs II. Edict wider den Mopsorden klagte, fehlt nicht: es ist schon erwähnt, daß den Ausgenommenen mitgetheilt wurde, was auch Tyrtäus glaubt, der Orden habe sieben Grade; jede Aufnahme in einen neuen Grad kostete Geld, und außerdem mußte noch eine regelmäßige Neujahrsabgabe bezahlt werden.

Der Literator und Poet Karl Reinhard, der von seiner Vaterstadt Helmstedt her im Orden und seit 1792 in Göttingen war, auch eine kleine Schrift über die Schwarzen Brüder verfaßt hat (1790), sagt aus, ihm sei versichert worden, die obersten Grade haben in Ungarn ihren Sitz, und der höchste sei mit einer einträglichen Pfründe verbunden. Tyrtäus, der über sie einiges ihm selbst Ungevißes mittheilt und sie nach Schweden verlegt, weiß über eine

solche Pründe Nichts. In Göttingen fand sich zunächst bloß eine Loge ersten Grades mit Logenmeister und Vicerlogenmeister, gelegentlich auch Senior und Subsenior genannt, Secretair, Kassenmeister, Ceremonienmeister, erstem und zweitem Marschall. Die Oberen, an welche man sich von hier aus zu wenden hatte, waren in Braunschweig. Auch in Hildesheim gab es eine Ordensstätte, wohin einmal Sachen in Sicherheit gebracht werden, die man zu Braunschweig nicht finden lassen wollte. An letzterem Orte waren ein ehemaliger Conrector Namens Peters, der jetzt mit Singvögeln handelte, und ein Advocat Dr. Wolfram Diejenigen, welche die Ordenserlasse unterschrieben und die eingesandten Abgaben in Empfang nahmen. In Göttingen standen im Sommer 1795 zwei Mediciner, Fromein und Vermeer, letzterer als Cassirer, an der Spitze. Sie suchten eifrig, den Orden auszubreiten, und lockten die Aufzunehmenden durch die Aussicht auf vortheilhafte Verbindungen mit Männern in bedeutender Stellung. Zwei andere Glieder der Loge, Dr. Masius aus Mecklenburg, gleichfalls Mediciner, und ein Herr Krämer, glaubten Goldschneiderei und Unredlichkeit zu entdecken, machten das wenigstens geltend; es gab stürmische „Convente“, und auf einem angeblich letzten, gehalten auf der Landwehr bei Göttingen, löste die Loge sich auf: 20. September 1795. Fromein und Vermeer verließen damals die Universität.

Nun aber entwickelte Dr. Masius eine Thätigkeit, deren Absicht anscheinend dahin ging, die Loge, welche sich ja ohne Weiteres wieder constituiren konnte, in seine Hand zu bringen. Er gerirte sich als Bevollmächtigter einer von ihm simulirten „Bürgerloge“, d. i. nicht akademischen Loge höheren Grades, „zum flammenden Schwerte“, ließ sich die vorhandenen silbernen Ordenskreuze und anderen Utensilien ausliefern, die er nachher, um sich für gebabte Auslagen bezahlt zu machen, veräußert zu haben angab, und ließ einen Aufsatz verlesen, der zu Fortsetzung der Verbindung unter Annahme eines neuen Rituals aufforderte. Von seiner Hand, soviel es scheint, geschrieben, findet sich bei den Acten eine Umarbeitung des vorhin erwähnten älteren Rituals, in welcher aus dem dort ersten Ordensgrade zwei gemacht werden, unter nur geringer Benützung des ehemaligen, in Göttingen überhaupt nicht activ gewesenen zweiten Grades. Tyrtaus, der alle diese Actenstücke gleichfalls mittheilt, sagt, die neue Redaction sei in Jena hauptsächlich durch den späteren hallischen Professor des Criminalrechtes Selchow, der in Jena Privatdocent war, ausgearbeitet worden, und seit Anfang des laufenden Jahrhunderts in allen Logen in Gebrauch gekommen; und allerdings ist das göttinger Exemplar „von der rechtmäßig constituirten Mutterloge (Christiane) zu den sieben goldenen Sternen in Jena“ für die göttinger Loge, die hier nicht mehr Albertina, sondern Philippina, aber noch immer „zur Freundschaft“ heißt, ausgefertigt. Aber sonst paßt nicht Alles. Entweder ist die Nachricht, daß Selchow, der erst 1782 geboren, also 1796 noch nicht in der Lage war, solche Dinge auszuarbeiten, nicht der Verfasser, oder eine Aehnlichkeit der Handschrift täuscht,

und das göttinger Exemplar ist später als Dr. Majus. Ein Datum hat es nicht.

Im ersten Grade fallen hier die freimaurerischen Formen weg: die Aufnahme kann auf jedem vor Verrath gesicherten Privatzimmer geschehen, an einem gewöhnlichen schwarz behangenen Tische, in Gegenwart bloß des aufnehmenden Ordensmeisters und des „Rathen“. Der Meister hat sich über Geheimnisse und Formentram jezt abschäßig zu äußern: „nein“, sagt er, „uns und unsere Mitbrüder so glücklich zu machen, als es dem Sterblichen möglich ist, nur dieses ist unser Geheimniß.“ Der Zweck des Ordens aber bestehe darin, dies auf's Beste und Sicherste zu erreichen, und ein Geheimbund sei derselbe bloß, weil „mit geheimen Operationen zur Beglückung unserer Nebenbrüder“ am besten zu Stande zu kommen sei. Der Verein wird jezt als akademische „Pflanzschule für eine Genossenschaft des späteren bürgerlichen Lebens, als Branche eines größeren Ordens“ schon im ersten Grade ausdrücklich charakterisirt, welcher Orden „bestimmte, wahrhaft reelle Zwecke nicht nur vor Augen hat, sondern auch thätig dahin strebt, dieselben zu erreichen und auszuführen.“ Das Geheimniß sei dabei sorgfältig zu wahren, selbst das Einschreiben von Ordenszeichen in Stammbücher, welches nicht selten zu Entdeckungen Anlaß gegeben habe, zu vermeiden. Die Verpflichtung geschieht jezt nicht mehr durch Eid, sondern nur durch Handschlag. Als Ordenszweck des ersten Grades wird die Arbeit am eigenen Ich hingestellt: „nur dann, wenn wir uns selbst das unparteiische Zeugniß geben können, daß wir kein schlechter Mensch sind, daß wir für unsere moralische Bildung gesorgt haben und noch eifrig sorgen, nur dann hält uns die Harmonie für würdig, den beglückenden Blick auf unsere Nebenmenschen zu richten“ u. s. w. Nach dem entscheidenden Handschlage ruft der Meister: „es ist geschehen, hohe, theure Göttin Harmonie, er ist nun dein Sohn, unser unzertrennlicher Bruder. Hinauf zu dem Throne Jehovahs ist sein Schwur gestiegen, ist aufgezeichnet worden, und wenn er nun wortbrüchig wird, sei Schande und Verachtung von Ebeln sein Loos.“ Der nunmehr folgende Logenkatechismus stimmt mit dem älteren Rituale vielfach wörtlich überein, enthält aber noch nicht die Symbolerklärungen. Bei Mittheilung des „Hauptbruderzeichens“ kommt eine Frage und Antwort vor, die so lautet: Frage: „Wo kommen Sie her?“ Antwort: „Aus den drei Sternen.“ Frage: „Was wünschte Ihnen der Meister?“ Antwort: „Wiedersehen im Monde.“ Der „Katechismus“ aber beginnt: „Wie fanden Sie die Nacht, mein Bruder?“ Antwort: „Noch etwas düster, doch flammten drei schöne Sterne milden Schein auf mich herab.“ Frage: „Genügt Ihnen dieser Schimmer?“ Antwort: „Nein, ich sehne mich nach dem helleren Scheine der Königin der Nacht, und harre ihres Aufganges.“

Diese Worte deuten auf den zweiten Ordensgrad: der erste hatte drei Sterne zum Symbol, der zweite den Mond; seine Mitglieder heißen „Brüder des Mondes“. Hier sind nun die freimaurerischen Formen des älteren

Rituales wiederzufinden. Die Aufnahme hat in eröffneter Loge statt, es fehlen nicht der rothbehangene Altar, spiritusflammende Opferthalen, symbolgeschmückte Teppiche und was dergleichen mehr ist. „Seien Sie gegrüßt, Söhne der Harmonie, im Tempel des Mondes,“ so beginnt der Meister die Aufnahmeloge. Der Aufzunehmende ist schon anwesend. Es wird ihm bezeugt, wie vortrefflich er sich als Mitglied des ersten Grades, im „Streben nach Biederfinn und Tugend“ bewährt habe. Allerdings seien auch Fehler von ihm begangen. Aber die Beobachtenden, von denen er, ohne es zu wissen, umgeben gewesen sei, haben in's eigene Herz gegriffen: „welcher Mensch könnte mit dem stolzen Bewußtsein auftreten: ich bin ganz gut!? Nein! Das menschliche Herz ist schwach,“ u. s. f. Also solle der bisherige Schüler jetzt dem „Heiligtume des harmonischen Tempels näher kommen . . . Immer heller wird Ihr Blick werden . . . dem biedereren Forscher zeigt sich die Göttin in ihrem Glanze, und beseligt ihn mehr, als alle Güter der Erde.“ Nun wird eine allegorische Geschichte vorgetragen, etwa im Tone gewisser Stücke im Jean Paul, wie die drei Töchter der gütigen Mutter Natur „Schönheit“, „Stärke“ und „Weisheit“ sich verhalten haben. Anfangs habe in einem goldenen Zeitalter die Schönheit geherrscht. Dann sei das Regiment an die Stärke gekommen, die Leidenschaften haben sich entfesselt, die Schönheit gelitten, die Welt sich verwirrt. Endlich habe die Weisheit das Ding hierauf einigermaßen wieder in Ordnung gebracht und fahre in dieser Thätigkeit fort. „Wenn du, Schönheit,“ so redet sie die Schwestern an, „süße Wünsche einflößest und du, Stärke, was ich dafür und dawider dir rathe, befolgest, dann — nur dann können wir Menschen beglücken.“ Nachdem dies weit ausgesponnene Märchen zu Ende ist, wird dem Aufzunehmenden klar gemacht, daß, nachdem bis dahin er an seiner eigenen Vervollkommenung gearbeitet habe, er im zweiten Grade für die Freundschaft einzuweihen sei. Volle, rückhaltlose, werththätige Freundschaft werde hier geboten und verlangt: wörtlich wiederholt sich die Vorschrift, daß man dem Ordensbruder auch zu Ehrenstellen verhelfen soll, und daß man strafbar ist, wenn wo man es könnte man' es nicht thut. Brüdern des ersten Grades sollen die Brüder des zweiten sich nicht zu erkennen geben, auch Niemandem, sei er im Orden, sei er außer ihm, etwas auf diesen Bezügliches schreiben, ohne es zuvor dem Meister gezeigt zu haben. Neben dergleichen recht tief greifenden Vorschriften finden sich dann ganz gleichgültige; wie daß man schwarz gekleidet zur Loge kommen, anderenfalls nicht eingelassen werden, oder daß man bei Tafellogen sich nicht betrinken, „auch während des Essens nur über gleichgültige Dinge mit brüderlicher Sanftmuth debattiren“ soll. Solche Regeln stehen nicht allein: bei allem sentimentalen Schwunge, wie er z. B. in den Worten des Vogenschlusses hervortritt, „denken Sie täglich daran, meine Brüder, und lieben Sie sich ewig“ — mit nicht weniger als drei Ausrufungszeichen —, hat das Ganze doch den Charakter trockener Nüchternheit, die sich mit der Sentimentalität ja auch sonst wohl verbindet.

Zeichen, Geheimschrift und was Dessen mehr ist, darf hier übergangen werden.

Um die Mitte März 1796 war die göttinger Untersuchung beendet: von den Fünfundzwanzig, welche bestraft wurden, erhielten die Meisten doch bloße Carcerstrafe, nur ganz Wenige wurden relegirt; unter ihnen Studioſus Bang, der zuletzt an der Spitze gestanden hatte. Dr. Mafius war schon früher entfernt worden. Einige Nichtstudenten waren in die Untersuchung verwickelt, wie der als Studentenfreund vielbekannte Buchhändler Dietrich und der Wirth von Kaufschwasser, der von Fromein dupirt gewesen war. Sie kamen ohne Strafe ab. Wenn die Regierung wiederum sehr viel milder war, als sie 1794 in Aussicht gestellt hatte, so suchte ein von der Universitätsbehörde vorgeschlagenes Curatorialrescript vom 8. April 1796 dies auszugleichen durch strenge Strafandrohungen gegen nichtakademische Beförderer der Orden: sogenannte dienende Brüder sollen mit Karrenschieben oder Zuchthaus, Hausbesitzer, die Ordenszusammenkünfte gestatten, sollen mit sehr hoher Geldstrafe belegt werden.

Diese Drohungen bezogen sich nicht bloß auf den Schwarzen, sondern ebenso auf den Constantistenorden, gegen den gleichzeitig eine Untersuchung eingeleitet gewesen, und dessen Meister, Stud. zur Mühlen, schon Ende 1795 relegirt worden war. Als in den späteren Stadien der Harmonistenuntersuchung wiederum auf das Bestehen des Constantistenordens hingewiesen wurde, verfolgte man den Faden nicht, wie man auch den damals entdeckten „Amicisten“ es gern glaubte, daß sie sich aufgelöst hätten. Ob die Constantisten damals bestehen blieben, oder sich nachher neu constituirten, steht dahin. Jedenfalls waren sie im Sommer 1802 in Göttingen vorhanden: eine um die Zeit anonym, anscheinend zu Verhinderung von Duellen, eingebrachte Denunciation veranlaßte Visitationen, die der Universitätsyndicus Morgens um 6 Uhr ausführte, und was man bei einem Grafen Liebenstein, der Ordensmeister sein sollte, einem Studioſus Schumacher aus Marburg und Anderen fand, gab Grund zu neuer Untersuchung.

Insbefondere kamen jetzt, und zwar in einer Helmstedter Ausfertigung, durch die wohl das 1794 von Stud. Pietich beseitigte Exemplar ersetzt war, die „Constitution und Gesetze des Ordens der Standhaftigkeit“ zu den Acten, und ergaben, daß der Constantistenorden zu Halle am 23. Februar 1777 gestiftet und daß er an verschiedenen anderen Universitäten organisiert war. Das Ordenszeichen war F. C. C., Fratres Conjuncti Concordiae; anscheinend auch ein vor- und rückwärts sehendes verschlungenes C, wie wir es 1766 schon einmal gefunden haben. Freimaurerische Formen zeigen sich hier nicht. Die Aufnahme geschieht an einem schwarz behangenen, mit zwei blanken Schlägern belegten Tische mit Feierlichkeit: es werden dabei heilige Eide, auch der der Verschwiegenheit geleistet. Senior und Subsenior, die einzigen Ordensobern, sind gleichfalls beeidigt. Auch in den „Conventen“

herrscht eine vorgeschriebene Ordnung, geht aber über das Maß der Geschäftszordnung nicht hinaus.

Das Heft beginnt mit einer Eingangsbetrachtung, welche folgende Stelle enthält: „Wer kann es bei dem allgemeinen Ringen der ganzen Menschheit mit sich selbst einer kleinen Anzahl guter redlicher Seelen“, das sind also die Constantisten allemal, „verargen, wenn sie sich von dem großen Haufen absondern, und sich die feierlichste Zusage leisten, sich wechselseitig die Bahn des Lebens mit Blumen zu bestreuen, sich die Dornen auszu jäten, und unter allen Umständen und Fällen sich brüderlich treue Führer und Wohlthäter bis an's Ende ihrer Tage zu sein. Vereinigen die Mitglieder einer solchen Verbindung mit diesem Gange zur Freundschaft zugleich eine aufgeklärte Denkart und reinen Wandel, so schlagen sie zuverlässig die besten Wege zu Glück, Ruhm und Ehre ein.“ Ferner: „Freundschaft ohne alle Einschränkung, im ganzen weiten Sinne des Wortes, ist der wesentlichste Hauptgrundsatz unseres Ordens.“ Sie soll eine für das ganze Leben „beständige“ sein; daher der Name Constantisten. „Die so allgemein verderbte Welt ist“ dabei „nicht das Forum, dessen Aussprüche die Freundschaft zu respectiren braucht.“ Mit diesen das Wesen des Ordens darlegenden Gedanken stimmen die einzelnen Gesetzesparagraphen überein. So zum Beispiel: „Jeder Ordensbruder ist ohne alle Einschränkung verbunden, das allgemeine Beste des Ordens seinen Privatinteressen vorzuziehen.“ „Die Hauptstützen unseres Ordens sind Einigkeit und Verschwiegenheit“; der Einigkeit wegen soll „Keiner dem Andern etwas übelnehmen“; wer „Verwirrung und Unruhe“ in der Verbindung anrichtet, wird ausgestoßen. „Eben dieses gilt auch, wenn einer ein gar zu schändliches und niederträchtiges Leben führt und durchaus incorrigible ist“ einige Schändlichkeit und Niedertracht schien also gestattet.

Mit der Zulassung zum Orden ist man wählerisch; „ein einziger Contravotant schließt den Vorgeslagenen sogleich aus.“ Von den Mitgliedern wird geachtet, Niemanden beleidigendes, aber keine Beleidigung duldendes Betragen verlangt; „Faustcollationen und Stockprügeleien sollen nach den Umständen nur im höchsten Nothfalle adhibirt werden.“ — Regelmäßige Convente werden nicht gehalten, die zu haltenden vom Senior angeordnet, vom jüngsten Ordensgliede angeordnet. Das Ordenszeichen ist ein silbernes vergoldetes Kreuz mit einem unvergoldeten Todtenkopfe am unteren Ende; es wird an einem blauen, weiß geränderten Bande, „welches die Farben der Standhaftigkeit, Unschuld und Rechtchaffenheit sind“, auf der bloßen Brust getragen, muß aber abgelegt werden, „wenn man etwa vor Gericht citirt wird“. Schließlich wird noch einmal betont, jeder Einzelne müsse das Seine thun, sich zu einem brauchbaren Manne auszubilden, schon „um einmal desto kräftiger solchen von seinen Brüdern, die vielleicht vom Unglück und Schicksal in dieser verwirrten Welt verfolgt werden, unter die Arme greifen zu können“, da doch Alle „verbunden“ seien, sich einander „das Leben so angenehm und süß zu machen“, wie möglich.

Sehr streng wird auf das Geheimniß gehalten: wer es verletzt, ist mit den schwersten Folgen bedroht. Hier scheint man in der Praxis selbst dem Eide gegenüber weit gegangen zu sein, wenigstens votirt ein dieser Verhältniſſe kundiges Mitglied des Universitätsgerichts, als die von der Untersuchung von 1802 betroffenen Constantisten nicht bloß leugnen, sondern auch den nach dem damaligen Verfahren ihnen aufgelegten Reinigungseid schwören: diese Eide seien mittels irgend einer Mentalreservation, die man wohl noch kennen lernen werde, unzweifelhaft falsch. Der übrigen Studentenschaft sei das auch nicht unbekannt, und sie lassen es die Losgesprochenen empfinden; diese wagten nicht, die Augen aufzuschlagen.

So sehen wir auch im Constantistenorden, wenngleich ohne die bunten Formen der Schwarzen Brüder, dieselben Grundgedanken festgehalten, welche schon in den mancherlei Studentenorden der früheren Jahre uns begegnet sind: es handelt sich zunächst um akademische, dann aber auch über das akademische Leben hinausreichende werththätige Freundschaft. Die Abschrift der Constitution der Constantisten, aus welcher hier berichtet worden ist, mag durch einen nicht Ordensangehörigen gefertigt worden sein; denn er hat, wie wenn es ein Motto wäre, ein Citat aus Molières Don Juan mit abgeschrieben, das irgend Wer daraufgesetzt hatte, aber als Urtheil: Molière Don Juan, Akt 1, Scene 2. Indem hier der Held über die ihm angeborene Unbeständigkeit in der Liebe mit seinem Diener Leporello ober wie er dort heißt Sganarelle, spricht und dessen Ermahnungen zurückweist, jagt er: *non non, la constance n'est bonne, que pour les ridiculs*. Hoffen wir, daß der Dies auf die Ordensconstitution schrieb, nicht ein ehemaliger Constantist gewesen sei.

Die Zeit der Studentenorden war vorüber: 1804 löſten sich die Schwarzen Brüder auf, die Constantisten werden kaum länger bestanden haben. In den Acten ist weder von den Einen, noch von den Anderen mehr die Rede. Dagegen erhielten sich die Landsmannschaften; in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts kommen noch ihre Uniformen, dann kommen nur noch ihre Farben vor. Die mit dem Anfange des Jahres 1808 eintretende Königl. Westphälische Regierung verbot sie, beschränkte aber hierauf in Folge einer Verwendung seitens des Prorectors das Verbot auf rothe wohl im Sinne hannoverscher Demonstration getragene Mützen; die Landsmannschaften selbst jedoch wollte sie mit Entschiedenheit unterdrückt wissen. Nichtsdestoweniger bestanden sie fort, und noch im Laufe des Jahres gab es unter ihnen Streitigkeiten, die zu Berrufserklärungen und Schlägereien führten. An sich eine wenig bedeutende Rohheit wurden diese von Johannes Müller, der aus Cassel nach Göttingen herüberkam, überaus tragisch genommen, und als sie Sache sich ohne Umstände beilegte, machte er einen Anschlag am Schwarzen Brette, der an Pathos der Befriedigung das Unglaubliche leistet. Aufgelöst aber hatten sich die Verbindungen auch jetzt nicht; nur wenige Monate nach Müllers Einschreiten datirt der erste „Allgemeine Comment der göttinger

Burschenschaft, festgesetzt im Anfange des Jahres 1809“ — Burschenschaft hier noch gleichbedeutend mit Studentenschaft genommen — ein stattlicher, schön geschriebener Quartband, welcher von den „Landsmannschaften“, deren nicht mehr als fünf sein sollen, dem Seniorenconvente, von Injurien und Advantage, Duell, Verruß und von den öffentlichen Aufzügen und Feierlichkeiten handelt.

Auch in Cassel jedoch ruhete man nicht. Müllers Nachfolger, Leist, welcher göttinger Professor gewesen war und diese Dinge gut kannte, verlangte die größte Strenge. Gegen Weihnachten 1811, wo es in Göttingen fünf Landsmannschaften gab — Mecklenburger (Vandalen), Hessen, Westphalen, Hannoveraner und Pommern — begann eine neue Untersuchung; Leist, welcher mit dem Prorector Pott in München Conferenz hielt, wollte von einer neuen Amnestie zuerst Nichts wissen. Die Sache zog sich hin, und schließlich gelang es doch einerseits die Landsmannschaften zu freiwilliger Auflösung, Selbstanzeige und Waffenablieferung, andererseits die Regierung zwar nicht zur Amnestieertheilung, aber doch dahin zu bestimmen, daß der König gegen Ende des Semesters die Untersuchung niederschlug. Da das Verfahren des Gouvernements offenbar in Furcht vor deutscher Gesinnung und Besorgniß vor politischen Umtrieben seinen Grund hatte, so verdient es bemerkt zu werden, daß auf Seite der Studentenverbindungen von Vergleichen nicht die leiseste Spur sich findet. Auch scheint es nicht, als ob es aus den Acten entfernt sei. War es also doch vorhanden, so waren die jungen Leute vorsichtig.

Nach den Freiheitskriegen tauchen die Verbindungen von 1811, mit Ausnahme der Pommern, wieder auf, und ebenso die zwar nicht damals, aber noch 1808 vorhanden gewesenen Curonen. Außerdem giebt es jetzt Braunschweiger und Bremenser. Hier fangen die Landsmannschaften schon an, in die späteren Corps überzugehen.





Die Brille.

Von

I. Hermann Baag.

— Worms. —

Im Laufe der Jahrhunderte werden bekanntlich viele für die menschliche Culturentwicklung höchst bedeutungsvolle und am meisten gerade die grundlegenden Erfindungen auf die Rangstufe des Gewöhnlichen herabgedrückt. Wie groß sie an sich auch sind, wie folgewichtig sie zur Zeit ihres ersten Auftretens auch waren und wie weltbewegend sie in der Geschichte dann gewirkt haben mögen, die tägliche Vertrautheit mit ihnen läßt sie allmählich wie selbstverständlich erscheinen und man muß sie im Geiste förmlich künstlich wieder auf ihr ursprüngliches Postament setzen, um sie heute vom richtigen Gesichtspunkte aus betrachten und würdigen zu können. Keine besseren Beispiele giebt es, diese verkleinernde Wirkung der Zeit darzulegen, als die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens. Wie wenig macht man sich ihre ursprüngliche culturelle Tragweite klar? wer würdigt noch die Erfindung der Scheere, der Nadel, des Papiers u. dergl. einer nachdenkenden Betrachtung? wer nennt ihre Erfinder? Auch die Brille gehört zu diesen in Folge ihrer heutigen Alltäglichkeit nicht mehr nach Gebühr gewürdigten Dingen. Hätten wir denn aber ohne diese, von Allen zuerst erfundene, bedeutende optische Instrument, das freilich zum Hausgeräthe geworden ist, den ganzen großen, der alten Zeit nahezu unbekannten Wissenschaftsbau der Optik und der damit zusammenhängenden Wissenschaften und Technik? die ganze moderne Astronomie, die Mikroskopie, die Spectral-Analyse, die Photographie u. s. w.? Die große Grundlage dieser ist ohne Zweifel das unscheinbare geschliffene Glas, das heute auf dem Nasenbein so vieler Schul-

jungen paradiert; denn alle die kostbaren und zusammengefügten Instrumente und Apparate, welche in den genannten Wissens- und Kunstzweigen verwendet werden, sind und enthalten in der Hauptsache nichts Anderes, als vergrößerte oder verkleinerte, in Röhren zc. besonders gefasste und zusammengefasste Brillengläser und Brillengläsersysteme!

Auch in anderer Richtung ist die Brille *) merkwürdig! Man sagt so oft, es gäbe nichts Neues unter der Sonne. Zu den Dingen jedoch, die zur relativ doch so späten Zeit ihrer Erfindung ganz neu waren, gehörte gerade wieder die Brille. Sie ist in jener großen Erfindungszeit am Ende des Mittelalters, welche den Vergleich mit der heutigen Erfindungsperiode sehr wohl bestehen kann, entstanden, zu jener Zeit, die außer ihr, um nur Einiges anzuführen, bekanntermaßen auch den Compaß, der die Entdeckung einer neuen Welt ermöglichte, das Pulver, das seitdem die Cultur der neuen und der alten Welt ständig bedroht, und den Buchdruck, der sie zu stützen und zu erhalten bestimmt ist, gebracht hat. Daß die Erfindung der Brille erst so spät geschah, ist aber fast unbegreiflich; überdenke man doch nur das Folgende!

Ohne Frage war die Erfindung der Buchstabenschrift von ganz derselben, Leben und Wissenschaft umgestaltenden Tragweite für die alte Welt, wie die der Buchdruckerkunst für die Neuzeit. — Die vorausgegangene Bilder- und Keilschrift waren, mit jener verglichen, schon rein technisch aufgefaßt, ebenso schwerfällig, wie die Buchstabenschrift im Verhältniß zum Buchdruck, und mit der Zeit wurden daher die erstenannten Schriftarten zur Verallgemeinerung der Wissenschaft des früheren Alterthums, so eng begrenzt sie auch blieb, doch sicher ebenso unzulänglich, wie es jene den größeren Ansprüchen des späteren Mittelalters gegenüber schließlich geworden ist. Da entstand die Buchstabenschrift und es ward durch sie die Erlangung der zugänglichsten Bildungsmittel, der Bücher, den Alten vergleichsweise ebenso erleichtert, wie uns Neuern durch den Druck, — selbst in der bloß materiellen Beziehung auf den Preis. Stellte sich doch infolge jener, freilich erst in der Blüthezeit des Römerreiches, der Bogen eines geschriebenen Buches bei den damaligen Verlegern schon nicht viel höher, als der des gedruckten Bogens heutzutage. Aber auch in viel höherem Sinne, in Bezug auf die Weltcultur, war der Einfluß der alten und der neuen Erfindung nachweisbar ebenfalls gleich: die Wissenschaften, welche bis dahin in beiden Epochen im Alleinbesitz der Priester waren, wurden durch sie in's

*) Es ist auffallend, daß trotz der millionenfachen Verwendung der Brille die Gesehe derselben so wenig gekannt sind! Freilich hat die populäre Medicin bis in die letzte Zeit gerade dieses wichtige Capitel nur sehr wenig und dann meist nur in besonderen Schriften behandelt, die immer einer viel geringeren Verbreitung theilhaft werden, wie bei angesehenen Zeitschriften dies der Fall ist. — Die Redaction von „Nord und Süd“ hat es gestattet, daß einige erläuternde Zeichnungen dem Texte beigelegt werden, die bei der relativen Schwierigkeit, das Thema allgemein faßlich abzuhandeln, das Verständniß gewiß erleichtern. Der Verfasser fühlt sich verpflichtet, der Redaction für dieses Entgegenkommen hier seinen Dank auszusprechen!

Volk übergeführt, die Geheimwissenschaft ward zur öffentlichen, der Geheimunterricht so zu sagen zum Volksunterricht. *)

In welcher Beziehung steht das Alles zur Brille? In näherer, glauben wir, als es den Anschein haben mag.

Krankheitsursachen und Wirkungen und die Mittel der Heilung liegen zwar dem Ort und der Zeit nach oft so dicht neben einander, daß man glauben sollte, jene beiden müßten alsbald in ihrem Zusammenhang erkannt und diese letzteren dann nach ihrer Verwendungs- und Herstellungsart durchschaut werden. Und doch verstrichen, bis diese drei Dinge zur sichern Erkenntniß gelangten, nicht selten große Zeiträume, ja es vergingen, wie in unserem Falle, manchmal selbst die Völker, denen diese Möglichkeit zuerst geboten war.

Ohne Zweifel hatten doch der erleichterte Besitz und die dadurch herbeigeführte stärkere Benützung der geschriebenen Bücher im Alterthum einen wenigstens in ähnlichem Grade schlimmen Einfluß — wenn nicht einen schlimmeren, eben weil sie geschriebene waren — auf die Augen, sagen wir bloß der Gelehrten, wie später und heutzutage die der gedruckten. Sicher gab es daher von da ab, wenn es auch, weil die Alten die heilige Statistik noch nicht kannten, nicht erwiesen ist, mehr Kurzsichtige, als früher. Auch machte sich ohne Frage vor Allem die damals wie jetzt naturgemäß bei Jedermann eintretende Alterssichtigkeit, deren ja schon in den Büchern Mojsis Erwähnung geschieht, beschwerlicher und auffallender geltend, als vorher. Ferner — wie wenig nützten jene Operationen des Altersstaars, welche von Aegyptern und Indern, ebenso wie von den Griechen, bereits zu einer Zeit, die nicht sehr fern von der Entstehung der Buchstabenschrift liegen mag, häufig ausgeführt wurden? Ohne Brille war doch ein alters- oder kurzichtiges und ein staaroperirtes Auge auch damals ganz gewiß zum scharfen Sehen und Lesen untauglich! Das Glas aber, das beste Material zur Herstellung des Heilmittels in den letztangeführten Fällen, hatten die Phönizier schon sehr frühe erfunden und dessen Fabrication war auch andern ältesten Völkern, z. B. den Aegyptern, geläufig. Und auch den Beryll, wenn wir vom Glase absehen wollen, den Pathen der Brille, kannte man in frühester Zeit. Aber trotz alledem blieb die Brille, wie alle optischen Instrumente, den Alten völlig unbekannt!

Man sollte das freilich nicht glauben; denn jedes Wasserglas mit hohl oder convex gestaltetem Boden hätte müssen die Aufmerksamkeit auf die optische Wirkung und auf deren Benützung für's Auge hinweisen. Der vergrößernde Effect wassergefüllter Kugelflaschen war sogar — auch der als Brennglas schon den Alten nachweisbarerweise bekannt. Und dennoch ist, was man zur

*) Merkwürdigerweise jedoch ward in beiden Fällen nicht die Sprache des Erfindervolkes zur internationalen Wissenschaftssprache: im Alterthum nicht die Sprache der Phönizier, die doch den Welthandel damals beherrschten, sondern die der Griechen, in der Neuzeit nicht die der Deutschen, sondern die lateinische. Die der Griechen blieb es bekanntlich selbst zu Römer- und Araberzeiten, die todte lateinische aber nach Erfindung des Buchdrucks bis an die Schwelle unserer Zeit.

Erhärtung der Thatsache anführen kann, daß die Alten schon eine Art von Sehbrille benutzt hätten, mehr als zweifelhaft. Stützt doch nichts diese Annahme, als eine dürftige Stelle des Plinius, die sagt, daß Nero zuerst Gladiatorenkämpfe „in smaragdo“ betrachtet habe! Das ist gewiß aber nur sehr gezwungener Weise auf die Existenz von Brillen zu deuten und auch der Umstand, daß Seneca schon vor ihm jener vergrößernden Wirkung wassergefüllter Glasugeln zwar, dagegen von Vergrößerungsgläsern zum Sehen nichts erwähnt, dient nicht zur Bekräftigung einer solchen Deutung jener Stelle.*) Und sollten denn die zahlreichen alten Aerzte, welche doch oft mit so großer Weitläufigkeit die untergeordnetsten Heilmittel anführen, gerade die Brille verossen haben? Das ist nicht denkbar.

Ohne Zuhilfenahme sehr gezwungener Deutung kann die Erfindung der Brille darnach erst Salvino degli Armati, der 1317 starb, zugeschrieben werden. Das Jahr 1285 soll ihr Geburtsjahr gewesen sein. Und schon einige Jahrzehnte später empfiehlt der päpstliche Leibarzt Guy v. Chauliac (geb. ca. 1300) ihre Anwendung bei Sehschwäche, wenn Augentwässer (deren Gebrauch uralte ist) nichts helfen sollten, während der Arzt Bernard Gordon sie sogar schon etwas früher verwirft und umgekehrt sein Augentwasser ihr vorzieht.

Die Brillenerfindung ging dem Buchdruck um etwa 165 Jahre voraus; aber erst nach der Erfindung des letzteren ward sie verbreiteter.**) Ihre technische Herstellung ist jedoch nur langsam vervollkommenet worden.

*) Am ungezwungensten scheint uns die Lessing'sche Auffassung (45. antiq. Brief, Cotta'sche Ausgabe 5. Band, S. 511), daß Nero die grüne Farbe des Smaragds zur Stärkung seiner Augen verwerthen wollte: galt die letztere im Alterthume doch als ein Mittel dafür, wie schon Theophrast (371—288 v. Chr.) erwähnt, und gilt doch von jeher (von daher?) die grüne Farbe als besonders heilsam für die Augen. Vielleicht aber sollten die farbigen Steine auch nur einen Farbeneffect beim Sehen liefern, wie man ja auch heute durch farbige Gläser Gegenden u. s. w. betrachtet: Raffinement Blasirter damals, wie jetzt!

**) Zu gleicher Zeit — selbst früher — freilich auch ihre unnütze Verwendung im Dienste lächerlicher Eitelkeit! nur mit dem Unterschiede, daß damals nicht, wie heutzutage, das Monocle in's Auge geklemmt oder das Pince-nez der Nase unnützhiger Weise aufgeklemmt werden konnte, sondern es mußten zwei große runde Brillenscheiben an einem Stirnbande oder an der Kopfbedeckung befestigt werden, so zwar, daß sie wie zwei Scheuklappen vor den Augen hingen (die Chinesen, welche die Brille schon lange vor den Abendländern gekannt haben sollen, tragen sie heute noch so!). Das Brillengestell scheint erst vom sechzehnten Jahrhundert an eine zweckmäßigere Form angenommen zu haben. Ob in irgend einem Museum eine historische Brillensammlung sich befindet, ist Verf. unbekannt: jedenfalls wäre eine solche mindestens ebenso interessant, wie eine der zahlreichen Gewehrksammlungen, die doch nur Denkzeichen der bestialischen Pölsie der Menschennatur und ihrer Entwicklung im Laufe der Zeiten sind. — Mit der Brillenschleifung befaßten sich früher vielfach jüdische Schleifkünstler, zumal in Holland. Auch Spinoza hat sich damit einen Theil seines geringen Unterhalts erworben, ja er soll ein Opfer dieser seiner Beschäftigung geworden sein: Armfeliges Menschengeschlecht, dessen Gräßen selbst am Kreuze, durch den Giftbecher, auf Scheiterhaufen und am Glasstaube sterben mußten!

Wurden doch im sechszehnten Jahrhundert noch, um brauchbare zu erhalten, Reisen nach Italien unternommen und klagt doch selbst noch Lessing, daß er gute Brillen nicht erhalten könne!

Dagegen kann man sagen, daß heutzutage Praxis und Theorie des verbreitetsten optischen Instrumentes ihre denkbar höchste Vollkommenheit erreicht haben. Nicht allein in technischer, sondern auch in wissenschaftlicher Hinsicht sind Herstellung und Verwendung der Brillen auf einer Stufe angelangt, die dem Abschlusse nahe kommt; es sind sowohl die optischen Gesetze, welche der Brillenwirkung zu Grunde liegen, wie die physiologischen ihres Gebrauchs gleichmäßig erkannt.

Ehe wir aber zur Darlegung der letzteren übergehen, möchten wir hier trotz des *qui s'excuse s'accuse* den Leser um Nachsicht bitten, wenn wir vielleicht mehr *monendo* als *delectando* verfahren: ersteres ist zum größten Theil durch den Gegenstand, vielmehr durch dessen physikalisch-physiologische Natur bedingt.

Wie Lessing, der ja in keinem Eßchen wohin er das sozusagen elektrische Licht seines Geistes hinleitete, eine Dunkelheit ließ — er hatte schon früh hinter die Theatercouliissen gesehen und von daher wohl die Fertigkeit erlangt, nicht allein der Theologie, sondern' so ziemlich in Allem, womit er sich befaßte, klar hinter die Couliissen zu schauen — am oben angeführten Orte darthut, hatten die Alten gar keinen Begriff davon, daß gerade die Schleifart der Gläser oder vielmehr die Wölbung wassergefüllter Flaschen als solche an der Brenn- und lichtbrechenden Wirkung schuld sei; sie suchten die Ursache davon vielmehr in einer geheimnißvoll verborgenen Qualität des Wassers. Und selbst als die Brillen bekannt geworden, blieb es noch über zwei Jahrhunderte bei der einfachen empirischen Verwendung derselben. Erst nach Erneuerung der naturwissenschaftlichen Forschung versuchte der Italiener Franciscus Maurolycus (1494—1575) eine optische Theorie der Gläser, wie der Breslauer Docent Magnus nachwies, ja er erklärte zugleich die Wirkung der Linse im Auge für die eines Converglases. Doch erst Keppler wies derselben endgiltig diese ihre Bedeutung im optischen Systeme des Auges zu und stürzte damit die Lehre der Alten, welche gerade in der Linse, nicht in der Netzhaut, das eigentliche Organ des Sehens suchten; auch erklärte er die Ursache der Kurz- und Weitsichtigkeit. Und der berühmte Naturforscher, S. J. Pater Scheiner († 1650), zeigte dann experimentell an dem todten, eigens präparirten Auge, daß das Bild der äußeren Gegenstände in der That gerade auf dessen Netzhaut in umgekehrter verkleinerter Form entstehe.

Hiermit war in dem entdeckungsreichen siebzehnten Jahrhundert, das sich in dieser und vieler Beziehung als der ebenbürtige Vorgänger des unsrigen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften erwiesen hat, die sichere Grundmauer zu dem stolzen Gebäude, welches wir als jetzige Physiologie des Sehens bewundern, bahnbrechend gelegt und die Einsicht in die Function des Auges, wie wir sie für kein zweites Organ mehr besitzen, eingeleitet:

ja, man kann sagen, daß das edelste, feinste und complicirtest gebaute Sinnesorgan damals nach Seite seiner großartig einfachen Wirkung erst entdeckt ward.

Wer aber heutzutage ein glänzendes Zeugniß für die so oft angezweifelte Fortschritte der Medicin sich verschaffen will, der kann kein sichereres und glänzenderes finden, als die auf jenen Fundamenten weitergebaute heutige Lehre von den Gesichtswahrnehmungen und Augenkrankheiten, ja, wer diese Lehre sich klar gemacht hat, wird, und wäre er selbst der Nüchternste, nicht ohne aufrichtige Bewunderung, daß sind wir gewiß, davon sprechen können. —

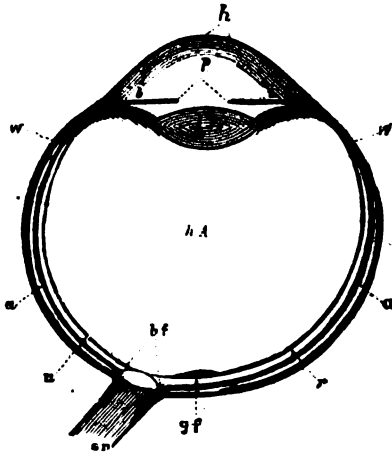
Für das centrale Sammel- und Verarbeitungsorgan sinnlicher Wahrnehmungen zu Gedanken, das wir Gehirn nennen, erweist sich das Auge bekanntlich als die vornehmste Aufnahmestelle der ersteren, dabei geradezu als eine Art Vorhirn. Hat es doch eine so große Selbstständigkeit der Existenz und Thätigkeit wie kein zweites Sinnesorgan. Es besitzt sogar eine eigene Schädelhöhle, wie wir mit Zug und Recht die Augenhöhle bezeichnen können, und eine ihm ganz eigenthümliche chemisch-physikalische Wirkungsweise. Und während wir die Gedanken producirende Thätigkeit des Gehirns heute noch nicht auf physikalisch-chemische Vorgänge zurückführen können, sondern noch ein angeborenes geistiges Princip als dabei hauptsächlich wirksam annehmen müssen, ist es dagegen unzweifelhaft feststehend, daß das Zustandekommen — nicht das zum Bewußtseinkommen, das wieder ein dynamischer Vorgang ist — der Bilder äußerer Gegenstände im Auge ein rein physikalisch-chemischer Proceß ist.

Das Auge ist nämlich gebaut wie ein physikalischer Apparat, wie eine Camera obscura, was Descartes zuerst erwiesen hat, dessen Bildfläche an der Rückwand durch die Netzhaut gebildet wird. Auf dieser nun werden auf ganz moderne Weise, wie Franz Boll († 1879) darthat, aber schon seit Erschaffung des Menschen natürlich, ganz wie beim heutigen Photographiren Augenblicksbilder auf chemischem Wege hergestellt, die wir dann sehen. Die chemische Substanz, welche dabei durch das Licht zerseht — aber im Auge selbst fortwährend ersetzt, erneuert — wird, ist das Sebroth oder der Sehpurpur innerhalb der Netzhaut. Die Sebrothbilder kommen und gehen nun ganz in demselben Tempo, wie auch die äußeren Gegenstände, die sie nur für einen Moment fixiren, beständig wechseln. Das Auge ist sonach das vollkommenste photographische Atelier, das man sich denken kann, wenn man nur davon absieht, daß dessen Bilder ebenso vergänglich sind, wie sie rasch erzeugt werden: es stellt nur Momentphotographien her, vielmehr Bilder für den momentanen Gebrauch.

Diesen Vorgang nach seinen beiden Seiten klar zu machen, müssen wir in Kürze die folgende anatomisch-physiologische Darlegung und zwar mit Hilfe der nebenstehenden schematischen Abbildung eines wagrechten Durchschnitts des rechten Auges geben.

Wie daraus ersichtlich, ist das Auge eine Hohlkugel, die in ihrem

Innern durch die Regenbogenhaut in einen vorderen und einen hinteren Abschnitt getheilt ist. Durch den Sehnerv hängt sie mit dem Gehirn zusammen, wie die Kirche mit dem Baume durch ihren Stiel. Der vordere kleine Abschnitt heißt die vordere Augenkammer (zwischen *h* und *i*); sie ist mit einer wasserhellen Flüssigkeit, der sogenannten wässerigen Feuchtigkeit, gefüllt, durch die hindurch man die farbige Regenbogenhaut (*i*) mit der schwarzen Pupille in ihrer Mitte (*p*) ganz deutlich sieht. Die Wände dieser sogenannten Kammer — die anatomischen Bezeichnungen sind oft Producte einer sonder-



Rechtes Auge (schematisch).

h = Hornhaut. *i* = Iris (Regenbogenhaut). *p* = Pupille. *w* = Sclerotica (weiße oder harte Haut). *a* = Choroides (Aderhaut). *n* = Netzhaut. *l* = Linse. *sn* = Sehnerv. *gf* = gelber Fleck. *bf* = blinder Fleck.

baren Phantasie! — werden von der Hornhaut (*h*), der Regenbogenhaut (*i*) und der die Pupille von hinten her stützenden und lose verschließenden vorderen Linsenfläche (*l*) gebildet. Das Weiße des Auges (*w*), als dessen durchsichtig gewordenen vordersten Abschnitt man die Hornhaut bezeichnen kann, bildet die äußerste Hülle der großen hinteren Augenkammer (*h A*); an dasselbe legen sich von innen her, durch dessen lederartige Stärke geschützt, die für die Function des Auges ungleich wichtigeren, aber äußerst dünnen und feingebauten Häutchen der Aderhaut (*a*), und der Netzhaut (*n*) dicht an. Während also die vordere Augenkammer nur eine umhüllende Haut, die Hornhaut, besitzt, hat die hintere eine dreifache Hülle, in der eine gallertartige Masse, der gleichfalls ganz wasserklare sogenannte Glaskörper, enthalten ist. In diese hintere Augenkammer kann man aber nicht ohne Weiteres, wie in die vordere, am Lebenden hineinschauen, sondern man bedarf dazu des Augenpiegels: ohne diesen bleibt uns dieselbe ganz verborgen, • schwarz wie die Pupille, deren Schwärze die einfache Folge jener Dunkelheit der hinteren Kammer ist.

Hornhaut und Linse nebst der diese letztere von vorn und hinten um-

gebenden wässrigen und gallertartigen Flüssigkeit stellen so zu sagen, optisch betrachtet, ein Immersionslinsensystem dar, für das die Iris mit der Pupille als Diaphragma dient. Auch hierin hat also die Natur von Uraufgang her ein Princip, das der Immersion, als das beste befolgt, welches die menschliche Forschung fürs Mikroskop erst neuerdings zu erfinden und anzuwenden gelernt hat. Es ist dies gerade so wunderbar, wie jene Verwendung der Photographie, welche sie zur Ermöglichung des Sehens benutzte!

In die Camera obscura, deren anatomische Theile wir soeben skizzirt haben, gelangen nun durch die Pupille hindurch die Bilder der äußeren Welt, und die Netzhaut, welche nichts anderes als eine häutige, spinnwebfeine Ausbreitung der Sehnerven ist, bringt sie uns durch letztere zum Gehirn, zum Bewußtsein. Wie in jeder Camera obscura sind dieselben aber auch im Auge umgekehrt: was an den äußeren Dingen oben ist, ist an den Camera-obscura-Bildern der Netzhaut unten, und umgekehrt. Diese falsche Stellung der letzteren corrigiren wir jedoch in der Weise, daß wir die Netzhautbilder wieder nach außen auf ihren Ursprungsort zurückverlegen: wir projeciren sie nach außen, wie man diesen Act bezeichnet. Nur deshalb sehen wir Alles aufrecht, wobei vor Allem die Erfahrung, die uns der Tastsinn in Bezug auf die wahre Stellung der Dinge im Außenraum im Laufe des Lebens an die Hand gegeben hat, mithilft. Was der Photograph mit seinem negativen Camerabild auf mechanischem Wege durch Herstellung eines Positivs bewirkt, das thun wir demnach den negativen Momentanphotographien unseres Auges gegenüber durch einen Act des Bewußtseins: wir kehren sie durch Verlegung nach außen um und machen sie so positiv. Es ist uns dieser Act jedoch so zur zweiten Natur geworden, daß er uns für gewöhnlich gar nicht mehr als solcher klar wird; er geht unbewußt und unwillkürlich vor sich. Unter den Vorgängen bei den Gesichtswahrnehmungen ist dies das dritte wunderbare Moment: das Bild der Gegenstände kommt als umgekehrtes auf der Netzhaut zu Stande und doch sehen wir es nicht als solches auf dieser, sondern an seinem wahren Standort in der Außenwelt und in richtiger Stellung!

Aber das umgekehrte Bild im Auge muß nichts desto weniger klar und deutlich im Auge selbst auf der Netzhaut entstanden sein, wenn wir scharf und gut die Dinge sehen sollen, mit anderen Worten, die lichtbrechenden Theile des Auges, vor Allem die Augenlinse (1), müssen richtig gewölbt sein, oder was dasselbe sagt, sie müssen die richtige Brennweite haben, damit das Lichtbild der Gegenstände ganz genau auf die Netzhaut trifft; dann nur wird das Sehroth so direct getroffen, daß es chemisch vollkommen zersetzt wird, wie das Silber der photographischen Platte, und nur dadurch entsteht ein scharfumrissenes, klares Negativbild auch im Auge, kein verschwommenes, wie es sein würde und werden müßte, wenn das Bild vor oder hinter der Netzhaut entworfen worden wäre und deshalb nur verwaschene Umrisse diese getroffen hätten.

Jedes normal gebaute Auge ist nun bloß für eine Entfernung ohne Weiteres optisch so eingestellt, daß die Bedingung, welche wir soeben formulirten, erfüllt ist, und zwar im völlig ruhenden (accomodationslosen) Zustande; entsprechen die Lage des Gegenstandes und die Brennweite der Linse sich dann gegenseitig, so entsteht ein richtiges Bild auf der Netzhaut, gerade wie in der Camera des Photographen oder in einem dem lebenden genau nachgebildeten Glasauge dasselbe stattfinden würde. Das ist aber natürlich nur sehr selten der Fall! Für gewöhnlich muß das normale mittlere Auge, dessen Achse ca. 24 Millimeter lang ist, da ja die Entfernung der Gegenstände oft jede Secunde wechselt, für jede der unendlich wechselnden Lagen derselben richtig eingestellt werden. Diese momentane Anpassungsfähigkeit unseres Sehapparates an jede Entfernung der wahrzunehmenen Dinge heißt die Accomodationsfähigkeit des Auges, kurz die Accomodation. Sie ist eine wunderbare, wenn man so sagen darf, geniale Lösung eines Problems, wie sie bloß im Auge so vollkommen gelungen ist und in jedem anderen optischen Apparate bloß auf bedeutenden Umwegen erreicht werden kann.

An der Camera obscura des Photographen z. B. geschieht auch eine Art von Accomodation dadurch, daß der letztere, nachdem er dem zu Photographirenden die richtige „Pose“ gegeben hat, nunmehr, während er das Bild auf der Rückplatte des Apparates betrachtet, die Objectlinse so lange vor- oder zurückschraubt, bis ein scharfes Bild sich zeigt, worauf er dann erst die Silberplatte einschiebt. Aber wie langsam und mühsam gelingt ihm diese Anpassung? Er wird, selbst bei größter Uebung und Gewandtheit, es schwerlich dahin bringen, daß er jedesmal etwa in fünf Minuten eine Einstellung zu Ende führt! Dasselbe Geschäft verrichtet dagegen unser Auge den Bildern der Außenwelt gegenüber, wenn nöthig, in einem Augenblicke fünfmal! So viel vollkommener ist die Accomodationsfähigkeit des Auges!

Sehen wir uns die letztere auch einmal in der Praxis an! — Im Saal einer Bildergalerie hänge ein Oelgemälde drei Fuß vom Auge an der Wand und werde von dem Beschauer in dieser Entfernung (genau gesehen, mit anderen Worten, es falle bei gegebener Länge der Augenachse durch die augenblickliche Wölbung der Linse das Innenbild des Gemäldes gerade auf die Netzhaut. Dieselbe Wölbung der Linse wäre jedoch offenbar zu stark, wenn es sich in den nächsten Augenblicken beim Umherblicken im Saale darum handelt, Bilder aus 15, 20, 30 Fuß Entfernung zu betrachten. Um nun auch für diese rasch wechselnden Entfernungen scharfes Sehen zu ermöglichen, muß die ursprünglich stärkere Krümmung der Linse successive in immer schwächer werdende übergeführt werden. Dies geschieht dadurch, daß der Accomodationsmuskel einen fortschreitend stärkeren Zug auf die Linse, vielmehr auf die Umgebung der Linse ausübt, wodurch diese letztere entsprechend weniger convex wird, so zwar, daß die Abbilder der Gemälde jedesmal genau in der Netzhautebene entstehen können.

Ein vollkommen sehtüchtiges, gesundes Auge genügt diesen zwei soeben

befprochenen Bedingungen der richtigen Länge der Augenachse und der jeden Augenblick richtigen Linsenwölbung vermittelt der Accomodationsthätigkeit vollkommen aus eigener Kraft.

Es giebt nun aber auch zahlreiche Augen, die nach einer der beiden Richtungen fehlerhaft sind oder im Laufe des Lebens fehlerhaft geworden sind, die also entweder unrichtigen Bau oder mangelhafte Accomodation zeigen (wohl auch beides zugleich). Diese bedürfen dann der künstlichen Hilfsmittel, der Brillen, um den jeweiligen Fehler unschädlich zu machen.

Betrachten wir zuerst die Augen, welche zu kurz sind, deren Augenachse — die gerade Linie, welche die Punkte *h* und *gf* in der Abbildung mit einander verbindet — also nicht die mittlere Länge von 24 Millimetern besitzt, sondern kürzer ist, ein Fehler, der meist angeboren und in manchen Familien sogar erblich ist! Manchmal sehen derartige Augen wirklich etwas klein aus, in der Regel aber sind sie für den einfachen Anblick nicht durch Kleinheit auffallend; nur, wenn man sie genau von der Seite her betrachtet, läßt sich meist eine geringere Wölbung der Hornhaut oder vielmehr eine geringere Tiefe der vorderen Augenkammer — des Raumes zwischen Hornhaut und Linse, der die sogenannte wässrige Feuchtigkeit enthält — unschwer erkennen. Manchmal haben sie diejenige Eigenschaft in hervorragendem Maße, daß man sie als „glänzende Augen“ bezeichnen muß. Jedenfalls fehlt ihnen der in sich gefehrte, verschleierte, unbestimmte Ausdruck kurzsichtiger Augen und es will uns scheinen, als wenn die Kurzsichtigkeit häufiger mit dunkler Farbe der Iris zusammenträfe, als mit heller.

Die Sehkraft solcher Augen ist in der Jugendzeit, während welcher vor Allem die Accomodationsthätigkeit noch ganz ungeschwächt, ja so überkräftig ist, daß sie selbst die angeborene Kürze des Auges durch um so stärkere Aenderung der Linsenwölbung unschädlich machen kann, oft ganz gut, scheinbar so gut, wie bei völlig regelrechtem Augenbau. Anderemal aber, besonders wenn die Kurzsichtigkeit sehr bedeutend ist, sehen die Betreffenden schon von Jugend auf weder in die Nähe, noch in die Ferne gut, gelten deshalb sogar für schwachichtig oder auch, da sie durch dichte Annäherung der Gegenstände (Buchstaben u. s. w.) einen solchen Eindruck auf die Laien machen müssen, für ungewöhnlich stark kurzsichtig. In beiden Fällen aber nützen convexe Brillengläser sehr viel, sie schonen das Auge durch Beseitigung der Accomodationsanstrengung, welche die Gefahr einschließt, in Ueberreizung des Accomodationsmuskels, also in Accomodationskrampf überzugehen, und machen das Auge erst völlig sehkräftig nach allen Richtungen und Entfernungen. Nur mit Brillen können solche Augen auch lange lesen, ohne zu ermüden oder zu thränen und zu schmerzen. Wird der Fehler im Bau nicht erkannt oder auch, weil er als unheilbar betrachtet wird, nichts dagegen gethan, so gelten derartige Fernsichtige oft für Candidaten des schwarzen Staars oder sie schielen mächtig nach innen, welcher Fehler auch meist durch Fernsichtigkeit hervorgerufen wird.

Manche mit dieser Behafteten quälen sich unsagbar ab, um ohne Brille

nur etwas, wenn auch undeutlich zu sehen, Andere sind förmlich unglücklich, weil sie wohl auf Augenblicke gut lesen können, ihre Augen aber dann sehr rasch den Dienst völlig versagen. Sie sind dann nicht nur einfach überrascht, wenn sie durch eine richtig gewählte Convexbrille gut und ausdauernd sehen, sondern gerathen oft geradezu außer Fassung, einerseits vor Freude, daß sie jetzt wie Andere ihre Augen gebrauchen können, anderntheils vor Leidmuth, daß sie so lange in halbblindem Zustand und dazu in der quälenden Furcht, ganz zu erblinden, leben mußten, weil sie keine Brille trugen. Werden diese früh genug und zweckmäßig angewandt, verliert sich sogar in jungen Jahren das Schielen, wenn es vorhanden war.

Zu Bezug auf die Gesichtswahrnehmungen bezeichnet man den kurzsichtigen Augenbau — wir gebrauchten diesen Ausdruck schon — als Fernsichtigkeit (Hypermetropie), weil die damit Behafteten in die Ferne oft gut, und nur in die Nähe schlecht sehen; das ist wenigstens bei den am häufigsten vor-

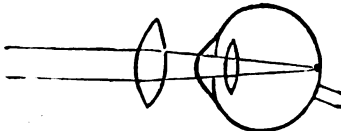


Fig. 2.

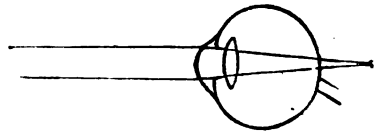


Fig. 3.

kommenden niederen Graden des Uebels der Fall. In höheren Graden sehen Hypermetropische aber nicht nur in die Ferne schlecht, sondern auch sehr schlecht in die Nähe, und man spricht dann wohl auch von Copiopie (provinziell: Beisichtigkeit).

Die optische Seite des gar nicht seltenen Baufehlers, resp. dessen Correctur durch Convexbrillen gestaltet sich aber, wie aus dem Folgenden ersichtlich wird.

Fernsichtige Augen vereinigen die Bilder äußerer Gegenstände, vielmehr die von diesen ausgehenden Strahlen nicht auf der Netzhaut zum Bilde, sondern erst später, weil ihre Brechkraft zu schwach ist (Fig. 2). Der Vereinigungspunkt der Strahlen liegt bei denselben hinter dem Augapfel, und zwar um so weiter, je stärker die Kurzsichtigkeit ist und umgekehrt. Natürlich entstehen daraus auch nur unklare Abdrücke auf der Netzhaut und das Sehen geschieht wie durch einen Nebelschleier. Scharf müssen die Bilder im Auge dagegen sofort werden, wenn man die Strahlen zwingt, sich früher, und zwar gerade auf der Netzhaut zu vereinigen. Das geschieht durch Vorsetzen einer passenden, für jeden Fall besonders zu bestimmenden schwächeren oder stärkeren Convex-Linse oder -Brille, welche als solche ja die Eigenschaft hat, die Strahlen zu sammeln (Fig. 3) und sie früher zum Bilde zu gestalten.

Der höchste Grad von Fernsichtigkeit, wenn man es so nennen darf, entsteht natürlich dann, wenn die Augenlinse fehlt oder auch aus dem Auge herausgenommen worden ist, wie dies bei Operationen des grauen Staars geschieht. Hier müssen denn auch die stärksten Convexgläser in Anwendung

gezogen werden, die sog. Staarbrillen. Da nun aber mit der Augenlinse auch die Accomodationsfähigkeit fortfällt, so müssen Staaroperirte für verschiedene Entfernung verschiedene Gläser gebrauchen, stärkere zum Lesen, schwächere zum Sehen auf größere Strecken; sie müssen also mindestens zwei Gläserstärken haben. Doch dies nur nebenbei! — Uebrigens schließt der zweite Hauptfehler des Auges, der durch Brillen corrigirt wird:

Die Alterssichtigkeit (Presbyopie) gerade in der zuletzt bezeichneten Richtung dem Zustande nach der Staaroperation sich an; denn bei derselben fällt von ihrem Beginn an ihrem Wesen nach ein Theil der Accomodationsfähigkeit des Auges aus, bis im hohen Alter diese schließlich auch ganz verloren geht. Der Hypermetropie aber gleicht sie darin, daß das Sehen für die Nähe bei ihr ebenfalls erschwert ist und für die Ferne im Allgemeinen gut bleibt, ferner noch darin, daß sie durch Convergläser behoben werden kann. Lange wurden daher auch Fern- und Alterssichtigkeit nicht recht unterschieden, bis durch Professor Stellwag von Carion in Wien und Donders in Utrecht in den fünfziger Jahren der wahre Sachverhalt endgiltig klargestellt ward. Fernsichtigkeit beruht darnach, wie oben auseinandergesetzt worden, auf einem reinen Baufehler des Auges und ist angeboren, Alterssichtigkeit ist dagegen immer ein erworbenes Uebel und ihrem Wesen nach ein Ausfall in der Function der Accomodationsmuskelfraft bis zum völligen Verluste dieser, ein Ausfall, der im Laufe der Jahre ganz regelmäßig sich herausbildet und wächst, weil er auf der mit jedem Lebensjahre vom späten Knabenalter an nach und nach immer größer werdenden Härte und relativen Unnachgiebigkeit der Augenlinse gegenüber der Einwirkung des schwächer werdenden Accomodationsapparates beruht. Mit anderen Worten: Die Alterssichtigkeit ist, wie ihr Name schon ausdrückt, eine reine Alterserscheinung, die bei Jedermann eintritt, also natürlich auch bei Baufehlern des Auges. Sie wirkt in der Regel aber erst störend und unangenehm, wenn sie einen gewissen Höhegrad erreicht hat, gewöhnlich erst zu Anfang oder um die Mitte der vierziger Lebensjahre bei normal gebauten Augen. Dagegen stört sie das Sehen in die Nähe nicht, wenn vorhandene Kurzsichtigkeit nicht allzu gering ist, wofür sich die Gründe aus der späteren Betrachtung dieser ergeben werden.

Die optische Seite der Alterssichtigkeit ergiebt sich aus der entstandenen Unfähigkeit, die Augenlinse so stark brechend zu machen, oder, was dasselbe sagt, die Strahlen so stark durch diese zu brechen, wie dies für das Sehen in die Nähe nöthig ist; mit anderen Worten, die Augenlinse kann nicht mehr so gewölbt werden, daß die Bilder näher, besonders kleinerer Gegenstände, wie Buchstaben u. dgl., genau auf die Netzhaut treffen. Wird aber eine passend gewählte Convexbrille vor das Auge gebracht, so ersetzt sie künstlich und äußerlich die fehlenden Innenträfte des Auges und bewirkt eine Verstärkung der Augenlinse, so zwar, daß die letztgenannte optisch-physiologische Forderung wieder erfüllt und Sehen in nächster Nähe möglich wird.

Die Beschwerden, welche Alterssichtigkeit mit sich bringt, sind anfangs

nur gering. Das Lesen wird etwas schwieriger und die Ausdauer des Auges ist geschwächt; es entstehen schon nach kurzer Zeit leichte Schmerzen in und über den Augen, die Buchstaben werden verschwommen, wirr durcheinander geworfen, was durch zeitweises Ausruhen sich zwar wieder giebt, nach Wiederaufnahme der Beschäftigung aber bald wiederkehrt. Das Buch muß dazu weiter vom Auge entfernt gehalten werden, als früher, das Licht muß greller auf dasselbe fallen, wenn gesehen werden soll, und gerade diese beiden Beschwerden gelten als die charakteristischsten. Schließlich kann nicht mehr gelesen werden — ohne Convexbrille. In Bezug auf die Zuhilfenahme einer solchen herrscht aber leider noch die Ansicht vor, daß man, um das Auge nicht zu schwächen, so lange als irgend möglich damit zögern müsse, während doch gerade das umgekehrte Verhalten das allein richtige ist und sein muß, wie aus den obigen Erörterungen hervorgehen dürfte. So kommt es denn, daß Alterssichtige, besonders Frauen, meist lange Zeit, oft Jahre hindurch, un-

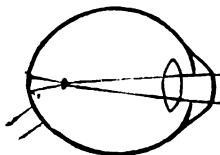


Fig. 4.

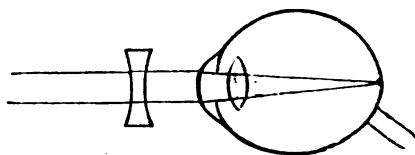


Fig. 5.

nöthiger Weise sich quälen, bevor sie zur Brille greifen, was um so schlimmer ist, als sie, wenn sie dann allzuspät diese benützen wollen, sofort eine starke nöthig haben. Daran gewöhnt man sich aber schwer, jedenfalls schwerer, als der Fall gewesen wäre, wenn von einer gleich anfangs gewählten schwachen ganz allmählich zu einer stärkeren aufgestiegen worden wäre.

Wird bei den zwei vorher besprochenen Sehstörfehlern, der Fern- und der Alterssichtigkeit, der Brechkraft des Auges, speciell der Augenlinse, ein angemessener Theil durch eine richtig bestimmte Convexbrille optisch zugefugt, so muß bei der Kurzsichtigkeit dagegen durch eine hohlgeschliffene (concave) Brille ein aliquoter Theil jenes Brechvermögens hinweggenommen werden; dort muß also ein optisches Abditions-, hier ein Subtractionsverfahren eingeschlagen werden.

Im kurzsichtigen Auge nämlich werden die von den Gegenständen der Außenwelt ausgehenden Strahlen, sei es durch eine zu stark gewölbte Augenlinse oder durch die Verbindung einer solchen mit zu langem Augenbau, zu früh vereinigt (Fig. 4), so daß das Bild im inneren Auge bereits vor der Netzhaut entsteht und diese nur von Zerstreuungskreisen getroffen wird; das schließlich gesehene Netzhautbild zeigt also verwaschene, undeutliche Umrisse. Die optische Wirkung einer Concavlinse oder, was dasselbe sagt, einer Concavbrille ist nunmehr, sobald sie ein Kurzsichtiger zu Hilfe nimmt, die, daß der Verlauf der Strahlen im Auge länger wird, daß also die Vereinigung dieser später erfolgt. Dadurch wird der zu lange Augenbau des Kurzsichtigen resp. die zu starke Brechkraft seiner Augenlinse unschädlich

gemacht und das Bild trifft wiederum gerade die Netzhaut (Fig. 5), wenn nur das für einen gegebenen Fall richtige Glas getragen wird; der Kurzsichtige wird durch die letztere wieder normalichtig, wenn anders nicht schon durch innere Augenkrankheiten die Sehkraft unter das gesundheitsgemäße Maß herabgesetzt worden ist. Kurzsichtige und besonders stark kurzsichtige Augen sind nämlich, im Gegensatz zu den Fernsichtigen, oft zugleich krank: meist ist nur die Umgebung des Sehnerveneintritts anfangs bloß entzündet und zuletzt erst in ihrem Gewebe geschwunden; aber in nicht wenigen Fällen breitet sich der Proceß auch auf entferntere Gebiete der Ader- und Netzhaut continuirlich oder sprungweise aus, woraus dann verhängnißvolle Störungen des Sehvermögens sich entwickeln. Wir führen das nur an, um darauf aufmerksam zu machen, daß Kurzsichtige ihre Augen mehr überwachen müssen, als gewöhnlich der Fall ist, und wollen noch einige Worte über die in letzter Zeit so vielfach besprochene Schülerkurzsichtigkeit sagen, die nicht selten Personen und Dingen zur Last gelegt wurde, welche zum großen Theil oder auch ganz unschuldig sind.

Man hat nämlich fast überall die Schule selbst (die Schullocalitäten, die Zahl der Schulstunden u. s. w.) für das häufige Auftreten der Kurzsichtigkeit unter Schülern verantwortlich gemacht. Nach unserer Erfahrung und festen Ueberzeugung ist aber die Ursache der letzteren in ungleich höherem Maße im Elternhause und bei den Schülern selbst zu suchen! In der Schule wird ja bekanntlich nur ganz ausnahmsweise eine volle Stunde hindurch in's Buch, also in die Nähe, gesehen, meist wird der Schüler schon durch den Unterrichtsgang veranlaßt, oft in die Ferne, auf die Tafel, nach dem Lehrer u. s. w. hinzusehen und seine Nahearbeit auf diese Weise oft zu unterbrechen. Dadurch aber ruht das Auge genügend aus. Im schroffsten Gegensatze dazu wird dagegen bei übertriebenen häuslichen Arbeiten, welche ja gewöhnlich bei ungenügendem Nachmittagslicht oder bei künstlicher, oft genug schlechter Beleuchtung ausgeführt werden müssen, meist stundenlang ohne Unterbrechung bloß in die Nähe gesehen. Gerade dadurch wird dem Kurzsichtwerdenden der Hauptvorschub geleistet. Ein zweites Vergehen gegen die Augen setzt dann der Sache die Krone auf. Die Schüler betrachten nämlich fast allgemein die Kurzsichtigkeit resp. das Brillentragen als eine hohe Zierde und als eine Art Ersatz für das ihnen versagte Cereviskäppchen, als ein Merkmal, durch das sie sich von dem Philister schon jetzt unterscheiden. Dabei herrscht auch noch die ganz verwerfliche Unsitte fast ebenso allgemein, daß die Knaben gewöhnlich die stärksten Gläser, welche ihr Auge kaum überwinden kann, beim sogenannten Optiker sich auswählen, weil eine schwache Brille, welche von den Kameraden als Fensterglas gebrandmarkt zu werden pflegt, als Blamage gilt. Geschieht es doch gar nicht selten, daß ärztlich verordnete, ausreichende aber schwache Brillen auf eigene Faust von den Jungen gegen stärkere vertauscht werden! Auch werden die Brillen nicht bloß zum Sehen in die Ferne, sondern meist auch noch bei Nahearbeit,

für die sie gar nicht nöthig wären, verwendet. Gerade darin liegt aber ein Grund, daß die Kurzsichtigkeit immer stärker wird. Allen diesen verderblichen Mißbräuchen kann jedoch, wie wir glauben, nur die Unterrichtsverwaltung erfolgreich entgegengetreten, und zwar dadurch, daß strenge Verordnungen erlassen werden, wonach das Tragen von Brillen den Schülern nur auf ärztliche Vorschrift hin und unter fortlaufender Controle, d. h. unter zeitweiliger Visitation der Brillen, um zu sehen, ob nicht die verordneten Gläser mit allzustarken vertauscht worden sind, gestattet wird. Das gäbe eine wirksame Schranke gegen den Mißbrauch der Brillen, wie er heute in den Schulen herrscht, und eine derartige Verordnung wäre gewiß segensreicher, als viele anderen, die zur Hintanhaltung der Kurzsichtigkeit bisher erlassen worden sind. Die Klassenführer resp. der Director müßten natürlich für die Durchführung der Maßregel verantwortlich gemacht werden, und die Verordnung müßte natürlich auch für Töchterschulen gelten, in denen ja das Brillentragen neuerdings gleichfalls sich einzubürgern droht!

Gehen wir nun nach dieser kurzen Abschweifung, die wir zwar als eine solche nicht bezeichnet wissen möchten, zu der Betrachtung eines letzten Baufehlers des Auges, welcher der Brillenhilfe bedarf, zu der des Astigmatismus, über, und bemerken wir gleich zum Voraus, daß, im Gegensatz zur Kurzsichtigkeit, bei demselben eher ein Mißbrauch in der Richtung herrscht, daß zu selten Gebrauch von Brillen gemacht wird, der hier doch um so mehr gerechtfertigt ist, als ohne solche überhaupt gar nicht genau gesehen werden kann, weder in die Nähe, noch in die Ferne.

Schon oben bei Gelegenheit der kurzen Beschreibung des Augenbaues hätten wir einer Eigenthümlichkeit des letzteren erwähnen können, die fast als regelrecht zu betrachten ist; wir verschoben dies aber bis an diese Stelle. Dieselbe besteht darin, daß das gesunde Auge resp. die Hornhaut (Linje) desselben von oben nach unten gemessen eine stärkere Krümmung und damit zugleich ein größeres Brechvermögen besitzt, als in dem horizontalen Meridian. Der Unterschied in dem Strahlenbrechungsvermögen dieser beiden Richtungen ist aber für gewöhnlich nicht bedeutend genug, als daß dadurch eine Störung oder Verwirrung des Strahlengangs und damit ein so zu sagen wirres Sehen bewirkt werden könnte. Dies kommt jedoch in jenen verhältnißmäßig gar nicht so seltenen Fällen zu Stande, in denen die Krümmungsunterschiede der beiden genannten (oder auch anderer correspondirender) Meridianrichtungen das so zu sagen normale Maß bedeutend überschreiten. Es entsteht dann in der That ein wirres, undeutliches Sehen, so zwar, daß z. B. Punkte, nach bestimmten Richtungen oval ausgezogen oder ausgebeugt, desgleichen gerade Linien verschwommen, zerfahren u. s. w. erscheinen. Die aus diesem meistens angeborenen Fehler hervorgehende Schwachsichtigkeit ist oft sehr bedeutend und bezeichnet man sowohl diese, wie den zu Grunde liegenden Baufehler zugleich als Astigmatismus (α und $\sigma\tau\acute{\iota}\gamma\mu\alpha$), Punktlosigkeit des Auges, weil eben Punkte nicht als solche gesehen werden.

Die optische Aufgabe, welche aus diesem Fehler erwächst, hat Donders in Utrecht auf ebenso geistreiche wie einfache Weise gelöst. Er lehrte nämlich, in einem Meridian einen Theil der fehlenden Krümmung durch vorgelegte converge Gläser, welche aber nicht Kugelflächen-, sondern Cylinderwölbung besitzen, zuzufügen, oder, im entgegengesetzten Fall, durch Hohlcyndergläser die zu starke Krümmung auszugleichen. Findet darnach die passende Auswahl statt, so stellen die Cylindergläser die ganz oder annähernd richtige Uebereinstimmung der beiden Meridiane her und machen dadurch normales oder doch nahezu normales Sehen möglich. In einzelnen Fällen sind nur Gläser zur Correction einer Meridiankrümmung, in anderen aber auch solche für beide und dazu von verschiedener Schleifart für jeden Meridian nöthig. Daraus erwachsen die verschiedensten Combinationen, so daß die Bestimmung des in jedem Fall zweckmäßigsten optischen Ausgleichs zu einer der zeitraubendsten und schwierigsten Aufgaben der optischen Therapie werden kann. Manchmal aber ist eine befriedigende Lösung überhaupt nicht möglich; doch sind diese Fälle zum Glück nicht die an Zahl überwiegenden.

Noch ist zu bemerken, daß selbst die Folgen von Schwäche der Augenmuskeln, resp. Schielen, durch optische Hilfsmittel, welche die Strahlen auf die centrale Stelle des schärfsten Sehens leiten, beseitigt werden können und zwar durch prismatische Brillengläser. Dies geschieht nicht allzu selten und jedenfalls viel häufiger, als die gleichen Uebel nach Ansicht der Laien durch spaltförmige oder feine runde Oeffnungen geheilt oder doch verbessert werden und werden können. Derartige, nur an bestimmten Punkten durchsichtige Brillen — man nennt sie stenopäische — sind viel zu lästig und unbequem, zumal für Kinder, bei welchen die häufigste Gelegenheit zu ihrer Anwendung vorhanden sein dürfte. Vorübergehend kann man sie gegen lang anhaltende Pupillenerweiterung resp. Lähmung des Accommodationsapparates bei Erwachsenen mit einigem Nutzen verwenden.

Nach diesen vorzugsweise physiologischen und physiologisch-optischen, zur Erklärung der Brillenwirkung nothwendigen Darlegungen sind noch die zu meist bloß praktischen Fragen des Brillengebrauchs zu erörtern.

Was zunächst das Material des rein optischen Theils der Brillen betrifft, so ist bekanntlich ganz farbloses und vollkommen durchsichtiges Glas bei Brillen, die bloß zum Sehen dienen, am gebräuchlichsten. Der einzige Fehler, den es hat, ist, daß seine Härte nicht allzu groß und dadurch dessen Brauchbarkeit und volle optische Tüchtigkeit bei dem häufig nothwendigen Reinigen der Gläser nur von begrenzter Dauer ist. Jedenfalls ist sie viel kürzer, als gewöhnlich geglaubt wird; denn Gläser mit Fußstreifen und dergleichen sind nicht mehr ohne Schädigung des Auges zu gebrauchen, dürften deshalb im Grunde nicht mehr verwendet, müßten vielmehr alsbald gegen neue vertauscht werden. Dies geschieht aber, sicher zum Nachtheile des Auges, im Leben viel zu selten, obgleich der Preis der Gläser heutzutage doch ein solch niedriger ist, daß er fast nicht in Betracht kommen kann.

Bequemlichkeit und die liebe Gewohnheit sind eben vielfach stärker, als die Sorge für vernunftgemäße Augenpflege. Wegen ihrer größeren Widerstandsfähigkeit wären daher, wenigstens für die schwächeren Brillennummern, Bergkrystallgläser vorzuziehen, wenn sie nicht so viel theurer wären als die gewöhnlichen.

Die beliebteste Form der Gläser ist die ovale. Man kann sie, wenn nur auf die gehörige Größe derselben Bedacht genommen wird, im Allgemeinen billigen. Im Grunde jedoch sind runde Gläser besser, weil bei denselben weniger durch die Randtheile gesehen wird, die ja den Lichtgang immer abändern, wie jeder Brillenträger beobachten kann, der seitlich durch seine Gläser sieht. Besonders sollte für die sogenannten Altersbrillen die runde Form, weil sie die optisch vollkommenere ist, öfter benutzt werden, da es sich bei denselben ja doch nur um den Gebrauch im Hause handelt, also der größere Durchmesser nicht so auffallend wird und deshalb nicht in Betracht kommt. Ganz verwerflich sind die kleinen und oft dazu noch vier- oder gar achteckig abgeschliffenen Vorgnon- oder Monoclegläser, die zum Glück heutzutage fast nur noch von „eleganten“ jüngeren oder älteren Damen und zierlichen Lientenants, die hygienische Rücksichten ohnedieß nicht zu nehmen gewohnt sind, bevorzugt werden. Bei zwei Arten von Sehbrillen ist die runde Form in der Regel nicht zu umgehen, nämlich bei Staarbrillen und bei den cylindrischen Gläsern der Astigmatiker, weil bei beiden die möglichst vollkommene optische Wirkung in Anspruch genommen werden muß, um die dabei schwer zu erreichende größtmögliche Sehtüchtigkeit zu erlangen. Auch die für farbigen Schutzbrillen ist die runde oder vielmehr die ovale und zugleich uhrglasartig oder muschelartig gewölbte Form schon deshalb nothwendig, weil dadurch allein die Augen sammt Umgebung völlig gedeckt werden können.

Die Herstellung der Gläser anlangend, sind die geschliffenen natürlich stets den bloß gegoffenen vorzuziehen, zumal die letzteren fast immer noch kleine Bläschen in ihrer Masse besitzen, welche die Lichtbrechung stören, wenn sie auch nur so klein sind, daß man dieselben bloß mit der Lupe nachweisen kann. Bei den gegoffenen Gläsern ist die Glasmasse dazu auch meist geringer, selten farblos, sondern meist grünlich; vom hygienischen Standpunkte aus sollten dieselben deshalb verboten sein.

Einer fast ebenso sorgfältigen Auswahl, wie die Gläser, bedarf auch das Gestell einer Brille, wenn diese ihren hygienisch-optischen Zweck möglichst vollkommen erfüllen soll. Einen großen Nachtheil behält zwar trotz größter Sorgfalt ein jedes Gestell, nämlich den, daß es den Drehungen des Auges und Neigungen des Kopfes nicht Rechnung tragen kann, aber gerade deshalb muß Alles um so besser ausgenutzt werden, was bei solch nothgedrungener Unvollkommenheit zu erreichen ist.

Dahin gehört vor Allem eine gute, starke Construction, damit das Gestell sowohl der Nase, als der Schläfe und dem Ohre sicher anliegt. Im einzelnen Falle ist jedesmal darauf Acht zu nehmen, ob ein sogenanntes Keitgestell oder ein Charniergestell oder ein solches mit einfacher gerader

Jeder — sog. Frauengestell — dem Zwecke festen und doch nicht belästigenden Sitzens am besten genügt.

Bestimmte Regeln lassen sich zwar nicht geben, doch ist vielleicht die allgemeine Bemerkung von Nutzen, daß, abgesehen von dem Frauengestell, dessen Verwendung durch seinen Namen charakterisirt ist, das Reitgestell mit nicht zu starren, das Ohr gut umfassenden, aber nicht einschneidenden Federn das zweckmäßigste ist. Die Gestelltheile, welche die Fassung der Gläser bilden, müssen vor Allem den Schleifrand möglichst vollständig decken, damit die störenden Reflexe, welche von diesem ausgehen, thunlichst vollständig beseitigt werden. Wegen der vollauf bestehen bleibenden nachtheiligen Wirkung gerade dieser sind daher die sogenannten Patentbrillen ohne Fassung am meisten zu verwerfen, wenn sie auch noch so allgemein ihrer angeblichen größeren Eleganz wegen in Gunst stehen. Pince-nez und Lorgnongestelle sind dann zu wählen, wenn man mit Hilfe ihrer Unbequemlichkeit den guten Zweck erreichen will, daß die Brillengläser nicht beständig vor den Augen bleiben; sie sind deshalb bei Schülern und Schülerinnen oft räthlich. Von Wichtigkeit ist auch, daß der seitliche Abstand der Gläsermitte richtig nach dem Augenabstand bemessen wird. Derselbe muß natürlich für jeden Einzelfall besonders durch Messung festgestellt werden, eine Sache, die um so mehr in's Gewicht fällt, da bei gewissen Fehlern der Augenmuskulatur die Gläser bald näher, bald weiter auseinandergerückt werden müssen, als dies dem Pupillenabstand gemäß der Fall sein sollte. Wann dies zu geschehen hat, kann aber hier, um nicht zu weitläufig zu werden, nicht weiter verfolgt werden. Statt dessen wollen wir zum Schlusse noch die Frage berühren, wann, wie lange und wie eine Brille bei den verschiedenen, oben dargelegten Augenfehlern benutzt werden soll. Die Antwort darauf kann man, ohne auf's Einzelne eingehen zu müssen, da wir ohnehin eine allen Anforderungen genügende streng wissenschaftliche Auseinandersetzung hier doch nicht geben können, dahin formuliren, daß die Brille bei Fernsichtigkeit und Astigmatismus fortwährend für Nähe und Ferne, bei Alterssichtigkeit immer beim Lesen und feineren Arbeiten, bei Kurzsichtigkeit dagegen nur ausnahmsweise, in ganz bestimmten Fällen, zum Nahesehen benutzt werden soll. Gerade in letztgenannter Richtung aber wird am meisten gefehlt bei Alt und Jung!

Aus allem Gesagten dürfte ersichtlich sein, daß die Brille, sowohl in ihrer Eigenschaft als optisches, wie als therapeutisch-hygieinisches Mittel viel größere Umsicht und Sorgfalt verlangt, als gewöhnlich von Laien und besonders von Schülern darauf verwandt wird. Es ist dies ein großer Mißstand, den, zumal bei den Letzteren, zu bekämpfen und zu beseitigen, sich sowohl Eltern und Erzieher, als Schulbehörden ernstlich angelegen sein lassen sollten. Nur dann ist Aussicht vorhanden, daß wir Deutschen ferner nicht mehr den Franzosen, Italienern und Engländern als eine Nation von Brillenträgern erscheinen.



Unsichtbare Gebirge.

Von

F. Auerbach.

— Breslau. —

I.

Wer in der heutigen Zeit von unsichtbaren Gebirgen reden hört, wird geneigt sein, dieselben in den fernsten Zernen des Himmelsraumes oder auf der uns für ewige Zeiten abgewandten Mondhälfte zu suchen. Ist doch das bewaffnete Auge des Menschen nicht nur in das Gebirgsdetail unseres Trabanten eingebracht, sondern auch im Stande, das zu beobachten, was in der unvorstellbaren Gluth unseres Centralkörpers an vulcanischer Eruptionsthätigkeit entwickelt wird. Allein, was beispielsweise die jenseitige Mondhälfte betrifft, so sind die Einzigen, welche auf deren Gebirgslandschaft einen Blick geworfen haben, jene kühnen Abenteurer, welche in dem Phantasiegeschosse Jules Vernes eine Fahrt um den Mond machten; und bei der geringen Glaubwürdigkeit dieser Zeugen möchte ich auf eine Behandlung dieses Themas lieber von vornherein verzichten. Nein, die unsichtbaren Gebirge, von denen hier die Rede sein soll, sind auf unserer heimischen Erde zu suchen. Sie sind auch nicht etwa deshalb unsichtbar, weil sie in den noch jungfräulichen Polargegenden unseres Weltkörpers oder in dem immer mehr zusammenschrumpfenden, unbetretenen Innern Afrikas oder Australiens ihren Sitz haben. Sie sind unsichtbar und werden es bleiben, obwohl keine deutsche Meile zwischen ihren Schluchten und Klüften und den Füßen zahlloser Sterblicher zu messen ist. Sie sind unsichtbar, obwohl sie über weitere Räume sich ausdehnen, als alle sichtbaren Gebirge der Erdoberfläche zusammengenommen. Sie sind unsichtbar, weil das feuchte Element sie bedeckt, das durchsichtige und doch so undurchsichtige Wasser, das Wasser der Oeane, welche unsere Schiffe durchsegeln; und nur einzelne,

besonders hervorragende Gipfel zeigen sich als Eilande im Glanze des Sonnenlichts, im Hauche des Luftmeeres.

Erst in der neuesten Zeit ist man mit einigem Erfolg daran gegangen, sich eine Kenntniß von dem Boden des Meeres zu verschaffen. Von einem Theile dieser Forschungen soll das Folgende eine gedrängte, nur das allgemeine Fesselnde berücksichtigende Darstellung geben. Von einem Theile, sage ich; denn das Ganze umfaßt eine Fülle von Einzelproblemen. Weder von der chemischen noch von der geologischen Beschaffenheit des Meerbodens, weder von seiner Flora noch von seiner Fauna soll hier die Rede sein; das Einzige, worauf wir unsere Aufmerksamkeit richten wollen, soll die Gestaltung, die Formation des Grundes sein, auf welchem die Fluthen lasten.

Bei Problemen von der Schwierigkeit des vorliegenden wird man gut thun, die Methode der Analogie zur Anwendung zu bringen. Man wird sich die Frage stellen: Läßt sich die Gestalt des vom Wasser bedeckten Theils der festen Erdoberfläche nicht vielleicht in analoger Weise feststellen wie die Gestalt der trockenen Theile derselben? Daß dies möglich ist, trotz der Unsichtbarkeit des Meeresbodens, ist nicht so wunderbar, wie es anfänglich scheint. Deshalb nicht, weil auch für die wissenschaftlich geographische Erforschung der überseeischen Gebirge — überseisch hier in anderem als dem üblichen Sinne verstanden — die Sichtbarkeit als solche so gut wie keine Rolle spielt. Das herrliche Bild, welches sich auf dem Gipfel des Rigi vor den Augen des Alpenwanderers entrollt, läßt sich wohl für eine Skizze, für ein Gemälde, für ein Panorama verwerthen; für die Zwecke der Erdkunde hingegen ist es untauglich — untauglich deshalb, weil es vom beschränkten Standpunkte des Menschen, eines individuellen Menschen, entworfen ist, das geographische Bild aber von jedem derartigen Standpunkte unabhängig, über ihm erhaben sein soll. Diese Bemerkung ist deshalb nicht ohne Interesse, weil die in ihr ausgesprochene Forderung, so einleuchtend ihre Berechtigung auch sein mag, doch erst ganz allmählich im Laufe jahrhundertelanger Entwicklung der Wissenschaft erfüllt worden ist, wie ein Blick auf ältere Landkarten zur Genüge zeigt; dieselben erinnern oft mehr an Panoramen als an das, was sie sein sollen.

Kurz, zur wissenschaftlichen Aufnahme von Gebirgen, oder allgemein eines Stückes der Erdoberfläche, bedient man sich auch da, wo den Lichtstrahlen der Weg offen steht, also auch auf dem trockenen Lande, nicht des Auges; man geht objectiver zu Werke. Die Lage eines Punktes auf der Erdoberfläche ist vollständig bestimmt, wenn drei für seine Lage charakteristische Größen angegeben werden: die geographische Breite, d. h. der Winkel, unter welchem der Nordpol der Himmelkugel gegen den Horizont erscheint; die geographische Länge, d. h. der Winkelabstand des Ortsmeridians von einem als Nulllinie festgesetzten Meridian, z. B. dem von Greenwich, oder auch, der Zeitunterschied des Ortes mit Greenwich, und endlich, als drittes Characteristicum für die Lage des Punktes: seine Höhe=

über einem festen Niveau. Als dies Niveau nimmt man bekanntlich allenthalben den Meeresspiegel an, weil man voraussetzt, daß alle Punkte desselben, wenn auch nicht auf einer Kugelfläche, also sämmtlich gleich weit vom Erdmittelpunkt entfernt, so doch auf einer kugelähnlichen, mathematisch regelmässigen Oberfläche liegen, welche man Sphäroid nennt, über deren wahre Gestalt man sich aber bei weitem noch nicht völlig im Klaren ist. Dazu kommt, daß die Erscheinung von Ebbe und Fluth den Meeresspiegel zu einem fortwährend schwankenden macht, und daß man auch in die Gesetzmässigkeit dieses Vorganges noch nicht vollständig eingedrungen ist. Inwiefern diese theils principiellen, theils technischen Schwierigkeiten gehören nicht hierher; genug man kann in gewissem Sinne den Begriff der Meereshöhe eines Punktes der Erdoberfläche völlig scharf definiren, und damit, in Verbindung mit geographischer Breite und Länge, die Lage dieses Punktes fixiren. Nun mag ein Landestheil, ein Gebirge noch so mannigfaltig gestaltet sein, es setzt sich doch stets aus lauter einzelnen Punkten zusammen; und wenn man alle diese Punkte in der angedeuteten Weise fixirt hat, so ist damit das Gebirge seiner Form nach, also in rein geographischer Hinsicht, vollständig dargestellt.

Wie man Breite und Länge bestimmt, indem man sich an die unwandelbare Stellung der Fixsterne hält, ist hinlänglich bekannt. Zur Bestimmung der Höhe eines Ortes über dem Meeresspiegel sind zwei Methoden geeignet: die trigonometrische und die barometrische. Von den beiden einander so häufig gegenüberstehenden Vorzügen der „Richtigkeit“ und der „Sizigkeit“ kommt jeder der einen jener beiden Methoden in hervorragenderem Maße zu; die trigonometrische Methode, d. h. diejenige mittelst optischer Instrumente, führt zu genaueren Resultaten, die barometrische, d. h. die, welche die Höhe des Ortes durch den Druck der über ihm befindlichen, je nach der Lage des Ortes größeren oder kleineren Luftsäule mißt, führt schneller zum Ziele. So pflegt man denn beide Methoden in der Weise zu verbinden, daß man die wichtigsten Punkte nach der ersten, die übrigen aber nach der zweiten Methode fixirt.

Wenn wir nach dieser vorbereitenden Umschau zu unserem Problem, d. h. zur Ausmessung unterseeischer Gebiete, zurückkehren, so leuchtet es ein, daß sich das Gesagte ohne Weiteres übertragen läßt. Jedem Punkte des Meeresbodens kommt eine bestimmte geographische Breite und Länge zu, und der einzige Unterschied ist der, daß an die Stelle der Höhe über dem Meeresspiegel die Tiefe unter demselben tritt. Das Problem der Erforschung der unterseeischen Bodenformation reducirt sich somit auf das Problem, die Tiefe des Meeres, und zwar an möglichst zahlreichen Stellen, zu ermitteln.

II.

Es giebt wenige Gebiete, in welchen der menschliche Erfindungsgeist so viele, auf den verschiedensten Principien beruhende Hilfsmittel eronnen und zur Anwendung gebracht wie zur Erforschung der Tiefe von Gewässern. Gerade aus diesem Grunde noch mehr vielleicht als wegen ihrer praktischen Wichtigkeit darf diese Frage das Interesse auch der ferner Stehenden in Anspruch nehmen. Die am nächsten liegende Idee ist da natürlich die Benutzung des Lothes, des Senfbleies, und seit den ältesten Zeiten hat man diese Idee zur Ausführung gebracht. Ein schwerer Körper wird an einem langen Seile bis auf den Grund hinabgelassen und, nachdem er wieder heraufgezogen worden ist, die Länge des eingetauchten Stücks des Seils direct gemessen. Als schweren Körper wendet man meist ein Bleigewicht an; und es versteht sich, daß man diesem Gewicht eine zur Durchbringung des Wassers möglichst geeignete Form geben muß. Man kann diese Form theoretisch aus den Druckgesetzen des Wassers bestimmen und findet auf diese Weise die Form eines sogenannten Paraboloids; da indeß diese Form auf praktische Schwierigkeiten stößt, so ersetzt man sie durch eine Combination von Cylinder und Kegel, oder auch durch eine Pyramide — Formen, welche jener der Theorie nach günstigsten ziemlich nahe kommen. Die Leine ihrerseits wird durch eingeflochtene Knoten oder auf andere Weise von vorn herein in Meter eingetheilt, so daß man die erreichte Tiefe ohne weiteres angeben kann. Was das Material betrifft, so ist man von Seiten der Seeleute trotz vieler gegentheiliger Vorschläge immer wieder zum Hanfseil zurückgekehrt, und erst in neuester Zeit ist durch den berühmten britischen Naturforscher William Thomson der Stahldraht in Aufnahme gebracht worden, der sich nach den bisher gewonnenen Erfahrungen viel besser als jenes bewährt.

Indeß, diese und andere Einzelheiten sind nebenjächlicher Natur. Die Hauptsache ist, ob die Methode des Lothens überhaupt, und unter welchen Umständen sie zu brauchbaren, d. h. mehr oder minder genauen Ergebnissen führt. Da ist denn zu unterscheiden zwischen kleinen, flachen Gewässern und der hohen See. In ersteren, also in Flüssen, Seen und Häfen hat sich die Methode des Lothens vortrefflich bewährt. Dafür legen die Tiefenmessungen in den Schweizer Alpenseen, und aus der neuesten Zeit die Sondirungen in den Mündungsgebieten der Elbe und Weser Zeugniß ab, welche letztere für die Schifffahrtsverhältnisse von Hamburg und Bremen zweifelsohne von der größten Wichtigkeit sein werden. Wenn hingegen das Loth in größere Tiefen kommt, und das ist in den Weltmeeren fast stets der Fall, so tritt eine ganze Reihe von Schwierigkeiten auf. Erstens leistet das Wasser dem fallenden Lothe und noch mehr der es tragenden Leine einen ungeheuren Widerstand, und zweitens übt der wieder aufsteigende Apparat auf sich selbst einen kolossalen Druck aus; derart, daß das Herablassen wie

das Herausheben des Gewichtes mit gleichen Schwierigkeiten verknüpft ist, und daß zuweilen viele Versuche durch das Reißen des Seils oder Drahtes vereitelt werden. Am besten scheint es in dieser Hinsicht noch zu sein, das Drahtseil von dem Gewichte aus allmählich immer stärker werden zu lassen, damit es dem an jeder Stelle herrschenden Zuge nach unten in verhältnißmäßig gleichem Grade gewachsen sei, schlimmsten Falls aber, der Rettung des Drahtes halber, unten reiße. Eine ganz ähnliche Einrichtung war bekanntlich auch an dem Drahtseil getroffen, durch welches während der Pariser Weltausstellung der Ballon captif mit der Erde in Verbindung erhalten wurde. Immerhin ist, wenn das Seil reißt, das Seilblei verloren; und das ist ein keineswegs unerheblicher Verlust bei einem Unternehmen, wo es sich um hunderte von einzelnen Sondirungen handelt. Aus demselben Grunde ist es auch durchaus nicht gleichgiltig, welche Zeit eine einzelne Sondirung beansprucht. Diese Zeit ist viel beträchtlicher als man vermuthen dürfte. Auf hoher See dauert es oft viele Stunden, ja zuweilen einen halben Tag lang, ehe das Loth hinabgelassen ist, wozu dann noch die Zeit des Wiederaufwindens kommt. Auch hier trägt der Widerstand des feuchten Elements den wesentlichen Theil der Schuld. Im leeren Raume oder in der Luft fällt bekanntlich ein schwerer Körper allmählich immer schneller, und es würden beispielsweise noch nicht vierzig Secunden vergehen, so hätte ein aus der Höhe einer deutschen Meile herabgeworfener Stein den Erdboden erreicht. Ließe man den Stein, statt frei, an einer Leine herab, welche in der Höhe um eine Rolle gewickelt ist, so würde die Reibung der Leine an der Rolle die Bewegung des Steines allerdings verzögern; aber wenn die Rolle gut gearbeitet ist, so hätte man trotzdem höchstens einige Minuten bis zur Ankunft des Steines auf der Erdoberfläche zu zählen. Ganz anders in unserem Falle. Hier wirkt die Reibung, also der Widerstand, nicht nur an der Winde, sondern, vom Wasser ausgehend, längs der gesammten Leine, und die Folge hiervon ist, daß nicht nur keine allmähliche Beschleunigung, sondern im Gegentheil eine Verzögerung der Bewegung stattfindet; und während nahe unter dem Meerespiegel das Gewicht pro Secunde um einige Meter fällt, fällt es in größerer Tiefe in derselben Zeit nur noch einen, und in großer Tiefe kaum noch einen halben Meter. Dabei geht diese Verlangsamung der Bewegung ganz gesetzmäßig vor sich, und bei einer anderen Methode der Tiefenmessung hat man, wie noch erwähnt werden wird, von dieser Gesetzmäßigkeit und von ihrer Kenntniß Gebrauch gemacht.

Bietet somit das Loth Uebelstände dar, welche sich auf Kostenpunkt und Zeitaufwand beziehen, so verschwinden diese doch gegenüber dem weiteren Uebelstande der Unzuverlässigkeit. Die erste und wichtigste Voraussetzung, welche bei einer Lothung gemacht wird, ist doch die, daß die Leine aufhört, sich von der Rolle im Schiffsraume abzuwickeln, sobald das Gewicht den Meeresboden erreicht hat. Diese Voraussetzung ist, wie sich gezeigt hat, sehr oft nicht erfüllt. Die Leine fährt, auch wenn das Gewicht festliegt,

noch fort sich abzuwickeln, und zwar theils in Folge ihres eigenen Gewichtes — und gerade bei Drähten wird dieser Einfluß ein mächtiger sein — theils in Folge der Wirkung der Bewegungen, in welchen das Meereswasser an vielen Stellen fortwährend begriffen ist, der sogenannten Meeresströmungen. Wäre es vielleicht möglich, diesen Strömungen auszuweichen, soweit sie an der Oberfläche des Meeres vor sich gehen, so wird dies ganz unmöglich bei den unterseeischen Strömungen, welche oft in großer Tiefe stattfinden, und welche, seit Alexander von Humboldt auf ihre Bedeutung hinwies, der Gegenstand lebhaften Interesses seitens der Hydrographen sind. Diese Unterströmungen biegen, zumal sie den Oberflächenströmungen meist gerade entgegengesetzt verlaufen, die Leine haken- oder S-förmig aus, und zwar schon während des Herablassens des Senkbleis, in beträchtlich verstärktem Maße aber, nachdem in Folge Aufstoßens des Gewichtes auf den Grund die Leine einen großen Theil ihrer Spannung eingebüßt hat. Die Folge hiervon ist die gewesen, daß man bis in die neueste Zeit hinein die Tiefe der Oceane für viel größer hielt, als sie thatsächlich ist, und daß man namentlich einzelnen Lothungen von unglaublicher Tiefe Vertrauen schenkte, die sich nunmehr sehr einfach aus den gerade an den betreffenden Stellen besonders lebhaften Strömungen in der Meerestiefe erklären.

Zu alledem kommt endlich noch ein praktischer, nicht zu unterschätzender Uebelstand. Das Schiff, welches lothen will, muß zu diesem Zweck sein Fahrt unterbrechen und beidrehen, ein Manöver, welches namentlich bei unruhigem Wetter umständlich und nicht unverfänglich ist. Viele Schiffsführer lassen gerade aus diesem Grunde oft Stunden vergehen, ohne Lothungen vorzunehmen, in Verhältnissen, unter denen nur diese ihnen Aufschluß über ihre Position gewähren und sie vor Gefahr rechtzeitig warnen können. Daß hierdurch manches Schiff, zumal in Gewässern, in welchen starke Niveauänderungen in Folge von Fluth und Ebbe stattfinden, verloren ging, ist leider eine Thatsache. Es muß daher ein Apparat, welcher es ermöglicht, während der Fahrt größere Tiefen ohne viel Zeitverlust zu messen, der Schiffsahrt mehr Sicherheit verleihen und von großem Werthe für die Erhaltung von Menschenleben und Gütern sein, ganz abgesehen von den theoretischen Fortschritten, zu welchen er uns befähigen würde. Ein solcher Apparat muß vor Allem die Grundbedingung erfüllen, daß er die Tiefe, welche er erreicht, hat, unabhängig von der abgelaufenen Leine, an welcher er herabgelassen wird, angiebt. Nun, am nächsten liegt es auch hier wieder, an die überseeischen Gebirge zu denken, deren Höhe man ja auch nicht durch Lothung — hier ein Ding der Unmöglichkeit — mißt. Man macht vielmehr bei der einen der beiden oben erwähnten, bei der barometrischen Methode (die andere, die trigonometrische, ist bei unsichtbaren Gebirgen offenbar nicht anwendbar) von der Thatsache Gebrauch, daß in jeder Höhe über dem Meerespiegel ein ganz bestimmter, nach oben zu mehr und mehr abnehmender Luftdruck herrscht. In ganz analoger Weise nimmt im Wasser

der Wasserdruck nach der Tiefe mehr und mehr zu; und wenn man sich einen Apparat verschaffen kann, welcher diesen Druck zu messen gestattet, so hat man in ihm einen von der Methode der Lothung völlig unabhängigen Tiefenmesser.

Diese Idee ist schon im vorigen Jahrhundert und seitdem wiederholt zur Ausführung gebracht worden, allein meist mit sehr geringem Erfolge. Die Druckmesser hielten dem kolossalen, in der Meeres Tiefe herrschenden Drucke entweder überhaupt nicht Stand, oder ihre Angaben wurden in kurzer Zeit unzuverlässig. Erst in der neuesten Zeit haben sich zwei derartige Apparate bewährt, deren einer von den Wienern Hopfgartner und Arzberger, deren anderer wiederum von dem schon einmal erwähnten William Thomson herrührt. Dieser letztere wird gegenwärtig nicht nur in der britischen, sondern auch in der deutschen Marine in allen den Fällen mit Vorliebe angewendet, wo es sich um nicht allzugroße Tiefen handelt. Die Wirkungsweise des Apparates ist eine so einfache, daß sie sich mit wenigen Worten erläutern läßt. Der Apparat besteht im Wesentlichen aus einer oben hermetisch verschlossenen Glasröhre, welche innen mit einem Belag von schön rothem chromsaurem Silber versehen ist. Je tiefer der Apparat hinabgelassen wird, desto stärker drückt das Wasser von unten auf die in der Röhre befindliche Luft, und indem es dieselbe mehr und mehr comprimirt, steigt es immer höher hinein. Bis zu der Höhe aber, zu welcher das Seewasser ansteigt, verwandelt sich die rothe Farbe des Belages in eine gelblich-weiße, und wenn man die Farbengrenze, ihrer Höhe in der Röhre nach, ausmißt, so kann man mit Hilfe einer einfachen Rechnung die erreichte Tiefe bestimmen. Man kann den Apparat auch empirisch graduiren, d. h. durch Vergleichung seiner Angaben mit einigen Lothungen feststellen, welche Tiefe jeder Stellung der Farbengrenze entspricht.

Von den vielen sonstigen Methoden, welche man im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte erfunden und zur Anwendung gebracht hat, können hier nur noch einige flüchtig erwähnt werden. Man ließ Torpedokörper auf den Grund des Meeres hinab und wartete auf den Schall; aber, wenn das Meer einigermaßen tief war, blieb der Schall aus: die Explosionswellen pflanzten sich nicht so weit fort. Man ersetzte die Leine der Lothungsmethode durch eine Doppelleine, führte durch diese einen elektrischen Strom — in welchem Gebiete wäre die Elektrizität nicht schon angewandt worden — und construirte das Gewicht so, daß es im Moment seines Aufstoßens auf den Grund den Strom unterbrach. Diesen Moment konnte man daher auf dem Schiffe durch den Ausschlag der Magnetnadel fixiren und, mit Benutzung der oben erwähnten Kenntniß von der Geschwindigkeit, mit der das Senfblei in verschiedenen Tiefen sinkt, die Tiefe berechnen. Schließlich hat man und zwar auch schon vor langer Zeit, versucht, die Leine gänzlich fortlassen zu lassen und den Tiefenmesser frei in's Meer hinabzuschicken. Am sinnreichsten von allen hierher gehörigen Apparaten ist unstreitig der eines

englischen Capitains, welcher sich aber leider nicht bewährt hat. Des Curiosums halber sei derselbe hier trotzdem erwähnt. Eine Schraube wird, im Wasser sinkend, Drehungen ausführen, gerade wie beim Eindringen in festes Material; zu sinken, ohne sich zu drehen, daran hindert sie eben der Wasserwiderstand. Versieht man nun diese Schraube mit einem Uhrwert welches die Anzahl ihrer Umdrehungen anzeigt, so kann man hieraus, durch einfache Multiplication mit der Höhe eines Schraubenganges die Tiefe ableiten. Um nun das nachtheilige Seil zu ersparen, wandte jener Engländer die Methode der Auslösung an, welche in vielen Zweigen der Technik eine Rolle spielt. Er machte die Schraube hohl, so daß sie auf dem Wasser schwamm, versah sie unten mit einem Haken und hatte an diesen ein schweres Gewicht. Hierdurch beschwert, sank die Schraube unter, stieß auf dem Grunde das Gewicht ab und kam nun wieder an die Oberfläche. Oder: sie sollte kommen. Aber sie kam nicht. An des Schiffes Bord standen die Experimentatoren, sahen auf den Meerespiegel herab und konnten frei nach Schiller sagen:

„Wohl hört man die Brandung, wohl lehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnerde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Die Schraube bringt keines wieder.“

Man hatte gänzlich zu erwägen vergessen, daß schon ein beliebiger anderer Körper, umsomehr aber, ihrer Construction halber, eine derartige Schraube, sicherlich nicht an derselben Stelle, wo sie versenkt worden war, wieder zum Vorschein kommen würde; die Strömung mußte sie weit verschlagen. In der That fand man sie bei einem der angestellten Versuche zufällig, über eine Seemeile entfernt, wieder auf. Da es nun aber offenbar mißlich ist, auf offenem Ocean eine Schraube zu suchen, so mußte die Methode, so sinnreich sie auch erdacht war, verworfen werden.

Am interessantesten in ihrer Eigenart and zugleich für die zukünftige Praxis vermuthlich am wichtigsten ist eine Methode, welche den kürzlich verstorbenen Londoner Gelehrten und Techniker William Siemens zum Urheber hat. Sie beruht auf einem Apparate, den sein Erfinder Bathometer — Tiefenmesser — nennt; und sie ist deshalb so merkwürdig, weil dieses Bathometer — nicht naß wird, weil es überhaupt nie in's Wasser gebracht, sondern an der Wand eines beliebigen Schiffsraumes ein für alle Male fest angenagelt wird, gerade wie ein Thermometer oder Barometer, und weil man nur vor dasselbe hinzutreten hat, um sagen zu können: hier ist das Weltmeer so und so tief! Die Wirkung des Apparates beruht auf der durch das ganze Weltall verbreiteten Anziehungskraft, speciell auf der Anziehungskraft der Erde, welche wir Schwerkraft nennen. Diese Schwerkraft hängt bekanntlich nicht nur von der Masse der Erde, sondern auch von der Entfernung

des Gegenstandes ab, auf welchen sie wirkt; sie ist z. B. auf dem Gipfel des Mount Everest kleiner als in Calcutta, und am Aequator kleiner als an den Polen, weil letztere in Folge der Abplattung der Erde dem Mittelpunkte derselben oder, wie man auch sagen kann, ihren einzelnen Theilen durchschnittlich näher sind. Ein auf hohem Meere befindliches Schiff ist nun zwar von den Theilen des Erdkörpers durchschnittlich nicht weiter entfernt, als wenn es festes Land unter seinem Kiel hätte; aber die Natur des nächstgelegenen Theils ist eine andere; es ist das leichte Wasser, welches zur Schwerkraft weit weniger beiträgt, als ein gleich großer Raum festen Landes; und deshalb muß die Schwerkraft in einem auf hoher See befindlichem Schiffe im Ganzen genommen kleiner sein, als auf dem Lande und zwar um so kleiner, je tiefer an der betreffenden Stelle das Meer. Demgemäß besteht das Bathometer — im Principe — aus einer Quecksilbersäule, welche auf eine elastische Platte drückt, deren Druck jedoch durch eine gleichzeitig von unten gegen die Platte drückende Feder gerade aufgehoben, notabene auf festem Lande oder im Hafen. Führt nun das Schiff hinaus, so wird die Schwerkraft und folglich auch der Druck der Quecksilbersäule nach unten, der ja nur eine Folge jener Kraft ist, kleiner, während die Federkraft, die ja mit der Schwerkraft gar nichts zu thun hat, unverändert bleibt. Die Folge davon ist, daß die Platte jetzt einen stärkeren Druck nach oben erfährt und diesem nachgiebt. Die Quecksilbersäule muß dann ebenfalls nach oben ausweichen, und da sie oben in eine feine Röhre ausmündet, so verändert sich in dieser der Stand des Quecksilbers. Mit Benutzung einiger zuverlässiger Lothungen kann man ermitteln, wie viel das Quecksilber für je hundert Meerestiefe steigt, man kann also die Röhre mit einer Scala versehen und an dieser Scala die Tiefe ohne Weiteres in jedem Augenblick ablesen. Der einzige Uebelstand ist der, daß man auf diesem Wege streng genommen nicht die Tiefe genau unter dem Standorte des Schiffes, sondern die mittlere Tiefe in einem kleinen Umkreise erhält; da indessen die Schwerkraft mit wachsender Entfernung sehr schnell abnimmt, so beträgt jener Umkreis höchstens einige Quadrat-Kilometer, und was will das sagen, wo es sich um Hunderttausende handelt?

III.

Ein Bild der Gestaltung des Meeresbodens, wie es all' diese Untersuchungen geliefert haben, läßt sich natürlich mit Worten nur in einigen Hauptzügen wiedergeben. In Betreff des Details muß auf die mehr oder weniger zuverlässigen kartographischen Darstellungen verwiesen werden, welche in den großen Atlanten neueren Datums sich finden. Die beliebteste Darstellungsart ist die, daß die Meeresfläche in verschiedenen Abtönungen der blauen Farbe je nach der Tiefe der betreffenden Gebiete wiedergegeben wird. Ein

ganz analoges Princip hat ja neuerdings auch für die Darstellung der festen Erdoberfläche, namentlich der Gebirgsländer, über alle früheren Methoden den verdienten Sieg davongetragen. Leider ist die Einheit des Maßes noch nicht unter den Spiegel des Meeres hinabgedrungen, und während die Theoretiker auch hier das Meter walten lassen, kann sich der Schiffsmann, wie es scheint, nur sehr schwer entschließen, das Fadenmaß (1 Faden = 1,83 Mtr.) aufzugeben. Man pflegt dann die Stellen von weniger als hundert Faden Tiefe weiß zu lassen, solche zwischen 100 und 1000 Faden Tiefe blaßblau, zwischen 1000 und 2000 Faden etwas dunkler, zwischen 2000 und 3000 Faden noch dunkler und darüber hinaus tiefblau zu färben. Die Grenzlinien verschiedener derartiger Gebiete sind dann Linien gleicher Tiefe, deren leichteste, die sogenannte Hundertfadenslinie, natürlich im Allgemeinen längs der Küsten verläuft. Eine andere, beschränktere, aber anschaulichere Darstellungsart ist die durch Profile, welche man erhält, wenn man ein Meer längs einer geraden Linie durchschneidet und alle hier gemessenen Bodenspunkte graphisch verbindet, wobei man natürlich die Tiefendimension verhältnißmäßig größer darstellen muß als die Längendimension. Die vollkommenste Art der Verbildlichung endlich ist die durch Reliefarten, welche indeß bei der Unvollkommenheit der bisherigen Kenntnisse und in Anbetracht ihrer Umständlichkeit nur in vereinzelten Fällen zur Anwendung kommen kann.

Daß der Grund des Meeres keine ebene Fläche ist, folgt schon daraus, daß er in die Continente und unzählige von Inseln unmittelbar übergeht; die Sandbänke und Klippen zeigen ferner, daß es auch Unebenheiten des Meeresbodens giebt, welche den Spiegel des Wassers nicht erreichen; und wenn es deren so zahlreiche giebt, welche, wie jene Bänke und Klippen, nur um wenige Meter unter der Oberfläche zurückbleiben, so giebt es sicher noch viel mehr solche, welche schon in beträchtlicher Tiefe ihre Gipfel erreichen. Diese Vermuthung haben die Messungen bestätigt. Die erste systematische Unternehmung, welche umfassende Tiefseeforschungen ausgeführt hat, ist von Großbritannien ausgegangen, und mit dem Namen des Schiffes „Challenger“ wird in dieser Hinsicht ein unvergänglicher Ruhm verknüpft. Nächst dieser waren am erfolgreichsten eine deutsche und eine amerikanische Expedition, erstere von der „Gazelle“, letztere vom „Tuscarora“ ausgeführt.

Diese und zahlreiche andere Unternehmungen haben nun in der That gezeigt, daß der Boden aller Meere, der Weltmeere wie der Rand- und Mittelmeere einen durchaus unebenen, gebirgigen Charakter trägt. Freilich, die größten Flächengebiete zeigen, wie das ja auch auf der trockenen Erdoberfläche der Fall ist, nur sanfte, schwach wellenförmige Schwankungen; Hochebenen wechseln mit Tiefebene, Erhebungs- und Senkungstreifen ziehen sich viele hundert Meilen weit in die Länge, an den Küsten finden sich Terrassenbildungen, im Innern Plateaus und an einzelnen Stellen nehmen die Niveauschwankungen einen Grad der Steilheit an, welcher sie zweifellos als Gebirge charakterisirt. Manche Hydrographen, z. B. Andree, in dessen

für die Lagentwelt höchst verdienstlichem Handatlas die Karten 16 und 17 die Tiefenverhältnisse des atlantischen und des stillen Oceans darstellen, haben sich dahin ausgesprochen, von Gebirgen unter dem Meerespiegel dürfe man nicht reden, da alle Neigungen des Meeresbodens nur ganz allmähliche seien und selbst die plötzlicste, stärkste bisher beobachtete Senkung — im Osten des japanesischen Inselreichs — an Steilheit von ganz bequemen Verkehrswegen, z. B. der Rigibahn, beträchtlich übertroffen würden. Diese Schlussweise darf nicht als richtig zugegeben werden. An Punkten, die einander so nahe benachbart sind, wie Fuß und Gipfel des Rigi, sind bisher noch viel zu wenig Lothungen gemacht worden, als daß man sagen könnte: so steile Abfälle kommen unter dem Meere überhaupt nicht, oder viel seltener als auf dem festen Lande vor. Im Gegentheil, es wäre als ein merkwürdiger Zufall zu bezeichnen, wenn unter den wenigen dicht benachbarten Lothungen, welche bisher auf hoher See gemacht worden sind, ein solches Gefälle sich gezeigt hätte. In den ersten fünfzehn Jahren wissenschaftlicher Tiefseeforschung einen Rigi finden, hieße das nicht, in der ersten Ziehung das große Loos gewinnen? Was aber jene Senkung im Osten von Japan betrifft, so beträgt sie mehr als eine Meile auf etwa zwanzig Meilen Länge. Nun darf man bekanntlich immer nur Gleichartiges mit Gleichartigem vergleichen, wenn man nicht zu oft ganz curiösen Resultaten gelangen will. Man muß also fragen: wo findet auf der festen Erdoberfläche eine nicht nur relativ, sondern auch absolut gleich starke Senkung statt? Und da findet man, daß es überhaupt nur zwei solche Stellen giebt, nämlich den Abfall von den Anden Südamerikas in die Südsee, und vom Himalaja in's Thal des Ganges. Relativ gleich starke Abfälle giebt es zwar noch vielfach anderwärts; aber daß solche nicht auch unter dem Wasserspiegel allenthalben versteckt seien, dagegen läßt sich vorläufig aus der gewonnenen Erfahrung nichts schließen.

Geben somit die Resultate der bisherigen Beobachtungen keinen Anhalt für jene Behauptung, so läßt sich doch andererseits nicht leugnen, daß sie in der Natur der Sache eine Stütze findet. Erstens sehen wir auch auf dem trockenen Lande, daß die Steilheit immer größer wird, je weiter wir aufwärts steigen — im Durchschnitt natürlich, im Einzelnen ist das ja sehr verschieden; hieraus wird man umgekehrt schließen dürfen, daß nach unten zu, also wohl auch unter den Meerespiegel, die Steilheit eine immer geringere wird. Ferner ist es an sich gewiß nicht unwahrscheinlich, daß das Wasser eine nivellirende Tendenz habe; man braucht nur an die schon erwähnten unterseeischen Strömungen zu denken, welche oft unmittelbar über dem Grunde des Meeres hinstreichen und die Erhebungen desselben, zumal das Material meist ein sehr weiches und lockeres ist, sicherlich nicht unverfehrt lassen werden. Ueberhaupt ist der Meeresboden keineswegs überall in einem Zustande der Stabilität, der definitiven Gestaltung; im Gegentheil, nam wird kaum fehl gehen, wenn man ihn allenthalben als veränderlich annimmt. Von der trockenen Erdoberfläche gilt das ja in gewissem Sinne

auch. Ob die Hebung resp. Senkung der Küsten einer Niveauänderung des Landes oder des Meeres zuzuschreiben sei, ist noch immer eine offene Frage. Da sind ferner die vulkanischen Neugealtungen, welche ebensowohl über wie unter dem Meerespiegel erst in der neuesten Zeit wiederum mehrfach beobachtet worden sind. Und was auf dem trockenen Lande die Cultur des Menschen, namentlich das Entstehen und Vergehen seiner Bauwerke, in Verbindung mit der von Darwin so geistvoll dargelegten Thätigkeit der Würmer leistet, das leisten auf dem feuchten Gebiete die merkwürdigsten aller Thiere, die Corallenthiere. Hier haben wir im Gegensatz zu den obenbezeichneten nivellirenden Vorgängen eine neue und fortwährend sich erneuernde Differenzirung des Meeresbodens, und hier finden wir denn auch in der That die ausgesprochenste Gebirgsgestaltung desselben. Bei der Untersuchung des Grundes, welche Darwin in der Nähe der Cocosinseln im indischen Ocean vornahm, fand er schon in einer Entfernung von 2000 Meter vom Rande der Brandung die Tiefe des Meeres über 2000 Meter. Das ist eine Steigung von mehr als fünfundvierzig Graden!

Von den großen Weltmeeren ist der atlantische Ocean, der Trenner der beiden großen Reiche moderner Cultur, bis jezt verhältnißmäßig am besten erforscht. Dabei hat sich eine sehr interessante Thatsache ergeben. Dieser Ocean wird nämlich von einem großen, vom nördlichen bis zum südlichen Eismeer reichenden, unterseeischen Erhebungsrücken durchschnitten, und dieser Gebirgskamm — wenn man das langgestreckte Plateau so nennen darf — ahmt merkwürdigerweise die S-Form, welche uns die Westküste der alten Welt ebenso wie die Ostküste der neuen aufweist, mit großer Vollständigkeit nach. Die durchschnittliche Tiefe dieses Rückens unter dem Spiegel beträgt immerhin noch fast 3000 Meter, und nur an vereinzeltten Stellen ragt das feste Land noch näher an die Oberfläche heran oder gar, wie bei den Azoren, über dieselbe hinaus. Die Azoren sind übrigens die einzige, wirklich oceanische Inselgruppe dieses Weltmeers; sonst haben nur noch die beiden kleinen Felseneilande Ascension und St. Helena diesen Charakter; alle übrigen Inseln und Inselgruppen, also namentlich die canarischen und die capverdischen Inseln einerseits und der westindische Archipel andererseits, erweisen sich durch die Tiefseeforschung als mit dem Festlande durch unterseeische Rücken verbunden, und somit als Ausläufer des Continents. Der erwähnte große Erhebungskamm führt in seinem südlichen Theile, zwischen Afrika und Südamerika, den Namen Challenger-Rücken, in seinem nördlichen Theile, zwischen Europa und Nordamerika, den Namen Dolphin-Rücken. Noch weiter nach Norden hin erweitert er sich zu einem Plateau, welches schließlich, zwischen Island und Neufundland, fast die ganze Breite des Oceans einnimmt und für die Legung der transatlantischen Kabel von großer Wichtigkeit geworden ist. Durch den Längsrücken wird der ganze atlantische Ocean in zwei große Becken, ein östliches und ein westliches, getheilt, deren durchschnittliche Tiefe mehr als eine halbe Meile beträgt, also

soviel, wie nur die allerhöchsten Gebirge an Rammhöhe aufweisen. Noch etwas tiefer ist übrigens im Durchschnitt der stille Ocean, während der indische Ocean etwas, die Polar- und kleineren Meere aber beträchtlich flacher sind. Die tiefsten Stellen, welche man bis jetzt mit Sicherheit bestimmt hat, liegen, seltsam genug, nicht etwa mitten in den Weltmeeren, sondern ganz in der Nähe festen Landes, die eine, im atlantischen Ocean, etwa zehn Meilen östlich von der westindischen Insel St. Thomas, die andere, noch etwas tiefere, im stillen Ocean, in der Gegend der schon besprochenen steilen Senkung im Osten von Japan. Letztere ist circa 8500 Meter tief, liegt also — wieder ein merkwürdiges, zum Nachdenken Veranlassung bietendes Zusammentreffen — ziemlich genau ebenso tief unter dem Meeresspiegel, wie der Gipfel des höchsten Berges der Erde, des Gaurisankar oder Mount Everest, über demselben.

Von kleineren Meeren interessieren uns hauptsächlich Nord- und Ostsee und das Mittelländische Meer. Die Nordsee ist im Vergleich zu ihrer verhältnißmäßigen Größe und in Anbetracht ihrer großen Zugangsbreite, d. h. ihrer weiten Oeffnung gegen den Ocean hin als außerordentlich flach zu bezeichnen. Das viel schmalere und abgeschlossenero rothe Meer weist die fünf- und mehrfachen Durchschnittstiefen auf. Nur an wenigen Stellen erreicht die Nordsee die Tiefe des Kölner Doms, und selbst an der tiefsten Stelle, die auch hier wieder dicht am Festlande, an der norwegischen Küste, liegt, noch nicht diejenige des Brodens. Diese Flachheit läßt über die Bedeutung welche dem in Rede stehenden Gewässer zukommt, kaum einen Zweifel. Der Boden der Nordsee stellt eine schiefe Ebene dar, welche nichts weiter ist als eine Fortsetzung der norddeutschen Tiefebene, und welche sich nach Nordwesten zu langsam senkt. Dabei ist der Uebergang von der trockenen zur benetzten Ebene ein ganz allmählicher, wie die feuchten Rüsten und ausgegedehnten Watten an den friesischen Inseln zeigen; und auch der Grad der Senkung ist, wie die Vergleichung der Tiefenmessungen in der Nordsee und der Höhenmessungen in der deutschen Tiefebene ergiebt, unter und über dem Meere fast der nämliche. Von dem großen, Süd- und Norddeutschland trennenden Gebirgszug, also von Orten wie Breslau, Dresden, Leipzig und Frankfurt am Main, bis zur Küste beträgt der Abfall etwa 100 Meter auf 50 Meilen. Geht man nun in der Nordsee um dieselbe Strecke in nordwestlicher Richtung vor, so gelangt man in der That zu einer Tiefe von ebenfalls etwa 100 Metern. Erst da, wo die See in den Ocean übergeht, wird der Abfall des Bodens ein rapider, und es würde daher die Nordsee, vom Grunde des Oceans gesehen, wie eine gewaltige Hochebene sich darstellen. Im Zusammenhange mit diesem ebenen Charakter des Bodens der Nordsee steht übrigens noch eine andere, nicht geringere Eigenthümlichkeit derselben: Sie ist das inselärmste aller Meere; inselarm, weil das felsige Helgoland in das Reich der Küste emporragt; denn sonst müßte man, da die friesischen Düneninseln kaum mitreden dürfen — inselleer

sagen. Im Gegensatz hierzu sind die Ostsee und das mittelländische Meer-
inselreich, und ihr Boden dementsprechend gebirgig. Während aber die
Ostsee ihre durchschnittliche Seichtigkeit mit der westlichen Nachbarin theilt,
weist das Meer der ältesten europäischen Cultur Tiefen auf, welche denen
des Oceans nicht beträchtlich nachstehen. Und während die Nordsee als ab-
fallende Hochebene, die Ostsee als gleichförmiges Hügel- und Thalland zu bezeichnen
ist, bildet der Boden des Mittelmeeres drei kesselförmige Thäler, ein spanisches,
ein italisches und ein asiatisches, deren keines dem andern an Tiefe ein Be-
trächtliches nachgiebt; dazu kommt schließlich als vierter Kessel das ebenfalls
fast oceanisch tiefe schwarze Meer, obgleich das Zugangsthür eines so ge-
waltigen Gewässers kaum schmäler gedacht werden kann.

Wenden wir zum Schluß unsern Blick noch einmal auf das große
Ganze! Man hat es versucht, aus den vorhandenen Messungen die mittlere
Tiefe des Weltmeeres zu berechnen und sie der ebenfalls durch ungefähren
Calcul ermittelten durchschnittlichen Erhebung des gesammten Festlandes über
den Meerespiegel gegenüberzustellen. Die Letztere ist bei den verschiedenen
Erdbtheilen etwas, aber nicht sehr verschieden; Asien ist der am meisten, Austra-
lien — wie es scheint — der am wenigsten sich erhebende Theil des
trockenen Landes. Im Mittel erhält man etwa 440 Meter Landhöhe. Un-
gleich tiefer ist das Weltmeer. Die Zahl ist natürlich vorläufig noch etwas
unsicher; aber 3440 Meter ist ein Werth, der sich vom wahren jedenfalls
nicht sehr wesentlich unterscheidet. Das Meer ist also fast achtmal so tief,
wie das Land hoch ist. Da nun auch schon die Meeresfläche, wie bekannt,
die Landfläche an Größe um fast das Dreifache übertrifft, so gelangt man
zu dem Ergebnisse, daß der vom Wasser erfüllte Erdraum den über den
Wasserspiegel sich erhebenden Landraum um das Zwanzigfache übertrifft.
Man könnte also das gesammte über dem Meerespiegel sich erhebende
Land abtragen und in das Weltmeer versenken, ohne des letzteren Raum
und Tiefe beträchtlich zu verringern.

Wer aber Betrachtungen und Berechnungen der angeführten Art, denen
noch eine ganze Reihe ähnlicher an die Seite gestellt werden könnten, —
wer sie für werthlos erachtet, der möge darauf aufmerksam gemacht werden,
daß für einen gewissen Zweig der Erdkunde gerade auf diesem Wege das
Meiste von der Zukunft zu erhoffen ist: für die Entwicklungsgeschichte unseres
Planeten, das heißt für die Lösung des Problems, wie aus Einfachem
Zusammengesetztes, aus Gleichartigem Verschiedenartiges, so wunderbar Ver-
schiedenartiges, Land und Wasser, Höhen und Tiefen, Ebenen und Gebirge
hervorgehen konnten. Daß aber in jedem Gebiete der Naturwissenschaft
gerade die Entwicklungslehre das höchste Interesse zu beanspruchen be-
rechtigt sei, darüber ist die heutige Forschung mit sich einig.



Zur Charakteristik Eduard Lasfers.

Don



Am Ruheplatz der Todten
Da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten
Bei Kreuz und Reichenstein.
Zu Döfingen war's anders — —



nders ist es auch um die Ruhestätte Lasfers. Nachdem schon seit Jahren sein Name in den Hintergrund getreten war, ist über dem kaum geschlossenen Grabe der Kampf der Meinungen um die Bedeutung seiner Persönlichkeit, über den Werth seiner Leistungen mit neuer Heftigkeit entbrannt, und durch genügend bekannte Vorgänge werden die Wellen dieses Streites sogar bis in den Sitzungssaal des Repräsentantenhauses zu Washington geworfen. Wie schwierig es unter solchen Umständen für Jeden, namentlich für Jemand, welcher die letzten zwei Jahrzehnte hindurch mit im politischen Leben gestanden und in den inneren Kämpfen für und wider Partei ergriffen hat, sein muß, dem Gegenstande des gegenwärtigen Streites, Eduard Laffer, eine kühl abwägende objective Würdigung zu Theil werden zu lassen, darauf braucht kaum hingewiesen zu werden; hat doch in dem größeren Theile des angeedeuteten Zeitraums der Name Laffer die Bedeutung einer Standarte gehabt. Unmöglich geradezu ist es, schon jetzt eine Schilderung des Hingegangenen zu geben, welche nicht selbst in engerem Kreise, in diesem und jenem Punkte Widerspruch hervorrufen müßte. Während aber, sowohl was Autor als Publikum anbelangt, für eine wirklich historische Betrachtungsweise die Zeit noch nicht gekommen ist, ist diejenige für eine im Style der bloßen Gedächtniß- oder Lobrede gehaltene Schilderung bereits vorüber. Der Zeitpunkt für eine Behandlung des an sich so interessanten Gegenstandes, sie mag sich nun der historischen Darstellungsweise oder der Gedächtnißfeier nähern, ist also die

möglichst ungünstige, und wir müssen von vornherein um die Nachsicht der Leser bitten.

Keinen Widerspruch haben wir zu gewärtigen so weit die rein menschliche Seite des von uns zu zeichnenden Charakterbildes in Betracht kommt. Eduard Lasker war — dies muß an erster Stelle hervorgehoben werden — ein *self made man*, freilich nicht in dem derb materiellen Sinne, wie der angelsächsische Ausdruck gewöhnlich gebraucht wird. Weder zu Reichthum noch zu äußeren Würden hat sich Eduard Lasker während seines arbeitsvollen Lebens hindurchgerungen; nicht etwa weil seinem Streben der Erfolg sich versagt hätte; Beides lag vielmehr, namentlich so lange seine politische Bedeutung im Zenith stand, vor ihm ausgebreitet, nur Besitz hätte er zu ergreifen gebraucht. Wäre es angebracht, hier in's Einzelne zu gehen, es ließen sich Thatfachen anführen, welche den Verstorbenen ohne Weiteres den glänzendsten Namen des Alterthums, die uns von der Ueberlieferung als Muster selbstloser Größe gezeichnet werden, zur Seite stellen. Wahrhaft antik geartet war, was die Anspruchslosigkeit bezüglich der äußeren Güter des Lebens betrifft, sein Charakter; antik, nicht asketisch, denn letztere Bezeichnung würde die innere Harmonie, die Fähigkeit, alle idealen Güter des Lebens sich anzueignen, die innere Bereitschaft für jeden ästhetischen Genuß, wie sie Lasker eigenthümlich war, ausschließen. Nicht Gleichgültigkeit, nicht stumpfe Unempfänglichkeit für die äußeren Reize des Lebens war es, was ihm den Gesichtszug des stoischen Philosophen gab, sondern die absolute Unterordnung unter jenen kategorischen Imperativ, ein Pflichtbewußtsein von seltener Schärfe und Empfindlichkeit. Die Verwendung seines Könnens für materielle Zwecke persönlicher Art kam für ihn nur so weit in Betracht, als äußere Bedingungen uns durch die menschliche Nothwendigkeit auferlegt und auch dem Genügsamsten für das Gleichgewicht des innern Lebens nothwendig sind.

Wenn wir also Lasker als einen Mann bezeichnet haben, der Alles, was er geworden, aus dem Schatze seiner persönlichen, inneren Mittel heraus entwickelt hat, so soll damit nur an's Licht gestellt werden, daß ihm bei der Arbeit, sich geltend zu machen und den seinen Fähigkeiten und seinem inneren Thätigkeitstriebe entsprechenden Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten zu gewinnen, fast keine der Schwierigkeiten erspart blieb, welche das Leben denjenigen entgegenthürmt, die weder durch Herkunft noch durch Glücksgüter von Anbeginn ihres Daseins an eines Vorzugs im allgemeinen Weltkampfe genießen.

Genügt schon diese Thatfache, zusammengehalten mit den Höhepunkten der Lebensentwicklung Lasfers, ihn zu einem außerordentlichen Menschen zu stempeln, so wird dieser Eindruck noch durch eine zweite wesentlich verstärkt und vertieft, welche ihn nicht nur als eine an Verstand und Thatkraft, sondern auch an Herz und Gemüth ungewöhnlich reich ausgestattete Persönlichkeit erscheinen läßt. Gerade eine auf Strenge gegen sich selbst, auf die gespannteste Arbeit gegründete Lebensentwicklung wie die seinige pflegt sonst

das Herz gegen weiche Empfindungen abzustumpfen, es namentlich in Beziehung auf Andere zu verhärten und zu rücksichtsloser Strenge geneigt zu machen. Daß dies bei Lasker nicht der Fall war, haben wir mit Bezug auf die Würdigung des Schönen und die ästhetische Genußfähigkeit bereits weiter oben angedeutet, aber auch im Verhältniß zu anderen Menschen hat er stets ein warm empfindendes Herz, ein zugängliches Gemüth bewiesen. Immer hatte der vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht hinein arbeitende Mann doch Zeit übrig für solche, die sich um Rath und Hilfe an ihn wandten; wie mancher Noth ist von ihm abgeholfen, wie manches aufstrebende Talent von ihm gefördert worden! Strenge gegen sich selbst, hörte er doch nicht auf empfindend, ja liebenswürdig gegen Andere zu sein.

Bis hierher haben wir, die rein menschlichen Eigenschaften Eduard Lasfers in einen knappen Rahmen zusammenfassend, ein durchaus glänzendes Bild von ihm entwerfen können. In der Natur des Endlichen liegt es jedoch, daß scharf ausgeprägte, den Gesamtmenschen dominirende Charaktereigenschaften, auch wenn sie an und für sich vortrefflichster Art sind, doch wieder nach irgend einer Seite hin eine Unzulänglichkeit in sich schließen. Von dieser Unzulänglichkeit werden wir mitunter zu reden haben, indem wir zur kurzen Würdigung des Politikers Lasker übergehen.

Auch bei dieser Würdigung haben wir zunächst auf eine glanzvolle Vergangenheit zurückzublicken. Von den vierzehn Jahren (1865—1879), welche Lasker dem preussischen Abgeordnetenhause, von den sechszehn (1867 bis 1883), welche er dem deutschen Reichstage angehörte, umfaßt ein Jahrzehnt, die Zeit von 1867 bis 1877, die Glanzperiode der nationalliberalen Partei und zugleich die hoffnungsfreudige, trotz arger Jugendflegeleien glänzende erste Entwicklung des in frischer Kraft sich fühlenden und zum ersten Mal seine Glieder frei bewegenden neuen Deutschland. Schon daß Lasker ein Mitbegründer der nationalliberalen Partei, also ein Organisator desjenigen Theils der deutschen Nation war, welcher von Anfang an zu positivem Mitwirken an dem Ausbau und der Festigung des Norddeutschen Bundes und des neu begründeten Reiches entschlossen war, sichert ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Erinnerung der deutschen Nation. Und welche Stellung hat er von Anfang an in dieser während einer so bedeutungsvollen Zeit maßgebenden Partei eingenommen! Kann man ihn auch nicht als ihren Führer bezeichnen — einem Einzelnen konnte sich diese große, von Anfang an bunt zusammengesetzte Partei nicht unterordnen, so gelangte er doch alsbald im Reichstag und im Abgeordnetenhause zu dominirender Bedeutung. In allen Fragen der inneren und der äußeren Politik, soweit die letztere überhaupt in Frage kam, war er ihr schlagfertigster, stets fest im Sattel sitzender Redner. Nichts ist ungerechtfertigter, als wenn man Lasker einen Schönredner nennt. Gerade die äußere Form seiner Rede ließ fast immer zu wünschen übrig; fast zu gedankenreich, hat er, dem sich im Sprechen, während er einen Gedanken ausführte, immer neue dazwischen-

drängten, fast nie eine Periode correct zu Ende gebracht. Nicht einmal sein Organ hatte etwas Bestehendes, und wenn seine Reden zündeten und packten, so war dies nur der Wärme der Ueberzeugung, mit welcher sie vorgetragen wurden, und ihrem stets mit sachlichem Material reich ausgestatteten Inhalte zuzuschreiben. Der Zauber, welchen Lasfer als Redner ausübte, bestand darin, daß er in jedem Hörer sofort das Gefühl hervorrief, der Redner beherrsche den Stoff vollständig, für ihn sei die Rede nicht Selbstzweck, sondern wirklich nur die Vermittelung gründlich gefestigter Kenntniß an die Zuhörer. Wer einmal mit Lasfer in einer parlamentarischen Commission gesessen, weiß, daß er immer festgesetzt erschien, mochte es sich um eine noch so schwierige und verwickelte Vorlage handeln, deren Beurtheilung die eingehendsten Vorstudien erforderte. Die Gewinnung einer solchen, wohl begründeten, autoritativen Stellung war selbst für einen so reich begabten, Alles schnell auffassenden und in sich verarbeitenden, mit Sicherheit zum Kerne bringenden Kopf wie Lasfer nur durch den angestrengtesten, unermüdlichsten und — aufreibendsten Fleiß möglich. Völlig ausgehend in den öffentlichen Angelegenheiten, fand er eben in diesen Arbeiten seine innere Befriedigung, aber daß er dabei schonungslos mit sich selbst verfuhr, rächte sich mit der Zeit nicht bloß an seinem eigenen Gesamtbefinden. Lange Zeit und in den wichtigsten Fragen hat Lasfer als der thätigste, sachlich bestinformirte Parlamentarier den Nationalliberalen im Abgeordnetenhaus und im Reichstage ihren Willen interpretirt, und die, man kann ja immerhin sagen vornehme Passivität anderer Führer, z. B. v. Bennigjens, hat dieser Stellung Lasfers Vorschub geleistet. Hieraus entwickelte sich bei ihm mit der Zeit, ohne daß man ihm einen schweren Vorwurf daraus machen dürfte — war ja vielen bequemerer Naturen diese Arbeitsbiene sehr erwünscht, — ein Zug der Unbulsamkeit. Wenn er, namentlich in Fraktionsitzungen gesprochen, konnte er Widerspruch nicht mehr gut ertragen, und wer solchen wagte, mußte sich darauf gefaßt machen, von dem allezeit schlagfertigen Redner in einer manchmal empfindlichen Weise abgetrumpft zu werden. Darum wurde es mit der Zeit stiller um ihn bei solchen Gelegenheiten, und allzusehr entbehrte vielleicht manchmal seine Meinung des Gegengewichtes.

Man hört oft den weiteren Vorwurf gegen Lasfer erheben, er sei für einen praktischen Politiker zu überwiegend Idealist gewesen. Auch dieser Vorwurf, so schlechtweg hingestellt, kann vor den historischen Thatfachen nicht Stand halten. Er war der schneidigste und gewandteste Vertreter der praktischen Compromißpolitik, für welche gerade seine von der Wärme aufrichtigster Ueberzeugung durchdrungene Beredtsamkeit oft Wunder gewirkt hat. Einen gefährlicheren Gegner als ihn, hat der rücksichtslose Doctrinarismus der Fortschrittspartei nie gehabt, und sie vergalt ihm das mit offen ausgesprochenem Hass. Noch jetzt, obgleich doch zwischen dem weiter oben erwähnten Jahrzehnt und der Gegenwart ein bedeutungsvoller Zeitraum von sieben Jahren liegt, haben fortschrittliche Organe bei der jüngst

vollzogenen Verschmelzung ihrer Partei mit der Seceſſion erklärt, daß eine ſolche Vereinigung für die erſtere nur nach dem Verſchwinden Laſters vom Schauplatze möglich geweſen ſei. Ein guter Idealismus war es gewiß, der Laſter trieb, dem Fürſten Biſmarck bis an die für ihn gegebene Grenze der Möglichkeit für die Geſetzgebung in Preußen und im Reiche und für die innere Feſtigung des letzteren ſeine, wir dürfen wohl ſagen mächtige Unterſtützung zu leihen. Es geſchah das nicht immer in ungetrübter Freundschaft. Laſter ſtrebte eine organiſche Ausgeſtaltung der Reichsgewalten an, während Fürſt Biſmarck mit Geringschätzung auf ſolche „Aeußerlichkeiten“ blickte und die Inſpirationen ſeines Genius nicht durch eine conſtitutionelle Maſchinerie einengen laſſen wollte. Auch zuſammengehend ſtellten ſo Biſmarck und Laſter, der Mann der perſönlichen Initiative, der geniale Utilitariſt, und der Verfechter des conſequent ausgeführten Rechtsſtaates, einen inneren Gegenſatz dar. Fürſt Biſmarck duldete ihn in der Zeit von 1867—1877 auch nur als Bundesgenoſſen, weil er mit der politiſchen Nothwendigkeit rechnete und weil er Laſters perſönliche Bedeutung ſehr wohl erkannte. Es lag gewiß keine Geringschätzung darin, wenn er ſich einmal in erbitterter Stimmung über Laſter äußerte: „Seine Thätigkeit erſchwert das Regieren vielleicht in einem höheren Maße, als diejenige irgend eines anderen Mitgliedes dieſes Hauſes.“

Es läßt ſich aber, obgleich Laſter der hervorragendſte und wirkſamſte Vertreter der practiſchen, d. h. der Compromißpolitik des Nationalliberalismus war, nicht leugnen, daß durch ſein Weſen doch ein innerer Zwieſpalt ging, erzeugt eben durch die ihm von ſeinem Verſtande und ſeiner patriotiſchen Erkenntniß dictirte Politik. In ſeinem Innerſten war er Idealist, und wenn er compromittirte, ſo geſchah das nur, indem ſeine Empfindung ſeinem rechnenden Verſtande ein ſchweres, dem Patrioten Laſter hoch anzurechnendes Opfer brachte. Ihre Rechtfertigung fand dieſe Politik in der Hoffnung, die ſich ſelbſt wiedergegebene deutſche Nation werde ſich organiſche freie Inſtitutionen ſchon zu erringen wiſſen, vorerſt gelte es, den gewaltigen Mann an der Spitze Deutschlands mit Hilfe der Compromiſſe ſachte und ſchonungsvoll auf den Boden des Rechtsſtaates zu leiten, jedenfalls aber zu vermeiden, daß durch eine herausfordernde Oppoſition Fürſt Biſmarck zu einer direct antiliberalen Schwenkung gereizt werde. Wenn ſich aber in gewiſſen Momenten die Schwierigkeiten, welche die Eigenart Biſmarcks und der Gang der inneren Entwicklung dieſer Politik entgegenthürmten, klarer als je ſonſt herausſtellten, dann lehnte ſich der Idealist in Laſter gegen die Compromißpolitik auf, und in ſolchen Momenten des Unmuths und der inneren Unzufriedenheit brach er ein und das andere Mal durch die Schranken ſeines eigenen Programms, um ſich Luſt zu machen. Solche Momente waren politiſch um ſo weniger glückliche, als Laſter ihnen keine weitere Folge gab, vielmehr, nachdem die Wallung vorüber, wieder zu der vorherigen Haltung zurückkehrte, während der Reichskanzler über ſolche Vorgänge getreulich Buch, führte

Wir haben in der obigen allgemeinen Charakteristik gewiß nicht hinter dem Berge gehalten, wo es galt, auch die Schatten im Bilde des Politikers Lasfer zu zeigen. Wenn wir aber nunmehr zu einer kurzen und selbstverständlich lückenhaften Aufzählung der hauptsächlich parlamentarischen Thaten Lasfers übergehen, so sind es zunächst wieder glänzende Verdienste des Hingegangenen, welche wir hervorzuheben haben. Alle nationalen Güter, welche die große Zeit von 1866 bis 1870 uns gebracht hat, sind uns, wohl weil das deutsche Volk schon während eines halben Jahrhunderts vor 1866 die Wiederaufrichtung eines einigen deutschen Reiches ersehnt und erstrebt hatte, heute schon so selbstverständlich, daß man daran erinnern muß, welches unvergängliche Verdienst sich die nationalliberale Partei unter hervorragender Mitwirkung Lasfers im Jahre 1867 um Deutschland erworben hat, indem sie, um die Verfassung des norddeutschen Bundes zu Stande kommen zu lassen, auf ihre Forderung von Diäten für die Reichstagsabgeordneten verzichtete, indem sie ferner im Sommer 1870 das Zustandekommen des deutschen Strafgesetzbuches nicht von der Frage der Todesstrafe scheitern ließ. Auch das Zustandekommen des Militärseptennats des Jahres 1874 darf kühnlich zu den hohen Verdiensten Lasfers und der nationalliberalen Partei gerechnet werden. Die damaligen internationalen Verhältnisse waren sehr verschieden von den heutigen; die Thronrede zur Eröffnung des gegenwärtig versammelten Reichstages konnte mit Genugthuung hervorheben, daß die Bedeutung des deutschen Reiches für den Weltfrieden von den Regierungen und Völkern Europas anerkannt sei; 1874 aber waltete noch vielfaches Mißtrauen gegen die Neuschöpfung des deutschen Reiches vor, und die folgende Zeit brachte die russisch-französischen Zettlungen, brachte Gambettas Versuch, Deutschland durch die ihm aufgezwungene Concurrenz mit dem reicheren französischen Nachbar in der Kriegsbereitschaft finanziell zu ruiniren. In dieser Zeit hätte auch eine alljährliche Feststellung der Friedenspräsenzstärke durch den Reichstag an der Militärlast Nichts ändern, sondern nur zu unerquicklichen, fruchtlosen Discussionen führen können. Heute wird Jedermann dies einsehen.

Das unvergänglichste Ruhmesblatt aber hat die nationalliberale Partei dem reichen Kranz ihrer früheren Verdienste hinzugefügt, indem sie 1876 für die deutsche Justizreform, für die einheitliche Gestaltung des deutschen Rechtswesens eintrat und dieselbe so, wie sie damals eben zu erreichen war, acceptirte. Es ist wahr, die deutschen Justizgesetze sind in manchen Punkten hinter berechtigten Erwartungen zurückgeblieben, und namentlich die die Presse betreffenden Bestimmungen sind sehr ansechtbar, haben auch einige deutsche Staaten einen wesentlichen Schritt hinter ihre damals bestehenden Einrichtungen zurückgebracht, aber Lasfer hatte vollständig Recht, wenn er mit Bezug auf die einheitliche Ordnung des Rechtswesens, des Verkehrslebens und der militärischen Einrichtungen sagte: „Jede dieser Einrichtungen ist an sich von solcher Bedeutung, daß sie auf 5 oder 10 Jahre hinausgeschoben ebensoviele Jahre die Nation in einem wichtigen Lebenselement verkümmern

heißt.“ Für seine Verdienste um das Zustandekommen der Justizreform haben zwei deutsche Universitäten ihm den Ehrendoctoratitel verliehen.

Nur kurz berührt sei es hier, daß für das Zustandekommen der Verwaltungsreform, der Gewerbeordnung, des Armengegesetzes u. i. w. die deutsche Nation resp. das preußische Volk Lasfer zu ebenbürtigem Danke verpflichtet ist, wie hinsichtlich der Justizgesetze.

Alle diese Thaten sichern Lasfer den Ruhm eines nicht nur treuen, sondern auch muthigen Patrioten, und zwar ebensowohl als Kritiker der Regierungsvorlagen wie auch als praktischer Compromißpolitiker; denn während er und die nationalliberale Partei um ihrer kritischen Haltung willen von Seite der Regierung wenig Dank ernteten, verfielen sie andererseits der maßlosten agitatorischen Anfeindung von links her. Die schneidige Ansprache des nationalliberalen Centralwahlcomites an das deutsche Volk, welche im Jahre 1876 die zuletzt genannten Angriffe schlagend zurückwies, war von Lasfer, dem Unermüdlichen, verfaßt.

Als der eigentliche Ehrentag Lasfers wird von Vielen jener 7. Februar 1873 bezeichnet, an welchem er seine wie ein Blitzstrahl wirkende Rede über die Gründungen in die Welt schleuderte. Die so sagen, haben in einer Beziehung Recht; nur ein Mann mit so fledenloser Vergangenheit, mit so reinen Händen wie der Abgeordnete Lasfer konnte in jener Zeit solche zerschmetternde Anklagen erheben, ohne selbst mit zerschmettert zu werden, und es darf wohl an dieser Stelle daran erinnert werden, daß alle damals und in der Folge gegen Lasfer geschleuberten Angriffe an der Unantastbarkeit des Mannes wirkungslos abprallten. Selbst der Kriegsminister von Roon mußte eine Anklage, welche er gegen Lasfer erhob, nachdem dieser am 14. Januar 1873 bei der Berathung des Eisenbahnetats das Versehen des Handelsministers Grafen von Tzenpliz bei der Vergebung der Eisenbahnconcessionen getabelt hatte, bald darauf selbst als ungerechtfertigt anerkennen.

Es wird vielfach vorgebracht, Lasfer hätte jene Februarrede überhaupt nicht halten dürfen, weil sie politisch unklug gewesen sei und weil sie den Zusammenbruch des Jahres 1873 nur beschleunigt habe. Was diesen Vorwurf anbelangt, so ist vor allen Dingen daran zu erinnern, daß Lasfer sich mit der Rede vom 14. Januar begnügt hätte, wäre er nicht zu der zerschmetternden Rede vom 7. Februar durch den Handelsminister Grafen von Tzenpliz und den Grafen von Roon ausdrücklich herausgefordert worden. Politisch klüger wäre es vielleicht gewesen, zum Sturze des damaligen Handelsministers nicht so gewaltiges Geschütz aufzuführen. Lasfers Rede wurde von der lauernden Reaction für eine vernichtende Kritik an der „liberalen“ Gesetzgebung ausgegeben, und dieselbe zögerte nicht, gerade hier die Hebel einzusetzen, gewiß, da Lasfer so Viele, bis in die nächste Nähe des Reichsfanzlers, mehr oder weniger schwer verletzt hatte, auch viele Bundesgenossen gewonnen zu haben. Man kann also zugeben, daß Lasfers damalige Rede, obgleich ihr Inhalt niemals widerlegt worden ist, mehr für

das reine Bewußtsein, die unbefleckte Rechtsschaffenheit des Redners und seinen persönlichen Muth als für sein Geschick zu politischer Führerschaft Zeugniß abgelegt hat.

Einen unbestreitbar schlimmen Streich spielte ihm in der weiter oben erörterten Art sein Idealismus, als er im Jahre 1877 jene, man kann nicht anders sagen als weinerliche Rede zu Gunsten einer Revision der Maigesetzgebung hielt. Die spätere Regierungspolitik hat ihm ja Recht gegeben, aber ob es damals angezeigt war, einen solchen Schlag gegen den Minister Falt zu führen, darf doch mit gutem Grunde angezweifelt werden. Jedenfalls brachte diese Rede erheblichen Zwiespalt in die nationalliberale Partei selbst.

Als die schwerste Sünde Lasfers wird es bezeichnet, daß er in dem eben erwähnten Jahre den Eintritt Bennigsens in das Ministerium verhindert habe, indem er denselben an die Bedingungen der Gewährung constitutioneller Garantien und des Miteintritts verschiedener anderer liberaler Führer geknüpft habe. Von hervorragender Seite wurde seine angebliche Wirksamkeit in dieser Frage mit einer sehr derben Ausdrucksweise verurtheilt. Gerade nun über die hier in Frage kommenden Vorgänge „Enthüllungen“ zu geben, ist heutigen Tages unthunlich. Das aber darf auf Grund der besten Informationen hier constatirt werden, daß keine der gegen Lasfer erhobenen Anklagen grundloser und unverdienter ist als diese. Gerade er besaß die nöthige Selbstlosigkeit, in diese Frage nicht unzeit und störend einzugreifen. Sein eigener Name kam ja bei der verhandelten Combination überhaupt nicht in Betracht, und gerade er verhielt sich zu den etwaigen Entschlüssen v. Bennigsens am indifferentesten. Zwischen jener Zeit und der früheren lag ohnehin das für Lasfer kritische Jahr 1875, welches ihm eine schwere Erkrankung brachte, nach deren Ueberwindung er nicht mehr die alte Elasticität und Arbeitsfrische besaß. In der Bennigsen'schen Angelegenheit hat er sich nichts weniger als vorgedrängt.

Was endlich die Secession des Jahres 1880 betrifft, so wollen wir die Streitfrage hier nicht entscheiden, ob dieselbe zu früh oder nicht vielmehr zu spät eingetreten ist. Vollzogen werden mußte der Schritt jedenfalls, denn die nationalliberale Partei hätte ihr ungetheiltes Fortbestehen auf die Dauer nur mit einer Lüge erkaufen können. Die kommende Wendung in der Politik des Fürsten Bismarck warf schon 1876 deutliche Schatten voraus. Gewiß ist, daß Lasfer nur sich selbst treu blieb, wenn auch er 1879 die Fortsetzung der Compromißpolitik für unthunlich erklärte; denn daß es nicht bei der Controverse über die Zollfrage bleiben würde, dafür sprachen deutliche Anzeichen. Es hieß doch nicht einfach die Flinte in's Korn werfen, wenn Lasfer und Andere sich weigerten, die Verantwortung für das Kommenende ebenso mit zu übernehmen wie für die Gesetzgebung von 1867 bis 1876. Es hat ohne Zweifel sein Gutes, wenn künftig man einmal die sogenannte liberale Aera und die gegenwärtige conservative vergleichend gegen einander halten kann.

Lasfer hat zu sehr und zu lange im Vordergrund einer kampf- und entwicklungsreichen Zeit gestanden, als daß nicht viele Jahre noch das Urtheil über ihn, je nach dem Parteistandpunkte des Urtheilenden, verschieden ausfallen sollte. Den Menschen Lasfer haben aber selbst seine Gegner nicht anzutasten vermocht, und auch seine politische Thätigkeit findet, soweit das Eingangs erwähnte Jahrzehnt in Betracht kommt, weit über den Preis seiner Gesinnungsgeossen der letzten Jahre hinaus dankbare Anerkennung. Mit einem Blick auf die Bedeutsamkeit der Fragen, welche seit 1867 zur Lösung gestellt waren, und zu denen sich für die jüngste Zeit neue, noch schwierigere gesellt haben, darf man, ohne dem Verstorbenen zu nahe zu treten, die Absprechenden wohl auch an das alte Wort „In magnis voluisse sat est“, erinnern; vielleicht werden einst noch Andere zu ihren Gunsten an diesen Spruch appelliren.

Mit Bezug auf Lasfer aber möchten wir hier zum Schlusse an ein anderes Wort erinnern, welches ein deutscher Dichter in großer Zeit an unser Volk gerichtet hat, und dieses Wort lautet:

Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch uns're Urne mit dem Eichenfranz!





Illustrirte Bibliographie.

Ästhetik des Kunstgewerbes. Ein Handbuch für Haus, Schule und Werkstätte von Jakob von Falke. Stuttgart, W. Spemann.



schwerlich hat ein einziges Menschenalter jemals eine so volle ständige Ummwälzung des Geschmacks erlebt wie das unsrige. Die „gute Stube“ unserer Eltern ist zum Spott geworden, das Mahagoni ist entfernt, jenes prozenhafte Holz, mit dessen Einführung uns das kunstverständige England beglückt hatte; unser Haustrath zeigt wieder kräftige Formen und bunte Farben, und wer sich früher über eine läppiſche Spielerei,

etwa ein Tintenzaß in Gestalt einer Pichelhaube, oder über einen kindischen Schwindel — eine gestickte Landschaft auf einer Fußbank — begeistert hätte, der freut sich heute über eine schöne Bronze, einen Steingutkrug — oder hält es wenigstens für anständig, sich so zu stellen. „Auf einem weiten, ja auf dem weitesten und populärsten Gebiete der Kunst haben sich die Ansichten gereinigt, hat sich der Geschmack reformirt, hat sich im Gewerbe ein neues Feuer entfacht, ist das Haus umgeschaffen, sind Schulen und Museen gegründet, ein neues, seit langem unbekanntes Interesse über alle Länder erweckt worden: ein neues Stück Culturleben ist hervorgerufen.“ So schreibt Falke in dem Vorworte zu seinem schönen Buch. „Aber,“ — fährt er fort, — „noch ist das Werk nicht zu Ende. Noch giebt es weite Gebiete, wohin diese Ideen nicht gedrungen sind, wo sie sich heimisch gemacht haben, ist noch lange nicht jede Ecke, jeder Rest von ihnen ausgefüllt. Schon wächst eine neue Generation heran, welche ebenso der Lehre bedarf, welche dem Verständniß, dem Interesse an diesen Dingen der Schönheit gewonnen und erhalten werden muß. Schon zeigen sich, wie es bei frischem und freudigem Aufschwunge nicht ausbleiben kann, Irrwege und Irrlehrer, denen gegenüber auf den Weg des Rechts nur um so stärker und bestimmter hinzuweisen ist.“ In dem Munde Jemandes, der von Anfang an ein Vorkämpfer der neuen Richtung im Kunstgewerbe gewesen, ist das ein ernstes Wort.

Doch nicht allein aus diesem Grunde ist ein Buch wie das seinige, das, faßlich und ansprechend, auch für den Laien einen Leitfaden des Stilvollen abgiebt, nöthig gewesen und willkommen zu heißen. In der That ist durchaus noch nicht Alles gut in dieser herrlichsten der Kunstblüthen. Das könnte uns schon der Tadel, ja der Hohn der Gegner beweisen. Da wird auf die verdüsterten Zimmer gescholten, deren Büxenscheiben Licht und Luft den Zutritt wehren, auf den übermäßigen Aufwand von Stoffen, die Staub und Gerüche festhalten, da lacht man über das Einzwängen unsres Lebens in abgestorbene Formen und verlangt, daß der Hausherr die Pelzhaube anziehen und die Hausfrau die Kugelhaube aufsetzen solle, den Mummenschanz vollständig



Maria Antoinette mit dem Dauphin, Siskitgruppe, Sedres.
Aus Gasse: Aesthetik. Stuttgart, W. Spemann.

zu machen. Man möchte ja gern die Achseln darüber zucken. Es sind die Lober der guten alten Zeit, Leute, deren verkümmertes Auge den Reiz der Form und Farbe nicht wahrnimmt, Fanatiker frischgewaschener Gardinen und weißgestrichener Studdecken! Aber es ist doch nicht allein der Ungeschmack, das Hängen am Alten, die so reden. Unter den Wortführern besizen Einzelne Stimmen von Gewicht: ihr Name allein könnte uns nachdenklich machen.

Das Neue ist die Frucht undenkbarer Arbeit, einer Arbeit von edelster Art, die allein schon ihrem Ziele die allgemeine Theilnahme sichern muß. Aber diese Umwälzung, die nur möglich war in einer reichen und eiteln Zeit, hat auch deren Einwirkung erfahren. Noch ist sie ihr nicht dienstbar; aber ausgenützt und mißbraucht wird sie reichlich von ihr. Ueberall schwirrt das Wort „Stilvoll“, schon hat es uns sogar von unsrer Bühne herab geäfft, die doch sonst nicht eben schnell im Erfassen des Zeitgemäßen ist. „Stil“ ist ein Gegenstand der Mode geworden, und gar zu häufig muß man in dem, was sich für Kunstfreude ausgiebt, den hysterischen Zug erkennen, den Beistand, in den die Welt verfällt, sobald die Göttin den klingelnden Herrscherstab erhebt.

Bliden wir doch um uns! Vor zwei Jahren nahm das Cuivre poli überhand. Gott weiß, wer das Zauberwort ausgegeben hatte! Alles stürzte sich auf die blinkenden Stücke, in allen Verhältnissen wurde in dem bequemen, leicht zu behandelnden Stoffe gearbeitet. Dann tönte auf einmal der Schrei, daß viel zu viel Cuivre erzeugt würde, daß wir eine Ueberproduction hätten — als handelte es sich um Kohlen oder Eisen, oder auch um Nähmaschinen. Und während in allen den Läden, wo ein kleines Silberstück die Preisgrenze bildet, Cuivre sich an Cuivre drängte, Rahmen aus Cuivre,



Bacchantin, Griechisches Mezzorelief.

Aus Falke: Aesthetik. Stuttgart, W. Spemann.

Feller aus Cuivre, Aufsätze mit dem mahnenden Spruche: „Genöthigt wird nicht“ — hatte die Mode sich schon abgekehrt und spielte mit den Majoliken. Man gehe nur einmal durch die Friedrichstraße und beobachte den Erfolg — zähle, wer Alles Majoliken feil hält! Nicht bloß Töpfer und Glaser, denen das ja billig zukommt: der Buchbinder, der Bürstenbinder, der Barbier — und natürlich stellt auch der Fünfpfennigmann sogenannte Majoliken in das Schaufenster. Und was für Majoliken! Bedruckte Pappe in unmöglichen Farben mit einem Rand aus verkupferten Blech. Da haben wir immer noch die alte Neigung zum Schwindel, zum Nachgemachten, der es ganz gleich ist, ob sie im „Stil“ arbeitet oder in Pariser Ateliers.

Man hat sich weiblich lustig gemacht über das bekannte Renaissancezimmer. Ueber das thronartige Sopha, auf dem man weder sitzen noch liegen kann, und auf dem sich ein gewöhnlicher Sterblicher ungefähr so behaglich fühlt wie auf dem fliegenden Red — über den Tisch mit gekreuzten Füßen, unter dem man die Beine nicht ausstrecken kann, und über die Humpen, aus denen kein Menich trinken mag. Der Witz ist so billig wie der Geschmack Derjenigen, die dazu Gelegenheit geben. Aber bedenklicher als dieses Festhalten an dem, was der Händler für „Stil“ verkauft, ist der Ektecticismus der Feinsinnigen, der wirklichen Kenner. Da hängen sie ein japanisch Gewebe dicht neben ein Bildniß in reichgeschmücktem Rahmen, stellen ein Nichts aus Bambus neben ihr massives Schreibpult, eine mittelalterliche, bunte Holzpuppe neben



Brüsseler Wandteppich. 16–17. Jahrhundert.

Aus Falke: Aesthetik. W. Spemann.

eine Statuette von Rietschel, ein paar zopfige Leuchter zwischen antike Tonfiguren. Sie wissen, was sie thun: und Jeder wird sich an dem Anblicke freuen, denn er ist schön. Aber gerade das ist das Schlimme. Denn jeder solcher Meister in der Kunst zu wohnen hat mindestens ein halbes Duzend Schüler. Wie es bei denen aussieht, das wäre ja gleichgiltig; aber durch sie verbreitet sich eine Art von künstlerischem Nihilismus, der ebenso unverständlich wie großbrodig ist. Auch die Kunst hat ihre Mystik: sie gebehrt nur, wo ihr naiv gehuldigt wird.

Unserem Leben fehlt die Beschränktheit. Unsere nationale Widerstandskraft gegen fremde Eindrücke ist überhaupt nie erheblich gewesen, und die Gegenwart drängt noch überdies die Völker gar zu eng aneinander. Solche Umstände erschweren das Aufziehen der neuen Kunstblüthe ungemein. Wenn sich ein Stil ausbildet, so geht die Bewegung ungetheilt in einer Richtung und schließt Unterströmungen aus. Ob sich aber jemals wieder eine solche Vereinigung des ganzen Volksgeistes in einem Gedanken finden wird, das kann man höchstens zu hoffen wagen. Gewonnen wäre schon über Erwarten, wenn das Verständniß, die bloße Empfänglichkeit für das Schöne allgemeiner würde, wenn die Freude an künstlerischem Schmucke des Lebens allmählich

ehrlicher würde. Bis dahin ist jedenfalls noch ein weiter Weg. Noch immer findet man zum Beispiel keine rechte Farbenfreude, findet man immer noch die abgedämpften Töne, die für die Zelle des Sträflings oder des Büßers erfunden scheinen. Wir halten nicht mehr an der Einfarbigkeit von Sopha und Vorhängen fest — aber dessen ungeachtet sind wir, was die Farbe anlangt, noch immer in der „guten Stube“.

Falkes Kesthetik ist keine Anweisung auf den vollkommenen Stil. Sie ist eher ein Leitfaden des strengeren Eklekticismus. Er verkündet nicht ein bestimmtes Ideal, sondern prüft das Vorhandene, läßt die Künste des Orients, des Alterthums,



Wandteppich von Arras 1490—1500.
Aus Falkes: Kesthetik. Stuttgart, W. Spemann.

der neueren Zeit und auch die Wunder, welche uns allerneuestens aus dem fernen Osten herbeigeschifft werden, an uns vorübergehen. Zumer aber behält er den Maßstab in der Hand: er ist kein Nihilist, sondern bleibt immer der Vertheidiger des Schönen, Wahren, gegen tändelnde Verückung. Wir wissen ja, was er in den langen Jahren des Kampfes um die Wiedergewinnung des Kunstgewebes geleistet hat: wir haben ihn stets in der vordersten Reihe gesehen. Sein neues Buch wird jedenfalls in weiten Kreisen wohlthätigen Einfluß ausüben.

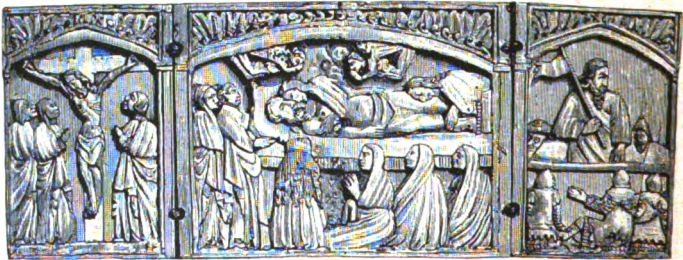
Die Einteilung desselben ist übersichtlich und zweckmäßig. Nach einem kurzen geschichtlichen Ueberblick giebt er zunächst die allgemeinen ästhetische Principien: Die Entstehung der Form aus dem Zweck, den Einfluß des Materials, das Ornament, die Farbe und die Stilisirung. Im Schlußtheile nimmt er die einzelnen Zweige des Kunstgewerbes durch, für welche die hergebrachte Ordnung nach den Stoffen: Erde, Metall, Holz, Leder und Gewebe längst erprobt ist. Falkes, den unsere Leser ja hinlänglich kennen, besitzt in einem seltenen Grade die Kunst, über seinen doch ziemlich strengen Gegenstand anziehend zu schreiben. Seine Feder hat einen vollen Fluß, die Sätze sind

reich und wogend, eine edle Sprache fassend, die doch nicht kraftlos erscheint. Er ist ein Volkschriftsteller allerbesten Stils, ein rechtes Beispiel der schweren Kunst zu popularisiren. Was er schreibt, das ist Alles bis auf den Grund durchdacht; und



Hochrelief von Luca della Robbia, 15. Jahrhundert. Florenz.
Aus Falke: Aesthetik. Stuttgart. W. Spemann.

dabei denkt dieser Geist in seinen eigenen Gedanken, verdünnt nicht fremden Wein für schwache Mägen. Er hat die Kraft, jede Vorstellung zu vollkommener Anschauung zu



Eisenbeintriktychon. 12. Jahrhundert.
Aus Falke: Aesthetik. Stuttgart. W. Spemann.

bringen. So belebt sich denn auch in dem Buche auf wunderbare Weise, was im Inhaltsverzeichnis oder in der hier gegebenen Uebersicht schematisch dürr oder todt aussieht.

Besonders wohlthuend ist der künstlerische Ernst, den man überall wahrnimmt. Während in den Erscheinungen der Tagesliteratur ein gefälliges Gehenlassen, eine

grenzenlose Weitzerzigkeit das Gewissen verzieht, ertönt hier einmal eine strenge Stimme. Und was das Gewinnende ist: es ist keine akademische Perrücke, der das Zeterschreien gewohnt ist wie das Schimpfen dem Papageien, sondern ein Mann, der mit freudigem Antheile mitten im Leben steht.

Das Buch ist wunderschön ausgestattet. Ein einfaches Blatt Büttenpapier mit einer einzigen Zeile Rothdruck deckt den Einband, der reich gepreßt und doch von dem gleißenden Prunk der meisten Massenwaare frei ist. Druck und Papier entsprechen der Verheißung des Neußern. Aus den Illustrationen sind hier einige Proben ausgewählt. Man wird sich leicht überzeugen, wie vorzüglich die Holzschnitte sind. Bei dem niedrigen Formate des Buches — es ist ein mäßig breites Octav — war man häufig auf



Triumph Amors. Silberschale von Christoph Jemniger, 1698. (Wien.)

Aus Fülle: Aesthetik. Stuttgart, W. Spemann.

kriechende Verkünderungen angewiesen. Gerade von diesen sind einige hier abgedruckt: Bilder von Metallschalen und Vorhängen, auf denen trotz diesen Schwierigkeiten jede Einzelheit zur Geltung kommt. Dabei ist der Vortrag schlicht und ohne jeden Anspruch auf ungesundem Farbenreiz — wie es sich eben für eine Aesthetik schickt. Ein Buntdruck ist dem Werke vorgeheftet. Es ist die Abbildung eines Krystallkännchens mit Schmelzarbeit. Auch hier ist der Maßstab ein so kleiner, daß sich beim Druck erhebliche Schwierigkeiten dargeboten haben müssen. Und dennoch ist das Blatt vorzüglich ausgefallen. Jedes Ornament tritt deutlich aus scharfen Rändern hervor.

Der Verleger führt als Druckermarkte ein wirklich ausnehmend hübsches Zierstück: zwischen zwei schilddhaltenden Knaben eine jugendliche Frauengestalt, die einen Todtenkopf betrachtet; darunter steht zu beiden Seiten einer Nidusa: Non vitam sed mortem! Wir wollen an dem nachdenklichen Spruche nicht kritteln. Aber wir glauben, daß der Verleger selbst von der Lebensfähigkeit seines Buchs eine bessere Meinung hat, als man aus jener Inschrift herauslesen könnte. Im Gegentheil, wenn er sich ein Fortleben desselben in mehreren Auflagen verspräche, würden wir uns nicht wundern. Alle seine Eigenschaften verheißten reichliches Gedeihen.

—ek.

Bauktene. Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Vierte Reihe, erste Schicht. Otto Jandke, Berlin.

Der vorliegende Band ist ausschließlich der Rechtswissenschaft gewidmet. Studien, wie die über Hobbes, Sidney und Locke schlagen ja auch mehr oder weniger in diese Fach ein. Natürlich ist es nicht die ganz trodene Wissenschaft, die hier den Ton führt in dieser Beziehung geht es ja bei Dahn stets menschlich und anständig zu. Seine angenehme Klarheit, entspringen aus der Gründlichkeit des Denkens, ist wohl auch das, was die Welt zuerst an dem Gelehrten anzog, noch ehe diese von dem Dichter viel wußte. — Die Sammlung, einheitlich dem Stoffe nach, enthält Altes und Neues: sie greift so weit zurück, daß sie sogar die Rede, welche der Anfänger bei seiner Promotion gehalten, aufnimmt. Ohne den wissenschaftlichen Werth dieser Jugendarbeiten anzweifeln zu wollen, müßten wir uns für unfähig erklären, über denselben zu urtheilen. Jedenfalls finden wir es sehr reich genug, hier einmal den jungen Dahn zu sehen: man sucht immer gern nach den Verheißungen künftigen Schaffens. Und in diesem Sinne wird wohl überhaupt die Mehrzahl der Leser diesen Band betrachten. Denn der Kreis, den die hier behandelten spitzigen Fragen an sich interessieren, ist ja nothwendiger Weise sehr klein. Die geistigen Freunde des Schriftstellers werden in dem Buche die Persönlichkeit suchen: man freut sich, aus dem Erscheinen und der Fortsetzung dieser Sammlung abnehmen zu dürfen, daß er deren viele zählt. —ek.

Mnemoniche Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der Gedächtniskunst (Schnell-Lern-Methode) von Hugo Weber-Rumpe. Zehntes Tausend. Im Selbstverlage des Herausgebers. Breslau, E. Schottländer.

Mancher wird sich des Verfassers entsinnen. Er pflegte in den Rauchtheatern seine Kunst zu zeigen. Zwischen dem Soloscherz des „urkomischen“ X und dem Vortrag irgend eines Dämchens mit kurzen Köden und kurzer Moral, trat ein Mann im schlichten Frack auf, dessen Ernst zu der erzwungenen Lustigkeit seiner Umgebung einen scharfen Gegensatz bildete. Trotzdem erzwang die erstaunliche Kraft seines Gedächtnisses wenigstens die Aufmerksamkeit seiner Hörer und eine Art Bewunderung, die um so größer war, als diesen das Verständniß für das Wesen der Gedächtniskunst fehlte. Wenn der Mann da oben die dreihundertste Stelle der Ludolfschen Zahl oder die Einwohnerzahl eines beliebigen größeren Ortes mit unfehlbarer Siderheit angab, so brauchte man noch nicht auf der Schule mit mathematischen Formeln und geographischen Tabellen in ruhmlosem Kriege gelebt zu haben und stand dennoch vor der Leistung wie vor einem Räthsel. Seine Methode konnte Weber-Rumpe in den Ansprachen, die er seinen Vorstellungen vorhergehen ließ, natürlich nur in großen Zügen ausandersetzen: deutlich genug, die Neugierde zu erregen, aber nicht so eingehend, daß man darüber hätte urtheilen können. Er verwies stets auf das Buch, worin er seine Kunst lehren werde. Der starke Vertrieb, den dieses sofort nach seinem Erscheinen gefunden hat, beweist, wie Viele sich Theilnahme für den Verfasser bewahrt haben; und dies wird ihn wohl nachträglich mit dem Andenken seiner Vorstellungen, die ihm selber nicht ganz würdig erschienen haben mögen, ausführen. — Bei näherer Betrachtung stellt sich nun Weber-Rumpes System als ebenso einfach wie reich dar. Mit allen früheren Lehrern hat er das gemein, daß er die Erinnerung an Bilder knüpft. Aber über sie alle hinaus macht er den Fortschritt, daß er zum ersten Male logische Methode in die Behandlung einer Kunst bringt, die bisher ziemlich empirisch geübt worden war. Dadurch wird dieselbe wirklich zu einem Zweige der Wissenschaft; ist nicht mehr geheime Kunst eines Einzelnen, sondern kann gelehrt werden. Hier kann freilich das Wesen dieser Lehre nicht eingehend dargelegt werden; ganz kurz gesagt, besteht es ungefähr darin, daß mit der Vorstellung der hergebrachten Bilder Zahlen, Buchstaben und Silben verknüpft werden. Dadurch kommt gewissermaßen Ordnung in die Sache, der Werkstoff wird geordnet wie im Wörterbuch. Und dergestalt ist diese allerdings

so einleuchtend, so wenig verwickelt, daß man es ganz glaublich findet, wenn der Verfasser versichert, auf diese Weise könne jeder, auch der Dümme, in wenigen Wochen ein Wunder von Gedächtniß werden. Das Lehrbuch ist in der Art der Toussaint-Langenscheidt'schen abgefaßt, deren Zweckmäßigkeit ja allgemein anerkannt ist. Die Uebungen sind allen Gebieten des Lebens entnommen: der Mathematiker, der Geograph, der Jurist, der Kaufmann, sogar der Schachspieler findet Beispiele, die besonders auf ihn berechnet sind. Besonders Lehrern würde das Studium des Buches erspriesslich sein. Nicht als ob wir vorschlagen wollten, diese Kunst, die man vielleicht als ein Gegenstück zur Stenographie bezeichnen könnte, zum Lehrgegenstande zu machen — aber sicherlich ließen sich eine ganze Anzahl Hilfsmitteln darin ausfindig machen lassen, den Schülern das Werk zu erleichtern. — Das Buch mit seinen unüberschaubaren Zahlenmassen ist vorzüglich gedruckt; ein Versehen, das trotzdem untergelaufen ist, scheint dem Verfasser zur Last zu fallen. Bei der Besprechung des Schachdiagramms auf S. 111 verwechselt er nämlich die Farben: er mußte schwarz sagen, wo er weiß sagt, und umgekehrt. Die Bezeichnung der Felder, die er vorschlägt — anstatt der Verbindung von Buchstaben und Zahlen gebraucht er Zahlen allein — hat so außerordentliche Vorzüge, daß die Schachgrößen wirklich erwägen sollten, ob sie nicht allmählich eingeführt werden könnte. Die Geographie des Schachbretts, die bisher gar nicht so leicht zu erlernen war, wird dadurch zu einem Kinderspiele.

Verschiedenes.

Wiesbaden, diese köstliche Erwerbung Preussens, wahrhaft paradiesisch in einem gegen alle klimatischen Rauheiten geschützten Thalkegel des Taunus liegend, erfreut sich als Curstadt, wie als Wohnort eines immerfort steigenden Aufschwungs. Seine landschaftlichen Schönheiten, seine gesellschaftlichen Reize, seine Segnungen als Cur- und Badeort, die durch die vorzüglichsten und vielseitigsten Einrichtungen gefördert werden, machen die Stadt gleichsam zu einem modernen Wallfahrtsorte; über welchen die Göttin Hygieia ihre Schwingen breitet. Die umfassendsten Mittheilungen darüber bietet der, dem gegenwärtigen Heft beiliegende Prospect der dasigen Städtischen Cur- und Brunnen-Direction.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher:

Arent, W. Gedichte. Berlin, Kamlah'sche Buchh.
Bacon, Lord. Kleinere Schriften, übersetzt und erläutert von J. Fürstenhagen. Leipzig, C. F. Winter.

Bermann, Moritz. Oesterreich-Ungarn im 19. Jahr. hundert. Lieferung 7—10. Wien, H. Engel.

Berkamp, Oskar. Karyatiden. 6 Novellen. Berlin, Walther und Apolant.

Bulthaupt, Heinrich. Die Malteser. Tragödie. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.

Catell's Buch der Lieder. Deutsch von Rudolf Westphal. Leipzig, F. E. C. Leuckart.

Der pekuniäre Contract in der Ehe und andere Bestimmungen des deutschen Rechts über Mitgift, Eherecht, Ehescheidung etc. Dr. G. Freudenstein. 2. Auflage. Leipzig, Waldemar Urban.

Die Arbeiter-Versorgung. Zeitschrift für Hilfskassenwesen. Jahrg. I., Nr. 1. Neuwied, Heuser's Verlag.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken. Herausgegeben von Bernhard Seuffert. Bd. 16. Friedrich der Grosse: De la littérature allemande. Band 17: A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Erster Theil: Die Kunstlehre. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Deutsche Wochenschrift. Organ für die gemeinsamen nationalen Interessen Oesterreichs und Deutschlands. Herausgeber: Dr. H. Friedjung. 1883. I. Jahrgang Nr. 7. Wien, Leipz.

Die Nation. Wochenschrift für Politik und Volkswirtschaft und Litteratur. Jahrg. I. No. 14 bis 17. Berlin, in Commission bei J. Meidinger.

Dietrich, Hermann und Ludolf **Parlalus**. Bilder aus der Altmark. Mit 140 Original-Holzschn. Lfg. 12. Hamburg, J. F. Richter.

- Dillmann, C.** Das Realgymnasium. Stuttgart, K. Krabbe.
- Du Bois-Reymond, Emil.** 3 Reden: Friedrich II. in engl. Urtheilen. — Darwin und Kopernikus. — Die Humboldt-Denkmalvor der berl. Universität. Leipzig, Veit u. Cie.
- Ebhardt's Jugendbibliothek.** Bd. 1: Hoffmann der Held des Niger. Berlin, Fr. Ebhardt.
- Ebner-Eschenbach, Marie von.** Aphorismen. Zweite Auflage. Berlin, Fr. Ebhardt.
- Ehrlich, Wilhelm.** Jugendklänge. Gedichte. Wien, Im Selbstverlage.
- Flok, A., Dr. med.** Ist die Welt vorgeben? Vortrag. Frankfurt a. M., Verlag des deutschen Kolonial-Vereins.
- Galle, Marie.** 12 Skizzenblätter aus der Studienmappe der Künstlerin. Berlin, Fr. Ebhardt.
- Grosse, Julius.** Ein bürgerlicher Demetrius. Roman. Dresden, F. W. Steffens.
- Hauke, Guido, Dr., Arnold Bücklins** Gefilde der Seligen und Goethes Faust. Berlin, Julius Springer.
- Häselmann, Ludwig.** Unterm Löwensteine. Alte Geschichten aus einer ungeschriebenen, aber wahrhaftigen Chronika. Wolfenbüttel, Jul. Zwissler.
- Heilwald, Friedrich von.** Kulturgeschichte in in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. 3. neu bearb. Aufl. Lief. 18—21 Augsburg, Lampart u. Co.
- Heitscher, I. H.** Erzählungen. Budapest, C. Grill.
- Koester, Hugo** Rosen und Dornen. Lyrische und satyrische Poesieen. Leipzig, Bruno Lehmann.
- Kunze, Wilhelm.** Gedichte. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.
- Lewes, G. H.** Goethe's Leben und Werke, übers. von Dr. Jul. Frese. 14. Aufl. 2 Bde. Stuttgart, K. Krabbe.
- Lützw, Carl von.** Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Lief. 14. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Metrik, Adolf.** Vorträge für Künstler. Wien, A. Meystrik's Buchhandlung.
- Michael, C.,** Vernünftige Gedanken einer Hausmutter. 2. vermehrte Aufl. Leipzig, Ernst Keil.
- Musterbuch** der patentirten Aufplättmuster. Dritte Auflage. Berlin, Fr. Ebhardt.
- Notvest, Elias.** Lieder und Sprüche. Herausgegeben von G. Steiger. Zürich, Th. Schröters Verlag.
- Overbeck, Johannes.** Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken. 4. im Vereine mit August Mau durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
- Passarge, L.** Aus dem heutigen Spanien und Portugal. Reisebriefe. 2 Bände. Leipzig, B. Schlicke.
- Reisemann, A. Dr.** Die Hausmusik in ihrer Organisation und kulturgeschichtlichen Bedeutung dargestellt. Berlin, Robert Oppenheim.
- Rothenbücher, Adolf, Dr.** Handbuch der Moral. Cottbus, B. Jaeger.
- Röper-Laokowitz.** Unsere Vögel. Berlin, Fr. Ebhardt.
- Rossi, Giuseppe.** Il Canzoniere di Mirza Saffi. Berlin, Stahr'sche Buchhandlung.
- Rücker, M. von.** Um Gold. Novello. Berlin, Fr. Ebhardt.
- Schlögl, Friedrich.** Ueber Ferdinand Sauter, den Dichter und Sonderling. Wien, H. Engel.
- Schmidt, Maximilian.** Der Georgi-Thaler. Lebensbild a. d. Chiemgau. Stuttgart, K. Krabbe.
- Schmidlin, Ed.** Illustrierte populäre Botanik. Vierte Auflage. Neu bearbeitet von Dr. O. E. R. Zimmermann. Lief. 7—16. Leipzig, Alfred Oehmigke.
- Schubin, Ossip.** Mal'occhio und andere Novellen. Berlin, J. H. Schorer.
- Semper, Gottfried.** Kleine Schriften. Herausgeg. von Manfred und Hans Semper. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.
- Stadion, Emerich, Graf.** Zigeuner-Reime aus dem Wanderbuche meines Lebens. Wien, H. Engel.
- Sutermöller, O., Professor.** Schlüssel zum Schwyzer-Dütsch. Zürich, Orell Füssli u. Cie.
- Turgenjoff, I.** Fünf Novellen: Zwei Freunde: Eine seltsame Geschichte; Jakow Passinkoff; Tagebuch eines Ueberflüssigen; Hamlet und Don Quixote. — Autorisirte Ausgabe. Hamburg-Mitau, Behre's Verlag.
- Unser Wissen von der Erde.** Allgemeine Erdkunde oder astronomische und physische Geographie, Geologie und Hologie. Herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten. I. Band: Allg. Erdkunde. Lief. 3, 4, 5. Leipzig, G. Freytag.
- Wagener, Hermann.** Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath. Erlebtes. Theil I. Berlin, R. Pohl.
- Wassersport.** Fach-Zeitschrift für Rudern, Segeln etc. Jahrg. II, No. 2. Berlin, C. Otto.
- Wette, Hermann.** Was der Wind erzählt. Poesien in Niederdeutscher Mundart. Köln, A. Ahn.
- Wulokow, Richard, Dr.** Luther und die Musik. Darmstadt, L. Brill.
- Zeitschrift für allgemeine Geschichte.** Cultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. 1884. Heft 1. Stuttgart, I. G. Cotta'sche Buchhandlung.
- Zeitschrift für Mikroskopie und Fleischschau.** Redigirt von H. C. J. Duncker, Berlin. Herausgegeben von E. Hopf in Spandau.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1884^{er}. Frische Füllung 1884 ^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und

ihren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58²⁰ R.

Mühlbrunn . 44⁵⁰ R.

Schlossbrunn . 44⁰⁰ R.

Theresienbrunn . 48³⁰ R.

Neubrunn . 49³⁰ R.

Markbrunn . 39⁰⁰ R.

Russ. Kronquelle 23⁰⁰ R.

Felsenquelle . 47⁰⁰ R.

Kaiser Karls-Qu. 34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

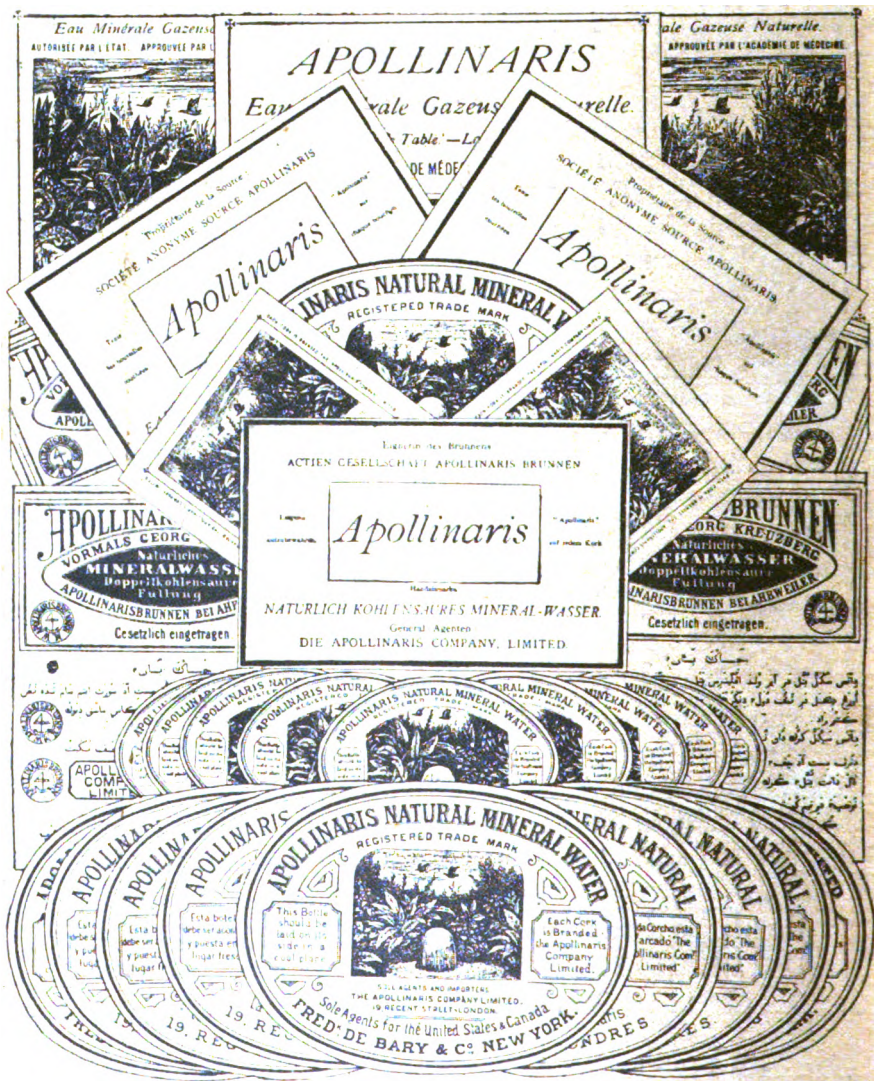
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.



Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).
Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 29. — Heft 86.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Mai 1884.

Breslau.
S. Schottlaender.

neg. 1000 X 20

Mai 1884.

Inhalt:

Paul Lindau in Berlin.	Seite
Mayo, Novelle. (Schluß)	141
P. Boerner in Berlin.	
Friedrich Theodor von Frerichs.....	191
Karl Biedermann in Leipzig.	
Ein Stück Lebens- und Zeitgeschichte	208
Wilhelm Herz in München.	
Beowulf	229
Paul Radestock in Breslau.	
Genie und Wahnsinn. (I.).....	253
Bibliographie.....	268

Hierzu ein Portrait von Karl Biedermann. Radirung von
Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W 62, von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —



Karl Biedermann.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

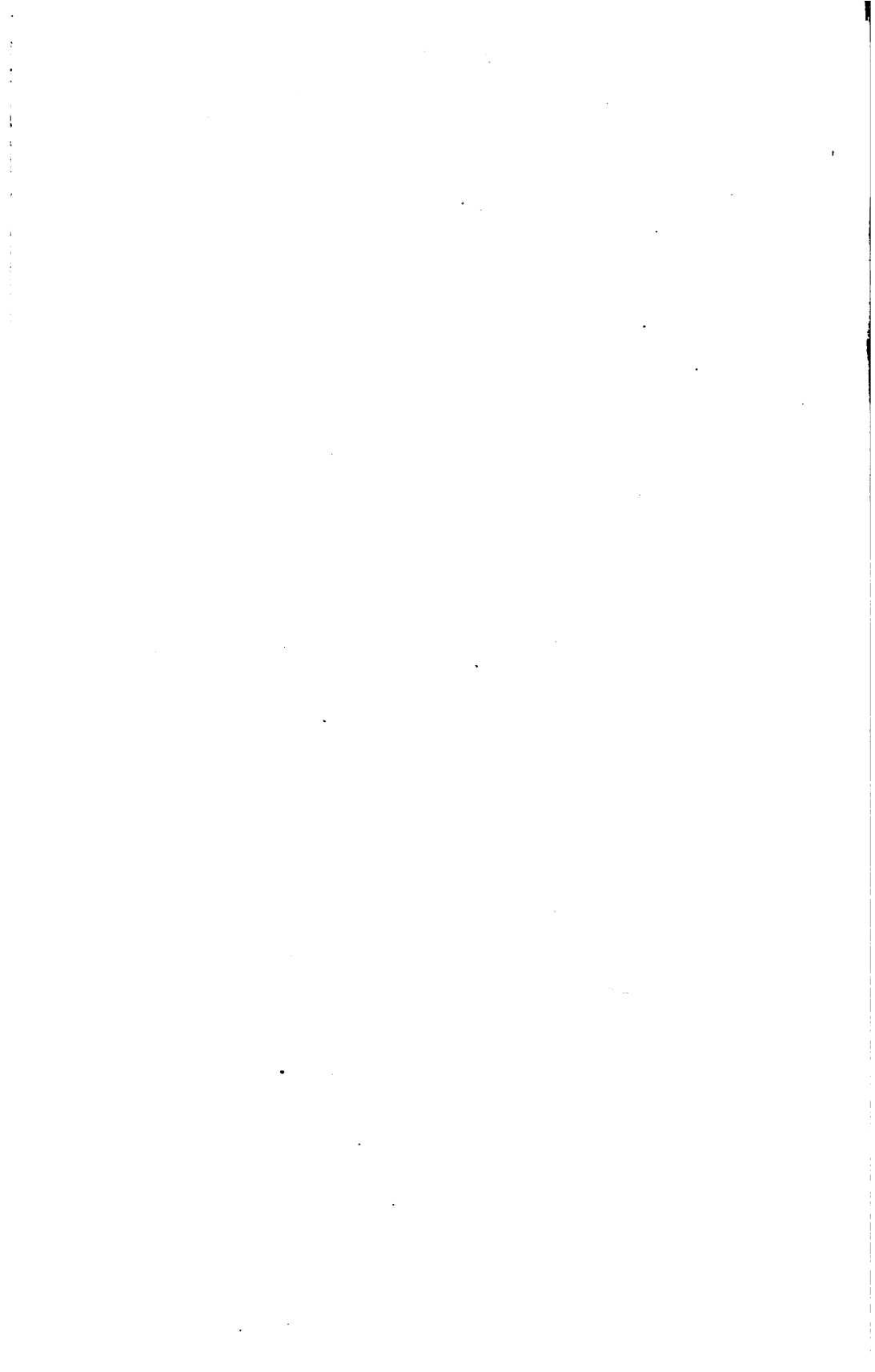
XXIX. Band. — Mai 1884. — 86. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Karl Biedermann.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





M a y o.

Erzählung

von

Paul Tindau.

— Berlin. —

(Schluß.)

Jefferson und Georg saßen seit einer Stunde in dem kleinen Cabinet, das neben dem Comptoir lag, und in dem Georg gestern seine Briefe gelesen hatte. Ueber den Tisch war eine Specialkarte des südlicheren Gebietes der Nordstaaten gebreitet, auf der ein mit Blau-
stift gezogener Strich von der Westgrenze Neu-Mexikos, etwa von Coolidge nach Californien reichte, und verschiedene Namen von Städten blau unterstrichen waren. Daneben lagen allerlei Geschäftspapiere. Die Verhandlungen schienen sehr ernsthafte gewesen zu sein. Der kleine Mr. Jefferson schob seiner Gewohnheit gemäß den Unterkiefer vor, klemmte die glattrasirte Oberlippe ein und streichelte das bärtige Kinn. Georg blickte fast düster vor sich hin.

„Also fassen wir die Sache zusammen,“ sagte Jefferson nach einer kleinen Pause, „und kommen wir dann zum Schluß. Daß Sie von dem Geschäfte noch nicht viel verstehen, hat nichts auf sich. Ein jeder muß anfangen, und es handelt sich nur um einen ehrlichen, schneidigen und gewandten Mann. Sie konnten nicht zu besserer Stunde hier eintreffen, Sie kommen wie gerufen. Die ganze Heerde ist jetzt bei Coolidge zusammengetrieben, Rinder und Pferde. Das Vieh ist gestempelt, es können also Schwierigkeiten wegen der Eigenthumsansprüche nicht entstehen. Die Thiere sind in gutem Zustande. Die Treiber, die ich dabei habe, sind zuverlässige, eingearbeitete Leute, die ihre Schuldbigkeit thun, wenn Sie sich bei ihnen in Respect zu setzen wissen. Besonders empfehle ich Ihnen einen prächtigen Burschen, einen Jungen von sechszehn bis siebenzehn Jahren, indianisches Halbblut, Little Dog nennen ihn die Leute, der

von klein auf bei meinem Vieh ist, — ein geriebener Bursche, der ganz genau Bescheid weiß, und den Sie mit einem freundlichen Worte und einem Glas Brandy dahin bringen können, daß er für Sie durch's Wasser und Feuer geht. Er gehorcht Ihnen wie ein Hund, wenn er weiß, daß ich Sie geschickt habe. Von meinem Agenten habe ich sichere Nachricht, daß Gul Witting, der unerschrockenste Kerl in ganz Neu-Mexiko, der seit fünf Jahren als berittener Hirt in meinen Diensten steht und es durch seine Brauchbarkeit weit bei mir gebracht hatte, ein gottverlassener Schurke ist und mein Vertrauen schnöde mißbraucht hat. Seine Behauptungen, daß ihm die Indianer so und so viel Stücke gestohlen hätten, daß andere versprengt und gefallen seien, — alles Lug und Trug! Um einen Schleuderpreis hat der Halunte das schöne Vieh verkauft und den Ertrag in den Spielhöllen verossen, verspielt, verpraßt. Ich wollte dieser Tage selbst nach Coolidge hinuntergehen und den pflichtvergeffenen Lump zum Teufel jagen. Nun sollen Sie also mein Vertreter sein! Das Geschäft ist so gut wie abgeschlossen. Sie werden in Coolidge selbst und in den benachbarten Städten, Winslow und Prescott, die ganze Rinderheerde los schlagen können. Der Schlingel, der Gul Witting hätte da noch mühelos ein hübsches Stück Geld verdienen können. Aber ich traue ihm nicht mehr. Sie sollen die Sache abschließen! Für die Pferde sind die Conjunctionen in Arizona und Californien jetzt besonders günstige. Da ist jetzt Bezug von Ansiedlern, da ist Bedarf! Hier," schloß Jefferson, indem er mit der Handfläche auf die vor ihm ausgebreiteten Geschäftspapiere schlug, „sind die genauen Aufstellungen: so und so viel Stücke Rinder, Jungvieh und Pferde im Werthe von so und so viel! Und das sind sie unter Brüdern werth. Gehen Sie nun nach Coolidge! Ich ertheile Ihnen die Vollmacht, Gul Witting beim Kragen zu fassen und zum Henker zu schicken, und stelle Sie mit unbefchränkten Befugnissen an die Spitze des Geschäftes. Wenn Sie Glück haben, können Sie noch höhere Preise heraus schlagen, als sie bis jetzt von den Händlern mir geboten sind. Das Nähere läßt sich von hier aus nicht übersehen. An Ort und Stelle müssen Sie entscheiden, was zu thun ist. Sie wissen, was ich haben will und haben muß; wenn von jedem Stück nur eine Kleinigkeit mehr auf Sie kommt, — die Masse bringt's! Und Sie haben ja selbst noch etwas Geld?"

„Wenig," antwortete Georg, „alles in allem etwa fünfzehnhundert bis achtzehnhundert Dollars.“

„Es ist immerhin etwas. Nun mache ich Ihnen noch den Vorschlag, schießen Sie Ihr kleines Capital in das Geschäft ein; ich theilige Sie dann nach Maßgabe Ihres Einschusses an dem Nettogewinnst. Sie dürfen mir vertrauen! Ich habe eine glückliche Hand, und es müßte sonderbar zugehen, wenn Sie nicht Ihre dreißig bis vierzig Procent dabei verdienen sollten. Das macht freilich nur ein paar hundert Dollars, aber die haben auch ihre Bedeutung; wenn Sie aber einigermaßen Glück mit dem Verkauf des Viehes haben, können Sie eine ganz ansehnliche Summe verdienen.“

Er machte wiederum eine kleine Pause.

„Die Sache scheint Ihnen nicht völlig einzuleuchten,“ sagte er dann.

„Doch,“ versetzte Georg. „Sie eröffnen mir sogar allzu glänzende Aussichten, und ich frage mich: womit habe ich das Vertrauen, das Sie mir entgegenbringen, verdient?“

„Das brauchen Sie sich nicht zu fragen. Lassen Sie das meine Sorge sein. Ich habe schon mit Hunderten und Tausenden von Menschen zu thun gehabt, und nur einer hat mich hintergangen: Hul Witting. In Ihnen täusche ich mich nicht.“

Georg reichte Mr. Jefferson die Hand.

„Dann wäre also die Sache abgemacht!“ sagte dieser.

„Abgemacht,“ versetzte Georg, indem er die kleine fleischlose Hand seines neuen Geschäftsfreundes drückte.

„Und nun wollen wir frühstücken,“ sagte Jefferson, indem er sich erhob, „und auf gutes Gelingen anstoßen.“

Die Beiden bestiegen den kleinen Buggy, der vor dem Hause hielt. Jefferson nahm die Zügel, und zehn Minuten darauf hielt der Wagen vor der Gartenthür. Mrs. Jefferson lag wieder im Schaukelstuhl, Noëmi saß neben ihr. Die beiden Damen lasen. Beide begrüßten ihren Gast wie gestern mit derselben gelangweilten Freundlichkeit und artigen Müchternheit, und Georg empfing von dem Jefferson'schen Hause wiederum den Eindruck jenes öden Comforts und genußlosen Reichthums, der ihn gestern so verstimmt hatte. Der Königsberger Philologe hatte ihm mitgetheilt, daß Augustus W. Jefferson auf fünf bis sechs Millionen Dollars geschätzt wurde. Was hatte der stille, in sich gekehrte, arbeitjame kleine Mann mit den klugen kalten Augen von seinem Gelde? — Ziffern und Zahlen und eine ruhige reizlose Häuslichkeit! Und diese anmuthige Frau, die ihr Dasein in einem Halbschlummer bei einem mittelmäßigen Roman auf dem Schaukelstuhl, mit einem Plaid bedeckt, verdußelte! Die sich und Andern so viel Freude hätte bereiten können! Und dies arme hübsche, blühende junge Mädchen mit den großen blauen, dunkeln Augen, das in der erstickenden Luft dieser freudeleeren Umgebung in seiner Lebensblüthe verkümmerte und darauf wartete, bis die Langweile in der Ehe die Langweile des Mädchenthums abgelöst haben würde! Was hatten sie Alle von den sogenannten Glücksgütern? Georg empfand wahres Mitgefühl mit der armen Noëmi, und mit einem wunderbaren Gedankensprunge sagte er sich plötzlich:

„Da lobe ich mir doch Dutch Bill.“

Nach dem Frühstück gingen Georg und Noëmi im Parke spazieren. Vom Geschäft war bei Tisch natürlich nicht die Rede gewesen; aber Jefferson hatte mit seinem jüngsten Beamten und Partner angestoßen und ihn gefragt:

„Wann gedenken Sie aufzubrechen?“

„Morgen früh,“ hatte Georg geantwortet, und darauf hatte Jefferson versetzt:

„Das ist vernünftig; nur keine Zeit versäumen.“

Noëmi hatte bei diesem kurzen Zwiegespräch zwar keine Miene gezogen, aber sie hatte sehr wohl verstanden, um was es sich handelte; und nun, da sie ziemlich wortkarg durch den wohlgepflegten Park schlenderten, sagte sie auf einmal:

„Also morgen wollen Sie uns schon wieder verlassen?“

„Leider,“ entgegnete Georg. „Dringende Geschäfte zwingen mich dazu.“

„So hatte ich es mir auch gedacht,“ sagte Noëmi. „Bei uns bleibt Niemand länger, als er gerade bleiben muß.“

Diese einfachen Worte hatten im Munde des jungen Mädchens einen merkwürdig traurigen Klang.

„Sie sagen das so eigenthümlich,“ entgegnete Georg, während er Noëmi freundlich anblickte. „Ich finde Sie überhaupt etwas verändert, mein Fräulein. Sie sind viel ernster und ruhiger geworden. Bei unsrer früheren Begegnung waren Sie so frisch, so vertrauend, so lebensfroh! Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen das sage — ich irre mich ja vielleicht, und auch wenn ich mich nicht täusche, habe ich jedenfalls nicht das Recht, Sie nach dem Grunde Ihrer Verstimmung zu fragen.“

Noëmie seufzte tief auf und sagte:

„Ich langweile mich, Herr von Lügen! Ich bin enttäuscht, bitter enttäuscht. Mama und Papa sind herzensgut und thun alles, was sie mir an den Augen absehen können; aber was können sie mir hier bieten? Als Kind war ich froh, wenn ich hier im Parke spielen, wenn ich spazierenfahren und reiten konnte. Wie habe ich mich in Dresden nach der Heimat gesehnt! Ich meinte, es gäbe kein schöneres Land auf der Welt! Und nun finde ich alles so ganz anders, als ich es mir gedacht hatte! Sie werden das nicht recht verstehen können; aber wenn Sie einige Wochen und Monate hierblieben, so würden Sie es wohl besser begreifen. Es ist wirklich recht schade, daß Sie uns morgen schon wieder verlassen.“

Georg hatte sehr wohl verstanden; er hatte die Wahrheit schon durchschaut, bevor das junge Mädchen den Mund aufgethan hatte. Er fühlte, daß er Noëmi nicht rathen, nicht helfen konnte und machte einige banale ausweichende Redensarten.

Noëmi lächelte trübe und sagte:

„Sie bemerken an mir eine starke Veränderung. Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Ihnen sage: Auch Sie finde ich ganz anders wieder, als ich Sie verlassen hatte. Auf den ersten Blick habe ich es Ihnen angesehen. Ich wäre Ihnen wirklich so dankbar gewesen, wenn Sie wie früher von allem möglichen Uebersüssigen hätten plaudern können. Seit Jahr und Tag höre ich eben nur das Nothwendige, und das Entbehrliche ist doch eigentlich am reizendsten.“

Georg nickte bestätigend.

„Sie mögen wohl Recht haben. Es weht hier ein scharfer Wind, der

alles, was lose und leicht ist, unbarmherzig abreißt, dörrt und verderben läßt. Wenn hier aber etwas reift und gedeiht, dann muß es auch die rechte Lebenskraft besitzen; und das ist doch auch etwas werth, mein Fräulein. Ich gebe zu, daß ich das Plaudern verlernt habe. Ich sage es Ihnen sogar ehrlich heraus, daß ich jetzt eine gewisse Befangenheit verspüre, wenn ich mit einem jungen Mädchen, wie Sie, allein bin. Ich weiß nicht mehr recht, was ich Ihnen sagen soll. Früher wäre es mir nicht schwer geworden, da hätte ich Ihnen den Hof gemacht . . .“

„Ach!“ rief Noëmi mit einem verzweifelten Seufzer, „wenn mir doch irgend Jemand nur den Hof machen möchte!“

Die Tragik dieses Ausrufs wirkte unwillkürlich komisch auf Georg.

„Nun, es müßte doch sonderbar zugehen, wenn sich nicht Jemand finden sollte, der . . .“

„Aber ich bitte Sie!“ unterbrach ihn Noëmi heftig, „Sie sehen es ja an sich selbst: es geht hier nicht. Weshwegen thun Sie es denn nicht?“

Georg antwortete lächelnd:

„Diesmal habe ich beim besten Willen keine Zeit, aber . . .“

„Keine Zeit!“ unterbrach ihn wiederum Noëmi. „Da haben Sie es! Kein Mann hat Zeit! Zeit haben nur wir, ach, und mehr als wir brauchen!“

„Nun, ich verspreche Ihnen feierlich, Fräulein Noëmi, wenn ich wieder nach Denver komme, dann soll es meine hauptsächliche, ja, meine einzige Aufgabe sein, in Ihrer reizenden Gesellschaft wieder zu erlernen, wie man mit anmuthigen jungen Damen umgeht.“

„Wenn Sie wiederkommen?“ wiederholte Noëmi. „Werden Sie denn überhaupt wiederkommen?“

„Ich denke doch! Ich kann leider nur nicht bestimmen, wann? Ich gehe von hier nach dem Westen, nach Arizona und Californien . . .“

„Auch nach San Francisco?“

„Zawohl.“

„Dann wird es lange währen, bis Sie wiederkommen. Am Stillen Ocean ist es lustiger als hier!“

„Es ist gewiß nicht das letztemal, daß wir uns sehen, Fräulein Noëmi,“ sagte Georg, während er ihr die Hand entgegenstreckte, in die Noëmi einschlug. Sie sah dabei unglaublich und recht niedergeschlagen aus.

Sie hatten sich der Veranda wieder genähert. Jefferson wartete dort schon seit einigen Augenblicken auf seinen Partner, mit dem er in die Stadt zurückfahren wollte. Georg verabschiedete sich von den beiden Damen. Er verbrachte einige Stunden des Nachmittags im Comptoir des Herrn Jefferson und besprach mit ihm noch das Geschäft in allen Einzelheiten.

Georg ließ sich die nöthigen Papiere und Vollmachten aushändigen, dann erhob er sich zum Abschiede.

„Wenn alles so geht, wie es gehen soll,“ schloß Jefferson, „so treffen

wir uns also in San Francisco, wo ich wie jedes Jahr auch heuer Ende August und Anfang September sein werde. Ich wohne im Palacehotel.“

„Werden Ihre Damen Sie begleiten?“ warf Georg ein.

„Nein,“ entgegnete Jefferson. „Die Damen haben es gut! Die lasse ich unterwegs in Las Vegas. Da verbringen sie in dem schönen Hotel Montezuma die heißesten Wochen und erholen sich vom Nichtsthun.“

Es lag eine gewisse Bitterkeit in diesen letzten Worten Jeffersons; dann aber verfiel er sogleich wieder in den ruhigen Geschäftston wie vorher und sagte:

„Also wir treffen uns im Palacehotel in San Francisco, und da rechnen wir ab.“

„Sehr wohl,“ entgegnete Georg. „Dann möchte ich Sie auch bitten, meine Koffer dorthin zu senden; denn wahrscheinlich werde ich auch einige Zeit in San Francisco bleiben.“

„Ich bringe sie Ihnen mit,“ entgegnete Jefferson.

Die Weiden drückten sich die Hand; und am anderen Morgen fuhr Georg nach Coolidge. Auf der Fahrt dachte er viel an Noëmi, mit mitleidiger Pärtlichkeit, mit wehmüthigem Bedauern über das Schicksal eines reichen Mädchens.

In dem wüsten Coolidge hatte Georg keinen leichten Stand. Hul Witling ließ sich nicht ohne weiteres depossediren. In der Schänke, in der Georg seinen Vorgänger im Zustande völliger Trunkenheit antraf, kam es sogar zu einem sehr ärgerlichen Austritt. Hul Witling schrie wie ein Bejessener, als Georg ihm mittheilte, daß er seiner Wege gehen könne; er griff sogar nach dem Revolver, um seine Hoheitsrechte zu behaupten. Aber Little Dog, der sich in der That vorzüglich bewährte, hatte das Terrain genügend vorbereitet; und da Georg der lärmenden Gesellschaft der Cowboys*) durch seine Unerblichkeit und Kraft Respect einflößte, da es allgemeine Freude bereitete, wie der blonde starke Mann mit eisernem Griff Huls rechtes Handgelenk umspannte und ihm den Revolver entwand, so fand Georg alsbald in der übrigen Gesellschaft die nöthige Unterstützung, um Hul Witling auf schnellstem Wege an die frische Luft zu befördern. Als Hul seinen Rausch ausgeschlafen hatte, sah er ein, daß nichts zu machen war, schickte sich in das Unvermeidliche und suchte sich einen andern Herrn

* * *

Es war alles über Erwarten gut gegangen. Georg hatte in Neu-Mexiko nahezu seine ganze Heerde losgeschlagen. Jefferson hatte ihm nicht zuviel gesagt: er hatte in den wenigen Wochen thatsächlich eine recht an-

*) Die „Cowboys,“ die berittenen Hirten, sind durch ihre Verwegenheit, Körperkraft und Leistungsfähigkeit ausgezeichnete, bisweilen aber auch wegen ihrer Gewaltthätigkeit und Rohheit gefürchtete typische Gestalten des amerikanischen Westens.

sehnliche Summe verdient. Nur von den Pferden hatte er wenige verkaufen können. Der Markt war überfüllt. Aber in Arizona und Südcalfornien sollte gerade jetzt ein gutes Geschäft damit zu machen sein, da dort wegen der Befürchtungen vor den Indianern, die sich wieder geregt hatten, die Zufuhr sehr erschwert und der Bedarf ein großer sei. Georg vertraute nun die auf ein paar Dutzend Stück zusammengeeschmolzene Rinderheerde Little Dog an, der in jeder Weise sich hervorgethan hatte, kaufte für seine eigene Rechnung von dem Gewinn, den er erzielt hatte, noch Pferde ein, traf mit den Treibern die nöthigen Verabredungen und zog frohen Muthes mit seinen Thieren durch die großartige Wildniß, in die sich vor ihm und seinen staubigen, unermüdlichen, bis an die Zähne bewaffneten Genossen nur wenige kühne Abenteurer gewagt hatten.

Einen langen, entseßlich beschwerlichen Weg durch Wüsten sand und Sonnengluth, durch Dede und Dürre, durch Felsen und Geröll hatte Georg mit seiner Heerde zurückgelegt; er hatte Mühsale erduldet, im Vergleich zu denen die Schrecknisse in den Rocky Mountains ihm nun noch ganz erträglich und milde erschienen waren. Aber das Gefühl der Verantwortlichkeit hatte ihm eine merkwürdige Spannkraft und Widerstandsfähigkeit gegeben. Er war von einem ähnlichen Gefühl beherrscht, wie es der Heerführer empfinden mag, der eine große ihm anvertraute Masse durch fremdes Land zu dirigiren hat. Unablässig war er besorgt, die günstigsten Bedingungen zur Weiterbeförderung und zum Unterhalte aussindig zu machen, und in dem beständigen Alleinsein schärfte sich seine Sinne für die Beobachtung der natürlichen Wahrzeichen in einer Weise, die selbst sein freudigstes Erstaunen hervorrief. Durch Bill hatte ihm die ersten Unterweisungen in der Beobachtung der dem gewöhnlichen Auge verborgenen Weiser gegeben, die die Natur für den Kundigen, der sich liebevoll in sie vertieft, deutlich aufstellt, und in dieser Kunst hatte sich Georg in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem wahren Virtuosen herausgebildet. Er beobachtete Alles, und jede Beobachtung war ihm eine Lehre, die ihm praktischen Gewinn gewährte. Und unverzagt wenn auch von schweren Sorgen bedrückt, trieb er die Heerde weiter, und sein Herz jubelte auf, wenn er erkannte, daß dem verschmachtenden Vieh bald Wasser und Weide geboten werden sollte. Und er täuschte sich nie.

Er war auf seinem Zuge zu verschiedenen Malen größeren und kleineren Banden von Indianern begegnet; diese zeigten sich indeß keineswegs feindselig und leisteten ihm bisweilen sogar als gelegentliche Führer gute Dienste. Er mußte sich genügend mit ihnen zu verständigen; der große Lehrmeister, die Roth, hatte ihn ausreichend unterwiesen.

Der Transport ging sehr langsam von Statten und unter Schwierigkeiten, die er nicht geahnt hatte. Lange Stunden, ja Tage gingen verloren, bis seine Leute die versprengten Thiere eingeholt und wieder zusammengetrieben hatten. Er wechselte mit den berittenen Treibern kein überflüssiges Wort, und seine stille und bestimmte Art imponirte den rohen, aber bewundernswerthen

Männern. Sie folgten blindlings seinen Anordnungen, die sich immer als die richtigen erwiesen, und er war stolz auf seine Untergebenen, die viel verlästerten „Cowboys“, deren unermüdlige Pflichttreue, deren staunenswerthe Leistungsfähigkeit und großartige Männlichkeit ihm Respect einflößten. Sie waren auf verhältnißmäßig weite Strecken vertheilt, ein Jeder von ihnen wußte, was seines Amtes war, und tagelang war Georg allein mit seinen fünf großen, zottigen Hunden bei seiner Abtheilung und sprach kein Wort. Oft bedrückten ihn schwere Sorgen, und er klagte Jefferson und sich selbst an, daß er an eine Aufgabe, deren Lösung seine Kräfte überstieg, mit leichtsinnigem Uebermuth herangetreten war. Aber er wollte den Muth nicht sinken lassen.

So war er nach wechselvollen Tagen ruhiger Verzweiflung und freudiger Hoffnung mit seiner Heerde, die nur wenig Schaden erlitten hatte, den Treibern und den Hunden, deren stärkstem und anhänglichstem er den Namen Pluto gegeben hatte, seinem Zelte und seinem sonstigen ganzen Besizthum im heißen Juli an dem Coloradostusse, an der Grenze von Arizona, angelangt. Es trennte ihn nur noch die große Mohawüste von dem Ziele seiner Wanderung.

Die Pferde, die sich mit der Zeit ein, durch die Reitsche der Treiber und die vorzüglichen Hunde geschärftes Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit angeeignet hatten, hatten sich auf den sandigen, mit spärlichem Gras bewachsenen Höhen in der Nähe des Flusses gelagert. Georg hatte die Treiber zurückgelassen und war allein auf seinem schnellen, unglaublich leistungsfähigen Pony an den Ufern des seichten, durch die Hitze an einigen Stellen beinahe ganz ausgetrockneten Coloradostromes entlang geritten, um die geeignetste Stelle zum Uebersetzen zu erforschen.

Es war in der heißesten Sonnengluth des Vormittags, In unendlicher Höhe wölbte sich über das gewaltige Land der wolkenlose Himmel im tiefsten Blau. In unmittelbarer Nähe ragten ganz eigenthümlich gebildete scharfzähnlige Felsenriffe in wunderbar tiefrother Färbung aus dem gelben Boden auf, und ein Höhenzug in sanften Wellenlinien, der in dem heißen Lichte des Tages duftig und mild schimmerte, schloß den Horizont ab.

Georg hatte sein Pferd, mit dem er zuerst im Galopp lustig davon-gesprengt war, allmählich in ein langsameres Tempo gebracht und dem Thiere das nun in bedächtigen Schritten daherging, die Zügel über den Hals geworfen. Den Oberkörper vorbeugend, stemmte er die beiden Hände auf die Schenkel und sah bewundernd um sich auf die herrliche Landschaft. Er blickte staunend auf zu der unermesslichen Höhe des blauen Aethers. Sein Blick schweifte über die felsigen Nadeln und über die bläulich rosen Wellen der Höhen und senkte sich auf das träge dahinfließende lehmige Wasser des Flusses und auf den gelben sandigen Boden, dem Opuntien und mit stahlharten lanzettartigen Stacheln bewehrte Wüstenpflanzen aller Arten entwuchsen.

Er empfand ein ganz seltsames Wohlgefühl. Die Luft war so rein und das Licht so goldig. Die Brust war ihm weit, das Herz war ihm

frei; er fühlte sich so leicht, so ausgeglichen wie seit langen Wochen nicht. Er schöpfte tief Athem, als wolle er die herrliche Friedlichkeit und Ruhe der großartigen Natur in seine Lungen einziehen und sein ganzes Wesen damit durchtränken.

Auf einmal machte er eine schnelle Bewegung, ergriff die Zügel und brachte das Pferd zum Stehen. Er bog sich etwas seitwärts nach rechts und betrachtete sehr aufmerksam den Boden. Er sah da Eindrücke, deren Schärfe der Wind freilich verweht hatte, die aber immerhin deutlich genug die Spuren eines lebenden Wesens zeigten. Nach einer Weile ritt er langsam weiter. Die Eindrücke kehrten von Zeit zu Zeit wieder, und an einem erkannte er deutlich die Spur eines kleinen menschlichen Fußes. Nachdem er das festgestellt hatte, interessirte ihn das Weitere nicht mehr, und er setzte seinen langsamen behaglichen Ritt ruhig fort.

Er hatte den eigentlichen Zweck seiner Forschungen zwar schon erreicht und die Stelle schon gefunden, die er gesucht hatte, aber der Tag war so schön, er fühlte sich so merkwürdig glücklich in dieser herrlichen Einsamkeit, daß er das Pferd ruhig seines Wegs gehen ließ, wohin es eben gehen wollte.

Da erregte eine neue Erscheinung seine Aufmerksamkeit. Auf einem der gelben Sandhügel in der Ferne, der fast ganz kahl war, erblickte er einen brennend rothen Punkt. Was mochte das sein? — Es bewegte sich nicht. Es war keine Täuschung. Es war wirklich etwas Rothes, Unerklärliches. Er ließ den rothen Punkt nicht aus den Augen, schnalzte seinem Pony zu und trachte nun in schnellerem Tempo darauf los. Es wurde größer, es blieb unbeweglich. Er kam näher und näher, und nun erkannte er es. Es war ein rother Felsen, wahrscheinlich die Umhüllung eines Indianers oder einer Indianerin. Und jetzt stellte er fest, daß er sich nicht getäuscht hatte. Ueber dem Feuerroth sah er tiefes Schwarz: die Mähne der Rothhaut.

Er hatte Indianer zu Hunderten und Tausenden erblickt, und an einem andern Tage, in einer andern Stimmung würde er den Kopf nicht gewandt haben, um noch einen mehr zu sehen. Aber er war eben besonders gut aufgelegt und machte seit einem Jahre zum erstenmal im wahren Sinne des Wortes einen Spazierritt. Ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken, lenkte er wohlgemuth das Pferd auf den Hügel und ließ das an's Klettern gewöhnte Thier die leichte Höhe nehmen.

Er war bis hart an die rothvermummte Gestalt herangeritten. Diese hatte sich nicht gerührt. Nun hielt er das Pferd an und stieg ab. Er machte wenige Schritte und blieb vor ihr stehen.

Es war ein wunderschönes Mädchen, die schönste Indianerin, die sein Auge je erblickt hatte. Sie saß oder hockte vielmehr auf dem heißen Sande. Auf die Kniee, die sie der Brust genähert hatte, stützte sie die beiden Ellenbogen und den Kopf auf die Hände. Sie mochte etwa sechszehn Jahre alt sein. Das starke, dicke, schwarze Haar, das gleichmäßig geschnitten war, fiel langsträhmig auf die runden Schultern und bedeckte die Stirn bis zu den

Augenbrauen. Verwundert und scheu blickten auf ihn die großen braunschwarzen Augen von wunderbarer, eher thierisch als menschlich zu nennender Schönheit, die von ganz ungewöhnlich langen und starken, leuchtenden schwarzen Wimpern umsäumt waren. Zwischen den halbgeöffneten Lippen wurden zwei Reihen herrlichster, glänzendweißer Zähne sichtbar. Die ganze Gestalt war von zauberhaft harmonischem Ebenmaße, Hände und Füße klein und die Knöchel von seltener Zartheit; ihre Haut hatte eine ganz eigenthümliche Bronzefärbung mit goldigen Reflexen. Das Mädchen war zum Glück durch die Geschmacklosigkeiten der Wilden fast gar nicht entstellt. Nur ein ganz schmaler hellblau tätowirter Strich, der senkrecht über Stirn, Nasenrücken und Kinn das Gesicht durchschnitt und sich am Halse verlor, kündete die barbarische Unsitte ihrer Abstammung. Um die Hüften trug sie einen Schurz aus bunten geflochtenen Lederstreifen. Sonst hatte sie als Bekleidung nur noch ein großes Stück leuchtenden feuerrothen Kattuns mit weißem Muster, in das sie sich wie in einen Mantel gehüllt, und das sie am Halse verchlungen hatte. Der Oberkörper und die Beine waren nackt.

Einen Augenblick sah Georg dies wunderschöne Kind voll Erstaunen und Bewunderung an. Sie blickte noch immer scheu und unsicher zu ihm auf.

Mit dem Indianergrüße „Ha—o!“ hieß Georg das Mädchen willkommen und streckte ihr die Hand entgegen. Zögernd und bedächtig schlug sie ein. Lange Zeit hielt er die kleine dunkle, schöngeformte Hand in der seinigen und blickte freundlich zu dem Mädchen nieder. Sie fühlte auch sehr wohl, daß ihr der starke weiße Mann nicht übelwollte, und der Ausdruck des Zughastens und Aengstlichen wich dem der lächelnden Verwunderung. Beide schienen der Begegnung froh zu sein. Mit einem warmen Drucke ließ Georg endlich ihre Hand los und setzte sich neben sie in den Sand. Sie wandten den Kopf zu einander und betrachteten sich gegenseitig mit offenbarem Behagen.

Das Weibliche, das im Dasein Georgs früher eine große Rolle gespielt hatte, war ihm seit seinem Verweilen auf dem amerikanischen Festlande nahezu gänzlich entrickt. Auch Noëmi Jefferson hatte ihn wohl nicht gerade in ihrer Eigenschaft als junges Mädchen gereizt; er hatte für das unglückliche Kind eines reichen Mannes doch wohl hauptsächlich warmes Mitgefühl empfunden. Die schöne junge Wilde aber mit ihren sonderbar tiefen Augen und den glänzenden Zähnen, dieses Wesen von unbegreiflich bestrickender Anmuth und Eigenthümlichkeit sprach zum erstenmal wieder zu seinen Sinnen. Er fühlte, wie eine innere Gluth ihm in die Wangen stieg, und seine Lippen öffneten sich. Er streckte ihr die Hand wiederum entgegen; sie lächelte und schlug ein. Er hielt die kleine Hand fest. Einen Augenblick empfand er wie ein flüchtiges Bedauern, daß er sich mit ihr nicht in Worten verständigen könne; aber gleich darauf schwand dies Gefühl, und er sagte sich, daß er seiner Nachbarin, die ihn noch immer verwundert und mit ehr-

lichem Wohlbehagen betrachtete, eigentlich gar nichts Gescheides anzuvertrauen habe. Ja, die Schwierigkeit, die Unmöglichkeit der vollen Verständigung durch Worte erhöhte in seinen Augen womöglich noch den Reiz dieser unerwarteten Begegnung.

Nach einer Weile entzog sie ihm ihre Hand ohne irgend eine Spur von Unwillen; es schien ihr eben nur unbequem zu sein. In Georg regte sich zunächst der Wunsch, dem Mädchen etwas zu schenken. Es that ihm wirklich leid, daß er nichts hatte, womit er ihr irgend eine Freude bereiten könne; er betastete seine Brust, seine Taschen — nichts. Zu seiner Entschuldigung sagte er sich, daß er auch nicht darauf vorbereitet gewesen war, hier irgend einer Schönen eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Plötzlich leuchtete sein Auge auf. Aus einer verborgenen Tasche zog er seine Uhr hervor, an der ein goldener Georgsthaler befestigt war. Er war ihm vor mehreren Jahren von lieber Hand geschenkt worden; er sollte ihm Glück beim Spiel bringen. Leider hatte sich sein Schutzheiliger, der heilige Georg, als Glückbringer gar nicht bewährt, und sein Spieleraberglaube war längst überwunden. Für ihn war die Münze werthlos geworden. Der Kleinen aber machte das blinkende goldige Ding vielleicht Spaß. Mit einiger Mühe hatte er den Thaler von der Uhr los. Sie bog sich vor und sah mit großer Aufmerksamkeit zu, wie seine breiten ziemlich ungeschickten Finger die beschwerliche Arbeit verrichteten. Als er endlich damit fertig war, steckte er die Uhr wieder in die Tasche und reichte dem Mädchen das goldige Stück. Sie sah ihn groß an, nahm langsam das Dargereichte und erkundigte sich durch einen sehr berebten Blick, was sie damit anfangen solle? Er machte ihr klar, durch Bewegungen, die ebenfalls gar nicht mißzuverstehen waren, daß er es ihr schenke, daß sie es tragen solle. Sie wiederholte die Bewegungen, um sich noch einmal das Unglaubliche von ihm bestätigen zu lassen, und als er zustimmend nickte, sprang sie mit einem Satz auf und klatschte in die Hände wie ein kleines Kind.

Es berührte Georg ganz eigenthümlich, als er dies große schlanke Mädchen in der vollen körperlichen Reife der Jungfrau sich wie ein Baby gebärden sah. Ihr rother Mantel umfloß wie eine lodernde Gluth die dunkle jugendliche Gestalt. Mit tiefem Ernst betrachtete sie die Prägung der Münze. Was das im bewegten Wasser schwankende Schiff zu bedeuten hatte, verstand sie offenbar nicht. Um so glücklicher war sie, als sie die Gestalt des Reiters auf der Rückseite erkannte. Sie lächelte mit großer Befriedigung, hockte sich neben Georg nieder, betippte mit ihrem schmalen Finger das geprägte Roß und deutete dann auf Georgs Pferd, einen merkwürdig freudigen, gurgelnden Ton hervorbringend. Darauf löste sie den Knoten, durch den sie die Zipfel des Tuches am Halse verschlungen hatte, und die rothe Hülle glitt langsam von ihren Schultern. Nun erst sah Georg, daß sie um den Hals eine Reihe von Glasperlenschnüren trug. Den Kopf nach vorn beugend, knüpfte sie mit den beiden Händen den Halschmuck

am Nacken auf und befestigte dann in der Mitte der Perlenchnüre mit großer Gewandtheit den goldenen Thaler. Sie faßte nun den Schmuck an den beiden Enden, streckte ihn von sich, ließ ihn in der Sonne spielen und freute sich kindisch des Gefunkels.

Darauf versuchte sie, die Schnüre wieder um den Hals zu befestigen; aber es wollte ihr nicht gleich gelingen, und Georg war ihr dabei behülflich. Als er bei dieser Hülfeleistung die bloße farbige Haut des Mädchens berührte, durchrieselte es ihn, und auch sie empfand etwas wie einen Schauer. Sie duckte den Kopf noch tiefer und sah mit ihren sonderbaren tiefen Augen lauernd von der Seite zu ihm auf. Da nahm mit einer plötzlichen Bewegung Georg den schwarzummähnten Kopf der reizenden Wilden in seine beiden Hände und drückte auf die schwellenden Lippen, die sich wie die eines Kindes halb öffneten, einen heißen, innigen Kuß.

Sie zitterte, sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. In einer seltsamen Bestürzung blickte sie zunächst vor sich hin in den Sand. Endlich wandte sie langsam den Kopf zu dem glühenden Antlitz Georgs, dessen warmen Hauch sie an der Wange spürte, und lächelte befremdlich. Georg führte ihren Kopf zärtlich an seine Schulter, sie ließ es ruhig geschehen, und mit dem Gefühl, als ob er etwas gutzumachen habe, streichelte er ihr beinahe väterlich das volle starke schwarze Haar. Beiden schien wohl zu sein, denn sie beharrten geraume Zeit in dieser zärtlichen Stellung, lächelten und sprachen kein Wort.

Und kein Laut ließ sich ringsum vernehmen. Die Sonne stand hoch an dem herrlichen blauen Himmelsgewölbe, und in der reinen Sonnengluth schien die ganze Natur zu schlummern. Großartig und feierlich ragten vor ihnen die rothen Felsen der Klippen auf, versöhnend und ruhig schlossen die blauen Höhenzüge im Hintergrunde das Bild ab, und lautlos floß zu ihren Füßen das gelbe Wasser des Colorado.

Geraume Zeit hatten sie so dageessen, bis endlich Georgs Pferd, das bisher philosophisch genickt hatte, laut zu wiehern anfang, als wolle es den Säumigen an seine Pflicht gemahnen. Nun erhoben sich die Beiden; Georg sah fragend das schlanke dunkle Mädchen an und wies mit der Hand über den Colorado, als wolle er sich erkundigen, wo sie ihr Zelt aufgeschlagen habe? Das Mädchen verstand ihn auch sehr gut, verneinte mit einer Kopfbewegung die Frage und wies nach der nördlichen Richtung hin, über die nächste Erhöhung. Beide hatten innige Freude daran, daß sie sich verständigt hatten.

Mit scherzhafter Galanterie reichte ihr Georg den Arm und führte sie zu seinem Pferde. Sie nickte wie ein Kind, dem man den Willen thut, ließ schnell den Arm Georgs los, faßte das Pferd an der Mähne, stellte den linken Fuß in den mexicanischen Bügel und schwang das rechte Bein über den Rücken des Pferdes. Mit einem übermüthig, neckenden Zauchzer schlug sie dem Thiere die Hacken in die Weichen und ritt in gestrecktem

Galopp, den Oberkörper jach zurückwerfend, so daß ihre langen Haarsträhnen die starke Kruppe des Pferdes streiften, die Höhe hinunter. Dann warf sie das Pferd schnell herum, brachte es zum Stehen, erhob sich in den Bügeln, winkte lebhaft mit der Hand und lachte laut.

Im ersten Augenblicke hatte Georg den etwas ernüchternden Gedanken gehabt: Das Mädchen wird doch wohl nicht mit meinem Pferde davonreiten? — und er wußte nicht, ob sie Ernst machte oder Spaß. Nun, da er ihr volles Lachen vernahm, schämte er sich seines Verdachtes und beeilte sich, ihrem freudigen Winkte zu folgen.

Nun hatte er sie erreicht, und nun wies sie wieder nach derselben Richtung, auf die sie vorhin gezeigt hatte, und ließ das Pferd langsam darauf zugehen. Georg schritt neben ihr her. Er blickte auf zu der eigenthümlichen Reiterin und vergaß dabei die Beschwerden des Weges, den Sand, in den sich seine Füße tief eingruben, und die glühende Hitze des Tages. Aber die Reiterin sah, wie sich ihr Begleiter quälte, und sie hatte Mitleid mit ihm. Sie zog die Zügel an, und der Braune stand. Sie bog sich zu Georg hinab, strich mit der Hand über seine feuchte Stirn und brachte einen merkwürdig theilnahmvollen Laut hervor. Gleich darauf war sie auch schon abgesprungen und förderte Georg mit kindischer Dringlichkeit auf, sich auf den Sattel zu schwingen. Georg weigerte sich, und in einer eigenthümlichen Anwandlung von Ironie machte er dabei die besten Salongebärden, als stünde er irgend einer Gnädigen in einem der vornehmsten Salons der Großstadt gegenüber. Aber die Bronzefarbige bestand auf ihrem Willen. Sie stampfte trotzig mit dem kleinen Fuß auf und gab zu verstehen, daß sie weglaufen würde, wenn er sich nicht auf's Pferd setzte. Nach langem Widerstreben gab Georg endlich nach.

Raum saß er im Sattel, so hatte auch das schlante Mädchen schon hinter ihm auf dem Rücken des Pferdes Platz genommen. Sie legte ihre Hände um seine Brust, faltete sie, und mit dem leichten Druck ihrer Schenkel und leichtem Schnalzen trieb sie das Thier an. Der sonderbare Ritt ergötzte Georg auf's Höchste. Immer senkte sich sein Blick auf die beiden schönen, zarten, braunen Hände, die vor ihm auf seiner Brust gefaltet waren, und immer wieder klopfte er sie zärtlich. Und wenn er den Kopf wandte, sah er dann die schönsten, weißesten Zähne glänzen, die sein Auge je erblickt hatte, und die unergründlichsten schwarzbraunen Augen. Er war von dem Zauber des Fremdartigen ganz verückt, wie willenlos, und er überließ auch dem Mädchen die Führung des Pferdes.

Bald nahm Georg die deutlichen Anzeichen wahr, daß man sich den Wohnstätten der Menschen nähere. Er sah im Sande verschiedene geleerte Conservenbüchsen und zerbrochene Flaschen herumliegen.

Sie waren etwa zehn Minuten geritten, als Georg, durch einen leichten Aufschrei seiner Begleiterin aufmerksam gemacht, den Kopf ihr zuwandte. Sie zeigte nun nach rechts, und da erkannte Georg das ihm wohlbekannte

Bild eines Arbeiterlagers: einige Zelte und drei oder vier Bretterbauten. Er sah da in der Ferne auch Menschen und erkannte an einigen grellfarbigen Kleidungen Indianer. Sie waren nun in der Ebene, und in schnellem Ritt erreichten sie in wenigen Minuten die provisorische Niederlassung.

* * *

Die Ankunft der Beiden erregte im Lager einiges Aufsehen. Die amerikanischen und chinesischen Arbeiter blickten lachend von ihrem Spaten zu den Beiden auf. Die Indianer musterten den weißen Mann mit ernster Neugier; sie umdrängten das Mädchen, als diese abgestiegen war, und schienen allerhand Fragen an sie zu richten. Sie gab lebhaft Antwort, und einer nach dem andern betrachtete mit Verwunderung und Neid den glänzenden Georgsthaler an ihrem Halse. Georgs Genossin mußte günstige Auskunft gegeben haben, denn alle Indianer — es waren ihrer vielleicht fünfzig bis sechzig — zeigten in ihrem Wesen eine große Zuborkommenheit, und einige pudelnaakte braune Kinder wurden von ihren Eltern zu dem weißen Manne abgeschickt, um ihn anzubetteln. Georg legte auch in jede der kleinen dunklen Patschen, die sich ihm entgegenstreckten, ein kleines Silberstück.

Nur einer schien eine Ausnahme zu machen, ein schlanker hübscher Bursche, der etwa 20 bis 25 Jahre alt sein mochte. Er hatte in sein schwarzes Haar ein safrangelbes Tuch geschlungen, das ihn leicht kenntlich machte, und eine hellrothe Schlangelinie lief ihm quer über's Gesicht von einem Ohrzipfel zum andern. Er stand etwas abge sondert von den Uebrigen und sah Georg mit keineswegs freundlichen Blicken an. Er war es, der zuletzt an Georgs Gefährtin herantrat und mit ihr in eifrigem Gespräch abeits ging.

Die ganze Gesellschaft war so wenig wie möglich bekleidet. Die Männer trugen nur ein Tuch, das sie sich um die Hüfte geschlungen hatten, die Weiber entweder lange Schürzen aus buntem Rattun, die bis zu den Knöcheln hinabreichten, oder einen Schurz aus Lederstreifen geflochten, der bis zum Knie reichte, so wie ihn Georg bei seiner Begleiterin wahrgenommen hatte. Wenige hatten den Luxus eines Mantels. Die braunrothen Kinder waren ganz nackt.

Vor einer der Bretterbuden, die den stolzen Namen „Hotel“ trug, war eine aus rohem Holz gezimmerte Bank aufgeschlagen, und da saß ein Mann, der eine Bierflasche zwischen die Kniee geklemmt hatte und ein halbgefülltes Glas in der Hand hielt. Georg begrüßte den Mann. Er holte sich gleichfalls eine Flasche Bier und setzte sich neben ihn. Es war eine merkwürdige Erscheinung. Wäre der Fremde nicht auf entsetzliche Weise verstümmelt worden, so wäre er wahrscheinlich ein schöner Mann gewesen; aber das rechte Auge war ihm ausgestochen, und die fleischige Augenhöhle machte einen schauerlichen Eindruck. Er hatte einen falschen künstlerischen Anstrich: er trug einen kurzen braunen Sammetrock, einen hellgrauen spitzen Hut mit

breiter Krämpe; um den Kragen des blauen Wollenhemdes hatte er ein buntes Tuch in mächtiger Schleife geschlungen. Sein Haar war kraus und ziemlich lang; Schnurr- und Kinnbart hatte er zu Spitzen gedreht. Er hatte ein edles Profil und eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Kopfe van Dyks. Er war wohl kaum vierzig Jahre alt, aber er sah älter aus. Sein Gesicht war durchfurcht und verwittert.

Georg begrüßte ihn in englischer Sprache, und der Fremde antwortete ebenfalls englisch. Er knüpfte an die Begrüßung einige nichts sagende Sätze, und in diesen waren soviel sprachliche Ungeheuerlichkeiten enthalten, daß Georg sich nach der Landsmannschaft des Sprechers erkundigte. Da vernahm er denn, oder errieth vielmehr aus einem Raubervölisch, das noch viel entseßlicher war als der Mischmasch von Dutch Bill, daß der Fremde in Pennsylvanien von Eltern deutscher Abstammung geboren war. Er führte auch den gut deutschen Namen Kaspar. Aber er war schon als kleiner Knabe aus der Heimat fortgezogen und hatte sich seit fünfundzwanzig Jahren bis zu diesem Augenblicke in Mexiko, Texas, Neu-Mexiko, Arizona und Californien herumgetrieben. Lange Jahre hindurch war er in der Wildniß bei den Indianern gewesen; er verstand Spanisch, Deutsch, Englisch und einige Indianeridome des südlichen Gebietes und hatte sich aus alledem eine ungeheuerliche Mischsprache gebildet, die mit großer Mühe Jedermann ungefähr und Keiner recht verstehen konnte. Er war, nachdem er alles Mögliche betrieben hatte, schließlich Photograph geworden, und in diesem Augenblicke durchzog er Californien und Arizona, um Indianerbilder für einen großen Photographen in San Francisco aufzunehmen. Seit einer Woche war er hier in der kleinen Gesellschaft der Mohave-Indianer, die er als gutmüthige, ehrliche und freundliche Leute rühmte. Vor allem aber schätzte er an ihnen eine Eigenschaft, die er bei den andern Stämmen immer schmerzlich vermißt hatte: die kleine Gesellschaft, die immer an den Ufern des Colorado hauste, war im Gegensatz zu den andern sehr reinlich. Sie plätscherten fast den ganzen Tag im Wasser herum. Das war auch Georg schon beim ersten Blick aufgefallen.

Von diesem einäugigen Photographen hörte nun Georg, daß er sich an der Endstation der Southern Pacific und an der Anfangsstation der Atlantic Pacificbahn befand, und daß diese nach den eigenthümlichen Felsennadeln den Namen „The Needles“ führte. Noch mehr aber interessirte Georg, was ihm der Einäugige über das schlanke Mädchen erzählte. Sie war die größte Schönheit und der Stolz ihres Stammes, die Tochter des früheren Häuptlings. Sie führte bei den Ihrigen wegen ihrer Schnellsüßigkeit und Anmuth in den Bewegungen den indianischen Namen der Antelope: man rief sie Mayo.

„Mayo?“ sagte Georg und wiederholte das Wort mit innigem Behagen „Mayo!“

Es klang ihm freundlich in die Ohren; es paßte ganz zur Erscheinung des schlanken Mädchens: „Mayo!“

Er sah sich nach ihr um, sie war verschwunden; vergeblich spähte sein Auge unter den bunten Lappen nach dem rothen Mantel.

„Ein hübsches Mädchen,“ sagte Georg. „Ich möchte sie wohl mit mir nehmen.“

„Wohin ziehen Sie?“

„Sechs bis sieben englische Meilen südlich von hier lagern meine Pferde. Ich will sie durch die Mohawewüste in der Richtung auf Los Angeles treiben.“

„Und Sie wollen Mayo mitnehmen? Was wollen Sie mit ihr anfangen?“

„Nun,“ entgegnete Georg, „sie soll mich eben begleiten. Ich bin lange genug allein gewesen und sehne mich nach Gesellschaft.“

„Sie würden ihrer bald überdrüssig werden, und sie würde auch schwerlich kommen.“

„Das wäre abzuwarten,“ entgegnete Georg mit dem Ausdruck eines gewissen Selbstvertrauens. „Und wenn ich mich ihr verständlich machen könnte . . .“

„Ich will's ihr schon sagen, aber ich glaube nicht, daß sie kommen wird.“

„Versuchen Sie's nur!“

In der Unterhaltung zwischen den Beiden war aber auch noch von anderen und ernsthafteren Dingen die Rede als von Liebeständeleien, und Georg erfuhr vom Photographen Kaspar eine Nachricht, die für ihn geschäftlich von großer Bedeutung werden konnte. Er hörte, daß in dem benachbarten westlichen Flecken sich seit einiger Zeit verschiedene Agenten herumtrieben, die für irgendwelche geheimnißvolle Speculation bedeutende Ankäufe von Pferden gemacht und mit diesen Ankäufen noch keineswegs abgeschlossen hatten. Kaspar rieth ihm daher auch, sich in der Nähe der großen Verkehrsstraße zu halten, da werde er mit den Leuten, die noch vor wenigen Tagen in dem Flecken Bagdad sich aufgehalten hatten, wohl zusammentreffen.

Die Indianer drängten sich wieder an die Beiden, Georg hatte seine Geberlaune, und in einer anderen Bretterbude, die die Aufschrift „Store“ führte, kaufte er für ein paar Dollars verschiedene Gegenstände: etwas Mehl, Wassermelonen, Biscuits und einige bunte Ellen Rattans, die er unter die jungen Schönen der Gesellschaft galant vertheilte. Immer wieder sah er sich spähend nach Mayo um; sie war wie in den Erdboden versunken.

Der Safrangelbe mit der rothen Schlangelinie stand abseits, verfolgte hübnisch Georgs spähende Blicke und lachte.

Der Photograph, den Georg fragte, wo die Kleine geblieben sein möchte, konnte ihm keine Auskunft geben.

„Das Volk vertriecht sich, man weiß nicht, wo es bleibt. Es ist, als ob die Erde sie verschlingt. Aber sie wird schon wiederkommen. Verlieren Sie nur nicht die Geduld.“

„Die Geduld verliere ich nicht,“ erwiderte Georg. „Aber ich habe keine Zeit zu verlieren. Ich muß zu meinen Leuten und meiner Heerde zurück. Wir wollen die Heerde noch vor Sonnenuntergang auf das jenseitige Ufer bringen. Das ist eine langwierige Arbeit, und es ist für mich die höchste Zeit, an den Ausbruch zu denken. Wenn Sie Mayo sehen, so sagen Sie ihr, daß ich sie erwarte; und wenn sie nicht kommt, komme ich auf dem Rückwege zu ihr. Und wenn ich sie wieder halte, soll sie mir so leicht nicht wieder entweichen. Das schlanke Mädchen hat es mir angethan!“

Georg drückte dem Einäugigen die Hand, stieg auf sein Pferd und trabte davon, während die Indianer und Bahnarbeiter dem Reiter nachschauten.

Auf seinem Ritte konnte Georg an nichts Anderes, als an das Mädchen denken. Zum ersten Mal ging er mit einem gewissen Unwillen an seine harte Arbeit. Aber das Uebersetzen der Pferde machte ihm doch so viel zu schaffen, daß die Idylle vor den rauen Forderungen der Pflicht einstweilen in den Hintergrund rücken mußte. Am Abend aber, nach gethaner Arbeit, als er sich müde auf der über den warmen Sand gelegten Decke ausstreckte und in die unendliche Höhe hinaufstarrte, da traten die Erlebnisse des Tages mit wunderbarer Schärfe wieder vor seine Seele, und er freute sich von ganzem Herzen. Pluto hatte sich zu seinen Füßen gelagert.

Georg war todtmüde, aber er vermochte nicht die Augen zu schließen. Immer blickte er hinauf zu dem dunkeln Himmel, an dem die Sterne mit einem Glanze und einer Pracht funkelten, wie er sie nie gesehen hatte. Da glitzerte tief am Horizonte das Prachtgestirn des großen Bären, der ihm plötzlich vertraulich wie ein Bekannter aus der Heimat, nur in verschönerter Gestalt entgegenleuchtete; und es war ihm, als ob der herrliche Stern einen Gruß vom deutschen Boden aufgelesen hätte und ihn hier auf die Wüste von Arizona herabsandte.

Und er gedachte in der feierlichen Stille der Nacht aller, die er verlassen hatte. Er gedachte auch der traurigen Noëmi. Sie that ihm herzlich leid.

Es war wunderbar geheimnißvoll ruhig, und sein Ohr trank die feierliche Stille. Endlich fielen dem Müden und Glücklichen die Augen zu, und er schlummerte sanft ein.

Er konnte noch nicht lange geschlafen haben, als er geweckt wurde. Die Hunde schlugen an, Pluto zuerst, der schnell aufgesprungen war und seinem Herrn mit dem Schweif in's Gesicht wedelte. Georg hatte sich nun jählings erhoben und blickte in das Dunkel, das nur durch die flimmernden Sterne einigermaßen erhellt war. Er sah nichts, aber die Hunde wollten sich nicht beruhigen. Er nahm seinen Revolver zur Hand, machte ihn schußgerecht und schickte Pluto voran.

Auf einmal hörte er einen hohen merkwürdigen Ruf aus der Ferne. Sein Herz klopfte mächtig. Ein ahnungsvolles Hoffen durchzog sein Gemüth. Er antwortete mit einem hohen Schrei. Da vernahm er den Ruf zum

zweitenmale. Er lockte den Hund an sich und gebot ihm Ruhe. Bald darauf ertönte ein drittesmal der Ruf und diesmal aus geringerer Entfernung. Wiederum gab Georg freudigen Bescheid. Und nun sah er nicht weit von sich in schnellem Lauf eine Gestalt mit langem wehendem Mantel auf sich zulaufen; und einen Augenblick darauf lag Mayo athemlos, keuchend und sonderbare zärtliche Laute ausstoßend in seinen Armen.

„Woher kommst Du denn, Mayo?“ fragte er. „Hat Dir der Einäugige meinen Auftrag ausgerichtet?“

Die Worte waren ihm unwillkürlich von den Lippen gefallen. Er lächelte darüber. Er wußte, daß sie ihn nicht verstehen konnte; aber es genügte ihm, daß er sie gesprochen hatte.

Mayo hatte sich losgerissen und war ihm zu Füßen gesunken. Sie umklammerte seine Kniee und lastete in eigenartig melodisch gurgelnden Lauten Unverständliches. Gewaltsam richtete er sie auf, schlang den Arm um ihre Hüfte und führte sie nach der Stelle, wo sein Lager bereitet war. Er sagte ihr tausend Zärtlichkeiten, und sie antwortete darauf, als ob sie ihn verstanden hätte. Es war ein ganz merkwürdiges Duett.

Sie erzählten sich noch mancherlei; sie lachten sich gegenseitig aus, daß sie sich nicht verstehen konnten, und freuten sich zugleich, daß sie sich doch wohlverstanden. Georg saß neben Mayo, er hielt fest ihre kleine Hand in der seinen. Endlich verstummte das losende unnütze Geschwätz. Mayo entzog dem weißen Freunde langsam ihre Hand, lehnte sich zurück und ließ das müde Haupt auf die Fläche der rechten Hand sinken, während sie den linken Arm lang neben sich ausstreckte. Bald verkündeten die ruhigen, regelmäßigen Athemzüge, daß sie eingeschlafen war.

Auch Georg suchte nun den Schlaf. Auch er hatte sich niedergelegt. Aber er fand ihn nicht sogleich. Sein Blick flog wieder auf zu dem mondlosen, unergleichlich herrlichen, von Millionen diamantenglühender Welten bestirnten Nachthimmel, und seine Gedanken schwebten in launischem Zickzack in die Weite und flatterten wieder in seine nächste Nähe, um abermals in die Ferne zu schweifen. Er gedachte der Heimat, er mußte wieder mit einer mitleidigen Nüchternheit an Noëmi denken, und an den braven Dutch Bill, — und zwischen all' die Gestalten, die zerrannen, wieder auftauchten, in einanderfloßen und sich verzerrten, drängte sich ein bronzefarbenes Mädchen mit schlanken zarten Gliedern von unsagbarer Anmuth, mit braunen langbewimperten Augen von einem Ausdruck, der sein Tiefstes erschütterte, und mit den schönsten Zähnen, die je in einem menschlichen Munde gegläntzt hatten. Eine ganz merkwürdige, gurgelnde Altstimme, die Unverständliches klang, klang ihm dabei in den Ohren, ein tiefes jauchzendes Lachen. Und seine Vorstellungen verwirrten sich. Er sah einen feuerrothen Mantel durchsichtig in der Sonne flattern, und daraus sprengte sein Schutzheiliger hervor, der heilige Georg, der seine eigenen Züge trug. Er saß auf hohem Schlachtroß in goldener Rüstung, mit goldenem Helm, er hatte die Lanze eingelegt, um den Drachen,

der sich zu seinen Füßen wand, zu durchbohren. Und das geschah in dem heißen Garten zu Denver, hart an der Veranda. Und was dann noch durch sein Hirn jagte, vermochte er nicht mehr festzuhalten.

Pluto hatte sich zu Füßen der beiden Schlummernden auf den Sand gestreckt.

* * *

Schon beim Erwachen hatte Georg eine besondere Freude bei der Erwägung empfunden, daß er nun nicht mehr allein war, daß er ein menschliches Wesen an seiner Seite hatte, — freilich, ein unvollkommenes menschliches Wesen, das zum Austausch menschlicher Empfindungen nicht angethan, und mit dem die Verständigung eine höchst schwierige und mangelhafte war; aber es war doch menschlich schön und konnte sich menschlich freuen, und das genügte ihm. Er hatte aus der Herde ein gutes leichtfüßiges Pferd ausgesucht und aus seinem Gepäc das Nothzaumzeug hervorgeholt; und als Mayo die Augen aufschlug, stand das Thier aufgezügelt vor ihr.

Mayo wurde durch diese Aufmerksamkeit in helles Entzücken versetzt, und sie jubelte wieder in ihrer kindisch rührenden Weise auf. Sie hatte sich schnell erhoben, hatte den Kopf des Fuchses liebevoll an ihre schwarze Mähne gedrückt und mit der Handfläche zärtlich den Hals des Pferdes geklatscht. Sie hatte das Thier mit den Augen eines Kenners aufmerksam gemustert, die Zügel ergriffen und sich dann im Bügel aufgeschwungen; und im tausenden Galopp war sie davongejagt. Georg blieb wie gebannt stehen. Es war ein wundervoll malerischer Anblick. Auf dem guten Pferde das dunkelfarbige Mädchen mit den flatternden schwarzen Haaren, hinter der wie ein Feuerschein der rothe Mantel herzog, dessen durchsichtiges Gewebe das Sonnenlicht durchdrang, und unter dem der Rücken von Roß und Reiterin tiefroth erglänzten. So hatte sich Georg Penthesilea gedacht, die Heldin seines Lieblingsdichters Kleist:

„ . . . wie sie mit den Schenkeln
Des Rosses Leib inbrünstiglich umarmt!
Wie sie, bis auf die Mähne herabgebeugt,
Hinweg die Luft trinkt lechzend, die sie hemmt.
Sie fliegt, wie von der Sonne abgeschossen.“

Mit Meisterhaft tummelte Mayo das gehorsame Thier; das der Herrschaft des Reiters lange Zeit entwöhnt, sich wieder mit Ehrgeiz der Führung gehorsam zeigte. Stolz und froh sprengte es, von Mayo sicher gelenkt, daher und hielt mit schnaubenden Nüstern und steifen Ohren, den Sand unruhig scharrend, vor Georg. Mayo klopfte ihm wiederum wie zur Belohnung den glatten Hals und sah mit einem sehr komischen Ausdruck höhnischer Herausforderung, muntern Spottes und übermüthiger Verachtung auf Georg und dessen Braunen, den es mit gar nicht zu verkennender Geringschätzung, die Achsel zuckend, belächelte.

Georg verstand das auch sehr gut und gab ihrem heitern und stummen Hohne die Worte zurück:

„Oho! meinst Du, daß Du mehr kannst als wir?“

Er setzte sich in den Sattel. Mayo mußte sogleich, daß es sich um ein Wettrennen handelte, und mit fröhlichster Gebärde nahm sie den Kampf auf.

Sie brachten ihre Pferde in gleiche Richtung und sahen sich wartend an. Auf einmal stieß Mayo einen hohen Schrei aus, und Beide sausten davon. Es war Georg um den schließlichen Ausgang zwar nicht bange, — denn er kannte sehr gut die Leistungsfähigkeit seines Pferdes, und er kannte Mayos Fuchs, — aber er mußte doch viel mehr Anstrengungen machen, als er glaubte, um sich nicht beschämen zu lassen. Schließlich aber gönnte er doch Mayo die Freude des Sieges. Mayo war überglücklich. Sie liebte das Thier mit einer Vertraulichkeit wie ihresgleichen, drückte ihre Brust auf die Mähne und umschlang seinen Hals; und der Fuchs nickte verständnisinnig.

Mayo hätte das Spiel am liebsten gleich von Neuem beginnen mögen; aber Georg machte ihr klar, daß er doch noch andere Geschäfte zu erledigen habe, und sie schien das auch ganz einleuchtend zu finden.

In seiner fröhlichen Stimmung wurde er doch eine unangenehme Anwendung bei der Frage, die er sich beständig vorlegen mußte, nicht los: wie lange wird der Spaß dauern? Werden Mayos Zugehörige dem Mädchen so ohne weiteres Urlaub auf unbestimmte Zeit ertheilen? Wird man sie nicht wieder abholen? Wird sie selbst nicht morgen schon, vielleicht heute noch davonziehen und zu den Ihrigen zurückkehren? Es wäre schade! Denn der Umgang mit diesem Mädchen, das nichts mit ihm gemein hatte, übte doch einen ganz besonderen Zauber auf ihn. Und noch ein anderes warf einen gewissen Schatten auf die lichte Freude des Augenblicks. Es war ihm, als ob er sich wegen der Vertraulichkeit mit dieser schlanken Wilden vor Anderen rechtfertigen müsse — vor Noëmi, zum Beispiel. Aber er schüttelte alle diese Gedanken wieder ab: Noëmi war fern, und vorläufig war Mayo da und schien noch keine Anstalten zu machen, die Gemeinschaft wieder aufzugeben.

Sie waren weiter gezogen und auf eine andere Abtheilung des Lagers gestoßen. Dort bereitete Georg die erste gemeinsame Mahlzeit. Mayo sah den Vorbereitungen mit großer Aufmerksamkeit zu und war auf das Resultat sichtlich gespannt. Als sie Georg mit bestem Appetit essen sah, griff auch sie zu, und zwar ohne der umständlichen Vermittlung durch Messer und Gabel zu bedürfen, mit ihren kleinen braunen Händen. Georg schüttelte zwar den Kopf mit der Miene einer Gouvernante, als ob er sagen wollte: „Mademoiselle, das schickt sich nicht“ — aber Mayo kümmerte sich nicht weiter darum. Sie verzog indessen den Mund, als sie das Fleisch zu sich genommen hatte, machte eine Gebärde des Widerwillens und warf das, was sie noch in der Hand hatte, vor sich in den Sand. Georg nöthigte sie und redete ihr gut zu; sie wollte indessen nichts davon wissen.

Zum Glück war in dem Lager wieder ein „Store“, und Georg fand da, was seiner Gefährtin mundete: Mesquite-Bohnen, Wassermelonen, trockne Viscuits und dergleichen; und er kaufte davon einen genügenden Vorrath, um auf einige Tage Mayo unter den ihr genehmen Bedingungen ernähren zu können. Außerdem erstand er auch von dem Krämer einige Ellen grellfarbigen Kattuns, von dem er wußte, daß er nach dem Geschmack seiner Gefährtin sein werde.

Die Art und Weise, wie Mayo die große Wassermelone zerriß und den Saft, der ihr an den Mundwinkeln herunterlief, einsog, war ihm nicht gerade angenehm. Ein bißchen weniger wild wäre ihm lieber gewesen. Sie zeigte beim Essen in ihren Bewegungen, in ihrem Kauen auf einmal etwas völlig Uncivilisirtes, das in einem schneidenden Widerspruch zu der natürlichen Anmuth ihres sonstigen Wesens stand, und das den verwöhnten Culturmenschen abstieß.

Er saß ihr gegenüber und sah ihr zu, als sie mit dem Rande der Hand das schon ausgefogene, aber immer noch saftige Fleisch der Frucht abschabte und in der Handfläche zusammenpappte, um es an den Mund zu führen. Er klopfte ihr leicht auf die Finger, und sie sah ihn erstaunt an. Er zeigte ihr nun, wie man manierterlicher essen könne, und sie hatte auch zunächst offenbar das Bestreben, sich gelehrt zu zeigen. Sie machte einige mißglückte Versuche und lächelte dabei über ihre Ungeschicklichkeit. Dann aber wurde sie ungeduldig, und mit einem Laute, der in allen Sprachen der Welt dasselbe bedeutet: „Ach was, laß mich zufrieden!“ kehrte sie zu dem einfacheren Modus, bei dem sie aufgewachsen und gesund geblieben war, zurück und lachte ihren pedantischen Lehrmeister aus.

Alles das machte auf Georg doch vorwiegend den Eindruck des Komischen und Späßhaften, und die Komik milderte wesentlich den Eindruck des peinlich Befremdenden, den solche Wahrnehmungen unwillkürlich zunächst in ihm hervorriefen. Er zürnte dem Mädchen nicht, er war nicht einmal ungehalten; er empfand gutmüthiges Mitleid mit ihr; er ließ sie ruhig gewähren, sah sie mit den Händen herummanöuvriren und vergnügt kauen und fühlte sich veranlaßt, ihr eine längere Rede zu halten:

„Iß nur ruhig weiter, mein Kind, wie Du es gewohnt bist! Du verstehst es ja nicht besser und brauchst es auch nicht besser zu verstehen! Du bist ja nicht darauf eingerichtet, an der Seite eines mit Europens überzüchteter Höflichkeit behafteten Lieutenants a. D. zu tafeln. Bitte, unterbrich mich nicht! Du fütterst Dich auf Deine Weise, Kind — es ist zwar nicht die meine, aber wer weiß, wer Recht hat? Du hast die Zeit, die wir Culturmenschen dazu gebrauchen, um uns anständig benehmen zu lernen, darauf verwandt, Deine Sinne zu schärfen und mit dem Pferde zu verwachsen; Du hast in dunkler Nacht die Spuren gefunden, die Dich zu mir geführt haben; Du siehst gewiß mit Deinen wunderschönen Augen tausend Dinge, die mir verborgen bleiben, und Dein scharfes Ohr hört deutlich, was

mir unbernehmlich bleibt.iß also nur ruhig weiter, mein Kind! Vielleicht hast Du sogar das bessere Theil erwählt und findest mich ebenso dumm wie ich Dich. Denn darüber darfst Du Dir keine Illusionen machen: nach unsern Begriffen bist Du furchtbar dumm und ganz ungebildet! Du siehst mich jetzt so freundlich an — hast Du das verstanden? Gott bewahre! Kein Wort! Aber das schadet auch gar nichts. Ich sage es ja gar nicht Deinettwegen.“

Mayo hatte die Melonenschalen weggeworfen und sich mit der Handfläche den Mund gewischt; sie legte nun die Hände in den Schooß und hörte mit einer Aufmerksamkeit zu, als ob sie jedes Wort verstände. Der Klang von Georgs Stimme und der Klang unsrer Sprache schienen ihr wohlzugefallen. Sie nickte auch ermunternd mit dem Kopfe und gurgelte irgend etwas Bittendes vor sich hin, als wolle sie den weißen Freund auffordern, mit seinem wohlklingenden Vortrage fortzufahren.

„Nein, mein Kind,“ sagte Georg mit heiterer Wichtigkeit, „Genügsamkeit ist eine Tugend; und schon einer unserer Klassiker sagt: Entbehren sollst Du, sollst entbehren! — Meine Gedanken sind zwar nicht viel werth, aber dazu sind sie denn doch zu kostbar, daß sie bloß um des Klanges der Worte willen das Ohr einer kleinen unbefleckten Wilden erfreuen sollten. Das geht wirklich nicht! Wenn Du mich aber denn durchaus hören willst, so will ich Dir eine Geschichte erzählen, die Deinem Verständniß näher liegt, so ein Märchen, wie es uns die Amme in der Kinderstube erzählt hat. Also paß gut auf. Es ist ein Beweis meiner besonderen Hochschätzung. Hörst Du, Mayo?“

Als sie ihren Namen hörte, richtete sie den Kopf freudig auf und grinste seelenvergnügt. Georg, den das thörichte Spiel des Predigers in der Wüste belustigte, fuhr in seinem Monologe fort:

„Es war einmal ein großer Hund — wauwau — und eine große Kuh — muh . . .“

Mayo war ganz außer sich vor Freude. Unbändig lachend sprang sie auf und umkreiste ihn in großen Sätzen; und wie Georg das Mädchen so um sich herumspringen sah, dachte er unwillkürlich an seinen alten Pluto, und ohne, daß er sich etwas dabei dachte, schnalzte er mit der Zunge und schnippte mit dem Daumen und dem dritten Finger, als ob er seinen Hund heranzufufen wolle. Mayo folgte auch wie ein kluges Thier und lagerte sich neben ihn, ihr schwarzbemähltes Haupt vertraulich an seine Brust legend.

Und als er sie so in einer herrlich ungezwungenen Bewegung von unaussprechlicher natürlicher Grazie neben sich hingestreckt liegen sah, rührend in ihren unbewußten Reizen, da verstummte er.

Nun war er nicht mehr zum Späßen aufgelegt, und der Zauber dieser echten, von keinem Zwange der Cultur beeinträchtigten, freien, wilden und schönen Weiblichkeit hatte ihn wieder ganz gepackt.

*

*

*

Der Verkehr zwischen den Weiden veränderte sich sehr wenig während der nächsten Zeit. Die Seltsamkeit des Abenteurers und das Ungeheißne, mit dem es umgeben war, gewährten Georg eine unausgefüllte Anregung. Es war gekommen, er wußte nicht, wie, und es sollte enden, er wußte nicht, wann.

Zimmer wieder drängte sich ihm der Gedanke auf: wie lange kann es dauern? Und er kam nicht darüber hinweg, so sehr er sich auch bemühte, philosophisch des Augenblicks, der so schön war, zu genießen. Es war ihm bei dem Gedanken an eine Trennung zunächst recht unbehaglich zu Muth. Er erschrak, wenn er sich vergegenwärtigte, daß er bald wieder allein sein, und wie er dann Mayo vermissen werde. Freilich war es ja nur eine flüchtige Laune, nur ein neckisches Spiel seiner Sinne; aber er war davon doch tiefer erfaßt, als er sich selber gestehen mochte. Mit wahrer Liebe hatten sicherlich die Gefühle, die er für Mayo empfand, nichts gemein. Die schlankte, dunkle Kleine reizte ihn durch ihre bestrebliche körperliche Schönheit, durch die wunderbare Harmonie und den eigenartigen Rhythmus ihrer Bewegungen. Sie rührte ihn zugleich durch ihre seelische und intellectuelle Unbeholfenheit. Er empfand Mitleid mit ihr, wie ein Vater mit einem Kinde, das an einem unheilbaren Gebrechen leidet.

War sie zu beklagen, war sie glücklich zu preisen?

Er wußte es selbst nicht. Sie war gewiß ihres Lebens in Staub und Sonnenstrahl von Herzen froh. Sie wußte nichts von den kleinen Bekümmernissen der überempfindlichen Cultur, nichts von den schweren Sorgen der Gesittung. Sie lebte wie der Vogel unter dem Himmel, sie säete nicht, sie erntete nicht, sie sammelte nicht in die Scheunen, und der himmlische Vater nährte sie doch; sie wuchs wie die Lilie auf dem Felde, sie arbeitete nicht, sie spann nicht, und war doch schöner als Salomo in aller seiner Herrlichkeit. Sie war in ihrer ungeheuern Einfalt sicherlich tausendmal glücklicher als so manche ihrer weißen Schwestern, die der Ueberfluß verweichlicht und die Bildung nur leidensfähiger gemacht hatte. Sie war reicher in ihrer unbändigen Bettelarmuth als so manche, die ihr Dasein im frostigen Luxus vertrauerte. Er hatte ja selbst einen flüchtigen Einblick in die trante Seele so eines armen reichen Mädchens werfen dürfen. Und er sah Noëmi im heißen Garten zu Denver vor sich; anders als früher. Ihr Auge hatte jetzt einen merkwürdig strengen, fast strafenden Ausdruck. Wie konnte er auch jene zarte mädchenhafte Blüthe mit diesem wild aufgewachsenen Geschoß vergleichen! Er schämte sich. Mochte auch die Tochter des reichen Kaufherrn zu Denver bittere Kränkungen und Enttäuschungen erdulden — sie lebte doch ein menschliches Empfindungsleben. Diese ahnungslose Wilde aber begotirte nur.

Und es war ein so schönes menschliches Wesen, diese Mayo, und dabei so völlig unnütz, so unbillig, so unfähig, an ihrem Seelenleben einen Andern theilnehmen zu lassen und in das eines Andern einzudringen. Sie

that ihm herzlich leid, wenn er sie ansah. Er konnte nicht anders mit ihr verkehren wie mit einem ganz kleinen Kinde oder mit einem klugen Thiere. Er vertrieb sich mit ihr die Zeit, wie er mit seinem Hunde gespaßt hatte, und rief sie oft unabsichtlich: „Pluto!“ Wenn er ihr aber eine besondere Achtung erweisen wollte, so spielte er mit ihr wie mit einer lebendigen Puppe und puzte sie in närrischer Weise aus mit den bunten Lappen, die er im Store des Lagers gekauft hatte. Da zeigte sich bei Mayo eine weibliche Eigenschaft, die zwischen ihr und der Cultur eine Brücke zu schlagen schien: die Eitelkeit. Mayo nahm einen ganz andern Ausdruck an, wenn sie die lange safrangelbe Schleppe, die Georg übermüthig an dem rothen Mantel befestigt hatte, im Sande hinter sich herschleifte. Dann hob sie den Kopf höher und ging mit wahrhaft königlichem Anstande daher.

Die Verständigung zwischen den Beiden war nicht vollkommener geworden und reichte auch nicht weiter, als die mit einem klugen Hausthiere. Georg hatte sich öfter bemüht, Mayo Unterricht zu ertheilen; er hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihr einige englische Wörter beizubringen; aber dazu verspürte Mayo nicht die geringste Lust und zeigte auch nicht das mindeste Geschick. Sie sträubte sich sogar mit auffälligem Eigensinn, die ihr vorgesprochenen Worte nachzusprechen, und hielt ihm eines Tages mit einer gewissen Erregung eine lange und offenbar sehr berebte Rede, in der sie ihm vermuthlich mit schlagenden Argumenten auseinandersetzte, daß sie zu Georg nicht in die Lehre gegangen sei und auch gar nicht die Absicht habe, von ihm belehrt zu werden.

Ebenso sträubte sie sich, Georg mit den Geheimnissen ihrer Muttersprache vertrauter zu machen. Ihr genügte ja der Verkehr, wie er war, vollkommen, und sie war mit ihrem Loos zufrieden. Sie war bei ihm, sie hatte ihr schnelles Pferd, sie hatte ihre warme Decke, ihr Zelt, sie hatte genug, um Hunger und Durst zu stillen, sie war ganz zufrieden! Und wenn sich Georg mit ihr in einer ihr zugänglichen Weise beschäftigte, wenn er mit ihr spielte, mit ihr lachte, mit ihr um die Wette lief und ritt, sie auspuzte und ihr bunte Lappen schenkte, dann war sie das glücklichste Geschöpf unter Gottes Sonne.

So waren Tage vergangen, die Georg merkwürdig lang und voll erschienen waren, und eigentlich waren sie doch völlig ereignißlos und erstaunlich einförmig.

Nur ein geheimnißvoller Zwischenfall hatte sich zugetragen.

Georg hatte einst nach Sonnenuntergang, als die Heerde lagerte, die Lust verspürt, sich ein wenig allein umzuthun. Er hatte Mayo bedeutet, bei den Thieren zu bleiben, war auf seinen Braunen gestiegen, hatte die Flinte übergehängt und war davongeritten. Als er nach etwa zwei Stunden zurückkehrte, war Mayo verschwunden. Ihr Fuchs stand ruhig neben dem Zelte und nickte bedächtig, die Hunde waren aber etwas unruhig. Georg machte sich auf die Suche und rief ihren Namen. Er durchtritt die

ganze Gegend, es war keine Spur von ihr zu entdecken. Er war nicht weiter beunruhigt, er nahm an, daß er es wieder einmal mit einer der ihm nicht begreiflichen Launen der kleinen Wilden zu thun habe, richtete sein Nachtlager her und schlief bald ein. Nach einigen Stunden, in der Mitte der Nacht schlugen die Hunde leise an, nur um zu melden, daß Etwas komme, aber um gleichzeitig anzudeuten, daß es nichts Feindliches und Fremdes sei. Georg sprang mit einem Satz vom Lager auf und wußte sogleich, um was es sich handelte.

„Mayo!“ rief er laut und vernahm gleich darauf als Antwort den ihm bekannten hohen Schrei des Mädchens.

Athemlos, keuchend, mit Schweiß bedeckt kam sie daher; wie in furchtbarer Erregung warf sich das Mädchen an seine Brust und winselte und schrie. Vergeblich versuchte Georg, sie zu beruhigen und den Grund ihrer erschrecklichen Aufregung zu erforschen. Sie konnte gar nicht zu sich kommen. Es verging geraume Zeit, bis sie sich endlich zu sammeln vermochte. Die Nacht war zwar hell, und Georg sah sehr wohl, daß ihm Mayo in dringlicher Gebärden Sprache irgend etwas mitzuthellen habe, aber er war nicht im Stande, den Sinn ihrer gewaltigen Bewegungen und Verrenkungen zu erfassen. Sie deutete auf die gelbe Schleppe an ihrem rothen Mantel, deutete auf ihr schwarzes Haar, machte wilde Gesten, die wie auf einen Kampf hindeuteten, und war ganz verzweifelt darüber, daß Georg sie nicht verstand. Sie schrie vor Wuth, und ihre sonst so wohlklingende tiefe Stimme war heiser und rauh.

Es währte lange, bis es Georg gelang, sie endlich zu beruhigen.

Am andern Morgen versuchte sie es noch einmal, Georg von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Sie war über Georgs Schwerfälligkeit geradezu enttäuscht und sah ihn verächtlich an, daß er sie nicht verstand, die sich doch so klar und vernehmlich ausdrückte! Dann aber schien sie ihn um Verzeihung zu bitten wegen ihrer ungerechten Aufwallung. Sie schmiegte sich fest an ihn und wollte gar nicht von ihm lassen, als habe sie Furcht, ihm entrisen zu werden. Georg erkundigte sich im Laufe des Tages bei den Treibern, zu denen er herangeritten war, ob sie irgend etwas Besonderes bemerkt hätten. Diese wußten aber von nichts.

Die Episode schien keine andere Nachwirkung zu haben, als daß Mayo von nun an mit einer gewissen Unruhe und Scheu alles, was ihr ungewöhnlich erschien, wahrnahm. Bisweilen hielt sie mitten im Ritte inne, legte den Kopf nach der Seite, hob den Zeigefinger auf und lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Mitunter, wenn ihr das Geräusch verdächtig erschien, sprang sie von ihrem Fuchs ab, setzte sich hinter Georg auf den Braunen und umklammerte zitternd seine Brust.

Es vergingen mehrere Tage, bis die völlige Ruhe wieder in sie einkehrte.

Bis auf diese geheimnißvolle Begebenheit waren die Stunden im ruhigen Einerlei dahingeflossen. Georg hatte eigentlich allen Grund heiter

und guter Dinge zu sein, denn in Bristol hatte er in der That einen der Agenten, von denen Kaspar gesprochen hatte, aufgefunden, und mit diesem ein glänzendes Geschäft abgeschlossen. Den größten Theil seiner Pferde verkaufte er baar für einen guten Preis und ließ sie an Ort und Stelle, und auch wegen der andern war der Handel abgeschlossen; er mußte sie nur einige Tagereisen weiter westwärts treiben, wo er sie gegen den bedungenen Preis abzuliefern hatte. Es war also alles weit über Erwarten gut verlaufen, und wenn Georg in Denver in seinem Briefe an den Oheim, der Zukunft vorgehend, bloß zur Beruhigung seiner Angehörigen gesagt hatte, daß er auf dem besten Wege sei, es zu etwas zu bringen, so hatten jetzt die Thatfachen aus einer gutmüthigen Prahlerei eine Wahrheit gemacht.

Er hätte sich also von ganzem Herzen freuen sollen; aber er konnte sich wirklich nicht freuen. Es lastete etwas auf ihm wie ein schwerer Druck. Er wußte zunächst selbst nicht recht, was es war, er wollte es sich wenigstens nicht gestehen. Aber es half nichts, er mußte mit sich darüber in's Klare kommen: das Mädchen war es, Mayo!

Sie schien sich an die Geselligkeit mit ihm völlig gewöhnt zu haben. Sie that auch nichts, was irgendwie auf eine Trennung hingedeutet hätte. Aber er war nun bald am Ziele seiner Wanderung; er näherte sich jetzt den großen Städten. Und da drängte sich ihm die Frage auf, die der Einäugige schon auf der Holzbank, an den „Needles“ an ihn gerichtet hatte: was sollte er mit dem Mädchen anfangen?

Sie war nun einmal bei ihm. Sie hatte sich seinem Schutze anvertraut. Er konnte sie doch nicht einfach im Stiche lassen. Freilich mußte er sich sagen, daß die Verantwortlichkeit, die er zu tragen hatte, verhältnißmäßig nicht sehr drückend sei. Er hatte keine teuflischen Verführungskünste angewandt, um das Mädchen an sich zu fesseln; die Unbändige hatte sich ihm angeschlossen, weil es ihr so gefiel. Er hatte ihr keine Versprechungen gemacht und keine Verbindlichkeit irgendwelcher Art übernommen; aber immerhin — sie war da!

Es schnitt ihm in die Seele, wenn sie ihn mit ihren ahnungslosen Augen freundlich ansah. Er konnte ihr nicht einmal sagen, daß das Ende nahe. Er mußte sich beherrschen und darüber wachen, daß sein Mitleid nicht seine Zärtlichkeit verdopple.

Er beobachtete sie aufmerksam. Sie war sorglos und arglos wie immer, ungelehrig und zufrieden, anhänglich und wild wie ein Thier.

Daß ihn eine Klust, die gar nicht überbrückt werden konnte, von dem schönen Geschöpf trennte, war ihm schon in den ersten Tagen klar geworden und wurde ihm mit jedem Tage klarer. Es gab keinen Weg, der Cultur und Wildheit zusammenführte. Er empfand mit der Zeit einen gewissen Verdruß darüber, daß alle Versuche, das Mädchen zu sich emporzuheben, an ihrem völligen Unverständniß scheiterten, daß nichts in diesem undankbaren Boden Wurzel schlug. Der Reiz der Neuheit war vorüber, und daß,

was ihn zuerst befremdlich angestachelt hatte, war ihm vertraut geworden. Er wurde stiller und schwerfälliger.

Er langweilte sich.

Und eine ähnliche Wandlung schien sich auch in Mayo zu vollziehen. Sie war weniger beweglich und leichtfüßig wie früher, sie sprang nicht mehr um ihn herum, sie ergözte sich nicht mehr in wilden Ritten; gedankenlos trabte sie neben der Herde und ließ die Blicke zwischen den Ohren des Fuchses vor sich in die unbestimmte Ferne schweifen. Ob auch sie ein Sehnen nach den Ihrigen empfand?

Georgs grüblerische Verstimmung verstärkte sich immer mehr, und an gewissen Einzelheiten mußte er immer wieder deutlich und empfindlich wahrnehmen, wie eine unendliche Entfernung ihn von dem bronzefarbigem Mädchen trennte, mit dem er nun seit Wochen in inniger Gemeinsamkeit lebte.

Bei einer der gemeinsamen Mahlzeiten waren sie eines Tages wieder in heitrerer Stimmung. Mayo neckte den weißen Freund mit allerhand Späßen, die er freundlich aufnahm. Aber an einer dieser Neckereien vermochte Georg durchaus keinen Gefallen zu empfinden. Mayo hatte wieder eine Wassermelone ausgezogen und warf ihm dabei übermüthig lachend die nassen Kerne in's Gesicht. Sie fand das reizend und lachte sich halbtodt darüber.

Georg gab sich zwar die größte Mühe, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, aber es war ihm doch etwas zu stark, und er vermochte es nicht, seine Verbrossenheit über den ihn ungehörig dünkenden Scherz zu verbergen. Als Mayo das bemerkte, war sie ganz bestürzt und sah ihn so wehmuthsvoll und so beängstigt an, daß er wieder von einer mitleidigen Regung befallen wurde und einsah, wie er ihr nicht grollen dürfe. Sie hatte ja nicht gewußt, was sie that.

Ebenso störend wie manche ihrer Neckereien waren ihm auch mitunter die Ausbrüche ihres Unwillens. So hatte sie einmal von Georg verlangt, er solle sie wieder auspußen und alle bunten Lappen herbeigeschleppt. Georg hatte keine Lust dazu verspürt und sie ziemlich unwillig abgewiesen. Wie ein gepeitschter Hund war sie davongeschlichen und hatte sich versteckt. Als er sie nach langem Suchen nicht hatte auffinden können, war er ziemlich unruhig geworden, hatte sich auf seinen Braunen gesetzt und wollte sie suchen. Auf einmal wurde das Pferd durch einen Steinwurf erschreckt und machte einen so jähen und wilden Satz, daß Georg sich nur mit großer Mühe im Sattel zu halten vermocht hatte. Enttäuscht über den böshaften Streich, bei dem er das Genick hätte brechen können, blickte er um sich. Da sah er zwanzig Schritte von sich, wie aus dem Boden aufgeschossen Mayo in herausfordernder Stellung vor sich. Sie hatte die Hand in die Hüfte gestemmt, warf den Kopf trotzig in den Nacken, und aus ihren Mienen war deutlich zu lesen: Jawohl, ich habe den Stein geworfen, mach' nun mit mir was Du willst! Sie rührte sich auch nicht von der Stelle, als Georg heransprengte. Sie biß die Lippen fest zusammen, als er ihr zu

verstehen gab, daß er solche Späße noch weniger zu dulden gesonnen sei als ihre übermüthige Rederei. Sie schien sogar auf eine Züchtigung gefaßt zu sein. Sie ballte die beiden Fäuste, hob den rechten Fuß des nach hinten gestreckten Beines auf, wie zum Sprunge, als wolle sie sich bei einem etwaigen Angriffe wie eine Katze auf ihren Gegner stürzen. Sie schmolzte und tropte den ganzen Tag hindurch, und auch am folgenden Morgen sprengte sie der Herde weit voraus und mied jede Begegnung mit Georg.

Georg war darüber gar nicht ungehalten. Als er seinen Gedanken allein überlassen war, gestand er sich ehrlich, daß Mayo ihm in der letzten Zeit lästig geworden war. Er übte jetzt eine schärfere Kritik an seinem Vortehr mit ihr, und er kam sich selbst unglaublich kindisch vor, daß er mit diesem ausgewachsenen, reifen Menschenkinde nur in thörichten Spielereien die Stunden verbringen könne.

Schon seit einiger Zeit war ihm das aufgedämmert, und seitdem er die Erkenntniß erlangt hatte, konnte er nicht mehr unbefangen wie früher mit ihr spielen und kam sich selbst lächerlich vor. Er selbst fand kein Vergnügen mehr daran, und was ihn am meisten entnuthigte, war die Wahrnehmung, daß auch Mayo der Sache überdrüssig zu werden schien, daß auch sie sich zu langweilen angefangen hatte. Nur aus dieser Stimmung heraus hatte er sich die zornige Aufwallung, die ihm Kopf und Kragen hätte kosten können, zu erklären vermocht.

Ja, wenn er sich die Veränderung, die in Mayos Wesen sich vollzogen hatte, vergegenwärtigte, so konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß sie von einem starken Unbehagen beherrscht war. Sie war langsamer und verdrossener in ihrem ganzen Wesen, und wenn sie Abends Rast machten, so drängte sie sich nicht mehr wie früher an seine Seite, war ihm nicht mehr wie früher behülflich das Lager zu bereiten, sie ging abseits, hockte sich auf den Sand, stemmte die Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände und blickte unausgesetzt mit unendlich schwermüthigen verlangenden Blicken nach Osten, von wo sie gekommen war.

Kein Zweifel, die Sehnsucht nach den Ihrigen bewegte das Herz des armen Mädchens.

Sie fuhr auch nicht mehr schredhaft zusammen und suchte auch nicht mehr Schutz bei Georg, wenn sie irgend ein Geräusch vernahm; sie horchte sogar mit freudiger Erwartung auf und war enttäuscht und verstimmt, wenn sie die Ursache erforscht hatte, die ihren Erwartungen eben nicht entsprach.

An alles das dachte Georg, als er nun allein war, und er dachte daran mit wechselnden Gefühlen einer zärtlichen Rührung für das schöne schlante braune Mädchen, eines unwilligen Mitleids über ihre Ungelehrigkeit, über alles Scheitern seiner Versuche, sie sich zu nähern, eines gewissen unklaren Gefühls von Scham vor anderen Leuten, vor Jeffersons zum Beispiel, und peinigender Besorgniß über das, was nun werden solle.

Nur noch zwei Tagereisen trennten ihn von dem vorläufigen Ziele seiner Wanderung, dann kamen die größeren Städte. Was sollte er da mit Mayo anfangen? Und schließlich kam die ganz große Stadt San Francisco, wo er geschäftlich mit Augustus W. Jefferson abzurechnen hatte, wo er Noëmis Freundin, Bella White, begrüßen sollte. Was sollte er da mit Mayo anfangen?

Immer wieder tauchte diese Frage in ihm auf, und in launischem und unerklärlichem Spiel führte ihm seine Phantasie jene beiden Mädchen zusammen, das bleiche Culturkind aus Denver und die bronzefarbige Wilde der Mohave-Wüste.

Sein Plan war fertig: sobald der Pferdehandel abgeschlossen war und er frei über sich verfügen konnte, wollte er mit Mayo nach den „Needles“ zurückkehren und sie wieder zu den Ihrigen bringen. Von da wollte er dann auf schnellstem Wege allein nach San Francisco gehen.

Georg war am Ufer eines kleinen Binnensees angelangt, wo er den letzten Rasttag machen wollte. Seit Stunden hatte sich Mayo nicht blicken lassen. Die Sonne stand tief, und der ungeheure tiefrothe Feuerball beleuchtete ganz herrlich die gelbe, mäßig bewachsene Ebene, den glatten Spiegel des Wassers und die fernen Höhenzüge. Pluto schlug leise an, und dadurch aufmerksam gemacht, blickte Georg um sich.

In mäßiger Entfernung sah er Mayo heransprengen. Etwa zwanzig Schritte von ihm hielt sie und stieg ab; nicht wie sonst sprang sie in großen behenden Sätzen jauchzend ihm entgegen, sie duckte sich und schlich ganz unheimlich an ihn heran.

Als sie in seine nächste Nähe gelangt war, kroch sie auf dem Boden bis zu seinen Füßen, umklammerte seine Kniee und stieß dabei ein ergreifendes Winseln mit hohen, heulenden, von Schluchzen unterbrochenen Klagenönen aus. Georg wurde davon ganz erschüttert. Er wollte sie aufrichten und an sich ziehen, Mayo sträubte sich und hielt Georgs Kniee fest umklammert. Unaufhaltsam stürzten aus ihren Augen die Thränen, und sie jammerte und weinte zum Herzerweichen. Georg streichelte ihre schwarzen Haare und klopfte ihr beschwichtigend freundlich und versöhnend die Schulter. Mayo konnte gar nicht wieder zu sich kommen. Es dauerte lange, lange Zeit, bis sie sich endlich beruhigte. Dann ließ sie sich neben Georg nieder, in der hockenden Stellung, die ihr eigenthümlich war, die Füße gegen die Brust gezogen, die Ellbogen auf die Kniee und den Kopf auf die Hände stützend, und blickte mit ihren tiefen, traurigen rührenden Augen unverwandt auf die sinkende Sonne, von deren rothem Lichte übergossen sie in ihrer Trauer ihm schöner als je erschien. Manchmal wandte sie langsam den Kopf nach Georg und sah ihn schmerzlich an. Sie reichte ihm ihre Hand und drückte die seinige auf einen Augenblick. Dann zog sie sie wieder zurück und stützte das der sinkenden Sonne wieder zugewandte, von tiefem Weh durchzuckte

Antlitz darauf. Endlich schlich sie von ihm, legte sich etwa dreißig Schritte von ihm entfernt auf den Sand nieder und schlief ein.

Auch Georg war todtmüde und verfiel bald in festen Schlaf. Es war ihm so, als ob mitten in der Nacht der Hund angeschlagen hätte, aber er legte sich nicht recht Rechenschaft davon ab, und da Pluto sich nicht mehr regte, war sein tiefer Schlaf dadurch nur auf einen Augenblick gestört worden.

Georg schlief länger als gewöhnlich. Mayo, die er sonst bei seinem Erwachen immer begrüßt hatte, war nicht da. Da er aber ihren Fuchs vor sich neben seinem Braunen sah, nahm er an, daß sie nicht weit sein könne. Nachdem er die Vorbereitungen zum Ausbruch getroffen hatte, suchte er Mayo — und heute mit einem gewissen Gefühl von Beängstigung, das ihm bisher fremd gewesen war. Er ritt die ganze Strecke ab, stundenlang, bis er alle Treiber gesprochen hatte, er rief, er pfiff, es half alles nichts. Er gab sogar zwei Schüsse ab — keine Antwort.

Plötzlich befiel ihn der Gedanke, daß Mayo davongelaufen sei, und zugleich bemächtigte sich seiner das bestimmte Gefühl, daß sie nicht wieder komme.

Mayos Zerknirschung und tiefe Trauer am vergangenen Abend — war das der Abschiedsgruß gewesen?

Georg wußte nicht, wie er alles das deuten sollte. Einstweilen hatte er für nichts Anderes Sinn, als sich Gewißheit über das Verbleiben von Mayo zu verschaffen.

Wenn sie nicht wiederkam?

Er mußte sich ehrlich gestehen, daß seine Wünsche, die er sich selbst kaum eingestehen mochte, dann eigentlich erfüllt wären. Er konnte ja mit dem Mädchen nicht sein Leben verbringen! Alles das war wahr und richtig; aber dennoch empfand er eine gewisse Niebergeschlagenheit bei dem Gedanken, daß das Mädchen auf immer von ihm geschieden sei.

Er hatte geraume Zeit an demselben Flecke verweilt, er war noch immer am Ufer des kleinen Binnensees, und am Nachmittage war der größere Theil der Heerde mit den Treibern zu ihm gestoßen. Auf sein wiederholtes Befragen vermochten ihm diese keine Auskunft zu geben. Er mußte vorwärts, es half nichts, er konnte nicht umkehren und den Spuren des Mädchens weiter nachforschen. Als aber wiederum die Sonne dem Untergang zueilte, und Mayo sich noch immer nicht hatte blicken lassen, gab er alle Hoffnung auf. Er wußte, daß sie ihn verlassen hatte — und auf Nimmerwiedersehen!

So war es gewiß am besten. — Er fühlte sich auch wie von einem schweren Druck erleichtert. Aber alle Erwägungen seiner Vernunft vermochten nicht, die wehmüthig milde Trauer, die ihn ganz erfüllte, zu verschuchen. Gefaßt und in sich gekehrt erfüllte er seine Pflichten, und nun, da er wieder allein war, empfand er erst, was ihm die braune Genossin gewesen war. Einmal über das andere sagte er still vor sich hin: „Arme Mayo!“ Aber sie war und blieb verschwunden.

*

*

*

In dem Flecken Mohave, von wo aus die Südliche Pacificbahn direct nach San Francisco führt, brachte Georg mit dem Agenten, den er in Bristol getroffen hatte, das Pferdegeschäft zum Abschluß. Er lohnte die Treiber ab und hatte allen Grund mit dem Handel vollauf zufrieden zu sein. Mit dem nächsten Zuge in der Frühe wollte er zur Hauptstadt Californiens hinauffahren.

Am Abend saß er mit jenem Agenten, einem verschmitzten Mexikaner, Namens Pedro Salquez, in der Wirthsstube und schwatzte von diesem und jenem. Ganz nebenbei bemerkte Salquez:

„Sie sind wohl froh, daß Sie die kleine Indianerin, die Sie vor ein paar Tagen in Bristol bei sich hatten, wieder los geworden sind?“

Georg sah ihn groß an.

„Woher wissen Sie . . .?“ fragte er.

„Woher ich es weiß? — Weil ich mit ihr zusammengetroffen bin. Ich habe sie auf den ersten Blick wiedererkannt an ihrem rothen Mantel und der Goldmünze. Sie tränkten ihr Pferd an demselben Brunnen wie wir die unsrigen, nicht weit von Waterman. Sind Sie nicht auch durch das Nest gekommen? Vom scharfen Ritt schienen sie ziemlich ermüdet zu sein.“

„Waren es denn mehrere?“ fragte Georg, der seine innere Bewegung möglichst zu verbergen suchte.

„Aber wissen Sie denn nicht?“ gab Salquez zurück. „Das Mädchen hatte einen Begleiter, einen hübschen Burschen, hochgewachsen, braun wie eine Kaffeebohne, mit safrangelbem Tuch in den Haaren und einer geschlängelten rothen Linie quer über's Gesicht. Auf demselben Pferde waren sie dahergesprengt und auf demselben Pferde sprangten sie wieder davon, in der Richtung auf den Colorado.“

„Und sie folgte gutwillig?“ fragte Georg, der am liebsten eine verneinende Antwort gehört hätte.

„Versteht sich!“ antwortete der Agent einfach.

Es fiel Georg wie Schuppen von den Augen. Er erinnerte sich nun sehr wohl des hochgewachsenen Burschen mit dem gelben Tuch und der rothen Schlangelinie und des eigenthümlichen Ausdrucks, mit dem dieser ihn betrachtet hatte, als er zuerst in das Lager an den „Neebles“ gekommen war. Er verstand nun auf einmal die ihm unverständlich gebliebene Scene, die dem ersten Verschwinden Mayos gefolgt war, ihr pantomimisches Spiel, ihr Hinweisen auf die gelbe Schleppe und die schwarzen Haare, ihre lebhaften Gebärden. Der Gelbe hatte sie entführen wollen, und sie war ihm damals entkommen. Der Gelbe war ihnen gefolgt, und endlich, da Mayo die Erkenntniß aufgegeben war, daß doch geschieden sein müsse, hatte sie ihn gesucht, gefunden und sich über die heimliche Flucht in der Nacht mit ihm verständigt.

Das war ihm nun alles sonnenklar! Er wußte nicht, ob er sich darüber freuen oder grämen sollte. Er empfand gleichzeitig ein Gefühl ernsthafter Befriedigung und tiefer Wehmuth. Er sagte sich zwar, daß es so am besten sei; aber es that ihm doch recht wehe.

* * *

Am Vormittag des folgenden Tages traf Georg bei leuchtendem Sonnenschein in San Francisco ein. Die schöne Beherrscherin des Stillen Oceans machte auf ihn, der aus dem Sande von Arizona und der Dürre der Mohawewüste kam, einen tiefen Eindruck. Was war das für ein Leben. Mit heitern Blicken musterte er das bunte Treiben auf den imposanten Straßen, die schönen Wagen und herrlichen Pferde, die auffallenden und prächtigen Toiletten der Damen. Der sonderbare Zauber der Großstadt erfüllte ihn ganz. Die große Gemeinsamkeit der Menschen, die zwar die Dualen, aber auch die Lebensfreudigkeit des Einzelnen erhöht, wirkte einbringlich und tief auf ihn. Er fühlte sich erfrischt, erfreut, erstarkt. Die Sage des Alterthums von dem Riesen Antäus, der durch Berührung der Mutter Erde jedesmal neue Kraft gewinnt, erschien ihm nun als ein getreuer symbolischer Ausdruck dessen, was er jetzt empfand.

An der Office des Palacehotels hörte Georg, daß Mr. Jefferson aus Denver bereits seit zehn Tagen im Hotel seine Wohnung genommen hatte; und als er seinen Namen angab, wurden ihm zahlreiche Briefe aus Europa ausgehändigt, und er erhielt gleichzeitig die Mittheilung, daß seine Koffer im Depot des Hotels für ihn bereitstünden. Er beorderte dieselben gleich auf das ihm angewiesene Zimmer und hinterließ eine Zeile für Mr. Jefferson, in der er seine Ankunft anzeigte.

Draußen war es drückend heiß geworden. Georg hatte sein behagliches Zimmer ganz verbunkelt und verschlang mit wahren Heißhunger die Berichte aus der Heimat. Sie brachten ihm nur Erfreuliches, und er war in der allerheitersten und leichtesten Stimmung.

Es war ihm ganz sonderbar zu Muthe, als er den großen Koffer, den er zum letztenmal im Zollhause bei seiner Ankunft in New-York geöffnet hatte, auspackte. Es war ihm, als ob er mit einemmale wieder in Beziehungen zu den Seinigen träte. Die Wahrnehmung, mit welcher Umsicht und Genauigkeit der gute Fritz alles erledigt hatte, rührte ihn. Eine jede Geringfügigkeit führte ihm mit einer gewissen Schärfe irgend eine längst-vergessene Situation in's Gedächtniß zurück; aber es war nicht die trübe Wehmuth, die ihn bei seinem Eintreffen in Denver überfallen hatte; er war freudig und frisch, leicht und froh, und ihm war, als ob er mit seinen Berliner Kleidern wieder den alten Culturmenschen angezogen habe. Die Erlebnisse der letzten Wochen, die eigenthümlichen Tage in der Mohawewüste schienen weit hinter ihm zu liegen — weiter, viel weiter als die Berliner Tage, mit denen er nun auf einmal wieder innige Fühlung gewonnen hatte.

Gegen drei Uhr Nachmittags — Georg schrieb gerade einige sehr vergnügte Briefe nach Hause — überbrachte ihm ein Schwarzer eine Visitenkarte mit der Aufschrift: „Augustus W. Jefferson wäre sehr erfreut Mr. Georg Luzen zu sprechen. Zimmer 252.“

Georg folgte der Aufforderung auf der Stelle. Mit ganz ungewohnter und unerwarteter Herzlichkeit wurde er von Mr. Jefferson bewillkommenet.

Der kleine Mann erschien ihm heute viel lebensfrischer und sympathischer als bei seinen früheren Begegnungen, namentlich der letzten in Denver. Er beglückwünschte Georg wegen des errungenen großen Erfolges mit einer Wärme, die Georg in den Tagen seiner Mißerfolge schmerzlich vermißt hatte. Mit festem Händedruck sagte ihm Mr. Jefferson, er habe sich des Vertrauens, das Jefferson in ihn gesetzt, in jeder Weise würdig gezeigt und seine Aufgabe mit Männlichkeit und Umsicht vortrefflich gelöst. Georg wandte ein, daß man seine Verdienste überschätze, die Sache sei viel einfacher verlaufen, als er selbst erwartet habe. Aber Jefferson ließ sich dadurch nicht irre machen.

„Sie haben freilich Glück gehabt,“ sagte er; „aber man verliert auch mit guten Karten.“

Das Beispiel leuchtete Georg allerdings ein, und lächelnd sagte er:

„Man verliert sogar hauptsächlich mit guten Karten.“

„Und es ist Ihnen gut bekommen!“ rief Jefferson vergnügt aus. „Der Winter im Felsengebirge hatte Sie gealtert, der Sommer in Arizona und Californien hat Sie wieder verjüngt. Sie sehen vorzüglich aus!“

Georg dankte für das Compliment etwas zerstreut; denn sein Blick hatte einen Gegenstand erspäht, der seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm: Auf dem runden Tische vor dem Sopha lag ein eleganter Sonnenschirm mit gebeizter Eisenbeinkugel als Griff, offenbar ein Damenschirm. Wem mochte der Schirm gehören? Hatte Mr. Jefferson sein Programm verändert? Hatten ihn die Damen, anstatt in Las Vegas zu bleiben, hierher begleitet?

„Ich habe mich noch nicht einmal nach Ihren Damen erkundigt,“ sagte Georg, der darauf brannte, sich Gewißheit zu verschaffen.

„Ich danke,“ erwiderte Mr. Jefferson. „Es geht Alles gut. Ich habe heute früh einen Brief von meiner Frau aus Las Vegas bekommen.“

„Und Fräulein Noëmi?“ wollte Georg dazwischenwerfen.

Aber Jefferson ließ ihm keine Zeit dazu. Er trat sofort in die geschäftliche Unterredung ein, und Georg mußte ihm auf das Gebiet wohl oder übel folgen. Er war und blieb indessen zerstreut und zerbrach sich den Kopf über die Besitzerin des Sonnenschirms. Während ihm Mr. Jefferson vorrechnete, daß er so und so viel verdient habe, und daß das Geld heute Nachmittag für ihn in der Californiabank niedergelegt werden würde, blickte Georg unausgesetzt auf den Schirm und fragte sich immer wieder, wem er wohl gehören könne?

Jefferson, durch Georgs Erfolg ermuthigt, hatte neue und große Ideen mit seinem jugendlichen Partner vor. Er entwickelte ihm auch schon in breiten Zügen einen Plan, der darauf hinauslief, Georg unmöglich dauernd an sich zu fesseln. Jefferson sagte, daß er sich müde, abgespannt und alt fühle, und daß es ihm schmerzlich sei, wenn die Unternehmungen, die eingeleitet und in gedeihlichem Fortgange begriffen seien, nicht zu gutem Ende geführt werden sollten. Er brauche einen tüchtigen, thatkräftigen, jungen Mann; er

habe leider keinen Sohn, und er glaube, daß er in Georg eine Persönlichkeit, wie er sie suche, finden werde.

Alles das sagte Mr. Jefferson mit einer Einfachheit und Wärme des Tones, die Georg auf's Neue freudig überraschten, und er wäre vielleicht für dies väterlich freundschaftliche Entgegenkommen noch dankbarer gewesen, wenn er nicht nebenbei immer an die Besitzerin des Schirmes, mit dessen glatter Kugel er spielte, hätte denken müssen.

Da ging die Thür auf; und die Hoffnung, die er im Stillen gehegt hatte, erfüllte sich: Noëmi trat ein.

Eine flammende Röthe flog über ihre Stirn, als sie Georg erblickte und ihm die Hand entgegenstreckte. Georg war aufgesprungen und begrüßte Noëmi in der herzlichsten Weise. Etwas über ein Vierteljahr hatte die Trennung gewährt, nicht länger! — und doch erschien ihm Noëmi merkwürdig verändert. Sie sah nicht so verstimmt, so gelangweilt, so enttäuscht aus, wie er sie in Denver gefunden hatte. Sie machte den Eindruck größeren Ernstes; sie erschien ihm gereift; und nun, da das Roth, das das Wiedersehen auf ihre Wangen getrieben hatte, wieder gewichen, bemerkte Georg, daß sie sehr blaß geworden war. Sie war etwas älter und viel schöner geworden. Es war ihm ganz klar, daß sie unter dem Reflexe der schläfrigen Mutter und der öden Häuslichkeit in dem heißen sandigen Denver gelitten hatte.

Sie machte übrigens gleich nach der Begrüßung dieselbe Wahrnehmung, der Mr. Jefferson schon Ausdruck gegeben hatte: auch sie fand, daß Georg sich äußerlich sehr zu seinem Vortheil wieder verändert habe.

Die Drei setzten sich und unterhielten sich in der gemüthlichsten, zwanglosesten Weise wohl eine Stunde lang von diesem und jenem. Mit wahren Entzücken hörte Georg dem jungen Mädchen zu, und jede ihrer einfachen Redewendungen machte jetzt auf ihn einen besonderen Eindruck. Er fühlte überall Gleichgestimmtes, Gleichartiges; der Hauch der Bildung umwehte ihn und that ihm wohl. Ohne daß er sich Rechenschaft darüber ablegte, stellte er wiederum unwillkürliche Vergleiche zwischen dem bleichen, klugen, wohl-erzogenen Mädchen und der schlanken braunen Wilden aus der Mohave-Wüste an. Die Feinfühligkeit, mit der Noëmi jede seiner Andeutungen verstand, die Art und Weise, wie sie sich in der gefälligen Verschleierung der Cultur über Einzelnes äußerte, gewährten ihm eine wahre Herzensfreude; und er mußte nun daran denken, wie er sich mit Mayo nur durch grobsinnliche Gebärden hatte verständigen können, wie jene ihn erst begriffen hatte, als er bestete und blühte.

Noëmi erinnerte daran, daß inzwischen die Zeit der Mahlzeit gekommen war, und forderte Georg auf, mit ihrem Vater und ihr im Speisezimmer des Hotels das Diner einzunehmen.

Zimmer auf's Neue war Georg entzückt, als er an dem kleinen runden Tische Noëmi gegenüber saß und beobachtete, mit welchem ungezwungenen ge-

gesellschaftlichen Geschick sie aß und trank. Er hatte das früher natürlich nicht bemerkt; er hatte damals für das, was ihm selbstverständlich erschienen war, keinen Sinn gehabt. Jetzt aber beobachtete er es, und mit wohlgefälligem Lächeln betrachtete er ihre geschickten Handbewegungen und freute sich aufrichtig, wie sie mit reizender Grazie das Fleisch vom Flügel des Prairiehuhns löste, zum Munde führte und verzehrte.

„Sie essen ja nicht?“ sagte Noëmi. „Haben Sie keinen Appetit?“

„Doch,“ versetzte Georg; „aber es macht mir so viel Vergnügen, Ihnen zuzusehen.“

Nach Schluß der Mahlzeit wurde von dem schwarzen Diener eine in kunstvolle Faden zerschnittene Wassermelone aufgetragen. Als Noëmi ihm davon ein Stück anbot, lehnte Georg mit einer unwillkürlichen Bewegung naiven Entsetzens ab. Der Anblick der rothen saftigen Scheibe, der eigenartige Duft versetzten ihn auf einmal ganz woanders hin. Unabsichtlich führte er die Serviette an's Gesicht, als wolle er sich die Wangen trocknen. Er hatte die Empfindung als ob ihm nasse Kerne in's Gesicht schlugen.

Beim Kaffee forderte Mr. Jefferson Georg auf, mit ihm und seiner Tochter in der Familie seines Freundes White, mit dem sie sich für den Abend verabredet hatten, den Tag zu beschließen. Georg nahm das Anerbieten mit Dank an, und sich an Noëmi wendend, sagte er:

„Dann werde ich gleich Gelegenheit haben, Fräulein Bella White Ihren Brief zu übergeben.“

Jefferson horchte auf.

„Also Noëmi hat Ihnen von unseren Freunden schon erzählt? Nun, Sie werden ein sehr schönes Mädchen kennen lernen; und Sie würden ein gutes Werk thun, wenn Sie sie vom Flecke weg heiratheten.“

„Aber Papa!“ rief Noëmi strafend. „Wie kannst Du nur so sprechen!“

Jefferson paffte mit großer Gelassenheit seine Cigarre weiter und sagte gleichgültig:

„Ich sage meine Meinung, nichts weiter. Ich ärgere mich darüber, daß das schöne kluge Mädchen, das es so gut haben könnte, einer eigensinnig phantastischen Laune halber sich das Leben verdirbt. Eine überspannte Närrin, die in ihrem Liebesgrame schwelgt! Sie redet sich ein, daß sie in den Bruder ihres Schwagers, in Herrn Klaus Weber, sterblich verliebt sei! Und sie hat sich so darauf veressen, daß sie von keinem Menschen etwas hören oder sehen mag.“

„Aber wenn sie's sich nun nicht einredet,“ warf Noëmi ein. „Wenn sie ihn nun wahr und wahrhaftig liebt?“

„Dummes Zeug!“ antwortete Jefferson. „Was hat denn Herr Klaus so Großes gethan, um ihre Liebe zu erwerben?“

„Aber darauf kommt doch gar nicht's an, Papa! Ich besitze zwar nur geringe Lebenserfahrung, aber soviel weiß ich doch, daß die Wahrheit viel weniger motivirt als die Dichtung. In den Romanen rettet der Held

dem Mädchen, das er heirathen wird, gewöhnlich das Leben. Keiner meiner Freundinnen ist jemals das Leben gerettet worden, und manche haben sich doch recht ernsthaft verliebt. Ich denke, die Liebe ist ein Etwas, das man mit sich ganz allein abzumachen hat. Da braucht ein Zweiter gar nicht mitzuwirken, er braucht nicht einmal etwas darum zu wissen. Und wie willst Du denn das nennen, was Bella für Herrn Klaus Werner empfindet? Alles bringt sie unbewußt in Zusammenhang mit ihm; der Gedanke an ihn erfüllt sie ganz und gar; sie hat wirklich keine Freude mehr, weil ihr der Eine fehlt, nach dem sie sich sehnt. Wenn er sie riefe, würde sie Alles verlassen, ihren Vater, ihre Schwester, ihr Heim! Wie nennst Du das?"

„Verrückt,“ antwortete Mr. Jefferson. „Habe ich nicht Recht, Mr. Luzen?"

„Nein,“ antwortete Georg. „Ich kenne ja die Verhältnisse nicht, aber was Fräulein Noëmi sagt, erscheint mir doch ganz einleuchtend.“

„Es ist dummes Zeug,“ fuhr Jefferson in demselben ruhigen Tone fort. „Und wenn's gar so arg ist, weshalb macht sie sich nicht auf? — Es giebt Leute, die schon weiter gereist sind, als von San Francisco nach Sumatra. Warum sagt sie nicht: Da bin ich, mach' mit mir nun, was Du willst; und wenn ich nun einmal dazu bestimmt bin, unglücklich zu werden, so will ich es lieber an Deiner Seite sein als ohne Dich! — Das ist doch die einzige praktische Beantwortung der Frage.“

Georg lächelte.

„Und glauben Sie auch, daß Mr. White damit einverstanden sein würde?"

„Aber mein lieber Mr. Luzen, welcher Vater hat jemals seine Tochter daran verhindern können, ihren Willen durchzusetzen? Wir können unsere väterliche Autorität darauf verwenden, unsere Kinder so zu erziehen, daß wir ihnen durch Mahnungen und Warnungen und Beispiele gesunde Grundsätze und sittliche Anschauungen einflößen; wir haben Zwangsmittel, um sie von Unwürdigem abzuhalten; aber die Macht, ihre Neigungen zu brechen, — aus keinem anderen Grunde, als weil wir diese Neigungen nicht theilen, — die besitzen wir nicht. Und thun wir's gewalttham, so müssen wir immer früher oder später dafür büßen. Wir sind in unserem Lande stolz auf unsere Freiheit, und wir setzen auch unseren Stolz darein, aus unsern Kindern freie Menschen zu bilden, nicht Sklaven, deren Seelen wir verschachern dürfen! Gestern Abend noch habe ich meinem Freunde White gesagt: „Kümmre Dich nicht um die gemeinen Vorurtheile; und wenn's auch ungewohnt ist, spiele den Brautwerber! Schreibe dem Herrn Werner, daß Dein Kind sich abhärmt, er solle kommen und es gesund machen! Er braucht sie ja nur zu sehen und kennen zu lernen, das Andere findet sich von selbst. Alles ist besser als dieses verzehrende Wagnen, an dem das arme Mädchen körperlich und seelisch zu Grunde geht.“

„Ja, Papa,“ sagte Noëmi mit tiefer Innigkeit und so ausdrucksvoll, daß Georg sie ganz erstaunt anblickte, „Du hast Recht!“

„Ich habe immer Recht,“ schloß Jefferson die Unterhaltung.

Das Wetter hatte sich gegen Abend erheblich abgekühlt, und sie legten den ziemlich weiten Weg bis zur Höhe der Californiastreet zu Fuß zurück. Noëmi und Georg unterhielten sich sehr lebhaft und mit fast zärtlicher Freundlichkeit. Sie sprachen weiter über das unererschöpfliche Thema, das Mr. Jefferson angeregt hatte, und von den allgemeinen Sätzen, die sie mit Vorliebe aufstellten, machten sie, ohne daß sie sich klar davon Rechenschaft abgelegt hätten, beständige Nutzenwendungen für sich selbst. Als sie in der Nähe des Hauses angekommen waren, sagte Noëmi plötzlich und etwas leiser:

„In allen Punkten brauchen Sie übrigens Papas Rath nicht zu befolgen. Es ist gar nicht nöthig, daß Sie sich in Bella verlieben.“

„Das ist auch kaum zu befürchten,“ entgegnete Georg lächelnd.

„Wer weiß?“ versetzte Noëmi. „Sie müssen auf Ihrer Hut sein. Sie werden ein sehr schönes Mädchen kennen lernen. Und sie ist ebenso gut und klug wie schön.“

„Das mag schon sein; aber ich bin ja genügend vorbereitet! Und ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, daß mir ein Mädchen, von dem ich weiß, daß es in einen Andern sterblich verliebt ist, jemals gefährlich werden könne.“

„Das wäre mir lieb!“ flüsterte Noëmi.

Hatte sich Georg getäuscht? — Hatte er wirklich ein leises Zittern ihres Armes auf dem feinen gespürt? — Er sah sie flüchtig von der Seite an; sie schlug die Augen zu Boden.

* * *

In dem mittelgroßen, ungemein behaglichen, geschmackvoll eingerichteten Salon des White'schen Hauses in der Californiastreet saßen sie beisammen und plauderten: Mr. Arthur G. White, ein Mann in der Mitte der Fünfziger mit breitem, rothem Gesicht, ganz kurzgeschnittenen, schneeweißen, stoppligen Haaren und ebenfalls kurz geschnittenem Backenbart, mit kleinen, blauen, unglaublich vergnügten Augen; sein Schwiegersohn, der breitschultrige vollbärtige Wilhelm Beyer, dessen rundliche, hübsche, frische Frau, Ellen, Whites älteste Tochter, die jüngere Miß Bella White, Mr. Jefferson, Noëmi und Georg. Der dicke Teppich, der den Boden bedeckte, die schweren Vorhänge und Portieren, die dunkelbunten Ueberzüge der Polster gaben dem wohnlichen Raum eine große Wärme und Gemüthlichkeit; die blendende Helligkeit der Lampen war durch Schleier gemildert.

Zwischen den Mitgliebern des White'schen Hauses herrschte ein Ton einfacher Herzlichkeit, der auch für den Fremden den Verkehr mit diesen lebenswürdigen Menschen sogleich gemüthlich machte. Bella wurde augenscheinlich von Allen verzogen. Man schonte sie wie eine Reconvalescentin. Das ganze Haus strömte den Duft glücklichen Familienlebens aus.

Man hatte Georg nicht zuviel von Bellas Schönheit gesagt. Sie war

sogar von ungewöhnlicher Schönheit: hoch und schlank gewachsen, mit vornehmen, etwas strengen Gesichtszügen und Farben von wundervoller Zartheit. Besonders eigenthümlich berührte der Gegensatz zwischen ihren aschblonden, leicht gewellten Haaren und den tiefbraunen großen Augen. Bella war gegen den Gast, den der beste Freund des Hauses, Mr. Jefferson, eingeführt hatte, von großer Zuborkommenheit und Liebenswürdigkeit; aber es gehörte kein besonderer Kennerblick dazu, um zu bemerken, daß sie zerstreut war, daß sie gewisse Anstrengungen machen mußte, um ihre Pflichten als Tochter des Hauses zu erfüllen.

Georg mußte viel erzählen von seinem Leben in den Rocky Mountains, von seinem Zuge durch Arizona und Californien. Aber er schwieg von Mayo; er empfand sogar eine starke Befangenheit, als sich ihm die Erinnerung aufdrängte; ein gewisses Gefühl des Respectives vor Noëmi veranlaßte ihn über diese Episode schweigend hinwegzugleiten. Er hatte ein dankbares, verständnißvolles Publikum. Der alte Jefferson war ganz stolz auf seinen Gast; er kam sich beinahe vor wie ein Impresario, der mit einem Virtuosen reist. Er verschaffte Georg soviel wie möglich Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen, und freute sich über dessen Leistungen und Erfolge.

Aber auf keinen machte Georgs ungezwungene Erzählung einen tieferen Eindruck als auf Noëmi. Sie saß dicht neben Bella, hatte ihren Arm um Bellas Hüfte gelegt, den Kopf an deren Schulter gelehnt, und langsam und tief athmend schien sie ein jedes seiner Worte zu verschlingen. Jedesmal, wenn sein Blick auf sie fiel, waren die ausdrucksvollen Augen der bleichen Noëmi auf ihn gerichtet; und wenn er ihr dann zulächelte, lächelte auch sie mit lieblicher Dankbarkeit, und ihre Wangen rötheten sich. Gewiß war Bella schöner, aber sie war ihm fern; und Noëmi fühlte er sich nahe.

Während er wie Othello vor Desdemona von seines Lebens wundervoller Fahrt berichtete, ging ihm beständig das Gespräch, das sie bei Tisch und unterwegs geführt hatten, durch den Kopf. Es kam ihm wie ein Traum vor, wenn er sich klar machte, daß keine achtundvierzig Stunden vergangen waren, als er im dunklen Wollenhemd, mit Leberhosen, in die sich der Wüstenstaub des Mohavelandes eingefressen, den Revolver in der Hüfttasche, in einer elenden Bretterhude mit einem spitzbübisch aussehenden Agenten aus Mexiko von einem entlaufenen Indianermädchen sich unterhalten hatte! Wie weit lag das alles hinter ihm! Die Ausströmungen der Kultur schienen das alles weggeschwemmt zu haben. Er war ein neuer Mensch geworden — wieder der alte.

Das wetteifernde Bestreben, sich gegenseitig angenehm zu sein, wie es ihm hier überall entgegentrat, erfüllte ihn mit einer seltenen Zufriedenheit; er klagte sich zugleich der Ungerechtigkeit an. Wie lieblos hatte er über Land und Leute geurtheilt! Hier war doch noch etwas Anderes als die bloße Freude am schnöden Gewinn, als die Rücksichtslosigkeit des Erfolges: Hier herrschte doch im wahrsten Sinne des Wortes tiefes Behagen; hier tobte nicht bloß der Kampf um's Dasein,

hier waltete vor allem die Freude am Dasein. Es waren gute tüchtige Männer, eine kluge, herzliche Frau, reizende junge Mädchen, einheitlich verbunden durch gute Formen, guten Ton und einheitlich in dem Bestreben, sich und Andern Freude zu bereiten.

Als der Thee aufgetragen war, hatte sich Bella erhoben und war an den Flügel getreten. Noëmi näherte sich ihr schnell.

„Bitte, Bella,“ sagte sie leise, „spiele nicht.“

„Weshalb nicht?“ fragte Bella erstaunt.

Noëmi machte eine kleine Pause und versetzte darauf kleinlaut:

„Ich spiele so schlecht.“

Bella hatte sogleich verstanden. Sie lächelte, blickte zu Georg hinüber und drückte Noëmi die Hand.

„Wie wär's,“ sagte Wilhelm plötzlich, „wenn wir unserem Gaste gleich heute eine unsrer Sehenswürdigkeiten zeigten, auf die wir besonders stolz sind? Das Wetter ist herrlich, wir haben hellen Mondschein, der Wagen ist in zehn Minuten angespannt, — wie wär's, wenn wir nach dem Cliffs-House führen?“

Die Jungen waren mit dem Vorschlage sofort einverstanden, und die beiden Alten hatten unter der Voraussetzung, daß sie nicht dabei zu sein brauchten, nichts dagegen einzuwenden. Für diese wurde der Spieltisch hergerichtet, beide setzten sich sofort an die Arbeit, und ein Jeder gab Georg die feierliche Versicherung, daß er vom Andern regelmäßig betrogen werde.

Bald darauf meldete der Diener, daß der Wagen vor der Thür stehe. Wilhelm kletterte auf den Bod, Ellen und Noëmi nahmen auf dem Rücksitz Platz und ihnen gegenüber Bella und Georg. Durch die hügeligen Straßen der Stadt, auf den wohlgepflegten Wegen des Parks und durch den Dünenland rollten sie schnell dahin und stiegen am Cliffs-House ab, das auf der Düne, hart an der Bai liegt, und von dessen Veranda aus der Blick die ganze malerische Umgebung der Stadt beherrscht.

Es war eine wundervolle, helle, frische Mondnacht. Das dunkle Wasser der Bai war von den silbernen glitzernden Streifen, die der Widerschein des hochstehenden Mondes bildete, durchzogen. Die schönen Berge jenseits erschienen wie phantastisch verschleiert, und nach dem goldenen Thor zu verschwamm der Hintergrund in bläulich-mattem grauschimmerndem Schein. Aber sehr deutlich und scharf tauchten die kleinen Felszacken nahe dem Ufer, auf denen die Kobben und Seeenten hausen, aus dem glitzernden Wasserspiegel auf; und mit dem Opernglase konnte man sogar deutlich die Thiere im Mondschein erkennen, deren krächzendes stoßartiges Brüllen nun, da sich sonst kein Laut regte, zugleich schauerlich und komisch klang.

Die beiden Mädchen hatten sich von den drei Herren etwas entfernt und flüsterten leise.

„Weshalb willst Du mit mir Versteck spielen?“ sagte Bella herzlich.

„Mir ist ja, als ob ich mich im Spiegel sähe! Alles das kenne ich ja!

Ich habe es verbergen wollen und habe es so gut verbergen, daß der Andere es gar nicht gemerkt hat. Nun sieh mich an! Bezahle ich es nicht theuer genug? Du sollst nicht unglücklich werden, und es ist keine Sünde, wenn Du es nicht vor ihm verbirgst, daß Du unglücklich werden würdest. Er ahnt ja schon die Wahrheit, er wagt sie sich nur nicht zu gestehen. Noëmi, geht nicht auseinander, ohne daß ihr von dem gesprochen, was Euch Beiden auf der Lippe brennt!"

Bella schwieg. Einen Augenblick schwannte Noëmi; dann warf sie sich schluchzend an Bellas Brust und sagte kein Wort; aber sie drückte der Freundin mit einem Ausdruck von Entschlossenheit die Hand, als sei sie jetzt mit sich einig.

„Was sich junge Mädchen alles zu erzählen haben!“ sagte Wilhelm zu Georg. „Mir ist's ein Räthsel!“ Und indem er die Stimme erhob, rief er: „Wo steckt Ihr denn?“

„Wir kommen schon,“ rief Bella zurück, und die beiden Mädchen vereinigten sich nun mit den Uebrigen. Sie stützten sich auf das Geländer der Veranda und blickten unverwandt auf das leichtgefräuselte, wie mit silbernen Flittern besäete Meer. Noëmi stand dicht neben Georg. Beide hatten die Hände auf das Geländer gelegt. Wilhelm, der auf der anderen Seite an Noëmi herantreten war, veranlaßte diese, sich noch ein wenig mehr Georg zu nähern, und dabei streifte unwillkürlich ihre Hand die Georgs. Es war ihm eine angenehme Empfindung, so angenehm, daß er nicht daran dachte, seine Hand der zufälligen Berührung zu entziehen. Wenn es ihr unangenehm ist, dachte er, wird sie selbst schon die schmale Hand wegziehen. Aber die kleine Hand blieb ruhig an der seinen liegen. Vielleicht bemerkte sie es nicht. Er machte eine ganz leichte Bewegung mit seiner Hand, aber Noëmi rührte sich nicht, obwohl sie es nun doch wohl gemerkt haben mußte. Oder wäre doch noch ein Irrthum möglich? Er wollte sich Gewißheit darüber verschaffen. Wie spielend hob er langsam die Finger, senkte sie wieder, bedächtig tactschlagend, und jedesmal, wenn er die Finger niederließ, berührte sein kleiner Finger den Noëmis. Sie ließ ihre Hand ruhig liegen. Nun wurde er dreister. Sein kleiner Finger spielte ein wenig mehr nach links hinüber und berührte etwas weitergeener Noëmis Hand. Diese verharrte noch immer in ihrer früheren Lage. Während dessen blickten die Beiden unausgesetzt auf die Wasserfläche, und man konnte glauben, daß sie von der Schönheit des nächtlichen mondbeschiedenen Meeres tief ergriffen seien. Aber Georg dachte gewiß an etwas ganz Anderes. Und Noëmi auch. Ohne die Augen vom Meere abzuwenden, setzten sie das kindische Spiel fort. Sie sprachen kein Wort. Die Robben brüllten, und die kurzathmig abgerissenen, hervorgestoßenen Töne klangen seltsam durch den stillen Abend. Georg streichelte zärtlich die kleine Hand, die auf dem Geländer unbeweglich neben der seinigen lag.

„Es ist freilich hier sehr schön,“ sagte Wilhelm; „aber allmählich wird's doch Zeit, an den Ausbruch zu denken.“

Da bewegte sich endlich Noëmis Hand. Sie umschloß die Finger, die mit ihr gespielt hatten, und drückte sie; aber es war keine Strafe für Ungezogenheit, es war ein verständnißvolles, herzliches Erwidern einer zärtlichen Gesinnung.

Nun wandten sich die Beiden zu einander und sahen sich lächelnd an.

Auf dem Heimwege wurde wenig gesprochen. Ellen war müde, Bella sprach seit ihrer Rückkehr in die Heimat überhaupt nicht viel, und Georg und Noëmi verstanden sich ohnehin.

Jefferson und White hatten sich wie gewöhnlich beim Kartenspielen gezanzt.

Als Georg im Hotel Jefferson und Noëmi gute Nacht wünschte, reichte er Noëmi die Hand und drückte sie innig, bedeutungsvoll und lange. Noëmi sah ihn wie fragend an, dann senkte sie langsam die Lider und schlug sie langsam wieder auf. Es leuchtete in ihren Augen.

„Gute Nacht!“

Er blieb wohl noch eine Minute vor der Thür stehen, die sich hinter den Beiden geschlossen hatte und schüttelte den Kopf. Bedächtig ging er die unendlichen Corridore entlang und nachdenklich stieg er die hohen Treppen hinauf.

Nachdem er die Thür hinter sich geschlossen und in seinem Zimmer eine Flamme angezündet hatte, begann er in wunderlichem Zickzack um die Möbel und Koffer, die mitten in der Stube standen, mit großen Schritten einen andauernden Rundgang anzutreten.

* * *

„Die Sache ist ganz klar,“ sagte er vor sich her, während er beständig auf- und abmarschirte.

Aber die beruhigende Versicherung, die er sich gegeben hatte, daß die Sache ganz klar sei, stimmte doch nicht recht für seinen Gemüthszustand. Es sah in ihm sogar recht wirr und wüst aus; aber es war ein leuchtendes Chaos, an dem er seine Freude hatte. Seine Augen blickten so heiter wie je, seine Bewegungen waren elastisch und zuversichtlich.

Es war ihm nicht hell genug im Zimmer, obwohl die eine Gasflamme vollkommen ausreichte, um den Raum von bescheidenem Umfange zu erhellen. Er zündete noch eine zweite, eine dritte, eine vierte an. Er war in einer Stimmung, als ob er sich selbst eine Gesellschaft geben wollte.

Endlich setzte er sich auf den Lehnstuhl, der neben dem Sopha am Tisch stand und blickte unverwandt auf einen bestimmten Punkt im Teppich. Sein Gesicht wurde ernsthafter.

Er dachte nach.

Genau dieselbe Situation hatte er doch schon einmal erlebt!

Plötzlich heiterten sich seine Mienen wieder mit dem Ausdruck völliger Zufriedenheit auf: er hatte gefunden, was er gesucht hatte. Auch an jenem unglücklichen Morgen, der über sein neues Dasein hatte entscheiden sollen,

hatte er sich auf den Sessel am Tisch geworfen und das Teppichmuster angestarrt. Aber wie anders damals und heute! Damals hatte er beim Spiel nahezu Alles verloren, heute hatte er, wenn ihn nicht Alles täuschte, gewonnenes Spiel; und was er heute gewonnen oder doch zu gewinnen die feste Zuversicht hatte, war mehr werth als Geld und Gut: Noëmi!

Wie kam es nur, daß er plötzlich Eigenschaften an ihr würdigte, die er bei früheren Begegnungen nicht an ihr wahrgenommen hatte. Weshalb entzückte ihn die Anmuth ihrer langsamen Bewegungen, das stille vornehme Wesen, die leise, wohlklingende Stimme, die gebildete Gewandtheit ihrer Ausdrucksweise? Weshalb erschien sie ihm auf einmal als der Inbegriff alles dessen, was ihm behagte, was ihm wohlthat? Er war mit Blindheit geschlagen gewesen, und er hatte eine unwillige Anwandlung über die strafbare Unaufmerksamkeit, die er sich ihr gegenüber früher hatte zuschulden kommen lassen. Er hätte doch nur die Augen zu öffnen brauchen, um zu sehen, daß sie ganz anders war als . . .

Als wer? —

Er schlug den Blick auf. Er bemerkte plötzlich, daß es im Zimmer sehr heiß geworden war. Er trat an das Fenster und öffnete es. Von dem hochgelegenen Zimmer aus blickte er auf die merkwürdig geformten Dächer, die verzierten Zinnen und Kuppeln und Thürmchen der Häusermasse, die sich um ihn ausdehnte, und aus der die Fahnenstangen eigenthümlich aufragten. Das Mondlicht hatte alles das in einen glänzend-bläulichen Lichtschleier gehüllt.

Mayo!

Sie war es, die ihm die leuchtend verborgenen Reize Noëmis gewiesen! Sie hatte sein Auge geschärft, und die Vergleichung war seine Lehrmeisterin gewesen. Das arme und ungelehrte wilde Kind hatte sicherlich keine Ahnung davon gehabt, daß sie ihm die Leuchte vorantragen und ihn aus dem Dunkel seiner Empfindungen zur Erkenntniß führen sollte. Er hatte es ja selbst nicht geahnt. Die Tage in der Mohabewüste an Mayo's Seite waren ja für ihn nichts anderes gewesen, als eine poetische Episode, deren Eigenthümlichkeit und Fremdartigkeit ihn bestrickt hatte. Er hatte eine Wirklichkeit durchlebt, die etwas anderes war, als er je hatte träumen können. Er hatte von dieser Glückseligkeit in Staub und Sonnenschein, von dieser Einsamkeit mit einem menschlichen Wesen an seiner Seite nie eine Vorstellung gehabt. Dieser phantastische Traum, der eine Wahrheit gewesen, war vorüber. Er wußte, daß er zu jenen gehörte, die man nur einmal träumt, und die nicht wiederkommen. Er lächelte seltsam, als dieses Bild vor seiner Seele vorüberzog; aber eine unwillige Falte zuckte über seinem Auge, als er sich die Möglichkeit einer Wiederholung vergegenwärtigte. Es war ein Zwischenfall ohne allen Zusammenhang mit seinem sonstigen Sein und Wesen; so sollte er es bleiben, so war er voller Reiz, so konnte er mit Freude daran denken.

Und auch mit Dankbarkeit. Denn er machte sich klar, daß dieser Zwischenfall die entscheidende Wendung in seinem Dasein herbeigeführt hatte, daß er so wichtig und tief einschneidend für ihn gewesen war, daß er, wenn er für sein Schicksal in der Neuen Welt eine Verförperung hätte suchen wollen, diese nur in Mayo gefunden haben würde.

Sie hatte an seinem Lebenspfade den wahren Wegweiser aufgerichtet, sie hatte mehr auf ihn eingewirkt, als der Unglücksfall, der ihn von Hause vertrieben, als die Genossenschaft mit dem verwilderten Abenteuerer und Freunde im Winter des Felsengebirges, als das Alleinsein. Jetzt hatte er erkannt was er bisher nur unbewußt gefühlt hatte: wie er mit allen Fasern seines Seins mit der Cultur des Ostens zusammenhing. Deswegen war ihm Noëmi, in der die Bedingungen seines Daseins gewissermaßen Fleisch und Blut geworden waren, nun so nahe gerückt!

Wenn er's sich recht überlegte, hatte sie ihm ja gleich, als er sie zum erstenmal in der Kajüte des Dampfers neben sich sah, ungemein gefallen, so sehr, daß er darüber die schmerzliche Ursache seiner Auswanderung, wenn auch nicht vergessen, doch weniger schmerzlich hatte empfinden können. Sie allein hatte ihm die langen Stunden der Ueberfahrt zu heiteren und frohen gemacht. Aber damals war er nicht in der Stimmung, daß er darüber hätte nachdenken können. Damals hatte er sich nicht die Vorstellung machen dürfen, — und er hatte sie sich auch thatsächlich nicht gemacht, — daß es ihm je gelingen könne, das Schicksal eines jungen Mädchens an die abenteuernde Raftlosigkeit, die ihm bevorstand, zu fesseln. Und nicht besser hatte es um ihn gestanden, als er in Denver wieder mit ihr zusammengetroffen war. Da war ihm die Trostlosigkeit und Jammerlichkeit seines Lebens zu vollem Bewußtsein gekommen; da hatte er diese Sprache, das schüchterne Lallen eines übervollen jungfräulichen Herzens, nicht verstanden. Jetzt klangen ihm alle die Worte wieder in den Ohren, die sie im Garten ihres Vaters ihm gesagt hatte, und nun erst verstand er deren verborgenen Sinn. Sie aber mußte schon damals, was ihm erst heute bewußt geworden war! Sie hatte in der Einöde des elterlichen Hauses nur an ihn gedacht. Und nun vergegenwärtigte er sich, wie auch in seinen einsamen Stunden immer wieder und wieder Noëmi vor seines Geistes Auge aufgetaucht, wie vertraut sie seinem Herzen gewesen war, ohne daß er es sich hatte gestehen wollen.

Sein Herz pochte mächtig, er fühlte es weit in seiner Brust. Er legte die Linke darauf und umspannte zitternd mit der Rechten den metallenen Riegel des Fensterflügels. Und lächelnd, mit dem Ausdruck unsagbarer Zärtlichkeit, flüsterte er ganz leise, während sein Blick über den Silberglanz der verschwommenen Massen um ihn schweifte:

„Noëmi!“

* * *

Georg hatte zwar sehr unruhig und nicht viel geschlafen, aber er hatte sich doch am andern Morgen frischer und aufgeräumter denn je gefühlt und Jefferson und Noëmi beim Frühstück mit beinahe übermüthiger Freudigkeit begrüßt. Als Jefferson Miene gemacht hatte, von Geschäften zu sprechen, hatten die beiden jungen Leute so heiter protestirt, daß dem ernststen Geschäftsmann selbst die Lust vergangen war. Er hatte es ganz in der Ordnung gefunden, daß Georg es vorzog, seine Tochter, die in der Stadt noch allershand Besorgungen zu machen hatte, zu begleiten, als mit ihm in einem unfreundlichen Comptoir in mehr oder minder nüchterne Verhandlungen einzutreten. Es eilte ja auch nicht.

Die beiden jungen Leute waren in rosigster Laune durch die schönen und interessanten Hauptstraßen der Stadt, durch die Marketstreet und die Montgomerystreet geschlendert, waren vor den schönen Schauläden stehen geblieben, hatten dies und das eingekauft und fühlten sich in vertraulicher Annäherung seelenfroh. Von dem Vorfall des vergangenen Abends, von der stummen Auseinandersetzung auf der Veranda des Cliff-House, war zwar mit keiner Silbe die Rede gewesen, aber gleichwohl schien dieser doch unwillkürlich den Rhythmus und die Tonart ihrer Unterhaltung, ja ihres Verkehrs überhaupt zu bestimmen. Die Beiden sprachen miteinander wie Leute, die wissen, was sie von einander zu halten haben. Eine zwanglose Znnigkeit herrschte zwischen ihnen, die ihnen nun ganz natürlich erschien. Sie wählten wiederum mit Vorliebe allgemeine Wendungen, über deren besondere Bedeutung für sie ein unausgesprochenes Einvernehmen unter ihnen bestand. Ohne nach einem Uebergang zu suchen, sagte Georg auf einmal:

„Ich habe gestern noch viel an Sie gedacht, Fräulein Noëmi. Es ist mir alles Mögliche durch den Kopf gegangen, besonders auch Ihre Aeußerung bei Tisch: man brauche kein Romanheld zu sein, man brauche nicht das Leben der Angebeteten zu retten, um geliebt zu werden. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir das eine große Beruhigung gewesen ist. Denn bis zur Stunde habe ich mich eigentlich immer recht wenig Held gefühlt und auch wenig Gelegenheit gehabt, Heldenthaten zu vollbringen. Es gehen so selten Pferde durch, wenn ich dabei bin; es werden so selten in meiner Gegenwart räuberische Anfälle auf junge Mädchen gemacht, die ich vertheidigen könnte! Und doch habe ich immer das bestimmte Gefühl: ein bißchen Heldenthum gehört nun einmal zum Manne, wenn ein Mädchen ihm vertrauen soll. Da habe ich mir denn durch alle möglichen Trugschlüsse auch zu meinen Gunsten so eine Art von Heldenthum künstlich zurechtgemacht. Ich habe mir gesagt: wenn man die Ketten löst, die ein Mädchen an den Felsen der Nüchternheit und der Alltäglichkeit fesseln, das ist doch auch etwas! Viel mehr hat Perseus der gefesselten Andromeda gegenüber auch nicht gethan, und Perseus gilt doch als starker Held. Ich denke mir: die Heirath, der Beschluß, das Geschick eines mehr oder minder hilflosen Wesens mit dem feinen zu verbinden und die Verantwortlichkeit für dessen Glück zu

übernehmen — das ist doch auch schon ein Heroismus! Ich kenne viele Leute, die es nicht fertig gebracht haben. Nun, das würde ich mir allensfalls zutrauen!"

Noëmi sah ihn lächelnd an und sagte:

"Ich glaube, Sie sprechen sehr vernünftig; mir leuchtet es wenigstens ein."

"Um so besser," versetzte Georg. "Ich würde mich auch nicht einen Augenblick besinnen, gleich einen entscheidenden Schritt zu thun, wenn mich nicht mein Gewissen zu einer gewissen Vorsicht nöthigte. Ich kann mir ganz gut vorstellen, wie sich im Herzen eines jungen Mädchens eine starke Zuneigung für einen mehr oder minder Unbekannten ausbildet. Sie hat ihn gesehen, er hat ihr nicht mißfallen, er hat nur Gelegenheit gehabt, sich ihr von der gefälligsten Seite, als artiger und zuvorkommender Mann zu zeigen; und so scheidet sie von ihm und nimmt den günstigsten Eindruck mit. In ihrem Alleinsein vertieft sich der Eindruck immer mehr und mehr; ihre jungfräuliche Phantasie malt das Bild, das sie empfangen, in immer gefälligeren Farben aus, und sieht er sie wieder, so ist sie ihm schon von Herzen zugezogen. Aber sie kennt ihn eigentlich doch nur sehr wenig; und vielleicht besitzt er Eigenthümlichkeiten, die bisher nicht zum Vorschein gekommen sind, und die ihr später, wenn sie deren gewahr wird, höchlich mißfallen. Sie mag da ganz in der Stimmung sein, sich den Kopf verdrehen zu lassen; ich würde es indessen für verwerflich, für unverantwortlich halten, wenn er das holbe Vertrauen, das ihm entgegengebracht wird, mißbrauchte, wenn er, der ja der Verständigere sein soll, ihr nicht sagte: Bedenken Sie es wohl, der Mann, der jetzt mit Ihnen spricht, ist nicht die Idealgestalt Ihrer mädchenhaften Träume, er ist ein Mann wie andere mehr, der Sie vielleicht enttäuschen wird."

"Gott behüte das arme Mädchen davor!" sagte Noëmi ernst. "Aber ich sollte doch meinen, es gäbe eine sichere Gewähr. Wenn er sie liebt und aufrichtig ist, dann ist gewiß nichts zu befürchten. Liebt er sie aber nicht, ist es nur eine flüchtige Laune, die ihm für den Augenblick ein eitles Behagen gewährt, dann hat er als Mann von Ehre nichts weiter zu thun, als das Spiel nicht weiter zu treiben. Dann kann er das kranke Herz nicht heilen, und dann ist es besser, daß er es bricht, als daß er es langsam zu Tode martert. Liebt er sie aber, dann hat er sich um nichts weiter zu bekümmern, dann ist alles Andere selbstverständlich, dann braucht er auch keine Heldenthaten zu begehen, dann findet sich Alles!"

Die Beiden hatten unabsichtlich ihren Schritt verlangsamt und blieben nun vor einem Schaufenster stehen. Sie sahen sich ernst, ehrlich und freundlich in die Augen; sie schwiegen beide. Nun, da sie sich verstanden hatten, brauchten sie auch kein Wort mehr zu sagen. Nach einer Weile wandten sie ihre Aufmerksamkeit den im Fenster geschmackvoll ausgestellten Gegenständen zu.

Georg machte eine plötzliche Bewegung. Sein Blick hatte etwas ganz

Unerwartetes erspäht, das ihn auf's äußerste überraschte: im Fenster befand sich eine Sammlung von neu aufgenommenen Indianerphotographien, und auf den ersten Blick erkannte er das Werk des einäugigen Kaspar. Es waren Gruppen von Mohave-Indianern an den Needles. Er erkannte den schlanken Burschen mit safrangelbem Kopftuch und der Schlangenlinie quer über das Gesicht. Und da war ihr Bild, Mayo! Sie war in derselben Stellung aufgenommen, in der er sie zum erstenmal gesehen hatte, die Kniee gegen die Brust gezogen, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt und die Wangen auf die Hände. Ihr rothes Tuch war ihr von der Schulter gegliitten. Die Photographien waren älter als Georgs Bekanntschaft mit Mayo — der Georgsthäler an ihrem Halschmuck fehlte.

„Sehen Sie sich einmal diese Indianerin an,“ sagte Georg.

Noëmi beugte sich vor und sagte:

„Ich finde nichts Besonderes da zu sehen. Es ist eben eine Indianerin. Ein schönes Mädchen! Vielleicht schöner als viele andere ihres Stammes, aber eine Indianerin. Interessiren Sie sich dafür?“

„Für diese, ja,“ antwortete Georg. „Ich bin mit dem Photographen, der diese Bilder aufgenommen hat, an den Needles zusammengetroffen; ich habe auch das Mädchen kennen gelernt, ein eigenthümliches Geschöpf von unglaublicher Anmuth. Sie hat mir sogar Gesellschaft geleistet, und ich habe, wenn auch ohne ihren Willen durch sie mancherlei gelernt, was ich sonst wohl nicht erkannt hätte. Mayo heißt sie.“

„Das ist ja ein ganz reizender Zufall,“ sagte Noëmi; „so kaufen Sie sich doch das Bild zur Erinnerung an das Original.“

„Wollen Sie mich necken?“ fragte Georg.

„Ganz und gar nicht,“ sagte Noëmi ruhig. „Wenn Sie das Mädchen kennen gelernt haben, wenn Sie es schön finden, scheint es mir ganz natürlich, daß Sie sich das Bild verschaffen.“

„Und würden Sie mir dazu auch rathen, wenn es eine Weiße wäre?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Noëmi, wirklich verlegen. Und leiser setzte sie hinzu: „Da könnte man ja vielleicht eifersüchtig werden.“

„Und können Sie sich gar nicht vorstellen, daß ein Kind unserer Cultur jemals auf eine Indianerin eifersüchtig werden könnte?“

Noëmi strahlte ihn mit ihren dunklen Augen an und lächelte herzlich.

„Sie scherzen doch wohl? Wie es die Andern machen, weiß ich nicht; aber von mir kann ich Ihnen sagen, daß ich mir meine Eifersucht, wenn ich sie jemals empfinden sollte, doch nur für meinesgleichen bewahren würde. Ich weiß wohl, es giebt Leute, die eifersüchtig auf ein Kunstwerk sind, auf ein Hausthier, auf Verstorbene oder Wilde, aber das scheint mir recht wenig natürlich. So etwas liebt man doch anders, als man Andere liebt.“

Und während sie sich vorbeugte und das Bild mit großer Aufmerksamkeit und vollkommener, ungewollter Objectivität betrachtete, wiederholte sie: „Kaufen Sie nur das Bild!“

Die Zeit zur gemeinsamen Mahlzeit war herangekommen. Sie waren in das Hotel zurückgekehrt und erwarteten in dem geräumigen Gesellschaftsalon die Rückkehr des Mr. Jefferson. Sie saßen in reizender Vertraulichkeit neben einander auf dem Runddivan und plauderten und lachten und schwätzten. Die Gäste waren schon bei Tisch, die Beiden waren zufällig allein. Georg hatte einen flüchtigen Blick auf die große Stuhluhr geworfen, und Noëmi war dem Blicke gefolgt.

„Papa muß gleich kommen,“ sagte sie.

„Schade!“ pläzte Georg heraus, mit dem Ausdruck so komischen Bedauerns, daß Noëmi laut auflachte.

„Wie so, schade?“ fragte sie.

„Entschuldigen Sie,“ sagte Georg. „Ich schätze Ihren Herrn Vater ungemein; er ist mir auf das Freundlichste entgegengekommen, er hat mir nur Gutes erwiesen, ich bin ihm nur zu Dank verpflichtet, aber gerade in diesem Augenblicke sehne ich mich doch nicht nach ihm. Ich bin viel lieber mit Ihnen allein. Die Gegenwart eines Dritten — und wäre es auch die Ihres Herrn Vaters — erlegt mir doch einen gewissen Zwang auf, den ich jetzt ungern ertrage.“

„Sie kennen Papa nicht; er ist herzensgut.“

„Fräulein Noëmi,“ sagte Georg ganz plötzlich, mit völlig veränderter Stimme und mit lustiger Bestimmtheit. „Ihr Vater kommt gleich, nicht wahr? Soll ich ihn gerade heraus fragen, ob er mir gestattet, öfter mit Ihnen allein zu sein? Wozu sollen wir uns noch länger quälen? Weshalb soll ich noch länger zaudern, das auszusprechen, was doch einmal gesagt werden muß? Ich habe das Gefühl, daß Sie mir gut sind. Glauben Sie mir,“ fuhr er mit Wärme fort, „ich bin Ihnen auch von ganzem Herzen gut. Es ist keine flüchtige Laune, es ist eine ernsthafte tiefe Zuneigung. Ich bin so ungeschickt wie möglich, um Liebeserklärungen zu machen; aber Sie verstehen mich ja schon so wie so; ich sehe es Ihnen an. Ich täusche mich nicht. Darf ich Ihren Vater fragen?“

„Fragen Sie ihn,“ sagte Noëmi ganz leise, und langsam reichte sie ihm ihre zitternde Hand, die er an seine Lippen führte.

In demselben Augenblicke trat Jefferson in den Salon. Georg erhob sich schnell, trat auf ihn zu und sagte, indem er sich ehrerbietig verneigte:

„Mr. Jefferson, wollen Sie mir Ihre Tochter zur Frau geben?“

Die unerwartete Anrede versetzte den kleinen Mann in nicht geringes Erstaunen. Er klemmte die Oberlippe scharf ein, schob die Unterlippe noch weiter vor als gewöhnlich, streichelte seinen Kinnbart und sagte ruhig:

„Das muß man sich doch noch etwas überlegen.“

Als sein Blick aber auf Noëmi fiel, die mit vorgebeugtem Oberkörper, langsam und tief athmend, auf dem Divan sitzen geblieben war und ihre

merkwürdig schönen Augen mit einem Ausdruck von Glückseligkeit, den ihr Vater nie an ihr gesehen hatte, auf ihn richtete, setzte er gemüthlich hinzu: „Einstweilen wollen wir zusammen speisen.“

Das genügte Georg. Er ergriff Mr. Jeffersons Hand, drückte sie herzlich und schloß Noëmi, die mit glühenden Wangen an die Beiden herangetreten war, zärtlich in seine Arme.

* * *

Auf der neueröffneten Bahnstrecke der „Atlantic“ fuhren Mr. Jefferson, Noëmi und Georg dem Osten zu. Ihr Ziel war zunächst das anmuthig gelegene Modobad Las Vegas in Neu-Mexiko. Da sollten sie sich mit Mrs. Jefferson vereinigen, die schon seit langen Wochen in dem bequemen Hotel Montezuma in anmuthigstem Lächeln ihre einförmigen Tage verbrachte und auf ihrem Schaukelstuhl in der offenen Halle sich gerade so wenig aufregte, wie woanders. Mrs. Jefferson wartete schon lange auf ihren Mann und das junge Paar mit der ihr eigenthümlichen freundlichen Gelassenheit. Sie freute sich, als sie das Telegramm empfing, das ihr die Ankunft der Ihrigen für einen bestimmten Tag meldete; aber sie hätte ohne Verdruß noch viel länger gewartet.

Es war Georg ganz sonderbar zu Muth, als er diese Strecke, die er vor nicht langer Zeit unter ganz andern Bedingungen kennen gelernt hatte, nun im bequemen Pullman-Wagen und an der Seite seiner reizenden Braut durchfuhr. Noëmi strahlte in den blühenden Farben der entzückenden Jugendfrische. Aus ihren tiefblauen Augen leuchtete das reinste Glück. Sie freute sich darüber, wie genau Georg Bescheid wußte, wie er sie schon im Voraus auf gewisse Besonderheiten in der Landschaft aufmerksam machte; sie ließ sich ganz genau den Weg, den Georg früher genommen hatte, beschreiben und folgte mit dem ernsthaftesten Bestreben, so theilnahmvoll wie nur möglich zu sein, den Erklärungen Georgs, die dieser ihr mit Benutzung einer Spezialkarte zu geben suchte. Mr. Jefferson hatte es sich in dem Streckessel bequem gemacht und war darüber eingeschlafen.

Georg und Noëmi waren, um mehr von der Gegend zu sehen und ungestörter plaudern zu können, auf die vordere Plattform des Wagens getreten.

„Da sind sie ja!“ rief Georg plötzlich in einer gewissen Erregung, mit dem Zeigefinger nach Ostenweisend. „Da! Die rothen Faden! die Needles!“ Und mit aufrichtiger Bewunderung fuhr er fort: „Habe ich Dir zuviel gesagt? Sind sie nicht herrlich? Sieh nur, wie wunderbar sich die scharfen grellfarbigen Felsnadeln, die jetzt in der vollen Mittagssonne erglänzen, von dem lichtblauen sanften Höhenzuge im Hintergrunde abheben. Ist es nicht wunderschön?“

Noëmi sah mit ihren großen Augen in die Ferne. Es gefiel ihr auch sehr gut; aber sie war doch noch zu jung, um das volle Entzücken Georgs theilen zu können.

„Ja,“ sagte sie, um Georg einen Gefallen zu thun, „es ist wirklich sehr schön.“ Aber ihre Aufrichtigkeit zwang sie hinzuzusetzen: „Und Dir erscheint es am Ende sogar noch schöner als es ist. Du hast mir ja erzählt, daß sich für Dich ganz besondere poetische Erinnerungen an die Needles knüpfen. Ich sehe in den Needles nur roth und gelb beleuchtete Felszähne; für Dich sind sie gleichsam ein von der Natur errichtetes Denkmal an eine entscheidende Wendung in Deinem Leben. Aber Du hast Recht; es ist wirklich hübsch.“

Der Zug dampfte näher. Die Sonne sandte aus der Mittagshöhe sengende Strahlen auf das dürre Land herab. Noëmi war es auf der Plattform zu drückend heiß und zu staubig geworden, und sie trat in den Wagen zurück; Georg aber, der gegen derlei kleine Behelligungen gefeit war, hielt Stand und konnte keinen Blick wenden von dem herrlichen Naturschauspiele, das ihn dereinst schon so tief ergriffen hatte.

Der Zug hielt.

Georg war abgestiegen und schlenderte sinnend, den Sand mit den Fußspitzen aufstübernd, vor dem Wagen auf und ab.

Wie überall auf dem Wege, so hatten sich auch hier in der Nähe des Stationsgebäudes kleine Gruppen von hungernden Indianern eingefunden, die die Reisenden mit neugierigen Augen anglozten.

Auf einmal entstand unter diesen eine gewisse Bewegung. Sie sahen alle nach einer Richtung hin. Und von da kam leichtfüßig in großen Sätzen ein bronzefarbiges Mädchen herangesprungen, an deren Halse eine goldene Münze in der Sonne glänzte. Georg war von dem Anblick tief ergriffen. Mayo jauchzte kreischend auf, und seltsame Laute lallend, schluchzend und lachend sank sie vor Georg in den Staub und umflammerte seine Kniee. Sie war außer sich vor Erregung. Freundlich abwehrend versuchte Georg sie aufzurichten. Sie verharrte gewaltsam in ihrer gebuckten Lage und schüttelte die starken schwarzen Haare.

Erstaunt sah Noëmi vom offenen Wagenfenster auf das befremdliche Schauspiel, das sie tief bewegte. Alles Blut wich ihr aus den Wangen.

Endlich hatte Georg das Mädchen vermocht, sich vom Boden zu erheben. Aus ihren tiefen braunen Augen schossen mit wilder Zärtlichkeit ihre Blicke auf ihn. Als sie aber Georgs betroffenen, fast entsetzten Ausdruck wahrte, zuckte sie zusammen und blickte angstvoll um sich.

Da sah sie am Fenster des Wagens den Kopf eines bleichen Mädchens mit dunkelblauen Augen.

Sie wich scheu einen Schritt zurück, und mit einer unbeabsichtigten plötzlichen Bewegung streckte sie die beiden Flächen der kleinen braunen Hände, als wolle sie etwas Unheimliches beschwören, gegen die weiße Noëmi aus, die nun theilnahmvoll auf sie herabsah. Dann aber verzerrten sich ihre Züge. Sie stieß ein unheimlich ergreifendes Winseln mit hohen heulenden, von Schluchzen unterbrochenen Klagen aus.

Auf einmal hatte sie Alles verstanden. Es wurde ihr dunkel vor den Augen.

Sie zürnte nicht, aber sie war tief unglücklich. Sie wußte, er war für sie verloren, und sie ahnte, daß sie ein Etwas von dem Geliebten trennte, das nicht zu überbrücken war; und alles, was in diesem Augenblick durch ihre Seele zog, erschütterte sie so, daß sie am ganzen Körper bebte.

Sie sah sich um. Da waren Menschen! Die verhaßten Weißen, die sie anstarrten! Da waren auch Genossen ihres Stammes, die sich neugierig herangedrängt hatten! Ein plötzlicher Wuthanfall überfiel sie. Sie fletschte die Zähne und stieß einen hohen Schrei aus.

Sie sprang seitwärts, machte mit den Armen Schwimmbewegungen, als wolle sie sich Platz machen, und in wildem Lauf, den Boden kaum berührend, stürmte sie dahin über den gelben Sand, rothbeflügelt in ihrem flatternden Mantel, leicht und schnell, wie die tiefliegende Möwe über den glatten Wasserspiegel.

Auf dem nahen Sandhügel, hart am Ufer des Colorado hockte sie nieder. Da war sie allein; da hatte sie ihn zuerst gesehen. Und wie damals zog sie die Kniee gegen die Brust, stützte die Ellbogen auf die Kniee und den schönen schwarzumwallten Kopf auf die Hände und sah mit unsagbarer Schwermuth auf zu dem herrlichen Feuerball am unermesslich blaustutenden Himmel. Der Sonne Glanz blendete sie nicht. Das so schöne, von den langen leuchtenden Wimpern umfaßte wehmuthsvolle Auge blieb unverwandt mit dem Ausdruck inbrünstigen Flehens auf das heißglühende und strahlende Gestrirn gerichtet, und ihre Lider schlossen sich nicht. Dann aber wurde ihr Auge feucht, und dicke Tropfen rollten über ihre dunklen Wangen. Aus dem halb geöffneten Munde athmete sie laut und schwer wie eine Tiefleidende.

Und so saß sie noch da, wie weltentrückt zur ewigen Sonne aufstarrend, als das eiserne Dampfroß der Cultur grausam an dem gelben Hügel der Wildniß vorüberfauerte.

„Das war Mayo,“ sagte Georg ernst.

Noëmi nickte schweigend und lehnte den Kopf an Georgs Schulter. Er neigte sich dankbar zu ihr, streichelte sanft die mit rosigem Hauch übergoßenen Wangen und küßte ihre weiße Stirn.

„Wo sind wir denn eigentlich?“ fragte Mr. Jefferson, der eben aufgewacht war und sich die Augen rieb.

„An den Needles, Papa,“ antwortete Noëmi, ohne ihren Kopf von Georgs Schulter zu entfernen. Sie schmiegte sich noch fester an, und als Jefferson nach der falschen Richtung hinblickte, fügte sie, wie im Frohgefühl des Sieges nach ernsthaftem Kampfe, mit einem eigenthümlichen Lächeln auf die Felszackenweisend, hinzu: „Da liegen die Needles! . . . hinter uns.“





Friedrich Theodor von Frerichs.

Don

P. Baerner.

— Berlin. —

Friedrich Theodor von Frerichs ist am 24. März 1819 zu Aurich geboren und da seine Familie seit Jahrhunderten in dem in der Nähe belegenen Orte Großefehn die Landwirthschaft betreibt, so darf er sich mit Recht rühmen, ein friesischer Bauernsohn zu sein.

Die hervorragenden Eigenschaften dieses Stammes sind bekannt und oft genug geschildert worden. Die Friesen vereinigen, dünkt mich, Vieles von dem was einerseits den Westfalen, andererseits den Anwohner des Meeres charakterisirt. Von jenem haben sie das Knorrige, Zähne, die eiserne Beharrlichkeit und dabei doch nicht selten eine Innigkeit und Tiefe des Gemüthes, die sich allerdings nur ungern der Oeffentlichkeit darbietet; von der Nordsee den weiten Blick aus hellen scharfschauenden Augen, die Abwendung von heimischen Kirchthurms-Interessen, die Freude an ferneren Zielen. Seinem Stamme verdankt Frerichs, irre ich nicht, eine Eigenschaft, die ihm in seiner späteren Laufbahn reiche Früchte bringen sollte, den klaren, unbeirrbaren friesischen Bauern-Verstand im besten Sinne des Wortes. Meisterhaft hat er ihn geübt und geschärft in der strengen Schule unablässiger Beobachtung und Forschung, aber das Elementare, Angeborene desselben war doch die Hauptsache. Unzerstörbar tritt überall bei Frerichs der große Sinn für das Thatsächliche, Gegenständliche hervor, das Beobachtungs-Object immer im Ganzen umfassend und reproducirend, nicht mit kleinmeisterlicher Mosaikarbeit es mühsam aufrichtend. Dieser Sinn hat ihn denn auch befähigt, die Nebel des Dogmatismus zu durchdringen, der Anderen die Wirklichkeit ver-

barg, mit einem Worte, die Dinge zu sehen wie sie sind, anscheinend eine einfache, selbstverständliche Forderung, und doch in großem Verhältnisse die letzte Stufe wissenschaftlicher wie künstlerischer Entwicklung.

Im Jahre 1839 bezog der echt friesisch Redenhafte die hochberühmte alma mater seines Vaterlandes, die Universität Göttingen. Hier hat er die ersten akademischen Jahre in flottem, manchmal vielleicht auch etwas wilhem Treiben verlebt. Dem Biercomment soll er mit nicht geringem Eifer obgelegen haben und ein gefährlicher Gegner auf der Mensur gewesen sein. Wenn ihn außerdem die „Spritzen“ in die Umgegend manche gute Stunde der Wissenschaft entfremdeten, so hat er es doch durch seine energiegelvolle Arbeit möglich gemacht, nachdem er zwei und ein halbes Jahr der Georgia-Augusta angehört, den medicinischen Doctorhut sich zu erwerben. Am 20. Februar 1841 hat Frerichs promovirt und sechs Thesen vertheidigt, die von einem individuellen Charakter seiner wissenschaftlichen Ueberzeugungen freilich noch keine Kunde geben.

Von Göttingen zog der junge Doctor nach Berlin, anscheinend weniger um Schönlein als um den genialen Tieffenbach zu hören, dessen er noch heute mit gerechter Bewunderung zu gedenken liebt.

Trotzdem Frerichs nunmehr eigentlich, in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes und altverbreiteter Sitte nach, seine Ausbildung berechtigt war für vollendet zu halten, so zog es ihn doch wieder nach Göttingen zurück. Hatte er sich in der ersten Periode seines Studiums, so weit wir sehen mit Vorliebe den praktischen Disciplinen unter Lehrern wie der ältere Langenbeck, Fuchs, Conradi u. a. m. zugewendet, so trat er jetzt einem Manne näher, der zu den Bahnbrechern deutscher Wissenschaft gehört. Es ist Friedrich Wöhler, der große Chemiker, dessen geniale Natur erst in neuerer Zeit, besonders durch die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Liebig in das rechte Licht gestellt worden ist. Der Meister hatte Freude an dem eifrigen hochbegabten Jünger, und fast wäre es ihm gelungen, denselben ganz für die Chemie zu gewinnen. Die erste Frucht dieser Studien, die Frerichs später mit erneutem Eifer wieder aufnehmen sollte, war eine Arbeit über die Zusammensetzung der Knochen. Zum Glück vielleicht für die Zukunft Frerichs' und jedenfalls zum Vortheil der Medicin, für die er doch eigentlich am meisten veranlagt war, zog es ihn aber bald darauf nach seiner Heimath, um daselbst als einfacher praktischer Arzt in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder thätig sein zu können. Die Beiden erwarben sich schnell das Vertrauen der Bevölkerung, und sonderbarer Weise hatten sie sich so getheilt, daß unser Held Chirurgie und Augenheilkunde cultivirte, der Bruder aber wesentlich das Gebiet der inneren Medicin. Eine Reihe von Operationen hat Frerichs damals mit Glück ausgeführt, und ist, glaube ich, auf diese Jahre seiner Praxis nicht weniger stolz, als auf manche glückliche Diagnose in seiner späteren, immer weitere Kreise beherrschenden Thätigkeit.

Die ärztliche Praxis, der er, um ihrer selbst willen, mit hingebender Gewissenhaftigkeit oblag, mußte ihm außerdem die Mittel gewähren, um nach Wien und Paris reisen, und dort diejenige letzte Ausbildung empfangen zu können, welche Göttingen und das damalige Berlin nicht zu gewähren im Stande waren. Trotzdem wäre er vielleicht der medicinischen Praxis, noch längere Zeit wenigstens, treu geblieben, denn der in ihm stets rege Trieb hätte ihm wohl schwerlich gestattet, der wissenschaftlichen Laufbahn ganz zu entsagen, hätte nicht ein äußeres Ereigniß die Entscheidung schon jetzt gebracht. Beide Brüder waren Junggesellen, aber für den Jüngeren schlug nun die Stunde, die dem Älteren soviel später erst kommen sollte. Der jüngere Bruder wollte sich einen eigenen Herd gründen, und für Zwei schien Haus und Praxis nicht auszureichen. Da entschloß sich der ältere Bruder schnell; übergab die ganze Praxis dem Anderen und kehrte zurück nach Göttingen.

Die, im Vergleich zu seiner späteren Wirksamkeit allerdings nur kurze Thätigkeit Frerichs' als praktischer Arzt war für den späteren Kliniker dennoch von größter Bedeutung. Nur allzu leicht vergißt der Mann der exacten wissenschaftlichen Medicin die Bedürfnisse der Praxis, und nur allzu oft bildet sich bei ihm die einseitige Richtung auf irgend eine bestimmte Specialität aus, die dann auch seine Schüler influencirt. Der tüchtige praktische Arzt dagegen ist nothwendig der Repräsentant der Gesamt-Medicin, der Einheit von Wissenschaft und Praxis. Gerade in der Zeit, da Frerichs sich der wissenschaftlichen Laufbahn zuwendete, war es vielfach vorgekommen, daß pathologische Anatomen oder Assistenten derselben, deren Erfahrungen über die Mauern der Krankenhäuser nicht hinausgingen, an die Spitze von klinischen Instituten berufen wurden, und wie wichtig ist es doch, daß der Lehrer unserer künftigen Aerzte, selbst, in verantwortlicher Thätigkeit, nur auf sich angewiesen, auch die Bedürfnisse der ärztlichen Praxis kennen gelernt habe, am besten nicht nur in der großen Stadt, wo stets Unterstützung zur Hand ist, sondern in der Provinz, auf dem Lande, wo es gilt, mit den eigenen Hilfsmitteln auszukommen. Frerichs ist, wie wir sahen, auch diese Günst des Schicksals zu Theil geworden, und der spätere Kliniker wird oft genug dankbar der strengen, aber wohlthätigen Lehrlingszeit gedacht haben, die in den ersten Jahren der Praxis zum Glück keinem Arzte erspart wird.

Aufs Neue wandte sich Frerichs in Göttingen Friedrich Wöhler zu und veröffentlichte eine der physiologischen Chemie gewidmete, schon bedeutungsvolle Arbeit. Ihr folgte aber bald eine viel hervorragendere Abhandlung über „das Maß des Stoffwechsels, sowie über die Verwendung der stickstoffhaltigen und stickstofffreien Nahrungsmittel“. Sie ist, abgesehen von ihrem materiellen Inhalte, den hier eingehend zu erörtern, zu weit führen würde, schon dadurch hochbedeutend, daß in ihr, im Gegensatz zu Justus v. Liebig, der seiner Mitwelt damals als der souveräne Herrscher dieses

Gebietes erschien, die ersten Bausteine gelegt sind zu dem Gebäude einer der Wahrheit mehr entsprechenden Theorie der Ernährung, die später mit unvergleichlich reicheren Mitteln und gefördert durch die raschen Fortschritte der Wissenschaft von der Münchener Schule, besonders unter Pettenkofer und Voit, der Vollenbung nahe gebracht ist. Aber der große Liebig war in diesen Dingen nicht ohne Empfindlichkeit, und während Frerichs, der in dieser Schrift schon die Luxus-Consumtion eingehend zu erörtern mußte, eigentlich eines Rufes nach Gießen gewärtig sein durfte, konnte davon nunmehr nicht mehr die Rede sein.

Indessen den jungen Docenten, der, die Segel von Hoffnung geschwellt, in das Meer der Wissenschaft muthig hinausfuhr, hat dies wenig bekümmert. War er ein schneidiger, seine Ziele stürmisch erfassender, und hartnädig festhaltender Student gewesen, so verließ ihn, als er den Kampf um's Dasein des Docententhums durchzufechten hatte, diese Schneidigkeit nicht. In Rudolph Wagners physiologischem Institut eroberte er sich die Stelle des Assistenten, bald genug Wagner, der der experimentellen Methode fern stand, vielfach ersiehend. Nicht minder kühn, ein wenig gewaltthätig, brach er fast gleichzeitig ein in das Gebiet der Pathologie, und usurpirte geradezu die klinischen Obductionen, die er dann bis zu seinem Abgange von Göttingen sämmtlich ausgeführt hat.

In dieser Sturm- und Drangperiode, auf wenige Mittel beschränkt, hat Frerichs, oft genug vielleicht, weil er des sparsamen Honorars bedürftig war, eine Reihe von Arbeiten durchgeführt, die zu dem Besten gehören, was damals auf diesem Gebiete erschien, und noch jetzt der sorgsamsten Beachtung werth sind. Die reifste Frucht jener Jahre ist aber die in Wagners Handwörterbuch, neben anderen kleinen, erschienene größere Abhandlung über die Physiologie der Verdauung, welche, trotzdem viele ihrer Abschnitte durch die rastlos fortschreitende Wissenschaft überholt sind, dennoch auch noch heute ein eingehendes Studium verdient, und sich dadurch vor vielen anderen physiologischen Arbeiten auszeichnet, daß in ihr stets Rücksicht genommen wird auf die Pathologie und das Bedürfniß des Arztes.

Anderer Arbeiten jener Periode gehören der pathologischen Anatomie an und doch, während man meinen sollte, Frerichs' ganze Kraft hätte durch diese Thätigkeit, zu der sich auch noch Praxis aller Art gesellte, absorbirt werden müssen, war das Maß seines Könnens damit noch nicht erschöpft. Auf der einen Seite nahm ihn die eben auftretende Cholera-Epidemie in Beschlag, in der er mit einer unvergleichlichen Verachtung jeder Gefahr der damals noch so unbekannten, und darum um so dämonischeren Krankheit auf die Spur zu kommen suchte, und ohne Pasteur'sche Schutzvorrichtungen sie studirte am Krankenbette in den engen dumpfigen Bauernhäusern, wie mit Scalpell, Retorten und Mikroskop am Leichentische. Andererseits begann Frerichs schon damals die Materialien zu sammeln für sein geradezu bahnbrechendes Werk über die nach dem englischen Arzt Bright benannte Nierenkrankheit.

In Göttingen selbst und in Hannover mögen manche bejahrte Häupter

oft genug geschüttelt worden sein ob dieses, Alt-Göttinger Sitte so wenig entsprechenden Treibens des jungen Forschers., Indessen Diejenigen, welchen das Wohl der etwas altersschwach gewordenen, einst so hochberühmten Georgia-Augusta am Herzen lag, wußten es doch zu schätzen, daß dieser etwas unbequeme Forscher neues Leben in die Hörsäle und in die Laboratorien brachte. Das sahen auch die Göttinger Bürger ein, die mit etwas scheuer Zuneigung an ihm hingen und vor Allem die Studenten, die ihn mit einem, nicht selten vielleicht ein wenig geräuschvollem Enthusiasmus ihre Verehrung zu bezeugen wußten.

Aber Frerichs' Göttinger Zeit ging zur Reige. Allerdings hatte ihn die hannoversche Regierung in Anerkennung seiner nicht mehr zu leugnenden Verdienste, zum außerordentlichen Professor ernannt, aber außerhalb seines engeren Vaterlandes hatte sich die Aufmerksamkeit längst auf ihn gerichtet.

Der geniale Begründer der deutschen Kriegs-Chirurgie, Stromeyer, erwirkte im Jahre 1849 seine Berufung als Professor der Medicin und Director der inneren Klinik nach Kiel, und hiermit hatte Frerichs nun erreicht, wonach er strebte. Die Göttinger aber gedachten seiner in dauernder Dankbarkeit und dreimal hat die hannoversche Regierung wie das Curatorium der Universität den Versuch gemacht, ihn der Georgia-Augusta wieder zu gewinnen, aber vergeblich.

So kurz die darauf folgende Kieler Zeit auch nur gewesen ist, sie hat doch hingereicht, um Frerichs diejenigen Grundsätze in seinem klinischen Unterrichte nunmehr praktisch in's Leben führen zu lassen, die er längst in seiner Seele trug. Jetzt begann er, eine Schaar von jungen Ärzten zu erziehen, und der Verlust, den Göttingen durch seinen Weggang erlitt, zeigte sich schon dadurch, daß ihm zahlreiche seiner Hörer nach Kiel nachfolgten. Ebenso fing er in Kiel an, in immer weiteren Kreisen seine ärztliche Thätigkeit als consultirender Arzt auszuüben, durch welche er sich dort gleichmäßig beliebt machte bei den Ärzten, in Folge seines durchaus collegialischen Verhaltens, wie bei den Kranken selbst, denen er ein unbedingtes Vertrauen einflößte. Es wurde ihm außerdem und zwar zu seiner großen Genugthuung in Kiel Gelegenheit gegeben, einer Thätigkeit sich widmen zu können, die, wie Stromeyer einmal hervorhebt, von den englischen Ärzten gewissermaßen als die Vollendung der Ausbildung des Arztes überhaupt angesehen wird. Schleswig-Holstein führte bekanntlich 1850, von Preußen und Deutschland in Stich gelassen, selbstständig seinen verlustreichen Unabhängigkeitskrieg gegen Dänemark. Als Chefarzt war Frerichs, der schon in dem Feldzuge des Jahres 1849 in gleicher Stellung fungirt hatte, die Leitung von zwei Lazarethen in Rendsburg übertragen, und es lag ihm besonders ob, der Ausbreitung von Infectionskrankheiten entgegen zu wirken. Die, welche mit ihm damals in diesen Lazarethen thätig gewesen sind, können nicht genug von der Einsicht, der Energie und dem Gleichmuth erzählen, die er als Feldarzt auch so schwierigen Verhältnissen gegenüber entfaltete.

Zu seiner Universitäts-Thätigkeit zurückgekehrt, wendete sich Frerichs mit allem Eifer der Umbildung seiner Klinik in ein klinisches Institut zu, aber die Verhältnisse in Kiel waren in keiner Weise danach angethan, in einem Manne gleich ihm den Wunsch zu erwecken, dort eine dauernde Stelle seiner Wirksamkeit zu suchen. So hat er denn die Ausführung dessen nicht erlebt, was er plante, und erst seinem damaligen Assistenten, und in späterer Zeit seinem Nachfolger, Bartels, ist es beschieden gewesen, die Früchte zu pflücken.

Noch in Kiel erblickte das Werk über die Bright'sche Nierentrunkheit das Licht der Welt. Die Vorrede datirt vom Juli 1851. Wohl lag die Arbeit schon seit Jahr und Tag in ihren Grundzügen fertig, aber Kiel brachte ihr neben größerem Material die letzte Feile. Der große Beifall, mit welchem das Werk überall aufgenommen wurde, hat wohl die Ansicht hervorgerufen, dasselbe habe dazu beigetragen, daß bald darauf die Berufung Frerichs in die vacant gewordene Professur der inneren Medicin und Klinik nach Breslau erfolgte. Dies ist aber, so weit wir sehen, nicht der Fall, da schon am 1. April 1851 die Berufung durch das preußische Ministerium entschieden war.

Der Güte eines der damaligen Breslauer Collegen von Frerichs, des noch unter den Lebenden weilenden, greisen Geheimen Sanitätsraths Gräber, verdanke ich einige Mittheilungen über die Wirksamkeit des neuen Klinikers in dieser Stellung. Sie sind mir gerade um deswillen so interessant, weil sie von einem Manne herrühren, der damals auf eine 18jährige Praxis zurückblicken konnte, so daß diese Erinnerungen davon Kunde geben, wie nicht etwa ein jüngerer Schüler Frerichs beurtheilte, sondern ein hervorragender, längst fertiger, erfahrener und älterer Arzt.

Schon Traube betonte, wie Leyden berichtet, daß, als er 1835 die Universität Breslau bezog, auf der Medicin daselbst tiefes Dunkel lag. Die von England und Frankreich aufgehende Morgenröthe einer neuen Epoche, sagt Leyden in seiner vorzüglichen Rede auf den heimgegangenen Lehrer und Freund, hatte ihre Strahlen noch nicht bis in diesen fernen Osten erstreckt; Traube habe oft noch in später Zeit gesprächsweise über die gehalt- und geistlosen Vorträge jener Zeit geklagt. Es war inzwischen nicht besser, sondern schlechter geworden. Der einzige Mann, den die medicinische Facultät in Breslau besaß, der die Anderen nach Leydens Ausspruch um Haupteslänge überragte, Purkinje, war längst nach Prag übergesiedelt, und als Frerichs seine Berufung erhielt, gehörten von den besseren Alten auch Remer sen. und Otto der Breslauer medicinischen Facultät nicht mehr an. Ihre Ordinarien waren Benedict Wetschler, Barlow, Henschel und v. Siebold. In ein wahres Pulverfaß fiel nun, wie Herr Gräber mir schreibt, Frerichs Feuerfunke. Es handelte sich aber bei ihm nicht um eine nur zerstörende Explosion, sondern mehr noch als in Göttingen wurde im höchsten Grade neues, jugendliches, kräftiges wissenschaftliches Leben geschaffen. Als damals stellvertretender Stadtverordneten-Vorsteher und Curator des Allerheiligen-Hospitals brachte Herr Gräber selbst den längst

vorbereiteten Vertrag zu Stande, nach welchem die innere Klinik in das Hospital aufgenommen wurde. In diesem begann jetzt Frerichs seine Thätigkeit damit, daß er neben seiner Professur thatsächlich auch das Amt eines Prosector's übernahm. Er führte alle Sectionen selbst aus, eine nicht geringe Arbeit, da dieselben schon damals auf 6—700 jährlich gestiegen waren. Frerichs dictirte dabei die Protocolle der Leichenöffnungen und demonstirte den um ihn versammelten Aerzten und Studirenden den Befund auf das Genaueste. Erst im dritten Jahre überließ er die Sectionen seinem vortrefflichen Secundär-Arzte Rühle, dem späteren Kliniker in Greifswald und Bonn. Frerichs Art und Weise war natürlich etwas ganz Neues für Breslau, und noch mehr als durch seine klinischen Vorträge öffnete er einer anderen Auffassung der Medicin auch in solchen ärztlichen Kreisen die Wege, welche sich gegen die modernen Methoden bisher abwehrend verhalten hatten. Eines darf hier nicht unerwähnt bleiben, vor Allem um deswillen nicht, weil neuerlichst irrthümlich das Entgegengesetzte berichtet wurde. Uebereinstimmend haben mir zahlreiche competente Zeugen mitgetheilt, daß bei den selbst ausgeführten Sectionen der Kliniker Frerichs dem pathologischen Anatomen Frerichs durchaus unbefangen gegenüber stand, und niemals versuchte, letzteren zu falschen Deutungen zu bewegen. Keiner von Beiden lief Gefahr, an gefährlicher Klippe zu scheitern.

Wie Frerichs seine Klinik hielt, schreibt Herr Gräber, brauche ich nicht zu schildern. An die genauesten Untersuchungen des Kranken unter Zuhilfenahme der chemischen und physikalischen Untersuchungen überhaupt, Methoden, die er sämmtlich mit vollendeter Meisterschaft beherrschte, schloß sich eine Diagnose, die von einem fast divinatorischen Scharfblick Kunde gab. Von Beginn seiner akademischen Thätigkeit an war Frerichs zudem berühmt wegen seines durchaus klaren, durchsichtigen und dabei stylistisch fast fehlerlosen Vortrags, und so darf es nicht Wunder nehmen, daß sich sein Auditorium stets mit Zuhörern aus jedem Lebensalter füllte; ein in Breslau noch nie dagewesener Fall.

Erreichte Frerichs' Thätigkeit als Kliniker in Breslau ihre Glanz- und Blütenperiode, so wurde die schlesische Universität auch die vornehmste Pflanzstätte seines wissenschaftlich-literarischen Ruhmes. Dort schrieb er seine Abhandlung über die eigenthümliche Blutbeschaffenheit, die man im Gegensatz zu der Leukämie, der Weißblütigkeit, Melanämie nennt. Das Material zu dieser Arbeit beruhte auf zahlreichen Leichenöffnungen, die er nach der großen schlesischen Ueberschwemmung gemacht hatte, sodaß bei ihr auch ein erhebliches hygienisches Interesse vorhanden ist. In Breslau ferner wurden die schönen Untersuchungen über Leucin und Tyrosin zum Abschlusse gebracht und ebenso der I. Band des Werkes über die Leberkrankheiten. Außerdem förderte Frerichs eine Reihe vortrefflicher Dissertationen, und auch auf nicht wenige junge Docenten machte sich sein wohlthätiger Einfluß geltend. Es mögen unter den Letzteren genannt werden der Chirurg Middeldorpf, der Ophthalmologe Förster und der Psychiater Neumann. Aus

der philosophischen Facultät traten ihm Viele näher, vor Allen zwei Männer ersten Ranges, Bunsen und Kirchhoff.

Am Schlusse seiner Breslauer Zeit angekommen, hatte Frerichs daher, noch nicht vierzig Jahre alt, eine der vornehmsten Stellen unter den klinischen Lehrern der Gegenwart erreicht. Wohl war Schönlein noch in Thätigkeit, aber mehr noch als früher wirkte er weniger durch eigene fördernde Arbeit als durch den Kreis seiner Schüler auf die Entwicklung der Medicin ein. Breslau war inzwischen ein Anziehungspunkt geworden nicht nur für die künftigen Aerzte, sondern nicht minder für diejenigen, welche den Rath des berühmten Klinikers hören wollten. Daß seine Zeit dadurch sehr in Anspruch genommen wurde, ist selbstverständlich. Dazu kamen noch häufige Reisen zu Consultationen in der Provinz und weit über diese hinaus, so daß man die Arbeitskraft des Mannes bewundern muß, der dies Alles anscheinend mühelos zu erledigen wußte, und dabei noch Zeit behielt, die Pflichten der Professur in ausgiebigster Weise zu erfüllen, und wissenschaftliche Untersuchungen von weitem Umfange durchzuführen.

Witten in dieser Schaffenslust, seiner zahlreichen Freunde und Schüler froh, wurde Frerichs nach Berlin gerufen, um an einem Consilium Theil zu nehmen, welches noch einmal die Aussichten zu erörtern hatte, die vielleicht für eine Wendung vorhanden seien des herben Geschickes, das König Friedrich Wilhelm IV. so schwer getroffen hatte. Es ist nicht nöthig, die schwierigen Verhältnisse eingehender an dieser Stelle zu erörtern, unter denen der, von gewisser Seite viel angefeindete Schönlein seines Amtes als Leibarzt in jener Zeit waltete. Hatte man geglaubt, Frerichs werde gegen die Diagnose des älteren Collegen Einwendungen machen oder andere Wege des Heilverfahrens anzurathen haben, so befand man sich in einem vollständigen Irrthume. Frerichs theilte in jedem Punkte die Ansicht Schönleins über das Leiden selbst und über die bisher angewandte Therapie, die bei der Unheilbarkeit des trostlosen Zustandes, in den der König verfallen war, nur eine palliative sein konnte.

Allerdings war der Name Frerichs schon vorher längst genannt worden, wenn von dem dereinstigen Nachfolger Schönleins gesprochen wurde, aber vielleicht sind die in Berlin gewonnenen persönlichen Beziehungen schließlich nicht ohne Einfluß geblieben. Es kam noch Eines hinzu. Zum dritten Mal machte die Universität Göttingen den Versuch, ihren berühmten Schüler zurück zu gewinnen. Diesmal war das Anerbieten ein verlockendes. Der Curator v. Warnstedt überreichte Frerichs gewissermaßen ein weißes Blatt, er solle seine Bedingungen darauf schreiben, sie seien im Voraus erfüllt. Die preussische Regierung bekam Kenntniß von diesem Rufe und suchte den drohenden Verlust natürlich abzuwenden. Frerichs forderte, daß ihm für den Fall, daß Schönlein sein Amt niederlege, die Nachfolge unter denselben Bedingungen garantirt werde, die diesem gewährt waren. Er hatte persönlich Recht, daß er dabei eine Ausnahme statuirte und im Voraus auf die Anstellung als Leibarzt verzichtete.

Die Stunde kam bald, in welcher der vorgesehene Fall eintrat. An der verwundbarsten Stelle wurde Schönlein tödtlich getroffen, als die Nachricht an ihn gelangte, sein einziger Sohn Philipp habe am 8. Januar, 22 Jahr alt, auf Cap Palmas an der Küste von Ober-Guinea in Folge des Sonnenstichs geendet, und um so weniger konnte er jetzt noch die vielfachen Reibungen vertragen, die seine Stellung mit sich brachte. Müde von der Arbeit eines so reichen Lebens nahm er Anfangs 1859 den Abschied und suchte Ruhe in Bamberg, wo er am 23. Januar 1864 gestorben ist, nachdem er kurz vor seinem Tode die ihm dargebotene Arznei mit den, für den glücklichsten Arzt jener Zeit immerhin charakteristischen Worten: „Blaget doch den alten Mann nicht mehr,“ verweigert hat.

Hier, wo wir nunmehr an der Schwelle einer neuen Periode für Frerichs stehen, mag es gestattet sein, zuvörderst der Hauptmomente zu gedenken, die sich aus seiner bisherigen wissenschaftlich literarischen Thätigkeit hervorheben, um so mehr als diese mit der Thätigkeit in Berlin zu einem vorläufigen Abschlusse kommen sollte.

Schon wurde das Werk „Ueber die Brightsche Nierenkrankheit und deren Behandlung“ erwähnt. Frerichs wollte mit dieser Arbeit seine Anschauungen über die Aufgabe des Klinikers durch ein praktisches Beispiel dem ärztlichen Publikum erhärten. Diese Anschauungen gingen wesentlich dahin, daß der Pathologie nur dann eine bessere Zukunft blühe, wenn bei ihrer Bearbeitung derselbe Weg nüchterner Beobachtung und streng logischer Induction inne gehalten werde, welcher die exacten Naturwissenschaften zu ihren Erfolgen geführt habe. Nach diesen Grundsätzen sollten die Kliniker die ihnen anvertrauten Materialien verarbeiten. Auch die Erscheinungen des modificirten Lebens, die der Pathologie anheimfielen, bedürften derselben scharfen und allseitigen Beobachtungen, wie die des gesunden; „von außen her lassen sie sich nicht construiren, von fremden Gebieten kommt daher den Aerzten kein Mann der rettenden That.“

Es zeugt von großem, aber diesmal berechtigtem Selbstvertrauen, daß Frerichs als Thema gerade die Brightsche Krankheit, und zwar auch aus dem Grunde gewählt hat, weil sie zu den verwickeltsten gehöre. Und in der That, trotzdem ist es ihm gelungen, für sie die bis dahin fehlenden leitenden Gesichtspunkte zu gewinnen. Ueber achtzig von Frerichs selbst beobachtete Fälle liegen der Arbeit zu Grunde, während für dunklere, der directen Beobachtung am Krankenbette nicht zugängige Vorgänge das Experiment zu Hilfe genommen wurde. Mehr als dreißig Jahre sind seit dem Erscheinen des Werkes verflossen und so viel angefochten es inzwischen auch wurde, in den meisten Fragen, die er in ihm erörterte, ist der Verfasser unwiderlegt geblieben.

In den Abhandlungen über Leucin und Tyrosin handelt es sich um Umsetzungsproducte, deren Vorkommen im lebenden Organismus Frerichs zuerst gefunden, während er die späteren Untersuchungen über den Gegen-

stand in Gemeinschaft mit seinem früh verstorbenen Freunde, dem Chemiker Städeler ausgeführt hat. Es gelang ihm damit eine in der Physiologie des thierischen Stoffwechsels Epoche machende Entdeckung, deren Bedeutung, trotz der scharfen, meines persönlichen Erachtens nicht gerechten Kritik, die Virchow an ihr übte, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen ist.

Das Werk endlich, das wir wesentlich der Breslauer Thätigkeit Frerichs' verdanken, der erste Band der Klinik der Leberkrankheiten, sollte nur der Beginn eines groß gedachten Planes von weitem Umfange sein. Frerichs beabsichtigte damit nämlich, eine Reihe von Arbeiten zu eröffnen, in welcher die Ergebnisse seiner klinischen Erfahrungen und pathologischen Untersuchungen niedergelegt werden sollten. Das Werk ist, mit dem zweiten in Berlin abgeschlossenen Bande leider ein Torso geblieben, hat aber, besonders was den ersten Band anlangt, fast allseitige Anerkennung gefunden, ein Erfolg, der sich nicht am wenigsten auch dadurch documentirt, daß von ihm eine englische, eine französische und eine italienische Uebersetzung erschienen sind. Die englische Wiedergabe des Werkes ist für den Verfasser noch aus dem Grunde besonders ehrenvoll, weil er durch sie den nicht-englischen medicinischen Klassikern der Neuzeit angereicht wurde, welche die New Sydenham society in London der Herausgabe für würdig erachtet. Sie betraute damit in diesem Falle Niemand Geringeren als Charles Murchison.

In der Vorrede zu der Klinik der Leberkrankheiten hat Frerichs von Neuem über die Ziele und Methoden seiner wissenschaftlichen Forschung Rechenschaft gegeben, und sie vortrefflich charakterisirt. Er bringt wieder darauf, neben der einfachen Beobachtung am Krankenbette, die Hilfsmittel der physikalischen, chemischen und mikroskopischen Forschungsweise, sowie das experimentelle Verfahren zu benutzen, um Materialien für den Aufbau einer wissenschaftlichen Medicin zu sammeln. Letztere in ihrer ganzen Ausdehnung ist ihm die Grundlage der Klinik. Um dies werden zu können hat sie zu arbeiten, ohne Rücksicht auf praktische Verwerthung. Wie die Physik und Chemie erst dann ihre Früchte trugen, als man unbekümmert um die Zwecke des Tages sich ihnen hingab, ähnlich die Medicin. In diesem Sinne bricht sogar für die Therapie erst dann eine fruchtbare Zeit an, seit man „die Idee des Heilens“ — für Frerichs ist sie dem Stein der Weisen der Alchymisten analog — welche die unbefangene natürliche Verknüpfung der Data in den Hintergrund drängte und auf Abwege führte, aufgab. Indessen trotzdem sind selbst die unter dieser Idee erhaltenen Resultate ebenso für die Medicin zu verwerthen, wie die Chemie die der Alchymisten sich zu eigen gemacht hat.

Wir sehen, überall dient Frerichs auch als exakter Forscher der Praxis und alle Strahlen seiner wissenschaftlichen Thätigkeit vereinigen sich in dem einen Brennpunkt, der Klinik. Die Arbeit für diese war schon in Göttingen und Breslau die Signatur all seines Strebens geworden, sie blieb es in Berlin.

Als Frerichs den Lehrstuhl der inneren Medicin in Berlin antrat und Schönleins Erbschaft als ausübender Kliniker übernahm, war die

allgemeine Aufmerksamkeit der Fachgenossen eine gespannte. Hatte er in Breslau in souveräner Weise die Verhältnisse beherrscht, so daß er den Ärzten dort als der vollendete Meister erschien, in dessen glänzender Rüstung nirgendwo eine Lücke, ein schwacher Punkt zu finden sei, so mußte er in Berlin einer scharfen Kritik gewärtig sein.

Noch in der letzten Zeit Schönleins war Virchow nach Berlin berufen worden und hatte ein pathologisches Institut geschaffen, in welchem alle Richtungen der Pathologie in einheitlicher Weise vertreten sein sollten. Es entstand dadurch eine Einrichtung, deren Tendenz ganz seiner Auffassung der Medicin entsprach und Virchow suchte das Institut außerdem noch dadurch in eine nähere Verbindung mit dem Krankenhause zu bringen, daß er selbst eine Abtheilung der Charité als dirigirender Arzt übernahm. Durchaus selbstständig standen hier also zwei Institute, das Pathologische und das Klinische, neben einander, während in Breslau für beide der Einfluß des Klinikers maßgebend gewesen war.

Auf dem Gebiete der Klinik selbst aber hatte längst, schon neben Schönlein, Traube eine eigenartige Richtung der klinischen Medicin mit scharfer Consequenz ausgebildet. — Eine große Zahl der Ärzte Berlins gehörte zu seinen Schülern, während er unterstützt wurde durch zum Theil ganz hervorragende Assistenten. Die Kritik konnte daher nicht ausbleiben und sie hat auch den Kliniker Frerichs nicht gespart. Indessen dieser brachte nach Berlin als solcher mit alle die guten Eigenschaften, welche ihm in Breslau einen so seltenen Erfolg verschafft hatten, und stand gerade jetzt auf dem Höhepunkte seiner Kraft. Seine Methode blieb wesentlich dieselbe, so daß wir sie nicht noch einmal zu charakterisiren haben, wurde aber natürlich modificirt durch die Verhältnisse der werdenden Weltstadt, der Frerichs nunmehr angehörte. Es lag nahe, den Vergleich zwischen ihm und Schönlein gerade in der ersten Zeit zu ziehen. Die Anschauungen der beiden Kliniker über die Aufgaben der wissenschaftlichen Medicin und der Klinik waren grundsätzlich die gleichen; aber Vieles, was Schönlein doch nur als Forderung aufgestellt hatte, konnte der jüngere Mann verwirklichen, da seit Schönleins Beginnen Jahrzehnte rastloser und erfolgreicher Forschung einen ungeheuer vermehrten Erwerb gebracht hatten.

Mit dem, was Frerichs bei der Eröffnung des Congresses der inneren Medicin 1882 ausgesprochen hat, würde Schönlein sich gewiß einverstanden erklärt haben und, wollen wir hinzufügen, dasselbe ist auch von Virchow trotz aller Differenzen im Einzelnen stets hervorgehoben worden.

„Die Grundlage unserer Forschung,“ sagte Frerichs nämlich bei jener Gelegenheit, „der eigentliche Born unserer Erkenntniß ist und bleibt für immer die Beobachtung am kranken Menschen; sie allein entscheidet in letzter Instanz die Fragen, welche uns entgegen treten.“ — In diesem Sinne betont er ebendasselbst, die innere Heilkunde habe genügsam erfahren, welche Folgen die Fremdherrschaft brachte, mochte

sie ausgeübt werden von der Philosophie, der Physik, der pathologischen Anatomie, der Chemie oder schließlich der experimentellen Pathologie. „Sie alle sind nicht dazu angethan, unser Haus zu bauen, wir müssen es selber thun, wenn es fest und dauerhaft werden soll.“

War hiermit eine Forderung ausgesprochen, der Schönlein ebenfalls gehuldigt hatte, so finden sich auch in dem therapeutischen Wirken der beiden Kliniker mannigfache Analogien. Schon in seiner Vorrede zu der Klinik der Leberkrankheiten hatte Frerichs davor gewarnt, das Heilen der Krankheiten durch einfache Verstandesrechnung erreichen zu wollen. Es handle sich gerade in der Therapie, noch weniger als in der Pathologie, um einen vollständigen Neubau, sondern zunächst um die Prüfung und Verwerthung der überlieferten Erfahrungen, und wie Schönlein es so oft that, weist auch Frerichs darauf hin, daß selbst die therapeutischen Erfahrungen der Alten in vieler Hinsicht werthvoll seien. Im Anschlusse und in Uebereinstimmung damit erklärte er in Wiesbaden vierundzwanzig Jahre später, so unschätzbar auch die Arbeiten der neueren experimentellen Pharmacologie seien, welche für unser Handeln oft erst den wissenschaftlichen Boden schafften, so werthvoll z. B. die der Elektrotherapie, der Balneologie u., im Großen und Ganzen bleibe doch immer der klinischen Erfahrung die Entscheidung vorbehalten, welche Wege wir wandeln sollen und nach solchen Gesichtspunkten lehrt Frerichs in der Berliner Klinik nun seit einem Vierteljahrhundert noch heute, im Kampfe besonders gegen den Nihilismus in der Medicin.

Nach einer Richtung hin mußte sich freilich, wie schon angedeutet, der Charakter seiner Klinik ändern.

Gusserow hat für die Aufgaben des klinischen Unterrichts, in seiner trefflichen Rede zur Geschichte und Methode desselben, sehr präcis drei Formen unterschieden. In der einen stelle der klinische Lehrer am Krankbett oder an den in das Auditorium gebrachten Kranken die Diagnose und erörtere vielleicht kurz den Kurplan, halte dann aber, nachdem festgestellt sei, an welcher Krankheit der Patient leide, einen zusammenhängenden Vortrag über die letztere. Bei der zweiten, besonders in England üblichen Methode werde den Studirenden Gelegenheit gegeben, eine mehr oder weniger große Anzahl von Kranken zu sehen: nicht aber zu beobachten, er lerne dem Lehrer einfach die ärztliche Routine ab.. Als dritte Methode bezeichnet Gusserow endlich die von Peter Frank in Prag und Wien, von Schönlein und Krusenbergs dann in die deutschen Universitäten eingeführte Lehrweise, die noch jetzt in Geltung stehe. Seitdem bemühe man sich, dem angehenden Arzte möglichst viele Kranke zu eigener Beobachtung unter Leitung des Kliniklers vorzuführen.

Es kann für Deutschland nur von der ersten und zweiten Methode die Rede sein, beziehungsweise von einer Verbindung der Beiden, und Riesssen in München hat in besonders prägnanter Weise die Ziele, die die Klinik dabei verfolgen muß, klar gelegt und die Wege bestimmt

charakterisirt, welche Kliniker wie Frerichs in Breslau praktisch durchzuführen bemüht waren.

Nicht auf das vollendete Wissen, sondern auf die richtige physiologische Methode des Untersuchens kommt es an, nicht darauf, wie viel Kranke der junge Arzt während seiner Studienzeit gesehen oder in der Poliklinik behandelt hat. Ist die wissenschaftliche Methode dem jungen Arzt einmal in Fleisch und Blut übergegangen, ist sie ihm ein unverlierbares Eigenthum geworden, so erleichtert sie ihm die Fähigkeit, sich überall und jederzeit in praktischen und wissenschaftlichen Fragen zu orientiren.

Die Klinik besitzt daher auch heute nicht zu viel der exacten wissenschaftlichen Grundlage, vielmehr zu wenig einer methodisch klinischen Durchbildung, und um diesen Mangel zu heben, haben sich die Kliniken, wo Verständniß für ihre Aufgaben besteht, mehr und mehr anderen Zweigen der Medicin folgend, wie z. B. der Physiologie und der Pathologie, in klinische Institute umzuwandeln.

Dem Kliniker Frerichs ist der Vorwurf nicht erspart worden, sein Unterricht sei wesentlich ein demonstrativer im Sinne Gussierows, indessen ist dieser Vorwurf nicht begründet. Frerichs' klinische Vorträge schließen sich immer eng an den vorliegenden Fall an, und erhalten schon dadurch die individuelle Färbung, deren Mangel Gussierow bei so vielen Klinikern beklagt.

Die sokratische Methode des klinischen Unterrichts muß allerdings in den großen Kliniken überhaupt, mit so oft außerordentlich zahlreichen Praktikanten naturgemäß etwas zurücktreten, ebenso die Theilnahme der Lecteren an der Nachbehandlung der Patienten.

Schon aus dem äußeren Grunde der Stellung der Universität in einer modernen Weltstadt, hat allerdings geschehen müssen, was Gussierow auffällt, daß man namentlich in Wien von der Einrichtung Peter Franks zurückgekommen sei und sich der demonstrativen Methode wieder zugewendet habe. Für eine Klinik gleich der Frerichs'schen, deren Bestimmung sich zudem mehr und mehr dahin ausgeprägt hat, daß in ihr der schon gereifere Schüler die weitere Ausbildung sucht, ist die Methode, die er verwendet, die vielleicht einzig mögliche, und schon um deswillen die richtige. Bedauerlich ist es nur, daß die Verhältnisse der Charité nicht zu gestatten scheinen, daß an die inneren Kliniken sich Polikliniken organisch anschließen. Solche Ambulatorien, unter der Leitung des Directors der Klinik selbst stehend, mit zahlreichen Assistenten, würden auf dem Gebiete der inneren Medicin eben so wohlthätig wirken, wie dies Seitens der Poliklinik der geburtshilflichen Klinik in Berlin, auch unter ungünstigen Verhältnissen, seit Jahrzehnten geschehen ist.

Was Frerichs' klinische Vorträge selbst anlangt, so zeichnen sie sich noch immer durch Klarheit bei vollendeter Form aus. Ebenso entsprechen sie im Uebrigen der scharf ausgeprägten Individualität des Mannes. Soweit meine persönlichen Erinnerungen gehen, erinnert Frerichs vielfach

an die Art und Weise Schönleins. Nach Feststellung aller Einzelheiten des Falles gewinnt man durch ihn einen Gesamteindruck von bemerkenswerther Deutlichkeit. Es ist als wenn das Bild der kranken Theile vor ihm aufstiege mit allen Details, aber nicht nacheinander, sondern gleichzeitig, ungefähr wie der Blindlingspieler niemals der einzelnen Stellungen der Schachfiguren sich erinnert, sondern das ganze Schachbrett mit seinem geistigen Auge umfaßt.

Nehmen wir daher Alles in Allem, gedenken wir der Schwierigkeiten, die einer solchen Klinik die äußeren Verhältnisse bereiten, so werden wir um so mehr die ebenso weit als tief eingreifende Wirksamkeit des seltenen Mannes bewundern.

Er selbst hat sie am Schluß seines fünfzigsten Semesters als Berliner Professor durch eine kurze Aussprache so treffend charakterisirt, daß wir letztere unverändert wiedergeben wollen.

„Meine Herren“, sagte Frerichs, „ich schließe heute zum fünfzigsten Male meine Klinik, die erste medicinische der Universität Berlin und es geschieht dies mit dem Gefühl von Freude und von Bemuth. Tausende und abermals Tausende haben hier auf diesen Bänken und auf diesen Stühlen gegessen, die jetzt zerstreut leben, nicht nur in allen Theilen Deutschlands, sondern ich kann sagen in der ganzen Welt. Sie werden wohl in civilisirten Gegenden keinen Ort finden, wo nicht ein Commilitone wäre, der hier zugehört hat. Die Kranken, die hier vorgestellt worden sind, hatte ich so wenig vorher gesehen wie Sie. Wir haben miteinander gearbeitet, nur größere Erfahrung stand mir zur Seite. Ich suchte Ihnen zu zeigen, wie man untersucht, wie man Zeichen deutet und aus diesen die Diagnosen erschließt. Sie haben durch Autopsie gesehen, daß sie zutreffend waren. Ich habe zu zeigen gesucht, wie man an die Diagnose die Behandlung nach physiologischen Gesetzen anschließt. Nur die Methode wollte ich zeigen, das Material konnte ich nicht erschöpfen, und wenn ich noch 25 Jahre läse, wäre es noch nicht erschöpft. Immer bleibt das Wort unseres Altmeisters Hippokrates im: Βίος βραχύς, ἡ δὲ τέχνη μακρά. Unser Leben reicht nicht aus für unsere gewaltige Kunst. Sie sind mir bis heute treu geblieben und ich danke Ihnen, meine Herren, für die Theilnahme und den Eifer, mit dem Sie hier gefolgt sind. Leben Sie wohl!“

Vielleicht sind gerade die Epikrisen, welche Frerichs darbietet, besonders interessant und belehrend. Parallelfälle, die weit zurückliegen, sowie besonders Sectionsbefunde vergangener Jahre erscheinen ihm offenbar, man möchte sagen plastisch, und er weiß in echt künstlerischer Weise durch das lebendige Wort den gleichen Eindruck des Gegenständlichen bei den Hörern hervorzurufen.

Während seiner klinischen Thätigkeit hat Frerichs eine Reihe von Schülern gebildet, von denen nicht Wenige jetzt selbst an der Spitze von

Kliniken stehen. Von seinen früheren Assistenten wurden Bartels und Kühle schon genannt. Zu ihnen traten in Breslau Rega, Valentiner und der durch seine Arbeit über Embolie bekannte Cohn. In Berlin ging Joseph Meyer von Schönlein zu Frerichs über. Es folgten Mannkopf, Naunyn, Schulßen, Rieß, Quincke, Ewald, Eichhorst, v. Mering, Litten, G. Salomon, W. Heidenhain und augenblicklich fungiren auf der Klinik die Professoren Ehrlich und Brieger. Außerdem aber haben zahlreiche fremde Aerzte kürzere oder längere Zeit den klinischen Unterricht des deutschen Meisters genossen, und selbst in den entferntesten Gegenden der Erde findet man Schüler von Frerichs, wie er selbst betont, bemüht, das, was sie von ihm empfangen, in der Praxis zu verwerthen.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß die außer-klinische consultative Praxis grade in Berlin Frerichs in hohem Grade von Beginn an in Anspruch nahm, soweit er sie nicht selbst eingeschränkt hat. Was endlich seine amtliche Thätigkeit anlangt, so nimmt er als vortragender Rath des Ministeriums, und zwar in der Abtheilung für Medicinal-Angelegenheiten, Schönleins Stelle ein. Seine Thätigkeit entzieht sich hier der allgemeinen Kenntniß, doch mag hervorgehoben werden, daß er sein gewichtiges Wort stets für die gute Sache des ärztlichen Standes eingelegt hat und noch neuerlichst mit aller Energie für die humanistische Vorbildung des Arztes eingetreten ist.

An Angriffen allgemeiner und persönlicher Art hat es ihm während des Viertel-Jahrhunderts in Berlin nicht gefehlt. Den vielfachen Klatsch zu widerlegen, durch den öffentlich und im Geheimen mancher Staub aufgewirbelt wurde, kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, denn er richtet sich selbst. Frerichs gedachte vielleicht dabei des Goethe'schen Sprüchleins:

„Das Unvernünftige zu verbreiten,
Bemüht man sich nach allen Seiten;
Es täuschet eine kleine Frist,
Man sieht doch bald, wie schlecht es ist.

Und so ist es denn auch gekommen.

Wohl den meisten Lesern dieser Zeitschrift ist Frerichs aus persönlicher Anschauung nicht unbekannt. Seeben 65 Jahre alt geworden, hat er sich die hohe ungebeugte Figur gewahrt und den sehnigen, gehaltene Kraft erweisenden Habitus. In die mächtige Stirn und die Züge des Gesichtes hat freilich die Niemand schonende Zeit ihre Ruten eingezeichnet und hat auch das Haupthaar gelichtet, aber die grau-blauen Augen blicken noch mit derselben Schärfe wie früher durch die Brillengläser, die Stimme hat ihre Kraft und ihren Timbre nicht verloren.

Lange Zeit hat Frerichs als Junggeselle gelebt. Vor einer Reihe von Jahren gründete er sich dann ein Heim durch seine Verheirathung mit der Enkelin des aus dem Freiheitskriege bekannten Feldprobstes Offelsmeyer. Selbst Neid und Verleumdung haben sich an das Glück dieser Ehe, der

blühende Kinder entsprungen sind, nicht herangewagt. An Ehren und Auszeichnungen reich, durch eigene Arbeit in glücklicher äußerer Lage, lebt Frerichs, in einem der schönsten Häuser in der Nähe des neuen Reichstags-Platzes einfach, in seiner Familie der gewohnten Thätigkeit wie seinen Studien, aber wohl kaum im höheren Grade einer rauschenden Geselligkeit.

Ein Mann von dieser Energie im Denken wie im Handeln muß scharfe Ecken haben und besitzt er von Natur, wie die meisten derartigen Persönlichkeiten, einen etwas autokratischen Sinn, so wird das Leben letzteren gewiß nicht zurücktreten lassen. Auch Frerichs hat zweifellos oft genug angestoßen, wo eigentlich kein Grund vorhanden war, und Manchen sich zum Gegner gemacht aus Mißverständniß. Keinem Sterblichen wird es vergönnt, ohne Fehl durchs Leben zu gehen; jeder ist dem Irrthum unterworfen, aber wer auf eine Thätigkeit zurückblicken darf, wie diejenige eines Frerichs, der, gleich Wenigen, die Fortschritte des medicinischen Wissens und der ärztlichen Praxis in glänzendster und dabei solidester Weise zu fördern mußte, kann das Urtheil der Mitlebenden wie der Nachwelt ruhig erwarten. Wie er nicht müde geworden ist, daran zu erinnern, daß der Arzt nicht die einzelnen Organe zum Object seiner Begriffe zu machen habe, sondern den Menschen selbst, so darf er auch verlangen, daß die Kritik ihm gegenüber den ganzen Mann in's Auge fasse, nicht unbedeutende Einzelheiten.

In der Zeit, da diese Blätter zum Drucke gehen, sind die Vorbereitungen für die Feier des Tages, an welchem Frerichs aus Schönleins Händen das verantwortungsvolle Amt übernahm, dem er jetzt also ein Vierteljahrhundert vorsteht, fast beendet, aber wie glänzend die Feier auch sein möge, er selbst spendet uns Allen doch die beste Frucht derselben.

Seine Berliner Zeit war bisher arm an eigenen literarischen Arbeiten gewesen, fast schien es, als wollte Frerichs dem Beispiel Schönleins folgen und es seinen Schülern überlassen, Erfahrungen von so seltenen Umfange dem allgemeinen Wissen zugänglich zu machen. Man glaubte kaum noch, daß er an eine größere Arbeit gehen werde, aber erfreulicher Weise irrte man sich darin. Vollendet liegt ein neues Werk von ihm vor, über die geheimnißvolle Zunderkrankheit des Menschen, ein Werk, in welches dem Schreiber dieser Zeilen ein Einblick verstattet war. Diejenigen, welche Frerichs schon lange zu dem alten Eisen geworfen hatten, werden sich täuschen. In der neuen Arbeit zeigt sich dieselbe Methode, der wir das Werk über die Bright'sche Krankheit und die Klinik der Leberkrankheiten verdanken und zwar in ungeahnter Frische. Das Buch ist das Ergebniß einer nahezu 40 jährigen Erfahrung und Forschung. Der heranahende Herbst des Lebens, sagt Frerichs, habe ihn gemahnt, die in vier Jahrzehnten gesammelten Arbeiten zu verwerthen, ehe seine ordnende Hand für immer abberufen werde.

Auch diese Gelegenheit benutzte er, um vor Allem wiederum seine Principien darzulegen.

Unentwegt hält er daran fest, daß die naturwissenschaftliche Art der

Auffassung der krankhaften Lebensvorgänge in der Medicin maßgebend bleiben müsse alle Zeit. Er kann aber mit Recht darauf hinweisen, daß gerade sein Lebensgang ihn zu solcher Auffassung besonders hinführen mußte.

Von der exacten Naturwissenschaft, der Chemie, zur Physiologie und von dieser halb wider Willen zur Klinik übertretend, habe er stets die Lehre von den gesunden Lebensvorgängen als den Ausgangspunkt für die Kranken festgehalten und sich bemüht, unbeirrt von jeder Systematik und einseitiger Richtung, die naturwissenschaftliche Forschungsweise auf die Lehre vom kranken Leben zu übertragen, oft genug mit schwerem Herzen erkennend, wie unzureichend aller Orten die Vorarbeiten sind und wie Vieles ihm fraglich erschien, was von anderer Seite als fertig und abgeschlossen ausgesprochen wurde.

Mit Frerichs selbst theilen wir aber die Hoffnung, die er zum Schlusse ausspricht, daß ein gütiges Geschick ihm die Kraft und die Zeit geben möge, um bald noch andere Gebiete der Medicin in ähnlicher Weise wie das des Diabetes in Angriff zu nehmen und seine Resultate der Oeffentlichkeit zu übergeben.

In diesem Sinne feiert die deutsche Medicin das Jubiläum ihres größten, jetzt lebenden Klinikers, nicht nur in anerkennender Rückschau auf eine damit abgeschlossene Periode seiner gesammten Thätigkeit, sondern nicht minder als den Beginn einer neuen, wenn auch, dem Loos der Menschen zufolge kürzeren als die erste es war.

Noch ist der Winter für Frerichs nicht gekommen, noch leuchtet über ihm, wie er selbst sagt, die Sonne des Herbstes, und mit aufrichtiger Freude sehen wir ihn wiederum in die Studien und Arbeiten sich vertiefen, an denen er einst die Kraft seiner Jugend und seines ersten Mannesalters geübt hat.





Ein Stück Lebens- und Zeitgeschichte*).

Don

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

Das Jahr 1840 begann, ganz ähnlich seinen Vorgängern, in den gewohnten ruhigen Geleisen; kaum etwas ließ ahnen, welche gewichtige Ereignisse es in seinem Schooße barg. Nur zwei Feste von allgemeiner Bedeutung standen im Laufe desselben in Aussicht: das 400jährige Jubiläum einer der folgenreichsten Erfindungen aller Zeiten, und zwar einer von deutschem Ursprung, des Buchdrucks, und der hundertste Jahrestag der Thronbesteigung eines der größten Monarchen, Friedrichs II. von Preußen.

*) Von Fremden wie von Befreundeten bin ich vielfach aufgefordert worden, meine Erlebnisse, zumal die politischen, zu veröffentlichen. Wenn ich dieser freundlichen Aufforderung nachkomme, so geschieht dies nicht in dem Sinne, als ob ich mir etwa einbildete, mein Leben und Wirken sei ein so bedeutendes gewesen, daß es auf solche Weise verewigt zu werden verdiente, sondern lediglich deshalb, weil meine mehrseitige thätige Betheiligung an den wichtigsten Entwicklungsphasen unserer Nation in diesen letzten 40—45 Jahren mich vielleicht mehr als manchen Anderen in den Stand gesetzt hat, Erfahrungen und Beobachtungen zu machen, die nicht ohne ein allgemeines Interesse sein mögen, Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen anzuknüpfen, als deren bleibenden Gewinn ich nicht bloß werthe persönliche Erinnerungen, sondern auch einen reichen und inhaltreichen Briefwechsel mit Solchen aufbewahre.

Einen Abriß meines Lebens habe ich schon einmal, 1862, in der „Deutschen Nationalbibliothek“ von Ferdinand Schmidt (im 3. Bande) gegeben. Allein derselbe

Mit der Feier dieses letzten Festes schien die damalige preussische Regierung es nicht eilig zu haben: vielleicht fühlte sie, daß auf dem Preußen von 1840 nicht überall der erleuchtete Geist jenes Königs ruhe, mit welchem 1740 eine neue Zeit für Preußen und Deutschland angebrochen war. Noch weniger geneigt erwies sie sich einer Feier der Buchdruckerkunst und der Presse: das für eine solche Feier in Berlin gebildete Comité stieß auf so viele Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, daß es vorzog, auf sein Vorhaben gänzlich zu verzichten.

Um so eifriger rüstete zu einer würdigen Begehung des „Buchdruckerfestes“ (wie man es kurzweg nannte) der Hauptsitz des deutschen Buchhandels und Buchdrucks, Leipzig. Ein großes Comité aus Buchhändlern, Buchdruckern, Schriftstellern u. s. w. trat zusammen; Verhandlungen und Vorbereitungen aller Art fanden statt; die ganze Bevölkerung nahm den lebhaftesten Antheil daran, und nicht bloß mit ihren Sympathien, sondern, so weit es anging, ein Jeder auch werththätig nach seinen Kräften.

Schon damals bewährte Leipzig jenen, seitdem noch öfter erprobten, tüchtigen Gemeingeist, der sich ebensowohl in der erfolgreichen Inszenesetzung großer Feste, zumal solcher von nationaler Bedeutung, als in der energischen Anbahnung und Hinausführung zeitgemäßer Verbesserungen im öffentlichen Wesen zeigt, jenes die ganze Bürgerschaft durchdringende glückliche Gemisch von Selbstgefühl und Selbstbeherrschung, welches einerseits die nothwendige Voraussetzung, andererseits die heilsame Wirkung einer geblühten communalen Selbstregierung ist. Leipzig hatte sich einer solchen Selbstregierung schon früher in ausgedehntestem Maße erfreut; die sächsische Städteordnung von 1832, eine Nachbildung der mustergiltigen Stein'schen Städteordnung für Preußen, hatte ihm dieselbe im Wesentlichen belassen, nur aber das Schwergewicht des städtischen Gemeinwesens in die Bürgerschaft verlegt, indem sie den vorher selbstherrlichen Magistrat in einen aus der Bürgerschaft hervorgehenden und ihr verantwortlichen verwandelte. Das damalige sächsische Ministerium Lindenau war einer selbstthätigen Gemeindeverwaltung grund-

war, seiner damaligen Bestimmung entsprechend, nur ganz knapp gehalten; auch ist seitdem nahezu ein Vierteljahrhundert vergangen, das an allgemeinen, wie an persönlichen Erlebnissen wiederum reich war. Und so gedenke ich denn, in nächster Zeit eine Erweiterung und Ergänzung jener Lebensskizze unter dem Titel „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte“ zu geben. Als ein Vorläufer dazu mag auch der nachstehende Artikel angesehen werden, welchem die geehrte Redaction von „Nord und Süd“ ein Plätzchen in den Spalten dieser Zeitschrift einzuräumen so freundlich war. Ich wähle dazu eine Schilderung der „lebenbigeren Zeit“, die mit dem Jahre 1840 über Deutschland aufging, und meiner activen Theilnehmung daran. Wenn ich dabei neben dem sachlich Interessanten auch ein Stück meines inneren Lebens und seiner Entwicklung zu geben mir erlaube, so wird man mir dies hoffentlich zu Gute halten. Es ist das gewissermaßen eine Ergänzung, nach der subjectiven Seite hin meiner die gleiche Zeit behandelnden, aber streng objectiv gehaltenen „Dreißig Jahre deutscher Geschichte“.

sächlich hold. Es bewies dies auch bei Gelegenheit des Buchdruckerjubiläums, indem es diesem den weitesten und freiesten Spielraum gewährte, sogar geschehen ließ, daß die Leipziger Polizei ein von dem Comité als Krönung der Feier veranstaltetes großes Volksfest nicht blos gestattete, sondern auch am Tage desselben jeden Schein einer polizeilichen Ueberwachung davon fernhielt, so daß in der That als Wächter der Ordnung inmitten der von Nah und Fern zusammengeströmten wohl 40,000 Menschen lediglich die vom Comité dazu berufenen Personen erschienen — ein für die damalige Zeit unerhörter Vorgang, der aber seine glänzende Rechtfertigung darin fand, daß auch nicht die geringste Unordnung vorfiel.

Den gleichen Geist schöpferischer Selbstthätigkeit und kräftigen Selbstvertrauens, wie hier bei der großartigen Feier eines Festes, hatte Leipzig im Laufe des vorhergegangenen Jahrzehnts auch bei mehr als einer ernstern Angelegenheit bewährt. Gegen den Beitritt Sachsens zum preussisch-deutschen Zollverein hatte sich zwar anfangs die freihändlerische Leipziger Kaufmannschaft gesträubt, weil sie davon eine Beeinträchtigung der Messen fürchtete, die damals noch einen vorwiegend internationalen Charakter trugen; als aber der Beitritt dennoch erfolgt war, allerdings unter für Leipzig besonders günstigen Bedingungen, da ging die Bürgerschaft Leipzigs, statt müßig zu schmollen oder zu klagen, vielmehr kräftig daran, aus der neuen Gestaltung der Dinge das Beste sowohl für sich als für das Ganze zu machen, und es gelang ihr auch, unter den veränderten Verhältnissen die Handelsgröße der Stadt wieder ebenso fest, ja fester als zuvor zu begründen. In demselben Jahre, wo der preussisch-deutsche Zollverein in's Leben trat, 1834, ging von Leipzig der erste Anstoß zu einer für ganz Deutschland höchst folgenreichen Unternehmung aus, zur Errichtung der ersten größeren Eisenbahn auf deutschem Boden, der Linie Leipzig-Dresden. Ohne irgend welche Anleitung oder Hilfe von oben, lediglich durch den Unternehmungsgeist und Gemeinfinn einer Anzahl kühner und weitsichtiger Geschäftsmänner, ward ein Werk eingeleitet und hinausgeführt, durch dessen Nachahmung und Fortsetzung sich dann allmählich ganz Deutschland mit Eisenbahnen bedeckte.

Und nicht blos auf materiellem Gebiete zeigte sich dieser thätige Gemeingeist Leipzigs. Als 1837, bei dem hannoverischen Staatsstreich, jene wackern sieben Göttinger Professoren ihrer Stellen entsetzt wurden, weil sie zu gewissenhaft waren, um den Verfassungsbruch durch ihren Huldigungseid beschönigen und gutheißen zu helfen, da war es Leipzig, wo sofort ein Comité zusammentrat, um für die „Göttinger Sieben“ eine Nationalversammlung zu veranstalten, die denn auch, Dank der Energie dieses Comité, vom besten Erfolge gekrönt ward.

Dies waren die Umgebungen, dies die Verhältnisse, in die hinein ich mich gestellt fand, als ich 1834, nach Vollendung meiner Studien in Heidelberg, nach Leipzig zurückkehrte, um mich als akademischer Lehrer an der Universität zu habilitiren. Wohl für jeden Menschen sind die ihn um-

gebenden und berührenden Zustände von bedeutender Wirkung auf sein Thun und Denken; um wie viel mehr für einen noch im Werden begriffenen jungen Mann, vollends wenn er sich mitten in einer Krisis innerer Entwicklung befindet, wie das bei mir damals der Fall war.

Ich hatte ein gut Stück meines bisherigen Lebens, die Zeit bis zu meinem 15. Jahre, in einer fast klösterlichen Abgeschlossenheit von der Welt zugebracht, erst auf einem einsam gelegenen Hammerwerk im sächsischen Erzgebirge, dann in einer streng abgeschlossenen Erziehungsanstalt zu Dresden, dann wieder bei einem Geistlichen auf dem Lande. Mit 15 Jahren hatte ich (1828) die Kreuzschule zu Dresden bezogen; aber auch diese Stadt bot von geistigen Anregungen, etwa die bildende Kunst und das Theater ausgenommen, damals nur wenig. Vom Leben, zumal vom öffentlichen, erfuhr ich auch dort so gut wie nichts: meine Bücher allein waren meine Welt.

In mein erstes Studienjahr zu Leipzig (1830) fiel als ein außerordentliches Ereigniß die sog. „Leipziger Revolution“; allein sowohl sie wie ihr Nachspiel in Dresden ging ziemlich spurlos an mir vorüber. Wohl hatte es für mich etwas Anregendes, mehr noch Ergözendes, als die Studentenschaft von dem damaligen Rector Magnificus Prof. Krug in einer feierlichen Rede von der Kanzel der Paulinerkirche herab ermahnt und ermächtigt ward, sich zu bewaffnen, um mit der Bürgerschaft vereint die Ordnung herzustellen und zu erhalten; ich stand auch Wache und patrouillirte wader mit gleich den Andern; allein über Ursachen und Folgen der Bewegung ernstlicher nachzudenken, dazu lag mir alles Politische, überhaupt Alles, was nicht in meinen Büchern stand, noch viel zu fern. Daß im Jahre darauf Sachsen ein Verfassungsstaat ward, ließ ich mir gern gefallen; die Vortheile eines gesicherten Rechtszustandes, einer gewissen Gleichheit Aller vor dem Gesetz u. s. w. leuchteten mir ein; zu einer regeren Theiligung am öffentlichen Leben fühlte ich jedoch auch dadurch mich nicht veranlaßt. Ich theilte diese Gleichgültigkeit gegen alles Politische wohl mit der großen Mehrzahl der damaligen Studirenden — etwa die Burschenschaft ausgenommen, die aber in jener Zeit eine gedrückte und unter der Studentenschaft wenig angesehene Stellung einnahm.

Soweit ich damals überhaupt von politischen Dingen Notiz nahm, waren meine, natürlich unklaren, Sympathien mehr dem Bestehenden, als einer Veränderung des Bestehenden zugeneigt. Der Gedanke an eine Ordnung der Dinge, wo nicht streng von einem einzigen Mittelpunkt aus Alles geleitet werde, vielmehr die rechten Ziele durch ein Zusammenwirken Vieler gefunden werden müßten, hatte etwas Beängstigendes für mich, zumal wenn ich mir vorstellte, daß dann auch an mich die Nöthigung herantreten könnte, dazu mitzuhelfen und mich pflichtmäßig mit Politik zu beschäftigen. Zu alledem kam ein gewisser Personencultus, wie er der Jugend so leicht zu eigen wird. Ich erinnere mich, wie die, noch vom Befreiungskriege her in dem Zimmer eines meiner Verwandten aufgehängten kleinen Bilder der verbündeten Mon-

archen, besonders das freundlich lächelnde Gesicht des Kaisers Alexander in seiner grünen Uniform und das damit stark contrastirende ernste des Königs Friedrich Wilhelm III., sammt der mir erteilten Belehrung über deren Personen und Thaten, einen nachhaltigen Eindruck auf den Knaben machten und wie ich ein so schwärmerischer Verehrer dieser beiden Monarchen ward, daß ich bei unseren Knabenspielen immer gern einen davon vorstellte. Diese Schwärmerei wirkte wohl unbewußt noch nach. Genug, ich war ein entschiedener Anhänger des Absolutismus und Legitimismus, ein so entschiedener, daß ich z. B. bei der belgischen Revolution von 1830 für die Holländer Partei nahm und beinahe Thränen vergoß, als der alte Haudegen General Chassé die Citadelle von Antwerpen übergeben mußte, daß ich ebenso bei der polnischen Revolution von 1831 es nicht mit den Polen, sondern mit den Russen hielt.

Erst die rechts- und freihetzmörderischen Ausnahmefbeschlüsse des Bundestages von 1832 brachten einen Wandel in diesen meinen Gesinnungen hervor. Ich entnehme dies aus dem Bruchstück eines Gedichtes aus der damaligen Zeit, das ich unter alten Papieren finde, worin ich beklage, daß die Fürsten sich nicht an die Spitze des nothwendigen Fortschritts der Völker gestellt hätten, und meine auf sie in diesem Betracht gesetzte Hoffnung als einen „Traum“ bezeichne, der „zertronnen“ sei. Jedenfalls war ich von da an ein entschiedener Gegner des Bundestages und seiner ganzen Politik. In dieser Stimmung befestigte mich noch mehr mein einjähriger Aufenthalt in Heidelberg, in dem gerade damals hocherregten Baden mit seinem stark entwickelten politischen und parlamentarischen Leben. Doch blieb auch noch jetzt mein Interesse an politischen Dingen immer nur ein mäßiges. Eine wärmere und andauerndere Theilnahme wendete ich den politischen Zuständen, zunächst denen meines engeren Vaterlandes, erst nach meiner Rückkehr dahin (1834) infolge des sich mehr und mehr entwickelnden parlamentarischen Lebens in Sachsen zu.

Dagegen hatte von einer andern Seite her schon länger eine tiefgehende Bewegung sich meines Inneren bemächtigt. Meine Bildung vor und auf dem Gymnasium war eine rein philologische gewesen. Ich sollte und wollte Philologie studiren. Meine Lehrer hatten mich darin ermuntert und bestärkt; sie hofften, an mir einen Philologen der strengen Observanz, wie sie selbst es waren, zu erziehen. Allein mitten in meinen eifrigsten philologischen Arbeiten, und trotz der Auszeichnungen, die mir diese eintrugen, überkam mich ein peinigender Zweifel, erst leise, dann immer stärker, an dem eigentlichen Werth und Nutzen einer Wissenschaft, die nur der Vergangenheit zugewendet, der Gegenwart und ihren Bestrebungen aber fremd sei. Ich empfand das dringende Bedürfniß, im Leben und für's Leben zu wirken; ich fühlte einen förmlichen Durst nach Realität und einen immer wachsenden Ueberdruß an der bloßen Buchgelehrsamkeit. Was ich freilich an deren Stelle setzen sollte, war mir unklar. Bisweilen bildete ich mir wohl ein, oder es

ward mir auch eingeblot, ich hätte Beruf zum Dichter: allein, ſelbſt dies angenommen, wollte der Gedanke, mich fortwährend nur in einer Phantaſiewelt bewegen zu ſollen, mir als kein recht befriedigender erſcheinen. Faſt meine ganze Studienzeit verging mir unter dem Suchen nach dem rechten Ziel und dem rechten Weg für mein Leben und Wirken. Ich trieb und lernte Dies und Jenes, fand aber Nichts, was mich wirklich befriedigt und ausgefüllt hätte; ich fühlte hier und da mich angezogen, nirgends aber dauernd feſtgehalten. Am längſten verweilte ich bei der Philoſophie: ſie, meinte ich, müſſte, wenn nicht ſelbſt das letzte Ziel des Strebens, ſo doch die Pfadfinderin zu dieſem Ziele ſein. In dieſem Sinne beſchäftigte ich mich eingehender mit ihr, ja, faßte den Entſchluß, als akademiſcher Lehrer der Philoſophie aufzutreten und ſo wenigſtens einen gewiſſen praktiſchen Beruf, den eines Bildners der Jugend, zu ergreifen. Einem beſtimmten philoſophiſchen Syſtem freilich mich gänzlich hinzugeben, war mir unmöglich; je unbedingter ein ſolches im Beſiße der vollen Wahrheit zu ſein behauptete, deſto mißtrauiſcher und ſkeptiſcher verhielt ich mich dagegen.

In dieſem Zuſtande einer unausgetragenen inneren Kriſis kam ich nach Leipzig zurück. Biſher hatten die „zwei Seelen in meiner Bruſt“ — die mir anerzogene gelehrte Richtung und der Zweifel an deren Vollgiltigkeit — nur gleichſam unter ſich und in mir ſelbſt einander bekämpft. Ich hatte mehr nur geahnt, es müſſe noch etwas Anderes, Befriedigenderes geben außerhalb des gelehrten Wiſſens, als daß ich hätte ſagen können, was dieſes ſei und wo es zu finden. Jetzt, in Leipzig, dieſem Mittelpunkt eines regen bürgerlichen, politiſchen, wirthſchaftlichen Lebens, ſah ich um mich her eine Menge tüchtiger Männer in allerlei praktiſcher Thätigkeit beſchäftigt und offenbar dadurch (ganz abgeſehen von den materiellen Reſultaten) auch geiſtig und gemüthlich befriedigt; ich nahm Fortſchritte, Verbesserungen, neue Einrichtungen auf den verſchiedenſten Gebieten wahr, — und ich ſelbſt fühlte mich zu einer jeden praktiſchen Thätigkeit, zu einem jeden gedeihlichen Handanlegen an gemeinnützige Verbesserungen und Einrichtungen unfähig, von dem rings um mich her ſlutenden friſchen Lebensſtröme wie durch eine unüberſteigliche Schranke getrennt, feſtgebannt in das enge Reich abſtract gelehrten Denkens und Forſchens!

Dadurch ward mein Drang nach realer Thätigkeit natürlich nur immer mehr geſteigert. Aber wie ſollte ich es anfangen, um die Schranken, die mich vom Leben trennten, zu durchbrechen, um dieſes Leben ſelbſt zu paſſen und feſten Fuß darin zu faſſen?

Ich verſuchte zunächſt, unter Benützung der nun ſchon wenigſtens aus dem wirklichen Leben durch Beobachtung gewonnenen Erfahrungen, das abſtracte Wiſſen mit ſeinen eigenen Waffen, in wiſſenſchaftlicher Form, zu bekämpfen und der Anſicht, daß die Wiſſenſchaft für's Leben fruchtbar gemacht werden müſſe, Bahn zu brechen. Dieſes Thema handelte ich in einer ganzen Reihe von Schriften ab — von meiner Habilitationsſchrift (1835) an, in der ich

gegen die abstracten Methoden Fichtes, Schellings, Hegels polemisirte, bis zu meiner „Geschichte der deutschen Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit, ihrer wissenschaftlichen Entwicklung und ihrer Stellung zu den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart“ (1842), worin ich den Bankerott aller mit bloßen abstracten Begriffen operirenden philosophischen Systeme prophezeite — eine Prophezeiung, die ziemlich bald eingetroffen ist.

Allein mit alledem blieb ich doch fortwährend im Banne der Theorie; ich verneinte und bekämpfte nur, ohne selbst etwas Anderes, Positives an die Stelle des von mir Bekämpften zu setzen.

So that ich denn einen zweiten, entscheidenderen Schritt: ich wählte einen Beruf, der zwar, seiner Form und seinen letzten Zwecken nach, sich auch auf dem Boden geistiger, idealer Bestrebungen bewegt, der aber doch den, welcher ihn betreibt, in enge und unmittelbare Berührung und Wechselwirkung mit allen Seiten des äußeren Lebens bringt: ich wurde Publicist. Meine akademische Wirksamkeit gab ich deshalb nicht auf, verlegte dieselbe nur aus dem Gebiete des abstracten Denkens, der Philosophie, mehr in andere, dem Leben näherstehende Gebiete, wie Staatsrecht, Geschichte etc.

Ich war bisher publicistisch noch nicht thätig gewesen — ein paar größere Aufsätze in den „Hallischen Jahrbüchern“, die aber schon einen mehr wissenschaftlichen Anstrich hatten, und ein paar kleinere in einem sächsischen Tagesblatt ausgenommen. Die Art, wie ich zur Publicistik kam, — von dem systematischen Denken her — brachte es außerdem mit sich, daß ich auch hier systematisch zu Werke ging, d. h. daß ich ganz aus dem Frieschen den Plan einer Zeitschrift entwarf und so die Zeitschrift selbst in's Leben rief. Das geschah denn auch, indem ich zuerst 1841 ein weit ausgeführtes Programm veröffentlichte, eine förmliche Flugschrift, der ich den Titel gab: „Das deutsche Nationalleben in seinem gegenwärtigen Zustande und in seiner fortschreitenden Entwicklung“, dann 1842 die Zeitschrift selbst vom Stapel ließ, letztere unter dem Titel: „Deutsche Monatschrift für Literatur und öffentliches Leben.“

Die Grundsätze, welche ich in dem Programm aufstellte, in der Zeitschrift selbst des Näheren ausführte und auf die gegebenen Verhältnisse anwendete, waren folgende: „Aufbau eines kräftigen Nationallebens auf der Grundlage möglichst allseitig entwickelter materieller Interessen und eines tüchtigen praktischen Geistes im Volke; im Politischen consequente Durchführung des constitutionellen Princips, thunlichste Selbstverwaltung des Volkes, Förderung des Gemein- und Associationsgeistes; für die allgemeinen deutschen Verhältnisse Anschluß der sämtlichen Staaten zweiten und dritten Ranges an Preußen, Weiterausbildung des Zollvereins nach der politischen Seite hin; im Kirchlichen möglichste Sonderung der Gebiete von Staat und Kirche, Zurückführung der Letzteren auf ihre natürliche und ursprüngliche Grundlage, die Gemeinde; in allen sonstigen Zweigen des Gemeinwesens (Erziehung, Rechtspflege, Gesetzgebung), Berücksichtigung der Anforderungen

des Lebens und Volksthümlichkeit; für die idealen Bestrebungen endlich — Wissenschaft, Literatur, Kunst — möglichst enger Anschluß an die lebendige Wirklichkeit, besonders auch die nationale.“

Die ungewöhnliche Form und mehr noch der ungewöhnliche Inhalt dieses Programms erregte Aufsehen. Heinrich Laube fand dasselbe „merkwürdig, aber bedeutend“, und schrieb einen Artikel darüber in die „Allgem. Zeitung“. Die starke Betonung der „praktischen“ und „materiellen“ Interessen in diesem Programm, die darin ausgegebene und in der Zeitschrift selbst consequent wiederholte Losung: „Anschluß an Preußen!“ zog mir manche heftige Anfechtung zu. Arnold Ruge, mit dem ich bisher als Mitarbeiter seiner „Jahrbücher“ und auch persönlich befreundet gewesen war, sagte sich jetzt von mir, dem Verächter des Hegelianismus und Kosmopolitismus, dem Lobredner der „schlechten Realität“, förmlich los und erklärte mich für einen Vöthier. Liberale Zeitungen, wie die „Sächsischen Vaterlandsblätter“, fielen über mich her wie über einen Verräther an der Sache des Liberalismus, weil ich gesagt hatte: „ein Fortschritt auf dem Gebiete materieller, wirthschaftlicher Interessen sei unter Umständen eben so wichtig, wie ein Sieg in einer formellen Freiheitsfrage,“ weil ich in die erste Linie des zu Erstrebenden die Einheit des Ganzen, Deutschlands, stellte, die Befestigung der Freiheit in den Einzelstaaten aber für abhängig erklärte von der Erringung jener Einheit. Der Angriff in den „Vaterlandsblättern“ (der mir nicht mehr zur Hand ist) muß wohl sehr stark gewesen sein, denn der eigentliche geistige Leiter dieses Blattes, Robert Blum, fand sich veranlaßt, sich deshalb bei mir gewissermaßen zu entschuldigen. „Sie kennen,“ schrieb er mir, „die Redaktionsverhältnisse zu genau, als daß ich über die Aufnahme des theilweise tadelnden Artikels mich weiter auszusprechen brauchte. Um so bereitwilliger soll Ihnen Genugthuung werden.“ Davon, daß dies wirklich geschehen, ist mir nichts bewußt; vielmehr trat der Gegensatz zwischen Blum und seinen Anhängern, den Verfechtern eines „entschiedenen“ Liberalismus, und mir, dem Verfechter einer mehr gemäßigt liberalen, vor Allem aber nationalen Richtung, sowohl persönlich als in unseren beiderseitigen Pressorganen je länger desto schärfer hervor.

Besonders unerwartet und Vielen wohl unbegreiflich erschien es, daß gerade ein Sachse, der Angehörige eines Stammes, dessen ganzes Denken und Fühlen bisher immer den stärksten Gegensatz zu dem preußischen Wesen gebildet hatte, sich für die Nothwendigkeit einer preußischen Führerschaft erklärte. Daß gleichwohl diese meine, mit Gründen unterstützte Ansicht auch in den Kreisen der politisch reiferen und darum über solche Dinge unbefangener urtheilenden unter meinen Landsleuten allmählich Eingang und Anklang fand, beweist folgende an mich gerichtete Zuschrift eines sächsischen Freundes:

„Die Antipathie gegen Preußen ist uns Sachsen angeboren; namentlich haben wir, die unmittelbar aus der Zeit der Theilung Sachsens herkommen (ich bin 1814 geboren), sie wirklich mit der Muttermilch eingesogen. Kein Wunder also, wenn eine

gewisse Ueberwindung dazu gehört, sich an den Gedanken zu gewöhnen, in einen größeren Staatskörper, dessen Haupt Preußen wäre, aufzugehen. Unsere Kleinheit und Beschränktheit ist uns förmlich lieb geworden. Gleichwohl verkenne ich nicht die Nothwendigkeit eines solchen Verschmelzens zu einem großen Ganzen; vielmehr bin ich frei überzeugt, daß in ihm das einzige Heil für Deutschlands nationale Entwicklung zu suchen ist, und vor dieser klaren Erkenntniß müssen freilich die bloßen Gefühlsregungen des Sachsens schweigen. Doch habe ich über die Verschmelzung der kleinen deutschen Staaten mit Preußen noch folgende Gedanken. Du wirst mir Recht geben, daß hier von einer gewaltsamen Vereinigung mit Preußen nicht die Rede sein kann, sondern daß diese nur auf dem Wege einer inneren Nothwendigkeit, eines organischen Zusammenwachsens, einer Wahlverwandtschaft stattfinden könnte. Dazu ist aber Gleichheit und gegenseitige Anziehungskraft der Elemente erforderlich, und eine solche ist, meiner Ueberzeugung nach, zwischen Preußen und den übrigen Staaten noch nicht vorhanden, sie in es, deren Herbeiführung ich erst von einer constitutionellen Entwicklung Preußens (in vorläufig noch getrennter Stellung) erwarte. Ist diese politische Entwicklung bis zu dem Punkte gediehen, daß sie das Niveau der übrigen constitutionellen Staaten erreicht hat, dann ist der Zeitpunkt der Verschmelzung gekommen, und diese wird mit naturgemäßer Nothwendigkeit von selbst erfolgen.“

Wenn so mein Auftreten von manchen Seiten her theils auf directe Feindschaft, theils wenigstens auf Bedenklichkeiten stieß, so hatte es dagegen von anderen und sehr gewichtigen sich entweder warmer Beistimmung, oder doch achtungsvollster Beurtheilung zu erfreuen. Die Zusendung des Programms und die Einladung zur Mitarbeiterschaft an meiner Monatsschrift beantwortete der neben Uhland bedeutendste Führer der Liberalen in Württemberg, Paul Pfizer, mit folgenden Äußerungen:

„Das mir gütigst mitgetheilte Programm ließ mich die ganze Wichtigkeit des Unternehmens würdigen, und ich erkenne vollkommen nicht nur die Zweckmäßigkeit, sondern die Nothwendigkeit eines literarischen Organs von praktischer Tendenz, weil in unserer nationalen Lebensentwicklung die theoretische Seite bis jetzt noch ein so großes Uebergewicht über die praktische behauptet. Auf der anderen Seite muß ich aber auch gestehen, daß sowohl Reizung als Verhältnisse mich der eigentlichen Praxis allzufern gestellt haben, um auf dem Feld der positiven und materiellen Interessen mich mit der Sicherheit bewegen zu können, die Plan und Zweck Ihrer Zeitschrift nach der im Programm dargelegten Idee zu fordern scheinen. Aus diesem Grund mußte ich Bedenken tragen, Ihrer so wohlwollenden als für mich schmelzhaften Aufforderung zu folgen: sollte ich aber früher oder später so glücklich sein, einen passenden Stoff und Zeit zu dessen Bearbeitung finden, so werde ich es mir zur Ehre schätzen, unter die Zahl Ihrer Mitarbeiter an dem patriotisch-nationalen Werke aufgenommen zu werden.“

Carl Welcker, seit dem Tode Rottecks (1840) der hervorragendste Vorkämpfer des Liberalismus in Baden, sandte mir folgende ermutigende Worte:

„Mit großem Interesse habe ich mich mit Ihrer trefflichen Zeitschrift befreundet und freue mich, daß Sie die große gemeinschaftliche Aufgabe auf einem neuen Wege und so tüchtig fördern. Ueber Einzelnes möchte ich um so lieber mich mit Ihnen unterhalten, als neben dem Meisten, dem ich, wenn es mir auch neu und von neuer Seite dargestellt war, völlig zustimme, bei Anderem unsere Ansichten von einander abweichen. Aber was sind einige Briefzeilen zur Verständigung über so große Gegenstände? Darin wird uns wohl die Zeit immer mehr vereinigen, daß die gegenwärtigen von Regierungswegen zugestandenen positiven Verhältnisse weder für materielles Wohl noch für geistiges und insbesondere nicht für wahre deutsche Nationalfreiheit und Kraft uns genügende und feste Grundlagen geben. Uns fehlt's am Ersten und Letzten, am

Recht. Und was heute die Gnade gab, nimmt, sobald man's nur als Recht geltend machen will, die Ungnade, und das treffliche Bundesstaatsrecht hat zu jeder Rechtsverachtung gebahnte Wege. Den Acker für die Saat einer neuen Zeit fleißig umpflügen, den Samen streuen, vertrauend auf Gott und unserer großen Nation schlummernde und gebundene Kräfte, das können wir. Gott muß zur rechten Stunde sein Auf-
erstehungswort rufen — und die erste große europäische Erschütterung wird, glaube ich, dieser Moment sein. Je mehr dann in reiblicher geistlicher Entwicklung unserer vaterländischen Kräfte und Rechte nach allen Seiten hin vorgearbeitet ist, desto schneller und leichter wird die neue Zeit sich gestalten, desto weniger Verwirrungen werden wir zu beklagen und zu verbessern haben. Möge Ihnen Gott heitere und gesunde Tage für Ihr edles Bestreben geben und mögen Sie mir Ihr freundliches Wohlwollen erhalten!"

Von dem damaligen Vorsitzenden des königlich sächsischen Staatsministeriums, Bernhard von Lindenau, erhielt ich folgende Zuschrift:

„Das mir gefälligst zugefundene Programm einer deutschen Monatschrift habe ich mit großem Interesse durchgesehen, da hier so ziemlich der ganze Umfang der Staatsverwaltung und der Staatsinteressen besprochen und der Gesichtspunkt festgelegt wird, aus dem solche in der neuen Zeitschrift behandelt werden sollen. Die Grenzen sind weit gesteckt, und, soll die Zeitschrift das Versprochene leisten, so gehört dazu eine seltene Vereinigung vielseitig befähigter Männer. Wenn ich früherhin, wo mein Leben mehr der Theorie, als der Praxis angehörte, vielleicht die Mehrzahl der in Ihrem Programm ausgedrückten Ansichten theilte, so mußte sich leider aus der Erfassung eine andere Ueberzeugung entwickeln. Eine Nachweisung dieses Resultates würde die Grenzen eines Briefes bei Weitem übersteigen, und ich hebe daher, als Beleg der Discordanz zwischen Theorie und Praxis, nur den einzigen wichtigen Grundsatz: „wenig zu regieren“, aus. Dahin zu gelangen, gehörte zu meinen Haupt- und Lieblingszwecken, allein bald wurde die Unmöglichkeit, wenigstens für unser Vaterland, fühlbar, wo die wahre Communal-Selbstständigkeit noch nicht zur Reife gedeihen will und wo von Kammern, Kommunen und Individuen eine fortdauernde Einwirkung der Regierung gewünscht und gefordert wird.

Beinahe zum Vorwurf aber möchte ich es Ew. Wohlgebornen machen, daß bei der wohlbegründeten Empfehlung der Industrie des wichtigsten und besten Industrie-Zweiges, des Landbaues, nicht erwähnt wurde. Denn, muß der höchste und letzte Zweck unseres Bestrebens der sein, unsere Mitmenschen besser und glücklicher zu machen, so nimmt in dieser Beziehung der Landbau die erste Stelle ein, und gern würde ich Tausende von Webereien und Spinnereien gegen ein halbes Hundert Quadratmeilen fruchtbareren Landes vertauschen, da diese jenen Zweck — bei vorausgesetztem Parcellar-Besitz — weit besser als Fabriken befördern.“

Der Vorwurf, den Minister v. Lindenau mir am Schlusse seines Briefes wegen zu geringer Beachtung der Landwirthschaft machte, war nicht un-
berechtigt: der Grund davon lag jedoch darin, daß ich zwar wohl die In-
dustrie in ihren verschiedenen Gestalten und nach ihren hauptsächlichsten Be-
ziehungen zum Staats- und Volksleben durch eigene Beobachtung kannte,
viel weniger aber die Landwirthschaft. Wenn ich somit damals in der
That gegen letztere mich einer Verjämmtiß schuldig machte, so hat diese
Schuld später für mich mein ältester Sohn abgetragen, Dr. Richard
Biedermann, der sich mit meiner Zustimmung speciell dem landwirthschaft-
lichen Studium widmete und als Begründer und Herausgeber des „Central-
blattes für Agriculturchemie und rationellen Wirthschaftsbetrieb“ nach dem

ehrenden Zeugniß seiner namhaftesten Fachgenossen und sogar mehrerer Regierungen sich um die Landwirthschaft wesentliche Verdienste erwarb, bis leider ein früher Tod ihn den Seinigen und dieser fruchtbaren Berufsthätigkeit entriß.

Auch der berühmte Theolog von Ammon, damals königlich sächsischer Oberhofprediger, verschmähte es nicht, über mein Unternehmen, namentlich nach der kirchlichen Seite hin, sich in einigen Worten zu äußern. Er schrieb:

„Euer Wohlgeboren sind im Begriffe, eine literarische Fregatte vom Stapel zu lassen, die mit amerikanischer Leichtigkeit des Baues die Solidität britischer Bemannung und Ausrüstung verbindet. Wie würde Schlözer, mein alter College und Freund (Ammon war 1794—1804 Professor in Göttingen gewesen), sich freuen, wenn er Ihre Ankündigung läse! Möge nun das herrlich bewimpelte Schiff ungehindert seinen freien Lauf durch unsere Ströme hinaus in die weite See beginnen! Der Rhein hat Klippen, die Elbe Sand, und die Oder ähnelt einem unausgelaymten Weichselzopfe. Möge es Ihnen gelingen, durch alle diese Brandungen sicher hindurch zu steuern! Ihren Ansichten von der Dogmatik und Kirche kann ich keineswegs geradezu widersprechen. Dennoch scheint es, daß das Auslaufen der Zeit in merkantilisch-politische Pragmatik einer sichern historisch-praktischen Leitung bedürfe, die ihrer Natur nach nur von der Heiligkeit der christlich-religiösen Idee ausgehen kann. Zwischen Rom und Philadelphia sind mehrere Standpunkte denkbar, und einer derselben kann doch nur der wahre und rechte sein. Mehr hierüber nach meiner Rückkehr von Teplitz wird Ihnen mit einem Herzen voll Hochachtung und Liebe darbiehen Euer Wohlgeboren ganz ergebenster v. Ammon.“

Noch während meiner Vorbereitungen zur Begründung der „Deutschen Monatschrift“, im Sommer 1840, traten Ereignisse ein, welche geeignet waren, dem politischen Grundgedanken meines Programms: „feste Einigung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten im Anschlusse an Preußen“, einen erhöhten Nachdruck zu verleihen. In Preußen war nach 43-jähriger wechselvoller Regierung der alte König, Friedrich Wilhelm III., gestorben; an die Thronbesteigung des neuen Königs, Friedrich Wilhelms IV., knüpften sich weitgehende Hoffnungen; der lange zurückgehaltene Drang im preußischen Volke nach zeitgemäßen Reformen brach sich in lauten und immer lauterem Kundgebungen Bahn; von den Ständen der Provinz Preußen ward geradezu an die königliche Zusage von 1815 wegen Einführung von Reichsständen gemahnt. Fast in demselben Augenblicke schien Deutschland von einer ernsten Kriegsgefahr bedroht: die Franzosen, in ihrem so reizbaren Nationalgefühl schwer verletzt durch die Demüthigung, die Frankreich in der Person seines Schützlings, des Vicelkönigs von Aegypten, seitens der andern vier Großmächte erfahren, zeigten Lust, dafür „Revanche“ zu nehmen an der ihnen nächstgelegenen und am leichtesten zu erreichenden Großmacht, Preußen; die Parole „das linke Rheinufer“ ward ausgegeben und fand rasche Verbreitung; das Ministerium Thiers bereitete umfassende Ausrüstungen vor.

Diese beiden Ereignisse, jedes für sich und vollends beide gemeinsam, mußten den nationalen Gedanken nicht bloß aus seinem langen Schlummer

weden, sondern ihm auch gerade die Richtung und Zuspitzung geben, in welcher ich ihn in meinem Programme formulirt hatte. Die von einem Umschwunge in Preußen zu erhoffende Constitutionalisirung dieses Staates versprach die Bedenken zu beseitigen, welche (wie das oben mitgetheilte Schreiben eines sächsischen Liberalen zeigt) in den constitutionellen deutschen Staaten einer Annäherung an Preußen zur Zeit noch entgegenstanden, während andererseits Preußens eigenes Interesse diesem zu gebieten schien, sich eines solchen Anschlusses der kleineren Staaten behufs Verstärkung seiner Kraft für den Fall eines Angriffs von außen (jetzt oder künftig) zu versichern, während endlich die französische Kriegsdrohung das Bedürfniß größerer Einigkeit und Einheitlichkeit allerwärts im deutschen Volke hervorrufen mußte und auch wirklich hervorrief.

Ich versäumte nicht, alle diese Momente sowohl zur Unterstützung des nationalen Gedankens im Allgemeinen, als auch zur Aufklärung der Ansichten darüber, in welcher Form die deutsche Einheit zu erstreben sei, fort und fort geltend zu machen, stand aber mit diesen meinen Bemühungen gleichwohl in der deutschen Tagespresse so gut wie allein. Denn die „nationale Politik“, welche Hr. Viehne in der zu Karlsruhe erscheinenden „Oberdeutschen Zeitung“ predigte, ebenso wie die nationalen Anläufe Hr. Listz in der „Allg. Ztg.“, der „Deutschen Vierteljahrschrift“ und seinem eigenen „Zollvereinsblatt“, bewegten sich mehr auf dem wirtschaftlichen, als auf dem politischen Gebiete, waren auch zu sehr mit anderweitigen Bestrebungen verquickt, als daß ich darin eine wirkliche und wirksame Bundesgenossenschaft hätte erblicken können.

Ich berühme mich nicht, aber ich darf mich wohl freuen, daß ich trotz dieses Alleinstehens und trotz aller Anfechtungen dennoch vom Anbeginn an den Weg beharrlich verfolgt habe, der fast ein Menschenalter später uns zu einem so herrlichen Ziele führen sollte.

Allmählich trat indessen jener Gedanke einer „preußischen Hegemonie“, (wie man es damals zu bezeichnen pflegte) in mehreren selbstständigen literarischen Rundgebungen hervor, die von Männern in hervorragender socialer oder politischer Stellung ausgingen. Der erste Schritt dieser Art war des Herrn von Bülow-Cummerow „Preußen, seine Verwaltung, seine Verfassung, sein Verhältniß zu Deutschland“ (1842). Bülow-Cummerow war ein Mitglied der großen Grundbesitzaristokratie in Preußen, ein als gut preußisch und gut conservativ bekannter Mann, dazu schon ziemlich bejahrt, also nichts weniger als ein heißblütiger Jüngling. Er machte für das innere Staatsleben Preußens verschiedene, allerdings sehr bescheidene Reformvorschläge, betonte dagegen ziemlich entschieden die Nothwendigkeit einer engeren Verbindung Preußens mit den deutschen Staaten zweiten Ranges und deutete schüchtern auf die Unvermeidlichkeit eines Fernbleibens Oesterreichs von dieser Combination hin.

Diese von Preußen aus herübergereichte Hand ergriffen mit Wärme

zwei namhafte liberale Wortführer im übrigen Deutschland, Carl Steinacker, der Präsident der braunschweigischen Ständeversammlung, und Paul Pfizer. Ersterer schrieb das Buch: „Ueber das Verhältniß Preußens zu Deutschland“ (1842), worin sogar die Möglichkeit berührt ward, daß Preußen, wenn es nicht zuvor durch freiwilligen Anschluß der andern Staaten verstärkt worden sei, einmal in die Lage kommen könne, zu seiner Selbsterhaltung solche zu annectiren; Letzterer, der schon 1831 (in dem „Briefwechsel zweier Deutschen“) den Gedanken der preussischen Führerschaft leise angeregt hatte, gab demselben jetzt stärkeren Ausdruck in seinen „Gedanken über Recht, Staat und Kirche“ (1842).

Natürlich fanden alle derartige Stimmen in meiner Monatschrift ein starkes Echo. Mit den Verfassern der genannten Schriften kam ich dadurch in nähere Beziehungen. Von Bülow-Cummerow besitze ich mehrere Zugschriften, aus denen das Folgende mitgetheilt sein mag, da es einen Beitrag zur Beurtheilung des Mannes liefert, der, nachdem er 1840 einer der Ersten gewesen, der in die „Burg des Absolutismus“ Bresche legte, 1848 wiederum einer der Ersten war, der gegen die Bewegung dieses Jahres Front machte und als Stifter des „Vereins zum Schutze des Eigenthums“ (im Volksmund „Junterparlament“ genannt) den Anstoß gab zur Bildung der, später so mächtigen, Feudalpartei in Preußen. In seinem ersten Briefe (nachdem ich ihm meine Besprechung des 1. Theiles seines Werkes zugesandt) schrieb er über die so genannte Hegemoniefrage:

„Der Punkt über Hegemonie ist zwar von Wichtigkeit, aber nur von untergeordneter, und gehört jedenfalls in die zweite Reihe. In der ersten steht die schwierige Aufgabe, wie durch die Reichsverfassung ein nationales Deutschland zu bilden sei, wie aus den Unterthanen von unzähligen großen und kleinen souveränen Regierungen ein deutsches Volk hervortreten könne, welches nicht in Liebern, Tischreden und Zeitungsartikeln bestehe, sondern auf dem Grund organischer Gesetze sich im Besitz aller der Vortheile befinde, welche ein gemeinsames großes Nationalinteresse erwecken und dadurch eine National-Einheit bewirken. Jetzt und so lange dieser hohe Gesichtspunkt nicht in's Leben gerufen wird, erblicke ich in Deutschland nur einen Regentenbund ohne Bürgschaft für die Dauer.“

Zum besseren Verständniß der nachstehenden Aeußerung aus einem zweiten Briefe Bülow-Cummerows muß ich erwähnen, daß Herr v. Bülow-Cummerow nach dem Erscheinen des ersten Theils seines Werkes, das großes Aufsehen machte, von dem König Friedrich Wilhelm IV. ausgezeichnet und u. A. zur Tafel geladen worden war. Es ist nun charakteristisch für die damaligen Zustände Preußens, daß der Verfasser eines Werkes, dem eine solche Beachtung seitens des Königs widerfahren, gleichwohl, weil er die Confiscation der Fortsetzung eben dieses Werkes durch die preussischen Behörden fürchtet, dieselbe außerhalb Preußens drucken lassen muß. Bülow-Cummerow schrieb nämlich:

„Da ich Ursache zu der Besorgniß hatte, mein Buch würde hier confiscirt werden, so habe ich die hier gedruckten Exemplare im Stich gelassen, wohl die ersten, aber nicht die letzten Bogen fertig drucken lassen und einen zweiten Druck in Jena in größter Eile und unter großer Verschwiegenheit veranlaßt. Während nun die hiesige

Polizei sich freut, daß sie das Nest mit Klein-Vögel Bülow unter ihrer sichern Observation behält, sind die Vögel in Sachsen ausgeflogen, und ich glaube, sie wird sich unangenehm überrascht finden, wenn sie den Spaß, den ich mir gemacht, erfährt. Ob sie in dem ersten Aerger zugreifen wird, darüber werden wir wohl in den ersten Tagen mehr erfahren; übrigens ist der Fall im Buchhandel noch nicht vorgekommen. Der Spaß kostet mir über 1000 Thaler und wird dem Publikum ein Zeichen sein, daß es mir nur an der Sache liegt. Uebrigens hoffe ich, daß diese factische Demonstration, von mir ausgegangen, vielleicht nach Oben eine Reaction bewirkt."

Ueber seine Ansichten in Betreff der inneren Zustände Preußens sprach sich Bülow-Cummerow ebenda folgendermaßen aus:

„Wollten doch die ausgezeichneten Schriftsteller in Deutschland sich davon überzeugen, daß, so lange in Preußen nicht freisinnige Institutionen festen Fuß gefaßt haben, das übrige Deutschland für die feinen keine Bürgschaft besitzt. Diese werden wir aber nicht erhalten, wenn die Aristokratie sich nicht an die Spitze der Bewegung setzt: sie allein — glauben Sie mir! — vermag es, bedeutend einzuwirken, und sie ist aufgeklärt genug, es zu wollen."

So lange man in Berlin glaubt, unbedingt auf den ersten Stand rechnen zu können, wird man keinen Schritt weiter gehen, und so lange die Masse des ersten Standes sich durch ganz unverdiente Angriffe bedroht fühlt, wird sie besorgt zaudern, selbst auf solche Fortschritte anzutragen, die sie für gerecht und nützlich hält."

In diesen letzten Worten liegt vielleicht der Schlüssel zu dem Auftreten Bülow-Cummerows im Jahre 1848.

Neben der Pflege des nationalen Grundgedankens selbst widmete ich meine Aufmerksamkeit auch den nothwendigen praktischen Konsequenzen dieses Gedankens, d. h. den Bestrebungen für eine einheitlichere Gestaltung zunächst derjenigen Verhältnisse, welche einer solchen am dringendsten zu bedürfen schienen. So brachte meine Monatschrift eine Reihe von Artikeln, die sich mit Verbesserungen der Bundeskriegsverfassung und dahin einschlagenden Fragen beschäftigten. Ihr Verfasser war ein junger Lieutenant in der königl. sächsischen Armee, Herr v. A., der seitdem zu hohen militärischen Ehren emporstieg und, nachdem er noch im Kriege 1870/71 sich rühmlichst ausgezeichnet, vor wenigen Jahren starb. Ein höherer badischer Justizbeamter, B., lieferte mir eine andere Reihe von Artikeln über die Nothwendigkeit einer einheitlichen deutschen Justizgesetzgebung. Auch für Einheitlichkeit des Postwesens, für eine gemeinsame Vertretung der deutschen Handels- und Gewerbeinteressen im Auslande, für eine Betheiligung der Gewerbetreibenden an den Zollvereinsconferenzen („Zollparlament" nannte man es) und ähnliche nationale Anliegen trat ich lebhaft ein.

Die Gemeinsamkeit der Ansichten in Bezug auf diese letztgenannten Fragen brachte mich in Berührung mit dem geistvollen Verfasser des „Nationalen Systems der politischen Oekonomie" (1841), Fr. List. So wenig ich seine schützrünerischen Ansichten theilen konnte, so verdienstvoll erschien mir seine Agitation für jene und andere wahrhaft nationalen Interessen, z. B. eine deutsche Kriegsflotte, eine gemeinsame deutsche Handelsflagge, deutsche Colonien u. s. w., so bewundernswerth die Unermülichkeit und Vielbeweglichkeit, womit er diese Agitation betrieb. Ich bat ihn um Beiträge für

meine Monatsschrift; seine Antwort ist bezeichnend für die Eigenthümlichkeit des Mannes. Er schrieb:

„Gew. Wohlgeboren werden mir vielleicht mein Stillischweigen auf Ihre ehrenvolle Einladung zur Mitwirkung für Ihre Zeitschrift zu Gute halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich in Folge eines schweren Beinbruches ganz arbeitsunfähig geworden bin und jetzt erst anfangs, wiederum aufzuleben. Nachdem ich die allernöthigsten Rückstände beseitigt haben werde, werde ich wohl Zeit gewinnen, für Ihre Zeitschrift Einiges zu bearbeiten, im Fall Sie es noch wünschen sollten. Auch würde ich gerne Gelegenheit nehmen, davon in der Allgemeinen Zeitung zu sprechen, wenn ich nur im Besitz Ihrer Schrift wäre. Bis jetzt habe ich sie weder hier noch in München finden können. Aus den Inhaltsanzeigen ersehe ich, daß auch des „Rationalen Systems der politischen Oekonomie“ darin Erwähnung geschieht. Ob für oder wider, weiß ich nicht, hat auch im Ganzen Nichts zu sagen. Nächst dem, daß man meiner Schrift einige Anerkennung widerfahren läßt, liebe ich am meisten, daß man dagegen opponirt. Dieses Heft zu sehen, wäre ich besonders begierig. Haben Sie irgend einen Wunsch, daß dieser oder jener Gegenstand von mir behandelt werde, so bitte ich, ihn auszusprechen.“

Die tiefgehende und vielseitige Bewegung, die sich je mehr und mehr seit 1840 des deutschen Volkes bemächtigte, zeigte sich nicht bloß in dem immer lebhafter werdenden Zwiegespräch der öffentlichen Blätter, sondern auch in dem persönlichen Wechselverkehr Gleichgesinnter unter den verschiedensten Formen. Um an jenem Zwiegespräch mich nachdrücklicher betheiligen zu können, als es mittelst der nur selten erscheinenden Monatsschrift möglich war, gründete ich neben dieser 1844 noch eine politische Wochenschrift: „Der Herold.“ Dieselbe sollte zugleich einem besonderen Zwecke dienen, der Einführung des öffentlich-mündlichen Gerichtsverfahrens. Für dieses ward damals in mehreren deutschen Kammern lebhaft gekämpft, am lebhaftesten in Sachsen, wo die Wahlkammer fast einstimmig sich dafür erklärte und wo, da das Ministerium Könneritz dennoch nicht nachgab, öffentliche Sammlungen veranstaltet wurden behufs einer Reise des Referenten bei jenen Kammerverhandlungen, Advocat Braun, in die Länder des öffentlichen Verfahrens. Im Einklang mit diesen Bestrebungen (welche darauf abzielten, die öffentliche Meinung mit jenem Verfahren vertrauter zu machen und immer mehr dafür zu erwärmen) brachte mein „Herold“ regelmäßige Mittheilungen über wichtige Criminalfälle und deren Verhandlung in öffentlicher Sitzung vor den rheinischen Gerichten.

An den persönlichen Besprechungen über politische und andere Tagesfragen nahm ich — so weit ich konnte, als Mitthandelnder, wo nicht, wenigstens als Zuhörer zu meiner besseren Informirung — Theil, so an den Besprechungen deutscher Industrieller, die während der Messen in Leipzig stattfanden und in denen zollpolitische Fragen, allerdings vorwiegend im Visk'schen Sinne, abgehandelt wurden, so an den Versammlungen deutscher Anwälte in Mainz und in Hamburg, so an den Zusammenkünften der „protestantischen oder Lichtfreunde“, die nach einander in Leipzig und Götthen stattfanden.

So war ich nach wenigen Jahren aus meiner früheren gelehrten

Abgeschiedenheit heraus mitten hinein in das Fahrwasser des öffentlichen Lebens gelangt, und ich befand mich dabei wohl. Für die persönliche Theiligung an allen Zeitbewegungen war wiederum Leipzig ein vortrefflicher Ort. Hier ließen eine Menge der Täden zusammen, aus denen die Tagesgeschichte gewoben ward. Wie die „protestantischen Freunde,“ obschon sie preussischen Ursprungs waren, dennoch, wohl weil sie sich drüben nicht sicher wußten, ihre erste öffentliche Versammlung 1842 in Leipzig hielten, so stiftete Ronge ebenda die erste „deutschkatholische“ Gemeinde, hielt Gottesdienst, predigte und theilte das Abendmahl aus, wobei ihm u. A. Robert Blum, als einer der Vorstände dieser Gemeinde, assistirte. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Ronge persönlich kennen. Ich fand ihn, offen gesagt, herzlich unbedeutend, der großen Mission, die er auf sich genommen, in keiner Weise gewachsen, dabei von starkem Selbstbewußtsein und offenbar eitel gemacht durch die Huldigungen, die ihm als dem vermeintlichen Stifter einer neuen Kirche (als solchen stellte er in seiner Predigt sich selbst unumwunden dar, indem er erklärte, das Werk Christi und Luthers fortsetzen und hinausführen zu wollen) von vielen Seiten dargebracht wurden.

Ungleich bedeutender, als Ronge, war ebenfalls Pfarrer Ulrich von Bömmelte, der Stifter und Leiter des Vereins der „protestantischen Freunde“. Er war ein feiner Kopf und ein Mann von großer Thatkraft. Bei jener Versammlung in Cöthen, die, aus Geistlichen und Laien gemischt, wohl 3000 Köpfe stark war, hatte ich nicht blos seine Uneinmüdsamkeit, sein Talent, eine so große Versammlung zu leiten, seine Beredsamkeit zu bewundern, sondern vor Allem auch das Geschick, womit er diese Tausende genau in den Bahnen und innerhalb der Grenzen zu halten verstand, die er als nothwendig erkannte, um den Zwecken der „protestantischen Freunde“ zu nützen und nicht etwa zu schaden.

Leipzig war ferner auch zu Anfang der 40er Jahre der Sammelplatz einer großen Anzahl von Schriftstellern aus ganz Deutschland, politischen und belletristischen. Insbesondere flüchteten hierher viele österreichische und bald auch preussische Schriftsteller, um vor der Strenge ihrer heimischen Polizeieinrichtungen entweder sich selbst oder ihre Geistesproducte zu retten. So fanden sich die Oesterreicher Kuranda, F. Rant, M. Hartmann, die Preußen W. Jordan, Held, v. Corvin u. a. hier zusammen. In Sachsen war damals, zumal so lange W. v. Lindenau der Regierung vorstand, vergleichsweise noch der günstigste Boden für die, anderwärts mehr bedrängte Presse. So kam es, daß die in Sachsen erscheinenden Blätter wichtige Organe für die in den beiden großen Nachbarstaaten begonnene politische Bewegung wurden. Auch meinen beiden Zeitschriften gereichte dies zum Gewinn. Die ersten Regungen eines freischeren Geistes in Oesterreich flüchteten sich in meine Monatschrift, deren Hefte wohl leichter durch die literarische Zollbarriere hindurch zu schmuggeln waren, während in Preußen mehr der häufiger erscheinende und dadurch stärker wirkende „Herold“ Verbreitung fand.

Jenes persönliche Zusammenleben so vieler Schriftsteller ward Anlaß zur Gründung eines sogenannten „Literatenvereins“, dem auch viele Literaturfreunde, Buchhändler etc., beitraten, so daß er weit über hundert Mitglieder zählte. Obgleich gerade in diesen Kreisen eigentlich noch ziemlich fremd, ward ich doch fast mit Einstimmigkeit zum Vorsitzenden des Vereins erwählt. Dasselbe Vertrauensamt ward mir bei dem „Deutschen Schriftstellertage“ zu Theil, der, von dem Leipziger Literatenverein berufen, 1845 in Leipzig zusammentrat. • Mein Stellvertreter im Präsidium war der Dichter Heinrich König. Er hat in seinem Buch: „Ein Stilleben“ in seiner bekannten liebenswürdig heiteren Weise über jenen Congreß berichtet. Derselbe zählte eine Menge der namhaftesten Schriftsteller unter seinen Mitgliedern, so H. Laube, G. Kühne, B. Auerbach, Kuranda, W. Jordan, Boas, Danzel, Gerstäcker, Diezmann, Willkomm, Hartmann, Buttke, Dettinger, Haltaus, Heller, Rant u. s. w., auch einen erlauchten, den Fürsten Karl Friedrich Schwarzenberg, bekannt unter dem Namen: „Der Landsknecht“ wegen seiner Schrift: „Aus dem Wanderbuch eines Landsknechts.“

Auch hier zeigte die sächsische Regierung sich liberal; sie ließ den Congreß unbehelligt und sogar meines Erinnerns ohne polizeiliche Ueberwachung tagen. Erst nach den unseligen Augustereignissen des Jahres 1845, bei denen einzelne Schriftsteller eine prononcirte Rolle gespielt hatten, wahrscheinlich auch auf Reclamationen auswärtiger Regierungen, fand eine große Razzia gegen die fremden Schriftsteller statt, und mehrere solche wurden aus Leipzig und Sachsen verwiesen.

Bei dem Festessen des Schriftstellertages ward u. A. auch ein humoristischer Toast auf „den letzten Censor“ ausgebracht und mit großem Jubel aufgenommen. Daß schon nach drei Jahren, 1848, der „letzte Censor“ von der Schaubühne abtreten würde, ahnten wir damals nicht, denn die Censur stand noch in voller Blüthe. Ich kann mir nicht versagen, zwei Geschichten zu erzählen, welche zeigen, wie mit der pflichtmäßigen Strenge der Censur und Preßpolizei die sächsische Gemüthlichkeit bisweilen in einen Kampf gerieth, der eigenthümliche Erscheinungen zu Tage förderte.

Politischer Censor war damals in Leipzig ein Arzt, Dr. Neubert. Wie gerade ein solcher dazu gekommen, weiß ich nicht. Er war ein äußerst gutmüthiger Mann, der nur mit schwerem Herzen den Rothstift handhabte. Da geschah es denn öfters, daß, wenn er mir einen Artikel durch Censurstreiche verstümmelt hatte, ich persönlich zu ihm ging und ihn um Gnade für meine von ihm zum Tode verurtheilten Geisteskinder bat. Dann setzten wir uns zusammen und er half mir überlegen, wie das von ihm Gestrichene dem gleichen Sinne nach, nur in unverfänglicher, von ihm nicht zu beanstandender Form, dennoch gesagt werden könne, und gewöhnlich fanden wir einen Ausweg. Etwas ähnliches geschah bei Gelegenheit einer mich betreffenden Confiscation. Ich hatte, weil meinen Zeitschriften, trotz anfänglich günstigen Erfolges, durch Verbote in mehreren deutschen Staaten ihre Existenzfähigkeit

immer mehr beschränkt ward und der Verleger sie deshalb nicht fortführen wollte, mich entschließen müssen, dieselben, um wenigstens das Letzte zu versuchen, in Selbstverlag zu nehmen. Vorläufig gesagt, warne ich alle Schriftsteller vor diesem Wege, denn geistig produciren und geschäftlich disponiren verträgt sich nicht zusammen; ich wenigstens habe für jenen „Selbstverlag“ (allerdings unter den damaligen erschwerenden Umständen) mit harten Opfern büßen müssen. Eines schönen Tages nun kam ein Beamter des Raths in Begleitung eines Assistenten in meine Wohnung, um ein eben erschienenenes Heft im Auftrage der Behörde zu confisciren. Die Mehrzahl der Exemplare war versandt, aber ein ansehnlicher Stoß solcher stand doch noch in einem Winkel des Zimmers. Der Beamte, der offenbar nicht sehen wollte, ging überall hin, nur nicht in jenen Winkel, und war eben im Begriff, sich wieder zu entfernen, indem er halbblaut äußerte: „es sei ja nichts mehr vorhanden“, als der dienstfeirigere Assistent ihn auf das unglückselige Opfer der Preßpolizei im Hintergrund aufmerksam machte, worauf denn Jener, sichtlich ungerne, zurückkehrte und nun natürlich nicht umhin konnte, die Confiscation zu vollstrecken.

Noch eine Betrachtung über die damaligen Preßzustände drängt sich mir auf. Wenn ich das Namensverzeichnis der Mitarbeiter an meinen beiden Zeitschriften und die mit denselben geführte Correspondenz überblicke, so fällt es mir auf, nach wie verschiedenen Richtungen ein nicht geringer Theil Derer, die damals auf dem gleichen Standpunkt mit mir standen oder doch zu stehen glaubten, später auseinander gegangen sind. Da sehe ich Manche, die seitdem weit links, Andere, die weit rechts sich gewandt haben. Ich gebe dies weniger einer Wandelbarkeit der Ueberzeugungen schuld, als der Unklarheit, die damals noch in Bezug auf die Parteistellungen herrschte. Erst die intensivere Bewegung des Jahres 1848 und der folgenden, welche die politischen Gegensätze vertiefte und verschärfte, hat Vielen ihre eigentliche Parteistellung zum Bewußtsein gebracht, während vor 1848 namentlich nach der liberalen Seite hin sich allerhand Elemente zusammenfanden, die innerlich doch nicht so recht zusammengehörten.

Ich kehre von dieser Abschweifung zu den politischen Vorgängen der 40er Jahre und meiner Betheiligung daran zurück. Zu den wichtigsten dieser Vorgänge gehörte die, schon seit 1842 (seit dem Erscheinen des Buches von Uwe Vornsen, „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins“) innerlich gährende, 1846 durch den „Offenen Brief“ Christians VIII. zum vollen Ausbruch gebrachte schleswig-holsteinische Bewegung, diese Bewegung, die wie ein rother Faden sich durch die ganze deutsche Bewegung der 40er und 50er Jahre hindurchzieht, bis sie zuletzt durch die Krisis von 1863—1866 zur endgiltigen Lösung der deutschen Frage selbst den Anstoß gab. Ich habe dieser Bewegung vom Anbeginn an die thätigste Theilnahme gewidmet, habe auch persönlich mit verschiedenen Wortführern in den Herzogthümern, mit Claussen, Olshausen, Hansen-Eckernförde, Wienborg u.,

lebhaft verkehrt. Im Herbst 1846 wohnte ich auf einer Reise dem Festmahl bei, welches in Kiel den Mitgliedern der schleswigischen und holsteinischen Ständeversammlungen gegeben wurde, die sich freiwillig aufgelöst hatten, weil ihnen verwehrt ward, gegen den „Offenen Brief“ und das darin enthaltene Attentat auf die Selbstständigkeit der Herzogthümer verfassungsmäßige Schritte zu thun. Ich lernte dabei voll Freude und Bewunderung den Geist jenes Stammes kennen, der ruhig, aber zäh sein Recht und das damit eng verbundene Interesse Gesamtdeutschlands verteidigte, ein Kampf, in dessen einträchtiger Führung alle Partei- und Ständeunterschiede verschwanden, und ich kehrte von dort mit dem sicheren Vertrauen zurück, daß dieser wadere Stamm niemals sich aufgeben, daher auch niemals uns verloren gehen könne.

Neben den politischen und nationalen Fragen beschäftigten mich damals auch schon die socialen. Ich hatte die socialistischen Schriften der Franzosen, namentlich die sehr geistvollen des Fourieristen Considérant, gründlich studirt, auch bei einem Aufenthalte in Paris 1844 öffentlichen Vorträgen beigewohnt, die dort in dem Redactionslocal der „*Démocratie pacifique*“, des Organs der Fourieristen, gehalten wurden. Was damals von socialistischen Schriften in Deutschland auftauchte (die selbstständigen deutschen Socialisten Marx, Engels, Weitling lebten und schrieben im Auslande), das erschien mir als ein sehr matter Abklatsch der, darin offenbar gründlicheren und originelleren Franzosen. Ich sprach mich in meinen Zeitschriften gegen die Grundsätze des Socialismus aus, während ich gleichzeitig auf allerhand theils schon bestehende, theils nach meiner Ansicht mögliche Einrichtungen für Verbesserung des Looses der Arbeiter im Rahmen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung hinwies. Das Gleiche that ich in öffentlichen Vorträgen, die ich 1846 erst in Leipzig, dann in Dresden hielt. Da an letzterem Orte damals eben der Landtag versammelt war, so sah ich viele Mitglieder der hohen Aristokratie aus der ersten Kammer als Hörer zu meinen Füßen; sie waren offenbar gespannt, zu vernehmen, was wohl von dem „rothen Gespenst“ zu fürchten sei. Ich habe diese Vorlesungen in den Druck gegeben unter dem Titel „*Ueber Socialismus und sociale Fragen*“ (1847). In Leipzig wiederholte ich dieselben vor einem Kreise von Arbeitern, die mich darum angingen, mußte aber hierbei wahrnehmen, daß für dieses Publikum zwar die Schilderungen der weitgreifenden und meist utopischen Pläne der Socialisten Reiz hatten, viel weniger jedoch die nüchternen Betrachtungen über wirklich ausführbare Reformen zu Gunsten des Arbeiterstandes.

An mir selbst machte damals ein in Leipzig lebender Socialist einen Belehrungsversuch. Erinnerung davon ist mir nur noch der widerliche Eindruck gänzlicher Vaterlandslosigkeit, womit derselbe alle nationalen Anliegen, u. A. auch den Kampf der Schleswig-Holsteiner um ihr Recht und ihre Nationalität, in der cynischsten Weise behandelte.

Die Hoffnungen, welche ich in Betreff der deutschen Frage an eine Constitutionalisirung Preußens geknüpft hatte, waren leider zu Enttäuschungen

geworden. Schon wenige Jahre nach dem Thronwechsel daselbst schaltete wieder in immer verstärktem Maße eine planmäßige Reaction im Politischen, wie im Kirchlichen. Natürlich mußte ich diese in meinen Zeitschriften bekämpfen, und um so entschiedener, je mehr mir ein gutes Verhältniß Preußens zu dem ganzen freier denkenden Theile der Nation und zu den constitutionellen deutschen Staaten am Herzen lag. Allein für die tiefe Wahrheit, die Shakespeare in seinem „Vear“ den treuen Diener Kent dem irragenden König zurufen läßt: „Töbte nur deinen Arzt, und fördere so die verderbliche Krankheit,“ hatte man in dem damaligen Preußen kein Verständniß; man verfolgte unerbittlich diejenigen, welche, eben weil sie es mit dem preußischen Staate gut meinten, den Leitern desselben freimüthig die Wahrheit sagten. So wurden 1845 auch meine beiden Zeitschriften mit Einem Schläge in Preußen verboten.

Da brachte das Jahr 1847 das damals Unerwartetste: die Berufung eines „Vereinigten Landtages“ für Preußen. Ich knüpfte an dieses Ereigniß neue Hoffnungen. Der doctrinäre Standpunkt, auf den H. Simon in seinem „Annehmen oder Ablehnen“ sich stellte, schien mir höchst bedenklich, ich schrieb dagegen eine Schrift: „Die Aufgabe des Vereinigten Landtags“, worin ich ausführte: der Landtag müsse auf jeden Fall zusammentreten, allerdings aber Alles daran setzen, um den ihm so eng gesteckten Kreis seiner Rechte zu erweitern. Die Beckerath-Muerstwald'sche Adresse und der ganze Gang der nachfolgenden Verhandlungen des Landtages gab mir insofern Recht, als die Mehrheit der Ständecurie den von mir bezeichneten Weg wirklich betrat, wenn auch freilich ohne Erfolg.

Zur Eröffnung des Vereinigten Landtags reiste ich selbst nach Berlin, um wenigstens so viel als möglich (die Sitzungen waren bekanntlich geheime) den dortigen Vorgängen nahe zu sein und mich darüber zu orientiren. Ich verkehrte mit verschiedenen Mitgliedern der Opposition, namentlich der rheinischen, neben Hansemann und Stedtmann, die mich schon auf der Hinreise nach Berlin in Leipzig aufgesucht hatten, besonders mit Beckerath und Mevissen, lernte auch F. Jacoby (der eine Art von offenem politischen Salon hielt), lernte H. Simon, ferner die Schleswig-Holsteiner Weseler und Tiedemann kennen, die gekommen waren, um ihre Sache einflußreichen Abgeordneten an's Herz zu legen. Noch in demselben Jahre schrieb ich dann die „Geschichte des ersten preußischen Reichstages“, wozu mir die namhaftesten Führer der Opposition, Beckerath, Muerstwald, Schwerin, Hansemann, werthvolles Material lieferten.

Das Buch ward sofort in Preußen und mit freundschaftlicher Dienstwilligkeit auch in Sachsen verboten, confiscirt, auf's Strengste verfolgt.

Wie sehr war ich daher überrascht, als im Frühjahr 1849, wo ich als Mitglied der sog. „Kaiserdeputation“ in Berlin anwesend und mit dieser am Abend des 3. April Gast des Prinzen von Preußen war, die erlauchte Wirthin die Frage an mich richtete: „Sie sind der Verfasser einer Geschichte

des ersten Vereinigten Landtags?“ und auf meine Bejahung fortfuhr: „Sie haben damals leider nur zu richtig prophezeit!“ Ich hatte am Schlusse jenes Buches gesagt:

„Der entscheidende Schritt aus dem absoluten in den Verfassungsstaat muß gethan werden — darüber kann nach den Verhandlungen dieses Reichstags kein Zweifel mehr sein. Je später man sich zu diesem Schritte entschließt, desto schwieriger wird er; je länger man die Gabe aufschiebt, desto mehr wird sie den Werth einer freiwilligen verlieren, wird als eine abgedrungene erscheinen. Ist es wohl weise von einer Regierung gehandelt, die Befriedigung der gerechtesten Wünsche des Volkes so lange hartnäckig zu versagen, bis sie in Bedrängniß ist? Solche Grundsätze sind wahrhaftig nicht conservativ, sondern destructiv, ja revolutionär, denn sie säen den Samen von Revolutionen, sie provociren fast gewaltsam das Volk, sich das zu erzwingen, was man seinen gemäßigsten und inständigsten Bitten verweigert. Durch solche Grundsätze ist schon manches Land und manche Regierung in Verwirrung und Unglück gestürzt worden. Möge Preußens guter Genius es vor einem ähnlichen Schicksal bewahren!“

Doch — hier ist die Grenze erreicht, die ich diesen vorläufigen Mittheilungen aus meiner Selbstbiographie gesteckt habe. Wollte ich das ereignißvolle Jahr 1848 in dieselben einbegreifen, so müßte ich den Raum, der mir hier gewährt ist, um Vieles überschreiten. Wer daher für diese harmlosen Blandereien über mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte sich etwa lebhafter interessieren sollte, den muß ich wegen des Weiteren auf das bevorstehende Erscheinen des Buches selbst verweisen, dessen Vorläufer der obige Artikel ist.





Beowulf,

das älteste germanische Epos.

Von

Wilhelm Herz.

— München. —

Am frühesten unter allen Germanen erblühte eine poetische Literatur bei jenen deutschen Stämmen, welche sich allmählig im Laufe des fünften und sechsten Jahrhunderts in Großbritannien angesiedelt hatten. Ihre Hauptmasse bildeten Angeln aus Schleswig und Sachsen aus Holstein, welche sich selbst seit dem achten Jahrhundert unter dem Collectionnamen Angelsachsen zusammenfaßten. Ihre Sprache jedoch, einen niederdeutschen, dem Friesischen nächstverwandten Sprachzweig, nannten sie vorzugsweise nach den an Zahl überwiegenden Angeln Englisc, auch sich selbst Engliscmen, anglische Männer, und so heißen sich ihre Nachkommen bis heute. Die Glanzzeit ihrer Dichtung fällt in's achte Jahrhundert. Das größte und wichtigste Denkmal dieser Periode ist das Gedicht von Beowulf, das einzige vollständig erhaltene Epos aus altgermanischer Zeit und als solches von unschätzbarem Werthe. Der einzige Ueberrest unseres deutschen Heldeengesangs, das Hildebrandslied, das an Alter dem Beowulf gleichsteht, ist leider nur als lückenhaftes Bruchstück auf uns gekommen.

Seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts war der Sieg des Christenthums unter den Angelsachsen entschieden. Kein anderer germanischer Stamm gab sich mit solch frommem Eifer der neuen Lehre hin. Könige von Wodens Geschlecht traten als Mönche und Einsiedler in den Dienst des Zimmermannssohnes; gekrönte Helden, deren stolze Freude gewesen war, blutige Wähe aus Helmen zu hauen, stellten sich mit dem Stab in der Hand den anstürmenden Feinden des Evangeliums entgegen, um sich wehrlos tödten zu lassen. Christliche Wissenschaft fand geistvolle Pflege. Pilger wanderten in

Schaaren nach der ewigen Stadt, und feurige Glaubensboten trugen das Kreuz unter ihre heidnischen Stammesgenossen auf dem Festlande. Auch der Dichter, dem wir die überlieferte Bearbeitung des Epos verdanken, war ein Christ, ein christlicher Geistlicher.

Aber die zu Grunde liegenden Heldenlieder reichen weit in die heidnische Zeit zurück. Der Gegenstand des Gedichtes sind heidnische Mythen, auf einen menschlichen Helden übertragen. Zahlreiche Episoden eröffnen Ausblicke in eine reiche verbämmernde Sagenwelt vorchristlicher Zeit. Mit epischer Ausführlichkeit wird uns der menschliche Schauplatz der Sage, werden uns Lebensformen und Sitten der heidnischen Germanen geschildert. So kommt unserem Gedichte neben dem ästhetischen und mythologischen ein hohes culturgeschichtliches Interesse zu. Als treues Spiegelbild altdeutschen Lebens zeigt es uns klarer denn alle Chroniken das Treiben eines königlichen Hofhalts, das Zusammensein des Königs mit seiner Gefolgschaft. Wir belauschen die kampfstolzen Reden, die Ruhmstreitigkeiten der metherrichteten Gäste; wir hören des Sängers Harfenspiel und den fröhlichen Tumult des Gelages. Schmuck und Rüstung, Waffen und Rosse lernen wir kennen, die Schifffahrt auf dem vielnamigen Meer, das Ceremoniell des Hofes und die Bräuche der Gastfreundschaft, die Verherrlichung der Lebenden und die Bestattung der Todten in Leichenbrand und Hügelgrab, und wenn auch die Namen der alten Götter verwischt sind, so bleiben uns doch Zeugnisse genug für die Lebensanschauung der heidnischen Germanen, ihren Schicksalsglauben und ihre ethischen Ansichten.

Erhalten ist uns das Gedicht in einer Pergamenthandschrift des zehnten Jahrhunderts, welche Sir Robert Cotton um den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts seiner Sammlung angelsächsischer Sprachdenkmäler einverleibte und welche mit dieser in den Besitz des britischen Museums in London übergegangen ist. Dem Feuer, das im Jahre 1731 einen großen Theil dieser kostbaren Sammlung zerstörte, ist die Handschrift durch ein günstiges Geschick, freilich nicht unbeschädigt, entgangen, da die Hitze bereits die Pergamentblätter aufzurollen begonnen hatte. Den ersten Druck besorgte der dänische Gelehrte Thorkelin im Jahre 1815, und seitdem haben nordische, englische und deutsche Gelehrte in der wissenschaftlichen Pflege des sprachlich und sachlich äußerst schwierigen Gedichtes gewetteifert. Haben doch sämtliche germanische Völker der Gegenwart Ansprüche auf diese Dichtung, die Scandinaven, weil von ihnen die Sage kam, die Deutschen, weil das Volk, in dessen Sprache das Werk abgefaßt ist, deutschen Ursprungs war, und die Engländer, weil sie zum überwiegenden Theil von diesem Volke stammen.

Die Versform des Gedichtes ist die allgemein germanische der alliterirenden Langzeile. Dieser heroische Vers der Germanen wird durch eine Cäsur in zwei Hälften getheilt. In jeder Halbzeile sind zwei Hebungen und mindestens eine Senkung, wobei der Auftact, d. h. die der ersten Hebung vorangehenden Silben, nicht mitgezählt wird. In der Hebung kann immer

nur eine einzige Silbe stehen, in der Senkung dagegen mehrere, im Beowulf jedoch selten über drei, nie über fünf. Aus der wechselnden Zahl und Stellung der Senkungen ergibt sich die für den epischen Vers nothwendige Mannigfaltigkeit des Rhythmus. Die Hebungsilben sind die Träger der Alliteration, des sogenannten Stabreims, und zwar in der Weise, daß zwei oder eine (im letzteren Falle am besten die erste) in der ersten Halbzeile und die erste in der zweiten Halbzeile den gleichen Anlaut haben. Alle Vocale reimen untereinander, weil — für unser Ohr kaum mehr vernehmbar — jedem im Anlaut gesprochenen Vocal ein leiser Faucalconsonant vorangeht, der durch das Aufspringen des Kehlkopfs entsteht und in der griechischen Schrift mit dem spiritus lenis, in der arabischen mit dem Buchstaben Elif bezeichnet wird. Die letzte Hebung darf nur dann den Stabreim tragen, wenn in derselben Zeile zwei Stabreime abwechseln oder sich kreuzen. In der Hebung können nur solche Silben stehen, welche dem Sinn nach die wichtigsten im Satz sind. Die Gesetze der germanischen Metrik sind also mehr logischer als musikalischer Natur. Wie schon in der Ursprache der Germanen der Hauptton im Worte auf die Wurzelsilbe als die Trägerin des Vorstellungsausdrucks gelegt wurde, so herrschte auch von Anfang an in ihrer Metrik nicht das Gewicht des sinnlichen Lautes wie bei den classischen Völkern, sondern das seiner geistigen Bedeutung. Diese Bevorzugung des innern Gehaltes vor der äußern Form, wodurch sich die Germanen zu ihrem Vortheil und Nachtheil von den andern Völkern unterscheiden, bildete von Urbeginn an das typische Merkmal germanischen Wesens.

Jenes stoßweise Hervorheben der sinnstärkenden Silben, das beim Vortrag wahrscheinlich durch einen Griff in die Saiten noch verstärkt wurde, giebt der ganzen Darstellungsweise den Charakter des Gewaltigen, einer leidenschaftlichen Erregung, die dem epischen Stil nicht günstig ist. Die Schwierigkeit der Alliteration brachte Variation des Gedankens in synonymen Ausdrücken, Einschlebung reimgebender Appositionen mit sich, wodurch der Gang der Dichtung etwas schwerfällig nachdrückliches erhält. Gleichnisse sind sehr selten, um so häufiger schmückende Beiwörter und Metaphern, zum Theil von großer poetischer Kraft und Anschaulichkeit. Einige Beispiele mögen folgen, obgleich die Schönheit der alten Composita sich in der modernen Uebersetzung kaum ahnen läßt: das Schwert heißt Freund im Kampf, Kampfgenos, Kampfleuchte, Kraftstütze; der Speer Kraftholz, Todeskraft; der Krieg Schreckenszug, Kummerfahrt, Schwerterhaß, Schwertersturm, Kampfspiel, Wettspiel der Schilde; die Wunde heißt Schwertbiß; das quellende Blut Schwerttrunk; der Gedächte Schwertwolf; das Schiff Meerholz, Meerbaum, Wogengänger; das Segel Meergetwand; das Meer der Wogen Becken, der weite Grund, Walfischweg, Schwanenweg, Taucherbad (nach der Taucherente). Die Sonne wird genannt des Aethers Lampe, des Himmels Juwel, die Weltleuchte, des Himmels Wonne, das Feuerzeichen Gottes. Das Lied heißt Lust der Halle; die Harfe Freudenholz, Freuden-

baum; der Sänger Freudenbringer. — Diese und zahlreiche andere Formen des poetischen Ausdrucks sind formelhaft, Merkmale einer langgeubten, bererbten Kunst.

Die Alliteration, welche bei uns in Deutschland schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts durch den Endreim verdrängt wurde, hat sich im conservativeren England durch das ganze Mittelalter behauptet und war besonders noch im vierzehnten Jahrhundert populär. Die angelsächsischen Geistlichen brachten sie selbst in ihren lateinischen Gedichten an.

Das Gedicht, das 3183 Langverse zählt, zerfällt dem Inhalt nach in zwei Theile. Der erste groere Theil behandelt die gewaltigste That des jungen Beowulf, der zweite das Ende des greisen Helden im Kampf mit einem Drachen. Es sind hier offenbar zwei alte selbständige Lieder zu einem Ganzen verarbeitet. Der Schauplatz des ersten Theiles ist Dänemark, der des zweiten Gtland im südlichen Schweden.

Die Erzählung beginnt mit einer Verherrlichung des dänischen Knigsgeschlechts. Nach der mit der Schwanrittersage verwandten dänischen Stammsage kam in grauer Vorzeit, da eine schwere Drangsal das Volk betroffen hatte, ein Kind mit Waffenkleinodien in einem Rachen über's Meer dahergeschwommen, Niemand wußte von wannen. Es erhielt den Namen Skjld (Schild); vielleicht war das Fahrzeug nach der ursprünglichen Sage ein Schild gewesen. Der kleine Fremdling wuchs heran und wurde ein mächtiger König, dem alle umsitzenden Völker über das Meer hin Tribut bezahlen mußten. Diese Sage, welche sicher den Gegenstand eigener Lieder gebildet hat, wird vom Dichter als bekannt vorausgesetzt. Er begnügt sich mit kurzen Andeutungen und hebt nur ihren Schluß, die Erzählung von der Bestattung Skjlds, hervor: Als nach langer, ruhmvoller Lebenszeit der liebe Landesfürst seinen Tod herannahen fühlte, da befahl er den trauten Genossen, daß sie seine Leiche dem Meere übergeben sollten. Da rsteten sie ein Schiff, glänzend wie Eis, legten den Todten nahe zum Mast, häuften Kleinode um ihn, schmückten den Kiel stattlich mit Kampfswaffen und Kriegsgewanden, mit Schwertern und Ringpanzern, setzten ihm ein goldenes Banner hoch über's Haupt (zum Zeichen, daß ein König an Bord sei) und überließen ihn den Wogen des Meeres. So schied der Ketter des Volkes geheimnißvoll, wie er gekommen war.

Nach ihm hießen die Könige der Dünen und das ganze Dnenvolk Skjldinge. Ein Urenkel Skjlds war Frodgar (das deutsche Rdeger); dem war Heerglck verliehen, Kampfes Ehre, und seine Mannen dienten ihm gerne. Als der Held ergraute und eine herrliche Jugend um sich emporblhen sah, ein gewaltig Geschlecht, da gedachte er, daß er ein Saalhaus bauen wollte, der Methhallen größte, um dort auszuruhen bei frohem Gelage im Kreise seiner Helden und all' seine Schtze mit ihnen zu theilen. Weit her wurden Werkleute zusammenberufen, und der König erlebte die Freude, daß er den Bau vollendet sah, wie er von einem Hügel herab über die Lande schimmerte.

Diese Halle haben wir wohl im Mittelpunkt der dänischen Herrschaft, auf Seeland, zu suchen. Sie lag vor den Wällen der Königsburg an einer mit bunten Steinen gepflasterten Straße, welche von dem nächsten Landungsplatz in's Innere der Insel führte. Mit der Burg war sie durch einen Weg, den sogenannten Methsteig, verbunden. Wenn wir uns von diesem Bau, dem Idealbild einer angelsächsischen Königshalle, eine Vorstellung machen wollen, so dürfen wir uns nicht einen stolzen Quaderbau denken, sondern einen Holzbau nach uraltem germanischem Stile. Wie Tacitus berichtet, bauten die Germanen aus rohem Gebälk, welches sie an einzelnen Stellen mit feiner, glänzender Erde farbig bestrichen. So errichteten auch die Angelsachsen auf einem steinernen Fundament hölzerne Umfassungswände, und zwar waren die Balken hierbei entweder aufrechtstehend und durch Klammern verbunden oder horizontal über einander gelegt nach Art der Blockhäuser. Hrothgars Halle hatte nach Andeutungen des Gedichtes die senkrechte Balkenstellung und wurde von innen und außen durch fortlaufende Klammern zusammengehalten. Der Eingang war zu ebener Erde, und vor der Thüre zog sich eine Bank hin, wo sich die Ankömmlinge niederließen, bis sie vom König empfangen wurden. Den Bau krönte ein steil ansteigendes Giebeldach mit farbiger, schimmernder Bedeckung von Ziegeln oder bemalten Schindeln. An jedem Dachgiebel ragte ein Hirschhorn hervor, und zwar nicht von natürlichen Geweihen, sondern von kolossalem, phantastischem Schnitzwerk, wie es noch bis auf den heutigen Tag an nordischen Gebäuden erhalten ist. Von diesem Hornschmuck nannte Hrothgar seine Halle Heorot, d. h. Hirsch. Das Dach stützten im Innern ein oder zwei Holzpfeiler, die sogenannten Hallbäume. Zwischen ihnen, in der Mitte des Hauses war der Heerd, in der ältesten Zeit eine einfache Feuerstätte auf dem Fußboden, später mit Feuermauern und Roststangen versehen. Der Rauch zog durch die hoch angebrachten, unverglasen Fenster und durch eine von einem Schirmdach bedeckte Oeffnung über dem Heerd. In unmittelbarer Nähe des Heerdes erhob sich auf einer Estrade der Hochsitz des Königs mit Raum für drei Personen, den König, die Königin und des Königs nächsten Verwandten. Von da aus zogen sich in Hufeisenform die Bänke um den Heerd, mit Schnitzarbeit und Gold geziert. Tische waren beim Trinkgelage nicht von Nöthen: die Gäste hielten die Hörner oder Becher fortwährend in der Hand. Beim Mahle dagegen wurden vor die Einzelnen kleine Tische gestellt. Der Fußboden war theils mit Holzdielen belegt, theils mit bunten Steinen gepflastert. Die Wände der Halle und das offen sichtbare Dachgebälk glänzten von Gold und brennenden Farben. Bei festlichen Gelegenheiten behängte man die Wände überdies mit kostbaren Webereien.

Dort saß der milde König inmitten seiner Gefolgschaft. Das waren freigeborene Männer, einheimische und fremde, welche meist aus Mangel an eigenem Grundbesitz freiwillig in den Dienst des Königs getreten waren. Auch für Söhne fürstlicher Geschlechter war es keineswegs beschämend, ihre kriegerische Laufbahn im Comitatus eines großen Herrn zu beginnen. Inner-

halb desselben gab es, wie Tacitus bezeugt, verschiedene Rangstufen, nach Maßgabe der Meinung, welche der Herr von den Einzelnen hatte, und ein großer Wettstreit war einerseits unter dem Gefolge, wer den ersten Platz bei dem Herrn einnehme, und andererseits unter den Herren, wer das meiste und muthigste Gefolge habe. „Das war ihre Ehre, das ihre Stärke, immer von einer stattlichen Schaar erlesener junger Männer umgeben zu sein, im Frieden ihr Hofstaat, im Krieg ihre Leibwache.“ Diese Gefolgsbegen bildeten mit den Angehörigen des Königshauses eine große Familie, der Mann dem Herrn, der Herr dem Manne in schöner Gegenseitigkeit zu Liebe und Treue verpflichtet. Es war eine Schande für den König, einem seiner Degen an Tapferkeit nachzustehen. Daher heißt es von Hrothgar in unserem Gedicht: „Niemals fehlte er an der Spitze des Kampfes.“ Daher auch das bezeichnende Epitheton „königskühn“, daher auch das deutsche Wort Fürst, der Vorderste (englisch first). Dagegen war es wiederum eine Schande für das Gefolge, dem Herrn an Tapferkeit nicht gleichzukommen. Nach Tacitus war der für immer ehrlos, der seinen Herrn überlebend vom Schlachtfeld ging. Daß dieses Ehrengesetz in der ganzen angelsächsischen Zeit ungeschwächt fortlebte, dafür bieten uns Geschichte und Dichtung die großartigsten Zeugnisse. In Bezug hierauf sagt unser Gedicht: „Besser den Tod als ein Leben in Schande!“ War doch der gefällige Tod im Kampf nach allgemein germanischer Anschauung das schönste und würdigste Ende des Mannes. Der heilige Bonifaz hat uns in einem Briefe einen Spruch seiner angelsächsischen Heimath überliefert, worin es heißt: „Der Lohn des Feiglings ist, daß er einsam sterben muß.“ — Den Herrn zu vertheidigen und sogar die eigenen Helbenthaten ihm zum Ruhme anzurechnen, war des Kriegers erste Pflicht. Dafür war des Königs höchste Tugend Freigebigkeit gegen den Dienstmann. Nicht bloß die zufällige Kriegsbeute, sondern Haus und Heerd theilte er mit ihm, stets darauf bedacht, den lieben Kampfgenossen durch Geschenke von Roffen, Waffen und Ringschmuck zu erfreuen. Daher heißt der König in unserem Epos Ringspender, Schatzvertheiler, der gerne Gebende, Freund und Herr, der Kämpfer Schutz, der Goldfreund der Männer. Als der Hausvater heißt er hlaf-weard, hlaford, Brotwart, Brotherr, das heutige lord, wie die Königin als Hausmutter hlaf-weardige, hlaefdige, Brotherrin, daher altenglisch levedy, neuenglisch lady. Die Dienstmannen hießen Genossen im Allgemeinen und näher bestimmt Hausgenossen, Saalgenossen, Heerdgenossen, Tischgenossen, Fahrtgenossen, Schildgenossen, auch Hagestalden (d. h. Hagebesitzer, ursprünglich der Titel der jüngeren Söhne, die nur einen Hag, ein Nebengut, erhielten, im Gegensatz zum Herrenhof des Erstgeborenen, dann junge Männer, Dienstmannen im Allgemeinen, daher das heutige Hagestolz). Ihre Gesamtheit hieß Volk; die erste Bedeutung dieses Wortes ist Kriegerschaar, daher folgen = Kriegsdienste thun.

Diese Gesamtheit wurde abgetheilt in die dugudh (Tugend, tüchtige Schaar), die Schaar der Männer, und die geogodh (Jugend), die Schaar

der Jünglinge, eine Unterscheidung, welche vollkommen dem späteren Gegensatz zwischen Rittern und Knappen entspricht.

Nie hatte eine Gefolgschaft einen freundlicheren Herrn, als die im Georot saß um König Hrothgar. Da erscholl Jubel jeglichen Tag, Harfenklang und heller Sang des sagenkundigen Sängers. Das hörte in der Ferne ein graufiger Unhold, der Riese des Moors, der mit seiner schrecklichen Mutter in ewiger Nacht den schlammigen See bewohnte, das neblige Sumpfmeer. Der grimme Gast war Grendel geheißen. Ihn erbohte der fröhliche Lärm, der in seine freudenlose Wohnung herüberhallte, und er ging eines Nachts zu dem hohen Haus, wo die Heldenchaar sich nach ihrer Gewohnheit ihr Lager bereitet hatte; er fand die Männer schlafend nach dem Gastmahl, packte und erwürgte ihrer dreißig und schleppte sie heim, des Traktes frohlockend. Da erscholl statt des Jubels Wehgeschrei; im Zimmer um seine Mannen saß der gute König. Hier gab es keine Gegenwehr, keine Hilfe. An des Menschenfeindes Hornhaut haftete kein Schwert, und wieder kam er und verübte neuen Mord, neuen Gräuelf. Wohl gelobten oft beim Trunkte kühne Helden, daß sie im Saale Grendels warten wollten; dann fand man aber zur Morgenzeit die Halle voll geronnenen Blutes, alle Bankdielen roth überströmt, und immer kleiner wurde Hrothgars Gefolgschaar. Manches Mal saß der König mit seinen Weisen zu Rathe; aber sie sahen des Unheils kein Ende. Denn mit dem wilden Dämon war nicht zu verhandeln, noch gegen Tribut Frieden zu schließen. Vergeblich waren alle Gebete bei ihren heidnischen Götterzelten, die Verheißung von Weihgeschenken. Der Mordgast saß zur Nachtzeit in dem verödeten Festsaal.

So duldete zwölf Winter lang der alte König unablässiges Weh. Die schaurige Kunde aber verbreitete sich über Land und Meer, und so vernahm sie ein Held drüben bei den Gauten. Das war Beowulf, Ecgtheows Sohn, der Nefle des Gautenkönigs Hygelac, vom fürstlichen Stamme der Wägmundinge. Nach seines Vaters Tod war er als siebenjähriger Knabe an den Königshof gekommen, wo er in der Gefolgschaar aufwuchs. Wie so mancher Held der Sage und des Märchens wurde er anfangs von seinen Landsleuten gering geachtet, und wenig Ehre erwies man ihm auf der Methbank; denn die Gauten sagten von ihm, daß er träge sei, ein untüchtiger Edeling. Aber als er erwachsen war, vollbrachte er Thaten wie Keiner vor ihm, und sie erkannten, daß er der Stärkste war von allen Kindern der Menschen. Da ward ihm reicher Ersatz für die Schmach seiner Jugend. Doch kein Haß, kein Uebermuth kam in seine Seele; freundlich war er gegen Alle, und — ein verrätherisches Lob für jene wilden Zeiten — niemals erschlug er beim Trunk einen Heerdegens. Er war ein echter Held: stark und milde, klug von Sinn, weiser Worte kundig.

Als er die Märe von Grendels Unthaten vernahm, befahl er sofort, daß ihm sein gutes Schiff gerüstet werde. Sein Gefolgsherr, der König

Hjgelac, widerrieth ihm die sorgenvolle Fahrt; aber kluge Männer stimmten dem Helden bei, obwohl sie ihn liebten, und ermunterten ihn mit der Deutung günstiger Zeichen. So erlas er sich vierzehn kühne Genossen und machte sich mit ihnen zur Meerfahrt auf.

Von hier an beginnt der epische Stil unseres Gedichtes sich breit zu entfalten. Die Freude am Seeleben beflügelt Sprache und Rhythmus; das Interesse am Treiben des Königshofes läßt die Erzählung liebevoll beim Einzelnen verweilen und verleiht diesem Theil des Gedichtes einen homerischen Zug. — Das Schiff liegt auf den Wellen. Gerüstet steigen die Männer auf das Steven (das Vordertheil des Schiffes); die Wogen strömen vom Meer auf den Sand. Die Helden tragen in des Schiffes Schooß leuchtende Geschmeide, stattliches Kampfszeug. Dann stoßen sie ab zu fröhlicher Fahrt. Da läuft über das Wogenmeer vom Winde getrieben mit schäumendem Halse das Schiff wie ein Vogel, bis daß es um dieselbe Zeit des andern Tages mit gewundenem Steven so weit gekommen ist, daß die Seefahrer Land erschauen, blinkende Meerklippen, steile Uferhöhen und weite Vorgebirge. Da ist die Fahrt zu Ende. Hurtig springen die Helden an's Land, daß die Panzerhemden klirren, und seilen das Seeschiff an. Da sieht vom hohen Ufer der Wächter der Stylbinge über das Landungsbrett glänzende Schilde tragen, treffliches Kriegszeug, und die Neugier läßt ihn nicht ruhen. Er kommt zum Gestade geritten; gewaltig schwingt er den Speer in den Händen und fragt mit feierlichen Worten: „Wer seid ihr der Kriegsgerüsteten, Panzerbewehrte, die ihr so den brandenden Fiel über die Seestraße führend daherkommt? Ich bin ein Grenzmann und halte die Seewacht, daß dem Lande der Dänen kein Feind mit einem Schiffsheer Schaden bringe. Nie traten hier schildtragende Fremdlinge offenkundiger auf, und doch wißt ihr nicht, ob ihr die Zustimmung unserer Krieger habt. Nie sah ich einen so gewaltigen Edeln auf Erden als der Eine da unter euch, ein Held in Kampfschmuck. Hier wurde kein niederer Mann mit Waffen geziert, wenn sein Antlitz nicht lügt, sein einziger Anblick. Nun muß ich aber eure Abkunft wissen, ehe ihr weiter als lose Späher in's Land der Dänen fürder fahrt. Darum, ihr fernwohnenden Meerwanderer, höret meine schlichte Meinung: mit Eile am besten kündet ihr mir, von wannen euer Kommen sei!“

Ihm antwortet der Vornehmste; der Führer der Schaar erschließt den Wortschatz: „Wir sind Leute vom Mannstamm der Gauten und Hjgelacs Heerdgenossen. Mein Vater war den Völkern bekannt. Der edle Fürst war Ecgtheow geheiß. Er lebte viele Winter, ehe er hinwegwanderte alt aus dem Hofstüb. Sein denken noch die Edeln weit und breit.“

Dann eröffnet Beowulf dem Strandhüter, was der Zweck seines Kommens sei, und jener weist ihn die steinbunte Straße nach dem Georot. Die Fremdlinge ziehen weiter. Auf Beowulfs Helm funkelt ein Eber mit Gold verziert. Die Kampfhemden schimmern, die harten, handgeflochtenen; das blank ringgeschmückte Schwert singt in der Rüstung, als sie zum Saale in

ihren Schreckensgewanden geschritten kommen. Dort lehnen die Seemüden die weiten, gewaltig festen Schilde an des Hauses Wand, stellen die eisenbeschlagenen Eschenspeere alle zusammen und setzen sich auf die Bank vor der Thüre, des Einlasses gewärtig.

Wir wollen indessen einen Blick auf ihre eben erwähnten Waffen werfen. Unter den Trugwaffen war die kostbarste das Schwert, theils von Bronze mit brauner Klinge, theils von Eisen. Oft war auch nur eine eiserne Schneide an die bronzene Klinge genietet. Die Klinge war damascirt und zwar, wie das Gedicht sagt, mit giftigem Saft, das Heft häufig mit Edelsteinen geschmückt, von Goldringen und Goldbrähnen umwunden, an Goldketten hängend. In älterer Zeit fehlte die Pariertange. Die übrigen Trugwaffen waren der Speer, ein Eschenschaft mit eiserner Spitze, das Hüftmesser (das sogenannte Sachs), endlich der Bogen und der besiederte Pfeil. Steinwaffen werden in unserem Gedichte nicht erwähnt. Die Schutzwaffen waren Helm, Brünne und Schild. Der kegelförmige Helm war meist von Leder, mit Bronze oder Eisen beschlagen, zuweilen mit drahtumspannenen Holzleisten besetzt zur Abschwächung der Schwertstöße, auch mit Gold und Wildwerk verziert. Die Brünne war ein Brusthemd aus Ringen und Maschen von Stahlbraht künstlich zusammengeflochten. Der Schild war von Holz, meist Lindenholz, mit metallnem Rand und Spangen. Von Beinrüstungen ist nirgends die Rede. Als Lieblings Schmuck trugen Männer wie Frauen spiralförmige Armringe, Halsringe und Brustgeschmeide von Erz oder Gold, die leßtern mit Edelsteinen besetzt. All' dies Handarbeiten der weisen Schmiede, die als die einzigen Künstler der Heroenzeit in hohem Ansehen standen.

Unterdessen hat der Bote und Kämmerer Frodthgar die Ankömmlinge bemerkt, Wulfgar, vom Fürstengeschlecht der Wendlen in Nordjütland. Er tritt heraus und fragt sie um ihre Herkunft, nicht ohne gleichfalls zuvor ihren herrlichen Anblick zu rühmen. Nachdem auch ihm Beowulf ausführliche Antwort ertheilt hat, stellt sich Wulfgar nach höfischem Brauch vor die Achseln des Königs und meldet ihm den Namen des Fremden. Da erwidert der alte Vielerfahrene: „Ich kannte ihn, da er ein Knabe war. Sein edler Vater hieß Ecgtheow; dem gab Fredthil der Gautenkönig die einzige Tochter. Nun ist sein Sprößling hiehergekommen, den holden Freund zu grüßen. Seefahrer sagten mir, daß er die Kraft von dreißig Männern im Handgriff habe. Laß ihn und seine Schaar eiligst eintreten und sag' ihnen, daß sie dem Volke der Dänen willkommen seien.“

Die Fremden werden hereingeführt, stellen sich vor dem Hochsitz des Königs auf, und Beowulf beginnt: „Heil Dir, Frodthgar! Ich bin Hygelacs Blutsfreund und Gefolgsmann. Viel Ruhmesthaten vollbrachte ich in der Jugend.“ — Mit jenem naiven heidnischen Mannesbewußtsein, dem Bescheidenheit und Demuth noch nicht als Tugenden gelten, weist er hin auf seine

gewaltigen Kämpfe und verheißt, den Georot von dem blutigen Unhold zu befreien oder hier im Saale das Leben zu lassen.

Es war germanischer Heldenbrauch, sich mit solchen kühnen Krafttreden zur Durchführung gefahrvoller Unternehmungen zu verpflichten, ein Brauch der sich bis in die abenteuerlichen Gelübde der spätesten Ritterzeit forterhielt. Ein solcher Heldenspruch hieß mit einem nun verlorenen Worte angelsächsisch *gilp*, hochdeutsch *gelf*.

Mit Freuden vernimmt der alte König des jungen Helden Entschluß und erzählt ihm weitschweifig nach Greisenart von seinem Vater Ecgtheow und von Grendels Unthaten. Dann schließt er den feierlichen Empfang und bittet die Gäste, am Gelage theilzunehmen. Den Gauthelben wird eine Bank geräumt, und zwar die mittlere, dem Hochsitz gegenüberstehende. Das war die Ehrenbank für die Gäste. Der Schenke, der in den Händen den schmutzen Alefrug trägt, waltet seines Amtes, und sie schlürfen den klaren Trank (wered, eine Art süßen Bieres). Dann und wann erhebt ein Sänger heiter seine Stimme, und Heldenjubiläum füllt die Halle.

Nur einem der Dänen war die Ankunft Beowulfs zum Reide, das war Unferd h (Unfried), der Sprecher des Königs. Der saß auf der Estrade zu Füßen des Thrones, und sein Amt war, die Unterhaltung beim Gelage zu leiten. Den wurmte es, daß ein anderer Mann mehr Ruhm haben wollte als er selber, und er begann „Streitrunen zu lösen“ (aufreizende Worte hinzumerfen):

„Bist Du der Beowulf, der mit Breca im Wettschwimmen kämpfte auf der weiten See, da ihr euch aus Uebermuth in's tiefe Wasser mit dem Leben wagtet? Niemand konnte euch die tolle Fahrt abrathen. Ihr schwammet durch die Meeresströme sieben Nächte. Er aber besiegte Dich; er hatte die größere Kraft. Drum versehe ich mich für Dich eines schlimmen Schicksals, obgleich Du sonst wohl im Kampfsturm taugtest, wenn Du Grendels eine Nacht hier zu warten wagst.“

Beowulf erwiderte: „Was hast Du doch alles, mein Freund Unferd h, trunken von Bier über Breca gesprochen und seine Fahrt! Die Wahrheit sage ich Dir, daß ich der Meerkraft mehr hatte als je ein anderer Mann. Wir beide gelobten uns, da wir Jünglinge waren, uns in das Weltmeer hinaus mit dem Leben zu wagen. Wir hatten ein nacktes Schwert in der Faust, womit wir uns gegen die Walfische zu wehren dachten. So schwammen wir neben einander fünf Nächte lang, bis uns die Fluth auseinander trieb, aufwallende Wasser, düsternde Nacht, der Wetter kältestes, und der Nordwind uns kampfsgrimm entgegenkam. Wild wurden die Wogen. Da bestanden mich die Ungeheuer der See; aber die goldgeschmückte Brünne schützte meine Brust vor ihren tödtlichen Griffen. Nicht sollten sie sich des Fraßes freun, im Kreise um mich gelagert auf des Meeres Grund, sondern am Morgen lagen der Nische neun todt auf dem Strande. Keinem Seefahrer sollten sie mehr die Straße verlegen. Da kam das Licht von Osten, das strahlende Feuer-

zeichen Gottes, und die Bogen glätteten sich, daß ich Vorgebirge sehen konnte, windige Wälle. So trug mich der Meeresstrom nach der Finnen Land. Das sage ich Dir in Wahrheit, Sohn Ecglafs, daß niemals Grendel so viel Graus verübt hätte, der furchtbare Walbgänger, gegen Deinen Herrn, wenn Dein Sinn so kampfgrimm wäre, wie Du schwachest. Nein, er hat empfunden, daß er von den Dänen keinen Widerstand zu fürchten braucht. Aber nun soll ihm der Ganten Macht und Stärke Streit entbieten. Dann komme, wer da mag, freudig zum Methe, wenn das Morgenlicht über die Kinder der Menschen von Sünden scheint!“ — Unserdh verstummt; aber der alte Dänenkönig freut sich dieser gewaltigen Worte. Helbengelächter erschallt, und wonnesam wechseln die Reden.

Da tritt in die Halle, ihrer Pflicht gedenkend, Hrothgars Gemahlin, die Königin Wealhtheow. Sie kommt, nach altem Brauch ihres Schenkamtes zu walten. Zuerst reicht die ringgeschmückte Frau ihrem Gemahl den vollen Becher und heißt ihn fröhlich sein beim Gelage. Dann umgeht sie die Bänke und schenkt den Meth den Männern und Jünglingen in köstlichen Gefäßen und nimmt, nachdem Beowulf auch ihr mit verheißender Rede das Herz erfreut hat, neben Hrothgar ihren Platz auf dem Hochsitz ein.

Wealhtheow und ihre später genannte Tochter Freaware sind neben der Gantenkönigin Hygd die einzigen Frauen, welche in unserem Epos auftreten, alle drei königlichen Geschlechts. Sie greifen aber keineswegs in den Gang der Ereignisse ein, wie die Frauen der Nibelungen- und der Gudrunsfage. Nur in einer Episode wird ein gewaltthätiges, grausames Weib erwähnt, die Angelnkönigin Thrydhho, die jeden Mann, der ihr frei in's Angesicht zu blicken wagte, tödten ließ. Die Haupthandlung zeigt die Königinnen einzig im freundlichen Amt der Wirthin, die versammelten Helben mit dem Willkommssbecher zu grüßen und mit Gastgeschenken zu erfreuen. Doch, wo sie erscheinen, werden sie mit Ehrerbietung genannt. Ihre Epitheta sind: herrlich, edel, hochweise. Sie heißen „Ehre des Heimwesens, Bier des Hauses“. Ihr Reich ist der Friede. Frauen waren das schönste Unterpfand der Versöhnung, von einem feindlichen Geschlecht in das andere vermählt; daher ihr poetischer Name „Friedeweberin“, „Friedensbund der Völker“. Freilich, so sagt unser Gedicht selbst, wenn der Fall eines Fürsten vorgegangen, ruht der Wodspeer nicht selten nur kurze Zeit, wie trefflich auch die Braut sei. In einer der Episoden taucht eine trauernde Frauengestalt in großen nebelhaften Umrissen auf, die Friesenkönigin Hildburh, welche mit ansehen muß, wie ihre Liebsten in Feindschaft gegen einander entbrennen, hier ihr Gatte und ihr Sohn, dort ihr Bruder und ihre Blutsfreunde, und wie sie sich gegenseitig in immer neu ausloberndem Haffe vernichten. Auch Freaware, wie das Gedicht andeutet, erwartet ein ähnliches Loos.

Mittlerweile war der Abend herangelommen und damit die Zeit, wo nach germanischem Brauche das Gelage beschloffen wurde. Hrothgar begleitete die Königin in das Frauenhaus; die Dänen zogen sich in die feste Burg

zurück, und Beowulf blieb mit seinem Gefolge in Georot allein. Er legte die eiserne Brünne, den Helm und das ziere Schwert ab. Da der Unhold sich nicht auf den Heldenkampf mit Schwert und Schild verstand, wollte auch er keine Waffe gegen ihn brauchen. Dann streckte er sich auf das im Saale bereitete Lager.

Da kam vom Moor her in finst'rer Nacht unter Rebelhalben der Schattengänger geschritten, mordgierig die Männer in der Halle zu beschleichen. Bald erreichte er das Haus; die eisenfeste Thüre brach ein, wie er sie nur mit der Hand berührte. Dann stürzte der Feind in den bunten Flur; in den Augen stand ihm ein gräuliches Licht, einer Flammenloze gleich, und als er die Schaar der Fremdlinge liegen sah, da lachte sein Herz. Rasch faßte er nach einem schlafenden Manne, zerschloß ihn unversehens, zerbiß ihm die Gelenke, trank das Blut aus den Abern und verschlang ihn in großen Stücken. Dann ging er weiter und griff nach dem Mann auf dem nächsten Lager. Der aber stützte sich auf den Arm, redete die Hand gegen ihn aus und packte ihn fest. Da empfand der Frevler sofort, daß er nie auf Erden einem härteren Handgriff begegnet sei, und jähe Furcht überfiel ihn. Er trachtete von dannen in seinen Schlupfwinkel zu fliehen. Aber der Held sprang auf und drückte ihn, daß ihm die Finger zerbrachen. Da drängte der Riese rückwärts nach der Thüre. Von seinem Stampfen erschachte der Saal; die Bänke stürzten übereinander; aber ihn hielt zu fest, der der Männer stärkster war. Ein Geschrei erscholl, wie es Menschenohren noch nie gehört. Alle Dänen faßte Entsetzen, als sie den Wehruf hörten, das Grauslied gellen des Gottverhassten, den sieglosen Sang, darin er seinen Schmerz ausheulte. Ein ungeheurer Riß klappte ihm an der Achsel auf: die Sehnen zersprangen; die Gelenke barsten; der Arm trennte sich ihm vom Leibe, und todtwund entfloß er unter die Sumpshalben in sein wonneloses Haus, am Leben verzweifeln.

So hatte Beowulf Hrothgars Halle gesäubert; er freute sich seines Nachtwerks und des erworbenen Ruhms. Alle Gelübde waren erfüllt; dessen war ein sichtbares Zeichen, als der Held Arm und Achsel auf den Boden des Saales warf und die Männer in der Nähe die stahlharten Nägel, die unheimlichen Handstacheln des Feindes bestaunen konnten.

Das war ein Festtag im Georot. Der König kam und die Königin und die umfahenden Herzoge des Landes. Sie folgten den Spuren des Riesen und sahen den Moorpfuhl, worein er sich geflüchtet hatte, aufwallen von schäumendem Blute. Auf dem Heimweg ließen sie lustig die Kasse in die Wette laufen. Sangeskundige Helden priesen den Sieger in gebundener Rede und gesellten seinen Namen zu den gefeiertsten Helbennamen der Vorzeit. Die Wände der Halle wurden von Männern und Weibern mit golddurchwirkten Teppichen behangen, ein Wunder dem Anblick. Hrothgar schenkte Beowulf ein goldenes Banner, eine vergoldete Brünne, einen goldverzierten Helm, ein kostbares Brunkschwert und acht Kasse mit goldenem

Kopfschmuck; auf deren einem lag ein prächtiger Sattel, des Königs eigener Schlachtfessel. Auch die Genossen Beowulfs erhielten reiche Geschenke. Für den Getödteten zahlte Hrothgar das Wergeld, wie wenn ihn einer seiner Leute erschlagen hätte. Die Königin reichte dem Helden zwei Armringe, ein Kettenhemd und ein Halsgeschmeid von funkelnden Edelsteinen. Dann verbrachten sie den Tag in heiterer Runde. Die Bewirthung war köstlich: die Gäste erhielten Wein. Mit Einbruch der Nacht aber wurde den Fremden eine besondere Herberge angewiesen, und eine Schaar der Dänen blieb wie früher als Besatzung im Heorot. Sie breiteten ihre Betten auf den Boden und entschliefen dort, ihre Waffen über sich auf der Bank.

Aber sie hatten vergessen, daß dem Unhold ein Rächer lebte, und ein neues ungeahntes Unheil brach über sie herein. Die Mutter Grendels tauchte aus der schauerlichen Fluth und kam gefräßig galligen Herzens zu dem Königshaus. Die Schläfer schrakten auf und liefen das Niesenweib gemeinsam von allen Seiten an. Da wandte sie sich zum Rückzug, ergriff aber zuvor einen der Männer, den liebsten Rathgeber des Königs, und schleppte ihn fort. Auch Grendels Arm nahm sie mit. Da war Jammer und Angst erneut. Der alte König klagte schmerzlich um des liebsten Freundes Tod. Beowulf kam zum Morgengruß in die Halle und erfuhr vom König, was geschehen. — „Oft hörte ich von meinen Leuten,“ sprach Hrothgar, „daß sie zwei solche große Waldgänger in den Mooren sahen; der eine glich von Gestalt einem Weiße. Sie bewohnen unferne ein schwer zugängliches Land, Wolfeshalden, windige Klippen, den gefährvollen Moorpfad, wo ein Bergstrom niederrinnt unter nächtliche Felsen in die Tiefen der Erde. Dort steht ein Meer, und darüber hangen brausende Bäume, wurzelsester Wald das Wasser überhelfend. Dort kann man allnächtlich schaurige Wunder sehen, Feuer in der Fluth. Kein noch so Kundiger hat die Tiefe ergründet. Ja selbst der hornstarke Hirsch, der Haidegänger, der von den Hunden bedrängt nach dem Gehölze flieht, fernher gejagt, er läßt sein Leben lieber am Ufer, als daß er drinnen sein Haupt bürge. Das Wogengewühl steigt finster den Wolken zu, wenn der Wind böse Wetter zusammentreibt, so daß die Luft sich schwärzt und die Himmel weinen. Hier ist Hilfe wiederum nur bei Dir allein!“ —

Beowulf tröstete den alten Herrn: „Gräme Dich nicht, weiser Mann! Besser ist es, den Freund zu rächen als viel zu klagen. Jeder von uns muß des Endes gewärtig sein. Schaffe sich daher, wer da kann, Ruhm, diemeil er lebt, das beste Gut, das den gestorbenen Mann überdauert. Auf, Walter des Reichs, laß uns eilig fahren, von Grendels Mutter die Gangspur zu schauen. Das gelobe ich Dir: sie entkommt mir nicht, nicht im Schooß der Erde, nicht im Waldgebirg, nicht auf des Meeres Grund, wohin sie auch gehe!“ —

Der König sprang auf; alle rüsteten sich und zogen auf Waldpfaden

nach dem finstern Moor. Das Wasser wallte blutig aufgewühlt, und auf einer Klippe lag, ein schmerzlicher Anblick, des entführten Helden abgerissenes Haupt. Die ganze Schaar lagerte sich am Ufer; zuweilen sang ein Horn ein rüstiges Kampflied. Da sahen sie durch das Wasser hin der Wurmgeschlechter viele, seltsame Seedrachten die Tiefen durchschwimmen und Rische lauern an der Klippen Absturz. Diese huschten in die Fluth erboßt und erbittert, als sie das Kriegshorn gellen hörten. Eines der Ungethüme schoß Beowulf mit dem Pfeil, und seine Begleiter zogen es mit widerhäftigen Eberspießen an's Land, den grausenvollen Gast bestaunend. Dann aber legte Beowulf das Kettenhemd an und rüstete sich zur Fahrt in die Tiefe. Der beschämte Unferdh ließ ihm bereitwillig sein eigenes erprobtes Schwert Grunting. Beowulf empfahl seine Kampfgenossen dem Schutze Frodhgars und sprang in den See. Lange tauchte er durch den furchtbaren Schlund, bis ihn die alte Meerwölfin, Grendels Mutter, erspähte und ihn mit mächtigem Griff in ihr Wasserhaus zog. Manches schwimmende Unthier biß nach ihm auf der Niederfahrt, und mancher Ring seines Stahlhemdes zerbrach unter ihren feindlichen Zähnen. Doch bald fand sich der Held in einer weiten Halle, in welche die Fluth nicht eindrang. Ein Feuer leuchtete mit hellem Licht; bei dessen Scheine gewahrte er das gewaltige Meerweib und ließ seine Klinge um ihr Haupt ein wildes Kampflied singen. Allein zum ersten Mal versagte das gute Schwert seine Hilfe. Da warf er es von sich, der Kraft seiner Hände vertrauend, packte die Riesin bei der Achsel und gab ihr einen Schwung, daß sie zu Boden stürzte. Aber im Falle griff sie mit grimmen Fäusten gegen ihn, daß auch er, der Helden stärkster, strauchelte und zu Boden fiel. Da kniete sie auf ihn und zog ihr breites Hüftmesser, um ihren Sohn zu rächen. Hier hätte der Held seinen Tod gefunden, wenn ihn nicht das feste Panzerhemd geschützt hätte, des berühmten Schmiedes Wieland kunstvolles Werk. Der Spitze wie der Schneide wehrte es den Eingang, und so rang er sich wieder empor. Da sah er unter Rüstzeug ein uraltes Riesenschwert, der Waffen beste, aber für jeden andern Mann zu schwer. Doch er faßte es beim kettenbehangenen Griff, schwang es wild am Leben verzweifelnd und traf die Feindin am Halse, daß es die Beintwirbel brechend hindurchfuhr und sie todt zu Boden sank. Die Lohe flackerte; licht war die Halle. Beowulf schaute sich um, das Schwert in der Hand. Da sah er auf einem Lager ausgestreckt Grendels Leiche liegen; er trat hinzu und hieb ihm zum Siegeszeichen das Haupt ab, daß der Rumpf weithin sprang. Aber die Klinge zerschmolz wie Eis bis an den Griff im giftigen Blute der Unholde.

Da sahen Frodhgar und seine Mannen, welche den langen Tag auf den See hinschauten, wie das Wasser sich verdickte von aufwallendem Blut. Das dünkte sie ein Zeichen, daß der Held ermordet sei und nicht wiederkehren werde. Sie verließen das Ufer und zogen heim. Die Fremdlinge aber, Beowulfs Gefolgsmannen, blieben traurigen Herzens an den Klippen sitzen und

starrten in die Tiefe, obgleich sie nimmer hofften, den lieben Herrn wiederzusehen. Da plötzlich tauchte er auf, Grendels Haupt und den Griff des Riesenschwertes mit sich führend, und schwamm fröhlich an's Land. Mit Jubel liefen sie ihm entgegen und lösten ihm Helm und Brünne. Dann zogen sie im Triumph nach dem Heorot, und vier Männer trugen an der Speerstange Grendels Haupt bei den Haaren in den Saal.

So war das ganze Helldentwerk vollendet, das Beowulf verheißen hatte, und am andern Morgen nahm er Abschied von dem alten König. Dieser sprach: „Du hast es vollbracht, daß den beiden Völkern, den Gauten und den Dänen, Friede gemein ist und die Fehde ruhen soll, Haß und Feindschaft, die sie früher trugen. Uns seien fortan, dieweil ich walte dieses weiten Reiches, die Schätze gemeinsam, und manchmal grüße einer den andern mit Gaben über's Meer, und das ringbeschlagene Schiff trage Geschenke, Liebeszeichen von Land zu Land.“ — Der König küßte den Westen der Helden, beim Hals ihn haltend, und wünschte ihm glückliche Fahrt; ihm rannen die Thränen, dem grauhaarigen Herrn. So schied Beowulf mit Geschenken überhäuft, der goldstolze Kampfheld, der Kleinode sich freuend. Bald landete er an der vertrauten Küste von Gautland, wo ihn sein junger königlicher Oheim mit erleichtertem Herzen empfing. Beim Willkommstrunk von der Königin Hgud bewirthet, erzählte der Held seine Abenteuer und theilte mit dem Herrn und der Herrin Schätze und Rasse, den Preis seiner gewaltigen Thaten.

Darnach geschah es, daß Hggelac auf einem Wikingszug gegen die Hetwaren am Niederrhein unter dem Heerschild erschlagen wurde, und bald nach ihm fand auch sein Sohn Heardred einen jähen Tod. Da bestieg Beowulf den Gabenstuhl der Gauten und waltete seines Reiches ruhmvoll fünfzig Winter.

Das Gedicht meldet nichts von dieser langen Zeit, sondern geht sofort zur Erzählung von Beowulfs Tod über.

In einem hohlen Felsen an der Seeküste lag seit Jahrhunderten ein Feuerdrache und bewachte einen alten Schatz. Den hatte dereinst der Letzte eines reichen Geschlechtes in den Berg gebracht und mit klagenden Worten der Erde anheimgegeben: „Bewahre du nun, Erde, den Schatz der Helden, da sie selbst es nicht konnten! Haben ihn doch dereinst von dir die Guten empfangen. Nun hat der Kampftod Alle meines Stammes hinweggerafft. Keiner ist mehr, der das Schwert schwingt oder den aus Gold getriebenen Krug herbeitrage, das theure Trinkgefäß. Die Schaar der Tüchtigen ist fortgewandert. Nun wird dem harten Helm, dem goldbeschlagenen, die Pier catfallen; die Diener schlafen, welche die Streitmaske blank scheuern sollten. Auch das Kriegsgewand, das im Kampf über der Schilde Getrach den Biß der Schwerter erfuhr, zerfällt nun nach seinem Träger. Nicht ist mehr Harfentonne, noch schwingt sich mehr ein guter Habicht durch den Saal, noch stampft das flinke Roß den Burghof. Das ganze

Lebensgeschlecht schwand in blutigem Tode dahin.“ — So klagte der Eine Tag und Nacht, bis auch ihm des Todes Brandung das Herz berührte.

Diese elegische Episode wurde, wie man sieht, vom Dichter mit Vorliebe behandelt. Sie ist für die lyrische Grundstimmung der Angelsachsen charakteristisch. In einer ältern Gestalt der Sage war es ohne Zweifel jener letzte Besitzer selbst, der sich, zum Drachen verwandelt, wie Fafner auf den Fjort legte. Dem Bearbeiter aber war jener trauernde Mann zu sympathisch, als daß er ihn mit dem Ungeheuer, dem Mörder Beowulfs, identificiren wollte. Nach ihm kommt der Drache anderswoher, findet den Schatz zufällig im hohlen Berge und nimmt ihn in Besitz.

Drei Jahrhunderte vergingen; kein Steig führte zu seiner Höhle; kein Mensch wußte von seinem Dasein. Doch eines Tages kam ein Mann, der seinem Herrn wegen eines Vergehens entflohen war, zum Eingang des Schachtes, während der Drache schlief, raubte eine kostbare Schale und brachte sie heim, um seinen Herrn zu versöhnen. Der Drache erwachte, umschnüffelte den Stein und entdeckte den Raub. Da flog er zur Dämmerstunde hinab in's bewohnte Land und spie Gluthen aus, daß bald die glänzenden Gehöfte in Flammen standen und der Feuerschein weithin leuchtete. Auch Beowulfs Erbhof, der Königsitz der Gauten, sank in Asche. Da sann der greise Held auf Rache für sich und sein Volk. Er ließ sich einen eisernen Schild schmieden und machte sich mit elf seiner Gefolgsmannen auf, den Lindwurm zu bestehen. Der Mann, der durch seinen Raub die Verwüstung über das Land gebracht hatte, ging gefesselt als der Dreizehnte mit, um den Weg zu zeigen.

Als sie den Drachenfels von ferne sahen, da setzte sich Beowulf auf einen Stein und überblickte sein langes ruhmreiches Leben, nahm Abschied von jedem seiner Begleiter und hieß sie zurückbleiben, da nur er allein diesem gefährvollen Kampfe gewachsen sei. Dann richtete er sich an seinem Schilde auf und ging zu dem alten Felsenbau, einem Werke der Riesen, daraus ein tochender Gießbach stürzte. Mächtig hallte sein Schlachtruf in's Gewölbe hinein, wo der Drache lag. Da kam erst feuchtheißer Dampf aus der Höhle, des Wurmes Athem, und bald er selbst. Die Erde bröhnte. Feuerschnaubend wälzte er sich gegen den Helden heran, der ihm Schild und Schwert entgegen schwang. Aber die Scheide glitt ab an dem Hornpanzer des Unthiers, und dieses, über den Schlag ergrimmt, spie wildere Gluthen gegen den König, daß er hinter dem Schild von Flammen umlobert in schmerzliche Noth kam. Als das seine Begleiter sahen, flohen sie angstvoll in den Wald. Nur Einer gedachte der Ehren und der Liebesgaben, die er von dem Herrn empfangen hatte. Das war der junge Wiglaf, ein Verwandter Beowulfs. Er rief den Genossen zu: „Nun ist der Tag gekommen, wo wir unserem Kriegsfürsten die Ringe vergelten können, die Schwerter und Helme, die er uns verliehen. Nicht dünkt es mich geziemend heimzukehren, ehe wir den Feind gefällt und das Leben des Königs gerettet haben. Lieber soll mich mit meinem Herrn die Gluth umarmen!“ —

Mit diesen Worten drang er durch den Rauch und stellte sich dem König zur Seite. Aber bald brannte sein Lindenschilde in hellen Flammen, so daß er hinter dem eisernen Schilde Beowulfs Schutz suchen mußte. Da ringelte sich der Wurm zum dritten Male heran; vergebens schlug der König mit übergewaltigem Arm: sein altes gutes Schwert Mægling zerbrach auf des Drachens Haupt, und dieser biß ihn in den Hals, daß das Blut hervorquoll. Doch unterdessen stieß der junge Held den Feind in die Weichen, nicht achtend, daß ihm dabei die Hand verbrannte. Beowulf faßte das Messer, das ihm an der Brünne hing, und schnitt den Wurm mittendurch. Da schwand dem Ungeheuer Kraft und Leben.

Aber die Wunde des Königs begann zu brennen und zu schwellen, und er fühlte, daß ihm der giftige Geiser die Brust durchwüthete. Da setzte er sich vor das Felsenhaus und Wiglaf labte ihn mit Wasser. „Nun würde ich,“ sprach er, „meinem Sohn die Kampfgewande geben, wenn mir ein leiblicher Erbwart beschieden wäre. Ich herrschte über dieses Land fünfzig Winter. Kein Volkskönig wagte mich mit Kriegsschrecken zu bedrohen. Ich lebte im Hofsitz meine Schicksalszeit und bewahrte das Meinige wohl. Nie suchte ich Feindschaft; nie schwur ich trügerische Eide. Alles dessen darf ich jetzt, an Todeswunden siech, Freude haben. Nun lauf, mein lieber Wiglaf, unter dem grauen Steine den Hort zu holen! Aber spüte dich, daß ich die alten Kleinodien noch schaue und sanfter so vor der Fülle der Schätze vom Leben scheide, von Land und Leuten, die ich lange beherrscht.“

Da eilte der Jüngling in den hohlen Berg, raffte zusammen, soviel er tragen mochte, Rannen und Schüsseln, Schwert und Goldbanner, und häufte sie auf vor dem sterbenden Herrn. Der freute sich in Wehmuth des reichen Horts und sprach: „Dank sage ich dem König der Herrlichkeit, daß mir noch vergönnt war, vor meinem Scheiden meinem Volk den Schatz zu erwerben. Nun heiße einen Hügel die Helden erbaun, wenn mein Leib verbrannt ist; der soll meinem Volk zum Angedenken hoch sich heben auf Hronesnäs (dem Walfischkap), daß ihn Beowulfs Berg, die Seefahrer heißen die den brandenden Kiel über der Fluthen Genibel fernhin treiben.“

Darauf nahm er sich den goldenen Ring vom Halse und schenkte ihn seinem jungen Gefährten, auch den Helm und die Rüstung dazu und hieß es ihn wohl brauchen. „Du bist der letzte Sproß unseres Geschlechtes, der Wägmunðinge. Alle trieb das Schicksal hinweg zur bestimmten Stunde: ich muß ihnen nach.“ — Das war des alten Helden letztes Wort. Aus der Brust schied ihm die Seele.

Wiglaf saß trauernd über dem todtten Herrn; da kamen die entflohenen Genossen beschämt aus ihrem Waldversteck hervor. Aber der Held scheuchte sie mit Fluchworten von der Leiche hinweg und hieß sie landflüchtig von hinnen fahren, sie und ihr ganzes Geschlecht. Dann sandte er einen Boten nach dem Königshof mit der schmerzlichen Kunde. Der rief: „Nun wird Kriegszeit kommen über der Gauten Volk, wenn Franken, Friesen und

Schweden den Fall des Königs vernehmen. Bitter sind die Schätze erlauft; der Brand soll sie fressen. Nie soll ein Held eines der Kleinodien zum Andenken tragen, nie eine schöne Magd ihren Hals mit den Ringen schmücken. Nein, mit jammernndem Herzen, goldesberaubt, wird manche als Kriegsgefangene in's Elend gehen, da der Heerfürst das Lachen vergaß und der Männer gesellige Freuden. Manche Hand wird den morgenfaltten Speer umfassen, und kein Harfenklang wird die Kämpfer wecken, sondern der dunkle Mabe wird geschäftig über todtten Männern vieles reden und dem Abler erzählen, wie es beim Fraß ihm wohl ging, da er mit dem Wolf die Wahlstatt beraubte.“

Das Volk strömte zusammen, den Herrn beweinend. Sie holten bei Fackelschein den Hört aus dem Berge und luden auf Wagen die ungezählten Ringe. Den fünfzig Fuß langen Drachen aber schoben sie vom Felsen in's Meer, wo ihn die Wellen verschlangen. Dann trugen sie den Todten auf Groneßnäs. Dort errichteten sie einen festgefügtten Scheiterhaufen, mit Helmen behangen, mit Heerschilden und glänzenden Brünnen. In die Mitte legten sie den berühmten König, die harmvollen Helben den lieben Herrn. Dann entfachten sie ein gewaltiges Feuer; schwarzer Rauch stieg auf aus den Flammen, und Wehruf mischte sich in das Säusen der Lohe, die in den Leib des Helben brach, die Brust durchglühend.

Dann aber bauten sie einen Hügel auf dem Felsenufer, der war hoch und breit und den Seefahrern weithin sichtbar. In zehn Tagen vollendeten sie des Helben Grabmal. Darin bestatteten sie die Asche Beowulfs und legten dazu alle Ringe und Geschmeide und Rüstungen; das ganze Drachengold übergaben sie der Erde, wo es noch heute liegt, den Menschen so unnütz, wie es zuvor gewesen.

Darauf umritten den Hügel zwölf der edelsten Helben, den König zu klagen, rühmten in Sprüchen sein abliges Wesen und seine gewaltigen Thaten, wie es sich ziemt, daß man den trauten Herrn mit Worten verherrliche, im Herzen liebe, wenn er von hinnen schied. So betrauereten die Heerbdgenossen ihres Herrn Hingang und feierten ihn vor allen Fürsten der Welt als milde den Mannen und nach Liebe strebend.

Mit der Todtenklage verklingt auch das Gedicht, dessen hochpoetische Einzelzüge diese Inhaltsübersicht hervorzuheben beflissen war.

Betrachten wir nun den Inhalt im Allgemeinen, so mag uns zunächst als bestremdlich auffallen, daß in diesem angelsächsischen Epos von den Angelsachsen selbst gar nicht die Rede ist. Der Schauplatz ist an der Ostsee, der Held ist ein Scandianave, und die von ihm handelnden Lieder sind westwärts nach England eingewandert, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht worden wäre, sie dort zu localisiren. Zwar lesen wir in Urkunden des zehnten Jahrhunderts bei den Westsachsen in England mehrere Ortsnamen, Namen von Gewässern, die an Grendel erinnern, und finden in der Nähe eines

Grendelsees in Wiltshire auch eine Beowahöhe (Beowa ist die abgekürzte Roseform von Beowulf). Aber in dem Gedicht selbst zeigt sich noch keine einzige Anspielung auf englische Orte oder englische Ereignisse, ja nicht einmal der Name der Angeln und Sachsen wird genannt. Nur auf eine Sage aus der Urheimat der Angeln in Schleswig wird gelegentlich als auf etwas Unbekanntes hingewiesen. Allein diese dichterische Pflege fremder Sagen war bei den germanischen Stämmen durchaus nichts Ungewöhnliches, wie wir denn auch dem am Wasgenstein im Elsaß haftenden Waltharilied bei den Angelsachsen begegnen, zweihundert Jahre früher, als es von dem St. Galler Klosterschüler Ekkehart in lateinische Hexameter umgesetzt wurde, wie ferner die nordischen Kolonisten auf Island und Grönland von dem rheinischen Helden Siegfried zu singen wußten und die Nordseesage von Gudrun bei den Baiern ihren poetischen Abschluß fand.

Die Vermittler dieses Liedertausches waren die wandernden Sänger, an den germanischen Herrenhöfen stets willkommen und geehrte Gäste, deren Culturbedeutung in einer schriftlosen oder schriftarmen Zeit wir nicht hoch genug anschlagen können, um so mehr, als die germanischen Sprachen in den vor-karolingischen Jahrhunderten nur wie Dialecte einer Muttersprache von einander abwichen und die Sänger allenthalben leicht verstanden wurden. Wir haben ein angelsächsisches Gedicht, dessen ältester Theil bis ins sechste Jahrhundert zurückreicht, worin ein Sänger, Weithfahrt genannt, der ideale Vertreter dieses Standes, die Stämme und Könige aufzählt, bei denen er gastliche Aufnahme gefunden habe, Namen von Helden aus Geschichte und Sage, aus verschiedenen Zeiten, viele für uns versunken und vergessen. Ist dieser Wanderbericht auch eine dichterische Fiction, so zeigt er doch, welche ausgebreitete Bekanntheit mit den übrigen germanischen Stämmen ein angelsächsischer Dichter bei seinen Hörern voraussetzen durfte. Was heute unsere Literatur für die staatlich getrennten Deutschen ist, das waren für die große germanische Völkerfamilie die Lieder der Helden Sage, ein geistiger Gemeinbesitz, an dem sich die trotzig gesonderten Stämme ihres gemeinsamen Ideals erfreuten.

Unser Gedicht handelt nicht von Völkerkämpfen, wie die berühmten Epen des Alterthums und des Mittelalters, sondern verherrlicht die Thaten eines einzelnen Helden. Dieser führt den germanischen Mannsnamen Beowulf, der aus zwei Thiernamen zusammengesetzt ist, beo Biene und wulf Wolf, ähnlich wie Arnulf (aran Adler), Berwulf, Eberwulf, Fisculf (fisc Fisch), Swanulf, Framwulf (hram, hraban Rabe), umgekehrt Wolfram. Die Bienen, aus deren Honig das Lieblingsgetränk der Germanen, der Meth, gebraut wurde, galten von Alters her als heilige Thiere. In einem angelsächsischen Beschwörungsspruch werden sie ehrerbietig mit dem Namen der Schlachtjüngfrauen, sigewif, Siegweiber, angeredet. Daher kam das Wort Biene unter jene ausserwählte Schaar bedeutsamer Wörter, der sogenannten Namenwörter, welche zur Bildung von Personennamen beliebig zusammengesetzt

wurden, ohne daß die Zusammensetzung immer einen deutlichen Sinn zu geben brauchte.

Wie Beowulf ein wirklicher Mannsname, so ist auch sein Träger zweifellos ein historischer Held. Fränkische Chronisten berichten, daß um das Jahr 520 ein nordischer König Chochilaich oder Chochilag (fränkische Form für das angelsächsische Hygelac, das nordische Hugelcitr) mit einer Raubflotte plündernd und verwüstend im Gau der Hattuarier (im heutigen Geldern) einfiel, daß er bereits die Beute auf seine Schiffe geladen hatte, als Theudebert, der Sohn des Frankenkönigs Theuderich, eilends heranrückte, den König erschlug, sein Heer vernichtete und alles Geraubte dem Lande wieder aufstellte. Die Erinnerung an den furchtbaren Gautenkönig lebte in den Niederlanden lange fort; noch im zehnten Jahrhundert zeigte man seine riesigen Knochen auf einer Insel in der Mündung des Rheins, und die Leute kamen von ferne her, um sie als ein Wunder zu bestaunen. Auf diesen, für die Gauten so verhängnisvollen Kampf spielt unser Gedicht an mehreren Stellen an. Darnach scheint es der fränkische Bannerträger Däg-hreijn (Tagrabe) gewesen zu sein, der den Gautenkönig fällt und der dafür von Beowulf im Ringkampf erdrückt wurde. Als Alles verloren war, habe sich Beowulf in's Meer gestürzt und sei als einziger Ueberlebender heim nach Gautland geschwommen. Entkleiden wir die Angaben des Gedichts der sagenhaften Uebertreibungen, so bleibt als geschichtlicher Kern, daß ein Gautenheld Beowulf, der Schwestersohn Hygelacs, dem Gemehel zu Schiffe entran, nachdem er den Fall seines königlichen Oheims gerächt hatte, und daß er später selbst König der Gauten wurde. Die Lebenszeit des historischen Beowulf fällt also in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts.

Die Sage begnügte sich aber nicht damit, seine geschichtlichen Thaten in's Uebermenschliche zu steigern; sie übertrug auf ihn geradezu die Thaten göttlicher Wesen. Wie der große Ostgothenkönig Theodorich wurde er zum mythischen Helden, zum Riesen- und Drachentöbter. Grendel und seine Mutter gehören zum Geschlecht der Sumpf- und Nebelriesen, welche als Seuchendämonen zur Nachtzeit die Schläfer überfallen. Ganz ähnlich ist ein tirolisches Ungeheuer, Blutschint (Blutfuß) genannt, das aus einem finsternen See des Paznauner Thals allnächtlich in der Gestalt eines fürchterlichen Bären hervorstieg, unhörbar schwebend wie ein Schatten die Schlafenden erwürgte und mit sich in den See schleppte, wo es ihr Blut trank. Die mythenbildende Phantasie läßt die am Sumpffieber Sterbenden von einem menschenfressenden Unhold unversehens davonschleppen. Wenn Beowulf diese Nebelriesen besiegt, so kann er das nur als Stellvertreter eines heilbringenden Lustgottes, der im reinigenden Windhauch die Dünste zerreißt (Grendels Arm) und dem unheimlichen Pfuhl seine verderbliche Macht nimmt (Enthauptung der alten „Grundwölfin“). Wahrscheinlich war dies der milde Gott Freyr, der zwar vorzugsweise als Gott des Friedens erscheint, von dem aber doch die nordische Ueberlieferung meldet, daß auch er ohne Schwert

einen Riesen erlegt habe. Sein heiliges Thier war der goldene Eber, dessen Abbild den Helm Beowulfs schmückt. „Freyrs Freunde“ hießen im Norden die Kriegerleute.

Sagen von siegreichen Kämpfen gegen häuserverwüstende Mordgeister finden wir bei den verschiedensten Völkern. Unserem Gedichte am nächsten kommt eine isländische Erzählung aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, welche sich an einen der beliebtesten Volkshelden Islands, Grettir, Asmunds Sohn, der im elften Jahrhundert lebte, geheftet hat. Aus der Schlafkammer eines Hauses zu Sandhaugar im Norden der Insel waren in zwei auf einander folgenden Wintern der Bauer und sein Knecht auf geheimnißvolle Weise verschwunden. Im dritten Winter kam Grettir dort zu Gast und nahm Nachtherberge in derselben Kammer. Da trat ein Riesenweib mit einem großen Messer und einem Fleischtrog herein, und ein furchtbares Ringen begann. Sie zog ihn zum Hause hinaus, wobei das ganze Thürgerüst losgerissen wurde, und drängte einem nahen Wasserfall zu. Endlich bekam er eine Hand frei, zog sein Schwert und hieb der Riesin den rechten Arm von der Schulter, so daß sie den steilen Uferrand hinab in die schäumenden Wasser stürzte. Später durchschwamm Grettir den Wasserfall und kam in eine große Höhle, worin ein mächtiges Feuer brannte. Darin saß ein schrecklicher Riese, den Grettir nach wildem Kampfe erlegte. Sein Genosse, den er am Ufer zurückgelassen hatte, sah blutige Felsen unter dem Wasserfall hervorschwimmen, hielt Grettir für todt und lief davon. Der Held aber ging in der schatzreichen Höhle bis zur Nacht umher und kehrte dann heim. Seitdem blieb die Gegend von dem gräulichen Nachtsput verschont.

Wir haben hier offenbar die Grendelsage, nur daß die Sumpfriesen nun im Wasserfall hausen und Grendel mit seiner Mutter die Rollen getauscht hat. Es ist ein und derselbe scandinavische Mythus, der sich bald in Dänemark, bald in Island localisirt hat und bald auf diesen, bald auf jenen historischen Helden übergegangen ist.

Auch in Beowulfs Wettschwimmen mit Breca im winterlichen Meer dem Nordsturm entgegen und seinem siegreichen Kampf mit den Riesen, den in Thiergestalt gedachten, den Schiffern feindlichen Nissdämonen, lebt noch die Erinnerung an einen gütigen sommerlichen Himmelsgott, der im Frühjahr den Schiffern die Seewege bahnt, und wieder werden wir an Freyr gemahnt, den Beschützer der sommerlichen Seefahrt, dessen anmuthig heiterer Cult den germanischen Küstenvölkern eigenthümlich war. Beachtenswerth ist, daß auch Grettir einen eistreibenden Strom durchwatet, um eine Frau mit ihrem Kinde hinüberzutragen.

Was endlich den Drachenkampf betrifft, so ist dessen mythische Bedeutung bekannt genug. Alle die zahlreichen Helden der Sage, welche Drachen erlegen, sind vermenschlichte Götter. Denn der feuerschnaubende Drache ist ein rein mythisches Wesen, ursprünglich der Dämon der verderbendrohenden

Wetterwolke und als solcher zugleich der Luft-, Wasser- und Feuerwelt angehörig. Ihn überwindet ein menschenfreundlicher Gott, ein Gott des Donners oder des Lichtes, und der Hört, der dadurch aus der Gewalt des Unholdes befreit wird, ist bald die Pflanzenfülle der Erde, bald das Sonnengold des Himmels. Möglich, daß auch diesem Theil unseres Gedichtes ein sonst verschollener Freymythos zu Grunde liegt. Daß der Drachentöbter selbst durch das Gift des Ungeheuers seinen Tod findet, kommt auch in anderen vereinzelt Sagen vor; ich erinnere nur an den älteren Winkelried. Ob diese Sagen auf einen eigenthümlichen Mythos zurückgehen, nach welchem etwa die dem Gewitterkampf folgende Stille dahin gedeutet wurde, daß der Gott und der Dämon sich gegenseitig getödtet hätten, oder ob dem Gott das Todesloos erst zufiel, als ihn die Sage zum Menschen gemacht hatte, das läßt sich bei dem trümmerhaften Zustand unserer mythischen Ueberlieferungen nicht entscheiden. Wohl verkündet die spätere nordische Dichtung, daß im Weltkampf der Götterdämmerung Thor die Mitgardschlange erlegen, aber von ihrem Gifthauch todt zurückprallen werde; wir haben jedoch nicht den mindesten Anhalt dafür, daß dieser großartigsten aller mythischen Dichtungen vom Untergang der gesammten Götterwelt alte Naturmythen zu Grunde liegen.

Wenden wir uns vom Gegenstand des Gedichtes zur poetischen Darstellung, so drängt sich uns sofort eine gewichtige Beobachtung auf. Der Dichter steht nicht in jener vollen inneren Harmonie mit der Geisteswelt seiner Helden, welche den homerischen Gesängen den Zauber naivster Unbefangenheit verleiht. Der Bruch, den die Entwicklung des germanischen Geistes erfuhr, geht schon mitten durch dieses älteste Gedicht. Der Dichter und sein Publikum sind Christen: seine Helden sind Heiden. Er sagt es ausdrücklich: „Dester verhießen sie bei ihren Götterzelten (Tempeln) Götzopfer, baten inständig, daß ihnen der Seelenmörder (der Teufel) Hilfe bringe gegen die Volksdrangsal. So war ihr Brauch, Hoffnung der Heiden. Der Hölle zu strebten sie in ihres Herzens Gedanken und kannten den Schöpfer nicht, den Richter der Thaten.“ Daß aller Götterdienst Teufelsdienst gewesen und die Helden der Vorzeit sammt und sonders der Hölle verfallen seien, darüber hatte man den Befehrten nicht den mindesten Zweifel gelassen. Mit dieser Lehre schienen alle Lebensadern, welche dem Volk aus seiner Vergangenheit zuströmten, abzureißen. Allein wieviel ihre fanatische Härte auch zerstört und entstellt haben mag, die Liebe und Bewunderung für die im Liede gefeierten Helden konnte sie doch nicht vertilgen. Das Volksgemüth rettete seine Lieblinge instinctmäßig auf die einfachste Weise, indem es auch sie zu Christen machte. In den jüngeren deutschen Epen ist diese Umwandlung so gründlich vollzogen, daß da die alten heidnischen Götter als christliche Ritter geduldig zur Messe gehen, wenn sie ihnen auch zuweilen wie dem verliebten Siegfried etwas zu lange dauert. Unser angelsächsisches Gedicht ist ganz besonders dadurch merkwürdig, daß es uns Ge-

legenheit giebt, diesen Proceß der Christianisirung in seinen ersten Anfängen zu beobachten. Die Helden ohne Weiteres als Christen darzustellen, ging nicht an. Dafür lag die Zeit der eigenen Belehrung noch zu nahe; war doch der letzte einheimische Vorkämpfer Wodens, der blutrothe Benda von Mercien, erst im Jahre 654 gefallen und hatte doch das Heidenthum im südlichen England, in Suffex und auf der Insel Wight, noch bis zum Ausgang des siebenten Jahrhunderts grimmigen Widerstand geleistet. Aber wenn auch der christliche Dichter den Heidenglauben seiner Helden als eine allbekannte Thatsache trauernd hervorhob, so war er doch augenscheinlich bemüht, sie in ihren Neben dem herrschenden neuen Glauben zu nähern, indem er ihrem ganzen religiösen Bewußtsein einen entschieden monotheistischen Ausdruck ließ und besonders ihre Anschauungen vom Zustande nach dem Tode der christlichen Lehre anpaßte. Reflexionen christlich-moralischen Inhalts schaltet er nicht nur selber allenthalben ein, sehr zum Schaden der epischen Erzählung, sondern er legt sie auch seinen Helden, besonders dem alten Hrothgar in den Mund, den er sogar einmal ganz zur Unzeit eine förmliche Predigt halten läßt. Er hütet sich ängstlich, die Namen der alten Götter über die Lippen zu bringen; die heidnischen Unholde aber, Grendel und seine Mutter, fügt er durch die von den Rabbinen ausgehende Lehre, daß alle bösen Geister von Cain abstammen, in die jüdisch-christliche Sagenwelt ein.

Bei dieser im Ganzen schonenden Uebersetzung ist es natürlich, daß noch genug Züge des alten heidnischen Lebensbildes hindurchscheinen. Heidnisch trotz aller Predigtmoral ist der Geist germanischen Heldenthums, der das Ganze trägt, der im unbeugsamen Stolz männlichen Kraftgefühls kein höheres Streben kennt, als in gefährvollen Kampfthaten sich hervorzu-
thun, kein höheres Gut als den Ruhm, der den Tod überdauert. Heidnisch ist der Glaube an die Schicksalsstunde, die jeden von Geburt an durch eine dunkle Macht als Lebensziel festgesetzt ist, und die weder der Tollkühne noch der Feige zu verrücken vermag. Wyrd heißt diese Macht, einst der Name einer Schicksalsgöttin, der Todesnorne (nordisch Urt, deutsch Wurt). Nornen und Walküren woben das Geschick der Sterblichen, daher in unserem Gedicht die Umschreibung „Kampfglückes Gewebe“ für Sieg. Des Helden Ehre ist die furchtlose That: deren Ausgang, Sieg oder Tod, ist göttliche Fügung.

Mit dieser großartig mannhaften Lebensauffassung paart sich eine merkwürdige Weichheit des Gefühls, die sich besonders in den innigen Herzensbeziehungen zwischen Blutsfreunden, zwischen Gefolgsherren und Gefolgsmännern und in der Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen ausdrückt. Elegische Dichtung wurde von den Angelsachsen mit Vorliebe gepflegt. Je leidenschaftlicher sie am geselligen Lebensgenuß hingen, desto schwerer empfanden sie die Trennung, die Vereinsamung, die der Alternde in jenen kriegerischen Zeiten häufiger und früher als heute erfährt. Je freudiger sie die Herrlichkeit ihrer Helden in Liedern feierten, desto tiefer

ergriff sie die Trauer über die Hinfälligkeit auch des Herrlichsten auf Erden, über die Ungewißheit des Lebens und die unerbittliche Gewißheit des Todes. Nicht erst das Christenthum hat diese Stimmung erzeugt; im Gegentheil diese ernste Gemüthsanlage war es, welche die Angelsachsen in ihren Mythen kein Genüge finden ließ und so zur Aufnahme des Christenthums prädestinirte. Dafür bietet uns Beda in seiner Kirchengeschichte ein schönes Beispiel: Als der heidnische König Edwin von Northumberland, der Gründer von Edinburg, im Jahre 627 sich mit seinem Parlament über die Annahme des Christenthums berieth, da sprach einer der Edlen: „Wenn du, o König, zur Zeit der kurzen Tage mit deinen Herzogen und Dienstmannen beim Gelage sitzt, inmitten auf dem Heerde das Feuer lobert und die Halle durchwärmt, draußen aber Winterstürme wüthen mit Regen und Schnee, dann kommt oft ein Sperling, der, während er zu einer Thüre herein, zur anderen hinaus fliegt, einen Augenblick vor dem Unwetter geschützt ist, sofort aber vom Winter in den Winter zurückkehrend, deinen Augen entwindet. So erscheint mir das flüchtige Leben der Menschen: was ihm voranging, was ihm folgt, wissen wir nicht. Darum, wenn diese neue Lehre etwas Gewisseres zu bieten vermag, so ist mein Rath: nimm sie an!“ —

Es ist ein Hauch vom philosophischen Geiste der Germanen, der sich hier im poetischen Bilde ankündigt. Wie diese älteste Probe angelsächsischer Verebtsamkeit, so durchzieht tiefsinniger Ernst die ganze angelsächsische Dichtung. Sie entwickelt da ihre höchste Kraft, wo es düstere Größe in Natur und Geisteswelt, wo es mit mächtiger Phantasie die Schauer des Erhabenen zu erwecken gilt.

So steigt in diesem ältesten germanischen Epos ein Idealbild unserer Väter lebensvoll ansprechend vor uns auf. Denn alles das ist deutsche Art, altheimisches Wesen, das jenen Inseldeutschen in ihrer Abgeschlossenheit unter sich am reinsten zu entfalten vergönnt war. Es ist das Bild einer noch rauhen, wilden Welt, aber kraftvoll, tief erregt, zukunftsreich; mehr für Würde empfänglich als für Anmuth, geistigen Gehalt höher achtend als sinnliche Formschönheit; eine Welt, froh der Waffen und der Becher, froh des Krieges und der Seefahrt, voll jugendlicher Freude am Zauberglanz des Goldes; ihr höchster Lohn, fortzuleben im Liebe der Sängere, wenn beim Gelage die Harfe kreist; Sippe und Hausgenossenschaft gefestigt auf unerschütterlichem Grund; heiligste Pflicht die Blutrache, die noch kein Vertrag zu bändigen vermag; Achtung vor den Frauen; schwärmerische Liebe für den Kriegsherrn, und so bei aller knorrigen Kraft ein weiches Gemüth; die Innerlichkeit von ernstem Lebensbilde erschlossen; auf den Heldenstirnen ein Schatten der Wehmuth, ein Schatten jener räthselhaften Nacht, die unser Dasein umfängt, doch stolzen Ganges dem Schicksal entgegen, Mannesmuth, Mannesstreue bis in den Tod.



Genie und Wahnsinn.

Eine psychologische Untersuchung.

Von

Dr. Paul Hagedstock.

— Breslau. —

I.

Wenn der Philosoph Plato vom göttlichen Wahnsinn (*θεία μανία*) der Dichter, Cicero vom „furor poeticus“, Horaz vom „*amabilis insania*“ und Wieland vom holden Wahnsinn der Musen spricht, wenn man bei Shakspeare die Worte findet: „Des Dichters Aug’ in schönem Wahnsinn rollend . . .“, so ist man versucht, dies für Hyperbeln zu halten. Die Bemerkung einer geistreichen Dame: „Quand la nature forma Rousseau, la sagesse pétrit la pâte, mais la folie y jeta son levain“ möchte ebenso als paradox gelten, wie die Worte von Lamartine: „*cette maladie mentale qu’on appelle génie*“. Eher würde wohl der Ausspruch Pascals Beifall finden: „*L’extrême esprit est voisin de l’extrême folie*“, denn daß die Extreme sich berühren, Genie und Wahnsinn nahe an einander grenzen, ist eine in Folge der auch bei oberflächlicher Betrachtung schon hervortretenden sonderbaren Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten vieler Geistesheroen weiter verbreitete, ja fast allgemeine Ansicht. Eine genauere und tiefere Untersuchung läßt jedoch noch andere Aehnlichkeiten und Berührungspunkte zwischen der höchsten normalen und der krankhaften Geistesthätigkeit erkennen, als bizarre Aeußerlichkeiten. Biographische Thatfachen beweisen, daß Genialität zuweilen in Wahnsinn übergeht, und auch wo dies nicht vollständig der Fall ist, zeigen beide Zustände zahlreiche physiologische und psychologische Vergleichungsmomente.

Die deutsche Literatur wie die anderer Völker bietet manche Fälle, wo reichbegabte Männer in Zrrsinn verfielen. Reinh. Venz, dem seine großen Zeitgenossen Genialität nicht absprachen, starb 1792 geisteskrank. Fr. Höl-

berlin, der von schwärmerischer Sehnsucht nach Verwirklichung seiner Ideale erfüllt war, ging an dem Zwiespalt dieser Ideale und der ihn umgebenden Wirklichkeit zu Grunde und verfiel in unheilbaren Wahnsinn. Schiller nennt ihn in einem Brief an Goethe vom 30. Juni 1797 seinen „Freund und Schutzbefohlenen“, durch den er oft an sich selbst gemahnt werde; zugleich aber erklärt er dessen Zustand wegen der vorherrschenden „Subjectivität“ für gefährlich. Dieses Urtheil fand bald eine traurige Bestätigung: Hölderlin wurde 1802 irrsinnig, und nach kurzer Besserung seines Zustandes hielt ihn geistige Nacht bis zu seinem im Jahre 1843 erfolgten Tode umfangen. Die Krankheit durchlief nach einander die Stadien der Melancholie, der tobjüchtigen Aufregung und schwachsinrigen Verworenheit. Ein Jahr nach Hölderlins Tode verfiel zu Stuttgart Nicolaus Lenau in Irnsinn. Schon seit den Jünglingsjahren zeigte das Wesen des Dichters eine große Unruhe: trübe Melancholie und tiefer innerer Schmerz ist der Grundzug seiner Poesie. Oft trat ihm der Gedanke nahe, wahnsinnig zu werden, und plötzlich brach bei einem Besuch die Krankheit vollständig aus. Nachdem er in tobjüchtiger Aufregung einen Selbstmordversuch gemacht hatte, wurde er in die Anstalt Winnenthal, dann nach Döbling bei Wien gebracht, wo er die letzten Tage in vollständig stumpfem Zustande verlebte und am 22. August 1850 starb. — Nach dem Bericht des Kirchenvaters Hieronymus hatte der römische Dichter Lucrez Anfälle von Irnsinn, in deren lichten Zwischenräumen er einen Theil seines Gedichts *De rerum natura* verfaßte, und endigte im Alter von 43 Jahren sein Leben durch Selbstmord. Torquato Tasso litt an Melancholie mit Aufregung; öfter wiederkehrende Anfälle führten seine mehrjährige Bewachung, ja Gefangenschaft herbei. Diese Anfälle waren mit Täuschungen des Gesichtes und Gehörsinnes verbunden; rauschende Tönen, berichtete er selbst seinem Freunde Manso, sprühten aus meinen Augen, schreckliches Gezeiß zerriß meine Ohren. Er glaubte dumpfes Geräusch und Glockengeläute zu vernehmen, und in Gegenwart Mansos unterhielt er sich mit einem Geiste, den er mit seinen Augen vor sich sah. Die letzten Tage des englischen Dichters Benjamin Johnson (Ben Jonson) waren durch Geisteskrankheit getrübt; der Satiriker J. Swift starb am 19. October 1745 im Wahnsinn; Southey verlor mehrere Jahre vor seinem Tode in Folge einer längeren Lähmung das klare Denken, da seine angestrenzte Thätigkeit Körper und Geist aufrieb. — Der Componist Donizetti, der seine zahlreichen Werke mit außerordentlicher Leichtigkeit und Schnelligkeit producirt, verfiel später in völligen Stumpfsinn; er wurde in ein Irrenhaus in Frankreich aufgenommen, dann nach seiner Vaterstadt Bergamo zurückgebracht, wo er 50 Jahre alt starb. Rob. Schumann war in seiner früheren Jugend ein heiteres, zuweilen muthwilliges Kind, seit der Entwicklungsperiode verwandelte sich jedoch sein Wesen. Der Jüngling wurde in sich gefehrt, schweigsam und immer schwermüthiger; in seinem 24. Lebensjahr gerieth er durch die Nachricht vom Tode einer seiner Schwägerinnen in einen krankhaft aufgeregten Zustand, dem eine

„fürchterliche Melancholie“ und apathische Stimmung folgte. Doch entwickelte sich die Krankheit, die ihre Wurzeln früh schlug und der er schließlich erlag, sehr langsam und allmählich. Seit 1852 traten ihre Anzeichen stärker hervor: Nervosität, Schwerfälligkeit der Sprache und Bewegungen überhaupt; dann stellten sich Gehörstäuschungen ein, indem er bald einen ihn unablässig verfolgenden Ton, bald Harmonien und ganze Tonstücke, bald Geisterstimmen zu hören glaubte. Jahrelang hatte Schumann die Furcht vor Irrenanstalten geplagt, bis er wirklich in eine solche kam; nachdem er am 27. Februar 1854 durch einen Sprung in den Rhein vergebens seinem von qualvoller Unruhe erfüllten Leben ein Ende zu machen versucht hatte, wurde er in eine Privatanstalt zu Endenich bei Bonn gebracht, wo er bis zu seinem Todestage (29. Juli 1856) verblieb. Die Obduction der Leiche ergab: Ueberfüllung aller Blutgefäße, vorzüglich an der Basis des Gehirns, ferner Knochenwucherung an der Basis des Schädels, Verdickung und Entartung der Gehirnhäute, sowie Schwund der Hirnsubstanz.

Der Naturforscher Swammerdam, der ein scharfes und selbstständiges Urtheil zeigte, wurde 1667 von einem heftigen Fieber ergriffen, welches eine nervöse Schwäche zurückließ. Er wurde im Jahre 1669 mit der religiösen Schwärmerin Antoinette Bourignon bekannt und correspondirte später mit ihr; zuletzt versiel er in religiöse Schwermuth und verbrannte seine Manuscripte, weil er durch sie Gott beleidigt zu haben glaubte. Albrecht von Haller, bereits in der Jugend kränklich und im Alter ebenfalls von Melancholie befallen, wurde von eingebildeten Schrecken der ewigen Verdammniß gepeinigt. Joh. Georg Zimmermann, berühmter Arzt und Verfasser des bekannten Werkes „Ueber die Einsamkeit“, war schon seit seinem 20. Jahre von Hypochondrie geplagt, die sich immer mehr verstärkte und am Ende seines Lebens zur tiefsten Melancholie mit fixen Ideen wurde. Der Philosoph Auguste Comte brachte als Geisteskranker ein Jahr in einer Irrenanstalt zu. Nicht lange darauf gab er sein Werk über die positive Philosophie, eine Frucht vieljähriger Arbeit, heraus; er nannte seine Krankheit „sa crise cérébrale“.

Zimmermanns Mutter war nervenleidend und zuletzt gemüthskrank, der Vater immer kränklich; der Sohn des ersteren wurde 1777 wahnsinnig, und seine Tochter starb in ihrem 25. Lebensjahre an der Schwindsucht. Bei der Mutter von Robert Schumann stellte sich in späteren Lebensjahren ein Zustand schwärmerischer, sentimentaler Ueberspanntheit, verbunden mit momentan aufbrausender Heftigkeit, und ein Gang zum Absonderlichen ein; der Vater war bei Roberts Geburt schon sehr leidend. Roberts Schwester starb im Anfange der zwanziger Lebensjahre an den Folgen einer Gemüthskrankheit. Man findet diese Erscheinung häufig, daß andere Glieder derselben Familien, aus denen hervorragende Männer stammten, geisteskrank wurden oder an einer dem Irfsinn verwandten Nervenkrankheit litten; es hat daher sehr viel Wahrscheinlichkeit,

daß diese bedeutenden Männer selbst eine von der gewöhnlichen abweichende Nervenconstitution erbten, welche dann die Quelle von allerlei Sonderbarkeiten und wirklichen Krankheitsanfällen bildete. Die Mutter von Kaiser Karl V., Johanna von Castilien, wurde nach dem Tode ihres Gemahls irrsinnig und blieb es bis zu ihrem Lebensende fast ein halbes Jahrhundert lang. Karl war in seiner Kindheit schwächlich und oft von Krankheiten geplagt; auch als er durch Reiten, Jagen und ritterliche Spiele seinen Körper gekräftigt hatte, war und blieb er noch ernsthaften Leiden ausgesetzt. Im Alter von 56 Jahren wurde er der Regierung überdrüssig und zog sich in ein Kloster zurück. Sein Sohn war der finstere, despotische, fanatische Philipp II., und dessen Sohn war Don Carlos, den manche neuere Autoren für geisteskrank erklären. Ludwig XI. von Frankreich zeigte schon von Jugend auf einen harten und tödtlichen Charakter, seine Seele bildete ein sonderbares Gemisch von entgegengesetzten Eigenschaften des Intellekts und Gefühls. In seinen letzten Jahren hatte er Krämpfe und starke Wuthausbrüche, dabei erfaßte ihn große Furcht vor dem Tode und feindlichen Menschen; weil er überall rächende Hände sah, schloß er sich in die feste Pleßis-les-Tour ein. Sein Urgroßvater, Karl V., starb wahrscheinlich an den Folgen eines früheren Vergiftungsversuches durch den König von Navarra. Sein Großvater, Karl VI., verfiel 1392 auf einem Zuge nach der Bretagne in Tobsucht; nach kurzer Besserung kehrte der Wahnsinn im folgenden Jahre zurück und dauerte 29 Jahre bis zu des Königs Tode. Karl VII., dessen letzte Tage durch wiederholte Empörungsversuche seines Sohnes Ludwig getrübt wurden, enthielt sich aus Furcht vor Vergiftung längere Zeit des Essens und führte so seinen Tod herbei. Wie Moreau berichtet, hatte Richelieu eine geisteskrante Schwester, und sein Bruder, ein sonderbarer Mensch, machte in der Jugend einen Selbstmordversuch; ja der Cardinal selbst soll einst einen Wahnsinnsanfall gehabt haben, in welchem er sich in ein Pferd verwandelt glaubte und eine Stunde lang wiehernnd herumsprang. Rousseau, der ebenfalls eine geisteskrante Verwandte hatte, litt an Verfolgungswahn, überall sah er Feinde und Verschwörungen gegen seine Person. Die sonderbaren und schlimmen Eigenschaften des Pädagogen Basedow: Unbeständigkeit, quälende Ruhelosigkeit, oft wiederkehrende Schwermuth, krankhaft gesteigerte Reizbarkeit, Jähzorn und Trunksucht — kann man als die Aeußerungen einer vererbten Krankheitsanlage betrachten, denn seine Mutter war, wie er selbst erzählt, bis zum Wahnsinn melancholisch und sein Vater sehr jähzornig. (Nach Maudsley und anderen Irrenärzten charakterisirt sich die Trunksucht „als ein Nervenleiden, als eine Art Irresinn: die Anfälle kommen mit jener Periodicität, die den Nervenkrankheiten eigenthümlich ist.“ Durch zahlreiche Fälle wird es erwiesen, daß die bei Eltern vorkommende Trunksucht das Auftreten von Idioten, Selbstmördern und Irnsinnigen unter der Nachkommenschaft zur Folge haben kann; andererseits tritt zuweilen Irnsinnigkeit der Eltern bei den Nachkommen als

Trunksucht hervor.) Der Vater von Beethoven war dem Trunke ergeben, der berühmte Componist selbst hatte eine sehr reizbare Natur, sodaß ihn eine geringfügige Ursache aus dem glücklichsten in den unglücklichsten Zustand versetzen konnte. Schon als Jüngling, bevor sich das traurige Ohrenleiden einstellte, das ihn immer mehr verdüsterte und vom Verkehr mit Menschen zurückzog, war er oft übellunig und in sich gekehrt; in den Gemüths- bewegungen traten plötzliche und heftige Aenderungen ein und sein ganzes Leben zeigte mancherlei Sonderbarkeiten. Byrons Vorfahren waren meist, wie er selbst, phantastische, leidenschaftliche, excentrische Naturen. Der Dichter fühlte sich sehr oft unglücklich, stand stets in schwermüthiger, ja fast finsterner Stimmung auf und konnte den Gedanken nicht los werden, daß er einst wie Swift in Wahnsinn verfallen werde. Er litt an heftigem Blutandrang zum Kopf und war nach seiner eigenen Aussage manchen Tag nahe daran, sich zu erschießen.

Der Einfluß einer vererbten krankhaften Anlage ist nicht immer leicht sichtbar und nachweisbar, da die Biographen selten angeben, ob Vorfahren und Verwandte berühmter Männer an Irnsinn oder Nervenkrankheiten litten. Vielleicht hatten solche Einzelheiten in ihren Augen keine Wichtigkeit, vielleicht glaubten sie auch, das Ansehen dieser Geistesheroen zu schwächen, wenn sie nachwiesen, daß Mitglieder ihrer Familie oder sie selbst Krankheiten unterworfen waren, gegen die sich gewisse Vorurtheile richten und von denen deshalb der wohlwollende Laie möglichst wenig spricht, oder es standen ihnen selbst aus letzterem Grunde genauere Nachrichten darüber nicht zu Gebote. Die Fälle aber, wo hervorragende Männer an Gehirn- und Nervenkrankheiten litten, manche psychische Sonderbarkeiten u. s. w. zeigten, sind äußerst zahlreich. Caesar litt nach Plutarchs Bericht an Kopfschmerzen und Epilepsie; heftigere Anfälle dieser letzten Krankheit stellten sich bei seinem Aufenthalt in Spanien, dann in der Schlacht bei Thapsus ein. Muhammed war Epileptiker und hatte häufige Sinnesstäu- schungen. Wie Moreau de Tours anführt, hatte Peter der Große seit seiner Kindheit nervöse Anfälle, die im Mannesalter verstärkt auftraten. Einmal soll er nach einer heftigen Gemüthsbewegung drei Tage und Nächte unbeweglich auf der Erde ausgestreckt gelegen haben, ein andres Mal aus ähnlicher Ursache in starke Zuckungen verfallen sein. — Molière war Convulsionen unterworfen, die ihn öfters längere Zeit am Arbeiten hinderten. Schiller, schon von Jugend auf kränklich, hatte mehrere Male heftiges Fieber und litt an Krämpfen. Alfieri war, wie er in seiner Autobiographie erzählt, als Knabe von widerlichen Krankheiten heimgesucht; wegen dieser, sowie wegen seiner allgemeinen Schwächlichkeit wurde er die Zielscheibe des Spottes seiner Schulkameraden, die ihn mit dem lieblichen Titel einer Schindmähre belegten, wozu die witzigsten und humansten noch das Epitheton „verfault“ hinzufügten. Diese Uebel versetzten ihn in die tiefste Schwermuth, die ihn auch in den Mannesjahren noch nicht verließ;

seine großen Reisen brachte er meist weinend zu. Später beobachtete er selbst, daß der Anfall von Melancholie alle Jahre im Frühling wiederkehrte und längere Zeit anhielt; dabei hatte er mehrmals starke Wuthausbrüche, die Tobsuchtsanfällen glichen, wie überhaupt sein Zustand viel Aehnlichkeit mit der cyllischen Geistesstörung zeigt, in welcher Melancholie und Exaltation periodisch mit einander abwechseln. Zuweilen verfiel er in Zuckungen und einmal machte er einen Selbstmordversuch. — Paganini wurde nach Moreau's Angabe im Alter von vier Jahren von Katalepsie befallen und hatte mit sieben Jahren Convulsionen, welche von da an öfters wiederkehrten. Auch als Mann hatte er noch eine schwächliche Constitution; nur wenn er sein Instrument ergriff und sein geniales Spiel begann, schien alle Schwäche verschwunden und er ein ganz anderes Wesen zu sein. Einer von seinen Biographen, Schütz, der dies hervorhebt, fügt hinzu: „Nach jeder großen Anstrengung in seiner Kunst aber ist er so abgespannt und ermattet, daß er fast ganz den nämlichen Symptomen unterliegt wie ein Mensch, der eben einen Anfall von Epilepsie überstanden hat. Die wulste und kalte Haut seines Körpers ist mit einem starken Schweiß bedeckt, sein Blick ist matt und gleichsam verkohlt, man fühlt kaum noch die Schläge seines Pulses, und wenn man alsdann ihn über irgend einen Gegenstand befragt, so antwortet er entweder gar nicht, oder doch nur sehr einsilbig und oft ganz verkehrt. Die erste Nacht nach einem Concert bringt er meist schlaflos zu, indem sich seiner eine Unruhe bemächtigt, die ihn manchmal noch zwei bis drei Tage lang verfolgt.“ Paganini war ein ebenso wunderbarer Künstler wie ein seltsamer Mensch: Alles an ihm, Talent, Gestalt, Gesicht, Bewegung. Lebensweise hatte etwas Unheimliches und Dämonisches. Der Philosoph Blaise Pascal war geistig sehr frühreif und wie seine Schwester Jacqueline ein Wunderkind. Als Knabe hatte er die sonderbare Eigenheit, daß er Vater und Mutter nicht beieinander, sondern nur einzeln sehen konnte. Das Kind verfiel im zweiten Lebensjahre in eine heftige Krankheit, und auch der Jüngling und Mann hatte mit vielen Leiden zu kämpfen. Zuletzt wurde er von Convulsionen befallen, welche 24 Stunden dauerten und denen er im Alter von 39 Jahren unterlag.

Die allgemeinsten und wichtigsten Abweichungen von der normalen psychischen Thätigkeit in krankhaften Zuständen bilden die Sinnes täuschungen. In Folge der gesteigerten Reizbarkeit des centralen Nervensystems erlangen subjective, im Gedächtniß aufsteigende Vorstellungen die Stärke unmittelbarer, realer Eindrücke und werden als solche nach außen verlegt (Hallucinationen), oder starke, in der Erinnerung auftauchende Vorstellungen sind die Ursache, daß äußere Sinnesindrücke, die schwächer sind, verändert, umgedeutet und ersteren selbst angeähnlicht werden (Illusionen). Im ersten Fall hört der Mensch Stimmen und Reden, wo Niemand spricht, oder er sieht Gestalten und Dinge, die in Wirklichkeit nicht vorhanden oder nicht in der Nähe sind. (Die Täuschungen des Gesichtsinnes kommen am häufigsten vor, und man

nennt sie Visionen.) Im zweiten Falle erblickt er in einer Wolke menschliche Gesichter und vollständige Gestalten oder feurige Wagen und dergleichen, ein Schatten oder schattenhafter Gegenstand wird zum Gespenst, im Wehen des Windes und Rauschen der Blätter hört er himmlische Musik oder unheimliche Stimmen. Solche Sinnestäuschungen kamen nun bei hervorragenden Männern sehr häufig vor: in der Religionsgeschichte nicht nur in Arabien und dem Orient überhaupt, sowie bei den Mönchen, Einsiedlern und Heiligen der katholischen Kirche, wo die Einflüsse der Natur und des Fastens wirken und die Phantasie sehr begünstigt wird, sondern auch da, wo die Macht der letzteren beschränkter erscheint. Luther hatte ebenso Sinnestäuschungen wie Lohola. Bei letzterem waren sie seinen Lehren entsprechend, und mögen wie bei Muhammed hauptsächlich den außerordentlichen Eifer angeregt und gestärkt haben, mit welchem er seine Mission durchführte. Luther redet selbst davon, daß ihm der Teufel in mannigfacher Gestalt erschien und erst nach energischer Aufforderung verschwand. Im Kloster zu Erfurt bestand der spätere Reformator einen furchtbaren inneren Kampf, und einmal mußten die Brüder seine Zelle aufbrechen, in welcher er Tage lang in einem Zustand gelegen hatte, der von Wahnsinn nicht weit entfernt war. Mystische Gelehrte, wie H. Cardanus und Helmont, hatten zahlreiche Hallucinationen; auch Descartes und Malebranche sollen von dieser Anomalie nicht frei gewesen sein. Pope glaubte eines Tages zu sehen, wie ein Arm sich aus der Mauer hervorstreckte, und fragte seinen Arzt, wem dieser Arm gehöre. Byron wurde von einem Gespenste besucht, und Moreau sagt, daß Walter Scott ebenfalls eines Tages eine Vision hatte.

Oft angeführt wird die Sinnestäuschung Goethes, als er von Friederike Abschied genommen hatte und in geistiger Erregung von Esenheim nach Drusenheim ritt. „Ich sah mich mit selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen.“ — Nicht minder bekannt ist Plutarchs Bericht von der Hallucination des Brutus vor der Schlacht bei Philippi. Nach der Legende hatte Constantin der Große einst die Erscheinung eines flammenden Kreuzes, auf welchem er die Worte las: Durch dieses siege (τοῦτο πρὸς νίκην, hoc signo vinces); in der darauf folgenden Nacht erschien ihm Christus selbst, der ihm befahl, die Kreuzesfahne zu seinem Feldzeichen zu machen. Brierre de Boismont und Moreau berichten, daß Cromwell und Bernabotte Visionen hatten, in welchen ihnen geisthafte Personen ihre spätere Größe verkündeten. Letzterer soll wie Napoleon I. an einen besonderen, ihn begleitenden Schutzgeist geglaubt haben. Der General Rapp erzählte, daß er 1806 einmal unangemeldet in des Kaisers Zimmer trat;

Napoleon saß unbeweglich da und ergriff, als Rapp, um bemerkt zu werden, absichtlich Geräusch machte, dessen Arm, indem er fragte, ob er auch die Gestalt sähe. Als derselbe das verneinte, erklärte ihm der Kaiser, der allmählich zu sich kam, dieser Schutzgeist habe ihn nie verlassen, er zeige sich ihm vor allen großen Ereignissen und sei ihm ein beständiges Zeichen des Glücks! Moreau führt noch andere sonderbare Eigenthümlichkeiten von Napoleon an.

Bei manchen Genies war die Geistesstörung nicht eine momentane, wie sie in Sinnestäuschungen sich darstellt, sondern hatte eine längere Dauer. Der Componist G. Fr. Haendel, bei welchem Aeußerungen des Zorns sich öfters zu Wuthausbrüchen gestalteten, verfiel 1737 in Folge mannigfacher Aufregungen und Anstrengungen in Geisteszerrüttung, die mehrere Monate anhielt; ein Schlaganfall lähmte ihm den Arm und die ganze rechte Seite. Der große Mathematiker Newton litt am Schwindel, und im Jahre 1692 schwächte sich seine Geisteskraft auf längere Zeit; in einem Briefe an Locke vom 13. September 1692 sagt er selbst, daß er seit 12 Monaten nicht mehr seine frühere Geistesfrische und Festigkeit besitze und sehr beunruhigt über diese Verwirrung sei. (Seit 1687 beschäftigte er sich übrigens nicht mehr mit großen neuen mathematischen und exact-naturwissenschaftlichen Arbeiten, sondern widmete sich hauptsächlich theologischen Studien und schrieb Bemerkungen über die Prophezeiungen Daniels und der Apocalypse St. Johannis.) Nach Zimmermanns Angabe verfiel der berühmte Arzt Boerhaave einmal in Folge angestrebter Arbeit in völlige Apathie; sechs Wochen lang genoß er nicht die Wohlthat des Schlafes und war zu geistiger Arbeit unfähig. Der Botaniker Linné wurde, wie sein Biograph Stöver berichtet, im Alter (seit 1774) wiederholt vom Schlaganfall getroffen; sein Gedächtniß wurde äußerst schwach, die Sprache undeutlich, es schwand die Combinationsfähigkeit der Gedanken und der große Naturforscher starb in einem beklagenswerthen Zustande. Auch Kants geistige Kräfte nahmen bekanntlich während der letzten Jahre seines Lebens in sehr hohem Grade ab. Viele Geistesheroen hatten in ihrer Jugend eine sehr schwächliche Körper-Constitution: unter anderen Demosthenes, Kepler, Newton, Walter Scott, Voltaire. Außer den beiden Letztgenannten starb eine große Anzahl wie Louvois und Katharina II. an Schlaganfällen; ich will hier nur Cuvier und Felix Mendelssohn-Bartholdy anführen. Mozart, ein sehr frühreifes Genie, — im 3. Lebensjahr fing er an Clavier zu spielen, im 4. und 5. componirte er bereits kleine Stücke, — starb im Alter von 36 Jahren an einer Gehirnentzündung. Bei seinen letzten Arbeiten verfiel er oft in Ohnmacht und es bemächtigte sich seiner eine trübe Stimmung, in Folge deren er vergiftet zu sein glaubte. (Außer Mozart und Raphael starben noch viele bedeutende Talente eines frühen Todes: Terenz 26 Jahre alt, Catull 30 Jahre, Persius 28 Jahre, P. Fleming, L. Hölth, Novalis, Ernst Schulze, W. Müller, W. Hauff, Byron, der Componist Franz Schubert u. A.) Manche gaben sich wie G. von Kleist und Raimund selbst den Tod.

Audere hatten wenigstens in ihrer Jugend oft Selbstmordgedanken. Dies berichtet Moreau von Chateaubriand, dessen Vater an einem Schlaganfall gestorben und dessen Bruder ein sehr excentrischer Mensch gewesen sei. George Sand wurde im Alter von 17 Jahren tief melancholisch, später machte sie Selbstmordversuche und der Gedanke daran wurde bei ihr fast zur fixen Idee. Beethoven verfiel in Folge seines Ohrenleidens in tiefe Schwermuth, ja beinahe in Verzweiflung; „der Tugend,“ sagte er selbst, „danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte.“

Audere wiederum gaben sich Excessen hin. Alexander der Große, der Sohn der leidenschaftlichen Olympias, wohnte nach Besiegung der Perser häufigen Trinkgelagen bei und tödtete bei einem solchen in der Trunkenheit und im Zühorn seinen Lebensretter Klitus. Später wurde er nach einem Gastmahle beim Medios von einem heftigen Fieber ergriffen, welches ihn in seinem 33. Lebensjahr dahintrastete. Cromwell, in seiner Kindheit von sehr sanftem Charakter, ließ im Jünglingsalter unbändige Leidenschaften nach außen treten, bis ihn die Ehe von seinem ausschweifenden Leben zurückbrachte. Der große Seeheld Nelson, dessen Körper-Constitution in seiner Jugend schwächlich war und sich erst allmählich kräftigte, konnte sich als Mann nicht aus den Fesseln unwürdiger Liebe befreien. Shakespeare soll im Jünglingsalter auch zügellose Leidenschaften gezeigt haben. Fielting gab sich oft wüsten Excessen hin und verschwendete bald ein großes Vermögen, welches ihm seine Frau zugebracht hatte. — Der reichbegabte deutsche Dichter Christian Günther zerrüttete durch Ausschweifungen seine Gesundheit, verfiel dem Unglück und der Verzweiflung und fand ein frühes Grab. Goethe sagt von ihm: „Er mußte sich nicht zu zähmen und darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Aehnliches gilt von dem noch bekannteren G. A. Bürger, dem Dichter der Lenore. Namentlich aber kamen in der „Sturm- und Drangperiode“ beim Streben nach Genialität und Originalität die größten Verirrungen zum Vorschein; manches begabte Talent ging im wilden, zügellosen Treiben zu Grunde. Die größten Dichter, Goethe und Schiller, überwandten die gährenden Elemente dieser Periode, doch findet sich in ihrem Jünglingsalter Manches, was daran erinnert. — Alfred de Musset war dem Trunke ergeben und sein ausschweifendes Leben hinderte lange Zeit seine Aufnahme in die französische Akademie. H. Heine klagte bereits als Jüngling über tüdiches Kopfschmerz und erlag schließlich einer chronischen Rückenmarkskrankheit, die durch seine Excesse hervorgerufen war, ihren Keim aber wohl schon in einer angeborenen krankhaften Anlage des Nervensystems hatte.

Solche Excentricitäten und Excesse sind oft durch Vererbung direct überkommene Eigenschaften: Verwandte und Vorfahren zeigten dieselben. So in Byrons Familie; Mirabeau wurde wegen seiner Ausschweifungen von seinem Vater hart bestraft, obwohl dieser wie der zweite Sohn ebenfalls zügellos lebte. In anderen Fällen aber, wo sie nicht bloß eine kurze „Genieperiode“ im Jünglingsalter kennzeichnen, durch die Gesellschaft und den Zeitgeist beein-

flusst sind, sondern noch im Mannesalter periodisch auftreten, bilden sie die Aeußerungen einer ursprünglichen, constitutionellen Anlage zum Irrsinn, des „Irrsinnstemperaments“, wie es Maudsley nennt. Es sind vicarirende Ausbrüche, durch die sich manche Individuen vom wirklichen Irrsinn frei halten, oder sie bilden vielmehr in ihren höheren Graden eine besondere Form der Seelenstörung, welche die Engländer mit dem Namen *moral insanity* bezeichnen. Dieser moralische Irrsinn charakterisirt sich durch Verdrehung und Schwäche, ja durch vollständigen Mangel des moralischen Gefühls, welche Erscheinung man zuweilen schon bei Kindern findet; der erkrankte und gestörte Wille vermag nicht, die unmoralischen Triebe zurückzuhalten und zu unterdrücken, während die Intelligenz intact bleibt, ja nach gewissen Richtungen eine sehr hohe sein kann, und sich erst bei weiterem Fortschreiten der Krankheit in Folge der Excesse allmählich schwächt.

Nicht selten wird von Laien, auch von Aerzten, das als Ursache der Geistesstörung angesehen, was Anzeichen der bereits vorhandenen Krankheit ist, wie lebhafter Hang zu geistigen Getränken, ein stärkerer Geschlechtstrieb, Macht und lange Dauer von Affecten und Leidenschaften. Irrenärzte wissen, daß viele Kranke das Gute ihrer Rathschläge einsehen und dieselben befolgen wollen, es aber nicht erreichen können, da der Wille die mächtigen Triebe nicht zu unterdrücken vermag.

Man könnte leicht weitere Thatfachen aus dem Leben bekannter und berühmter Männer der neueren und der Jetztzeit anführen (Fr. Meuter litt z. B. an einer Nervenkrankheit, die eine periodisch wiederholte Hingabe an Spirituosen veranlaßte; der bekannte Schriftsteller Ivan Turgenjew war nach vielen Berichten die letzte Zeit seines Lebens geistig gebrochen); Schopenhauer sagt, daß er einige Leute von entschiedener geistiger Ueberlegenheit gekannt habe, die zugleich einen leisen Anstrich von Verrücktheit verriethen, und die Irrenärzte Moreau und Griesinger deuten Aehnliches von hervorragenden, ihnen näher bekannten Zeitgenossen an; viele der geehrten Leser werden wie ich an manche andere Beispiele aus den ihnen bekannten Kreisen denken.

Ich habe hier wegen des beschränkten Raumes nur die hauptsächlichsten und wichtigsten historischen Thatfachen herausgreifen können, trotzdem möchten sich vielleicht viele Genies finden, von denen auch bei genauerer Erörterung nichts aus dieses Thema Bezügliches angeführt werden könnte; von anderen wird so wenig beigebracht, daß derjenige, welcher sie deshalb mit Irrsinnigen in Parallele stellen wollte, viel eher selbst für wahnsinnig gehalten werden dürfte als diese Geistesheroen. Man muß jedoch berücksichtigen, daß aus oben angeführten Gründen die Quellen der Biographen sehr spärlich fließen; Autobiographien aber besitzen wir verhältnißmäßig nur Wenige, besonders solche, in denen hervorragende Männer nicht nur ihren geistigen Entwicklungsgang und ihre eigenen Erlebnisse schildern, sondern auch von ihren körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten, Schwächen und Krankheiten mit einer so großen Offenheit reden wie z. B. Alfieri. Hätten Aerzte mit den Kenntnissen

der heutigen Wissenschaft ausgerüstet die großen Männer früherer Zeiten beobachten können, so würden ihre Berichte wohl noch mehr Abnormes an denselben aufgezeigt haben, als das Auge des Laien, des zeitweiligen, flüchtigen Beobachters oder auch die weniger entwickelte Wissenschaft entdeckte. Der Historiker betrachtet Manches anders als der Mediciner, und das Bild von Alexander d. Gr., Caesar u. A. dürfte ein sehr verschiedenes werden, je nachdem es ein Geschichtsschreiber und Philolog oder ein Arzt zeichnet. Ferner können bei Erörterungen wie die vorliegende immer nur die Genies. in Betracht gezogen werden, die allgemeine Anerkennung gefunden haben, und nicht die genialen Naturen, welche Armuth, der Druck äußerer Verhältnisse u. dergl. an einer vollständigen Ausbildung ihrer Anlagen hinderte, in eine ihnen fremde Bahn drängte, verkümmern oder zu Grunde gehen ließ, ehe sie sich selbst durch ihre Werke ein Denkmal für fernere Zeiten schufen. Und ist die Zahl der letzteren nicht Legion gegenüber den Wenigen, welche die ihnen entgegenstehenden Hindernisse zu besiegen mußten und das Glück genossen, ihre Anlagen vollständig zur Entfaltung und Geltung bringen zu können?

Das fertige Genie, welches sich durch die That bewährt hat und über die inneren und äußeren Kämpfe hinaus zur Geltung gelangt ist, verfällt dem Irrsinn nur selten mehr. Die Siege in den verschiedenen Kämpfen: die Ueberwindung von Zweifeln mannigfacher Art — auch in Betreff der eigenen Kraft —, die Erfüllung des Dranges nach weiterer Ausbildung und des Strebens nach äußerer Ehre, die Abwendung der Nahrungsjorgen u. s. w. bilden jedoch zusammen nur ein Hauptmittel, das Genie von Geisteskrankheit frei zu halten; das andere liegt in der den Anlagen gemäßen Thätigkeit selbst. Das Schaffen hat sowohl beim praktischen als beim theoretischen Genie eine heilsame Kraft. Jeder Mensch, der geistig Beanlage und Entwickelte aber mehr als der auf niedriger Bildungsstufe Stehende, fühlt von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, die Vorstellungen, die er sich gebildet, zu äußern und sich von den Gefühlen und Affecten, welche seine Seele erfüllen, zu entlasten. Letzteres kann nun dadurch geschehen, daß er die Gefühle im Gespräch mit wahren Freunden, im Gebet zu Gott und in der Beichte, endlich in der künstlerischen Production selbst zur Aeußerung bringt, oder daß er sie in Kunstwerken Anderer dargestellt sieht. Die Production von eigenen Werken, nach welcher Aeußerungsart die geniale Begabung am meisten hindrängt, hat dieselbe Wirkung, wie sie nach Aristoteles die Tragödie auf die Zuschauer und Zuhörer ausübt: sie befreit die Seele für einige Zeit von herrschenden starken Affecten. Goethe sagt an einer Stelle: „So begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen . . . Alles, was daher

von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession.“ Ueber die Zeit nach Abfassung von Werthers Leiden berichtet er: „Ich fühlte mich wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir diesmal vortrefflich zu Statten gekommen.“

Findet nun die Arbeit Anerkennung, so giebt auch letztere Veranlassung zu weiterem freudigen Schaffen und läßt den Druck äußerer Verhältnisse weniger stark empfinden. — Bekanntlich verbleibt es oft bei der idealen Anerkennung, mit welcher die Sorge und Noth des wirklichen Lebens nicht immer gehoben werden. Wer kennt nicht den Spruch vom Lorbeerbaum und Bettelstab? Haben nicht selbst die größten Genies: Mozart, Beethoven, Lessing, Schiller wie so viele Andere seine traurige Wahrheit erfahren müssen? — Manche hochbegabte Menschen aber, bei denen eine Entlastung durch die Production überhaupt nicht möglich war oder auf große Hindernisse stieß, hat der Drang nicht geäußelter Vorstellungen und Affecte, verbunden mit drückender Armuth u. dergl. der Verzweiflung, der geistigen Nacht anheimfallen lassen. Lange Zeit zurückgehaltene starke Affecte bilden ja eine der hauptsächlichsten Ursachen des Irrens, und in Folge steter Uebung der Seelenthätigkeit haben Gemüthsbewegungen bei Menschen eine größere Macht als bei Tugendmenschen und beschränkten Naturen. Aus unten zu erörternden Gründen ist eben mit einer hohen Intelligenz nicht immer ein energischer Wille gepaart, welcher heftige Triebe und Leidenschaften zu beherrschen und zu unterdrücken vermöchte.

Freilich kann eine fortwährende schaffende Geistesthätigkeit ebenfalls ihre schlimmen Wirkungen haben. Wird sie ausschließlich und übermäßig geübt, so führt sie eine Ueberreizung des Gehirns herbei, welche leicht in den krankhaften Zustand übergeht. Bei dieser gesteigerten Reizbarkeit kann eine Kränkung, die das Genie im Leben erfährt, der Tadel, welcher seine Werke trifft, ebenso schädlich wirken, wie frühzeitiger Ruhm oder ehrenvolle Stellung, bevor noch der Charakter durch die Kämpfe des Lebens gestählt ist. Kommt dann eine leidenschaftliche Liebe hinzu, so macht diese zuweilen das Maß voll. Besonders sind Dichter solchen Gefahren ausgesetzt: ihre Phantasie hat an und für sich viel Aehnlichkeit mit dem Wahnsinn und die poetische Begeisterung läßt den, der sich ihr lange Zeit ausschließlich hingiebt, nicht ungestraft. Daher finden wir gerade unter den Dichtern viele, die wahnsinnig wurden oder dem Wahnsinne sehr nahe standen, und unter den Wahnsinnigen wiederum oft eine Neigung zu Reimereien. Andererseits haben sich die größten Dichter von der eigentlichen Geisteskrankheit dadurch frei gehalten, daß sie sich nicht ausschließlich mit der Dichtkunst, sondern auch mit der Geschichte, philosophischen, naturwissenschaftlichen u. a. Studien beschäftigten. Schiller, der sowohl im Jünglings-, als im Mannesalter kränzlich war, von den Excentricitäten der Sturm- und Drangperiode nicht unberührt blieb, mit der Armuth und vielerlei mißlichen Verhältnissen zu kämpfen hatte und

angestrengt arbeitete, machte zwar in Bauerbach eine melancholische Periode durch, die Hölderlins Zustand nicht unähnlich war, verfiel aber doch nicht wie dieser in wirkliche Geistesstörung, obgleich er nach seinen eigenen Worten durch dessen Wesen und Gedichte vor dem Ausbruch der Krankheit oft an sich selbst gemahnt wurde. Selbstverständlich entgehen Dichter von kräftiger Körperconstitution, wie Goethe, den Gefahren und besiegen sie leichter als diejenigen, welche schon von Jugend auf schwächlich und kränklich waren, ja bereits bei ihrem Eintritt in das Leben den Krankheitskeim in Folge von Vererbung in sich trugen. Tritt nun diese vererbte Krankheitsanlage in Excessen hervor oder wenden geniale Menschen Spirituosen und andere Mittel an, um sich in Begeisterung zu versetzen und ungebührlich lange darin zu erhalten, so wird die Reizbarkeit des Nervensystems immer mehr gesteigert und dadurch ihr Zustand verschlimmert: die anfangs erhöhten Geisteskräfte werden allmählich erschöpft und dem Verfall zugeführt.

Der Drang zu geistiger Beschäftigung wird jedoch auch ohne solche Reizmittel durch eine bedeutende Begabung selbst hervorgerufen und wach erhalten. Weniger ein bewusster Wille oder Ehr- und Ruhmsucht treibt geniale Naturen zu rastloser Thätigkeit an, als ein gewisser instinctiver Trieb, der zuerst wohl nach allgemein geistiger Beschäftigung, später aber, wenn das den Anlagen entsprechende Gebiet gefunden ist, vorzugsweise zur Arbeit in diesem hindrängt, ohne daß das Individuum die Macht besäße, ihn in seiner vollen Stärke willkürlich hervorzurufen oder sich ihm, auch unter widrigen Verhältnissen, ganz zu entziehen. Dieser Trieb sowohl wie die geistige Frühreise basiren auf einer besonderen Reizbarkeit des centralen Nervensystems, und in steter Wechselwirkung erhöht die ununterbrochene Seelenthätigkeit diese Reizbarkeit des Gehirns, wie sie selbst aus ihr neue Anregung empfängt, bis endlich Erschöpfung und Krankheit eintritt. Gut schildern diesen Arbeitsdrang die Worte, welche Goethe dem Dichter Tasso in den Mund legt. Als der Herzog Alphons dem krankhaft reizbaren Schützling den Rath giebt, seinem Fleiß Schranken zu setzen, nicht immer in sich selbst zu versinken, sondern sich zu zerstreuen und eine Cur zu gebrauchen, antwortet Tasso:

„Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt.
Wenn ich nicht finnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm, zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.“

Die einseitige Uebung der Geistessthätigkeit nach gewisser Richtung hin läßt die Ansprüche und Erfordernisse, Interessen und Vortheile des praktischen Lebens leicht unberücksichtigt; Kränkungen und Demüthigungen bleiben daher

nicht aus und nagen um so tiefer, je mehr dem Genie bei seiner inneren Beschäftigung die Gabe mangelt, geeignet und erfolgreich nach außen zu reagiren. sich in der und gegen die Welt festzustellen, kräftig und selbstständig aufzutreten.

Nach einigen statistischen Angaben aus Irrenhäusern befanden sich unter den dortigen Kranken sehr gut beanlagte Köpfe nicht in hohem Grade zahlreicher als mittelmäßig und wenig begabte. Jacobi z. B. fand unter 200 Tobsüchtigen 40 aus den gebildeten Ständen. Das intellectuelle Vermögen erwies sich bei 80 als ein gutes, bei 81 als ein mittelmäßiges und bei 39 als ein geringes; unter der ersten Klasse waren nur 13 mit ausgezeichneten Verstandesanlagen. Allein solcherlei Resultate bilden keinen Beweis gegen die Annahme, daß Leute von hervorragender geistiger Begabung besonders zur Geistesstörung neigen: sie sind eben überhaupt nicht sehr zahlreich. Die anerkannten, zur Geltung gelangten Genies und die durch die Ungunst der Verhältnisse in fremde und falsche Bahnen gedrängten, verkümmerten genialen Naturen zusammengerechnet bilden immer noch die Minderheit gegenüber der ungeheuren Menge von mittelmäßigen und beschränkten Köpfen. Eltern, besonders Mütter, finden allerdings gern in ihren Kindern eine ausgezeichnete Begabung, jeder Lehrer aber weiß, daß dieselben nicht die Mehrheit der Klasse ziert, sondern daß ein guter Mittelschlag verbunden mit einer Anzahl von weniger oder mehr beschränkten Schülern die Bänke inne hat. Nur selten leuchtet aus denselben ein „großes Licht“ hervor, und dann ist der Träger desselben — kränklich, schwächlich, nervös, oder stammt aus einer Familie, wo Irrsinn und Nervenkrankheiten mehrfach vorkommen.

Es entwickeln sich freilich viele Genies erst später und lassen in der Schule ihre künftige Größe nicht vermuthen, am wenigsten die Lehrer in solchen Wissensgebieten, die ihren Anlagen entfernt liegen. (Linné z. B. machte auf dem Gymnasium in den alten Sprachen so wenig Fortschritte, daß seine Eltern ihn zu einem Schuster in die Lehre geben wollten; der Arzt Rothmann verhinderte sie jedoch daran, indem er auf die besondere Begabung des Knaben in der Botanik aufmerksam machte. Newton war beim Unterricht in der Schule zu Grantham wenig aufmerksam, machte geringe Fortschritte und nahm längere Zeit einen der untersten Plätze ein; auf den Wunsch seiner Mutter kam er nach Hause, um Oekonom zu werden, kehrte aber später nach der Schule zurück und wählte die Laufbahn des Gelehrten.) Fast eben so viele aber ermatten später und erfüllen nicht die auf sie gesetzten Hoffnungen; geistig allzu frühreife Knaben, die eigentlichen Wunderkinder, sterben zum großen Theil, ehe sie in das Alter kommen, wo Geisteskrankheit am häufigsten auftritt. Das Gros unter den vielen Millionen, welche jährlich auf der Erde leben und sich alle 30 Jahre erneuern, bilden die Dugendmenschen; nur Wenige sind auserwählt! Bei der Menge der physischen und psychischen Ursachen zu Geistesstörungen und den verschiedenen Formen der letzteren können natürlich nicht nur mittelmäßig begabte, sondern auch beschränkte Menschen irrsinnig werden. Zweifellos aber stehen

geniale Naturen der Geisteskrankheit näher und haben mehr Berührungspunkte mit ihr als gewöhnliche Sterbliche. In den meisten Fällen hat die Geistesstörung nicht eine einzige besondere Ursache, sondern sie kommt durch das Zusammenwirken mehrerer, zum Theil sehr vieler und verwickelter, vorbereitender und gelegentlicher schädlicher Momente endlich zum Ausbruch. Bei denen nun, welche frühzeitig geistigen Anstrengungen und deren Begleiterinnen, wie heftigen Affecten, getäuschten Hoffnungen u. s. w. ausgesetzt sind, ist die Summe aller solcher die Krankheit begünstigender Momente eine größere; auch wirken bei ihnen einzelne Veranlassungen stärker und können die Krankheit zum Ausbruch bringen, während sie die Gesundheit anderer, mehr praktisch und mechanisch beschäftigter Menschen nicht oder weniger gestört hätten.

Man hat bekanntlich in neuerer Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß durch die geistige Ueberbürdung der Jugend auf höheren Schulen der Grund zur späteren Geistesstörung gelegt werde; mögen hier auch manche Uebertreibungen mit unterlaufen, so ist doch die Wirkung zu früher und zu großer intellectueller Anstrengungen nicht außer Acht zu lassen. Letztere werden durch eine hohe Begabung nicht beseitigt: mit dieser Begabung ist meist ein instinctiver Drang zu steter geistiger Beschäftigung verbunden, und dieselbe ist dem Genie auch zu seiner Ausbildung nöthig, denn nur durch energischen Fleiß wird es ihm möglich, die schlummernden Geisteskräfte zu erwecken und zu entwickeln, auszubilden und zur Geltung zu bringen. Allerdings ist die von Helvetius, Buffon und Anderen geäußerte Ansicht, das Genie beruhe nur auf Fleiß, extrem und fehlerhaft, ebenso irrig aber ist die Meinung, daß das Genie nur im Nichtsthun gedeihe; mit der Anlage muß ein energischer und ausdauernder Fleiß zusammenwirken, um hervorragende Leistungen von bleibendem Werthe zu Stande zu bringen. Die Gefühle und Affecte sind mächtiger; es ist die Dornenkrone des Genies, alles Leid stärker als gewöhnliche Sterbliche zu empfinden, und nach den Worten des Dichters Euripides geschieht es nicht ohne Schmerz, daß höhere Einsicht Menschen über Andre hebt. Jeder hervorragende Mensch hat mit Neid und Mißgunst zu kämpfen, die ihm nur allzuoft Kränkungen und Verfolgungen bereiten und das Leben verbittern; das wahre Genie weiß mit seinen Ansichten und Vorschlägen über seine Zeit hinaus und setzt sich dadurch in Widerspruch mit der gegenwärtigen Umgebung. Seine Begabung liegt zuweilen auf Gebieten, die nicht Nahrung in Fülle geben und die angewandte Mühe mit äußerer Glücksgütern reichlich lohnen; in Armuth und Elend lebte Mancher, dessen Namen die späte Nachwelt feierte. Mannigfach wird das Genie in seinen Hoffnungen getäuscht, und diese Täuschungen und Demüthigungen nagen immer mehr an der Seele.

Wirken viele solche schädliche Momente zusammen, so stoßen sie wohl den Menschen, der auf dem Gipfelpunkt geistiger Schaffungskraft steht, von seiner sonnigen Höhe herab in den finsternen Abgrund des Irrensinn.



Illustrirte Bibliographie.



Südsee-Erinnerungen (1875—1880) von Franz Bernsheim, ~~Consul~~ Consul des deutschen Reiches auf Jaluit. Mit einem einleitenden Vorwort von Dr. Otto Finsch. Berlin, A. Hofmann Comp.

Bücher, die von fremden Ländern berichten, hat man in Deutschland immer gern gelesen. Der Deutsche besitzt nun einmal von Haus aus mehr als irgend ein Anderer eine Neigung nach außerhalb, die sich ebenso oft als Schwäche wie als Tugend äußert. Und heut zutage, wo im alten Vaterlande die Bedingungen zum Dasein unerträglich anspruchsvoll geworden sind, mischt sich in jene, ursprünglich rein ideelle Neigung ein praktisches Bedürfnis: wenn man so eng gedrängt sitzt wie wir, schaut man wohl einmal aus nach anderen Gegenden, wo man hoffen darf, den Ellbogen freier rühren zu können. Immer lauter regt sich seit einigen Jahren im Volke das Verlangen nach einer planmäßigen Regelung der Auswanderung.

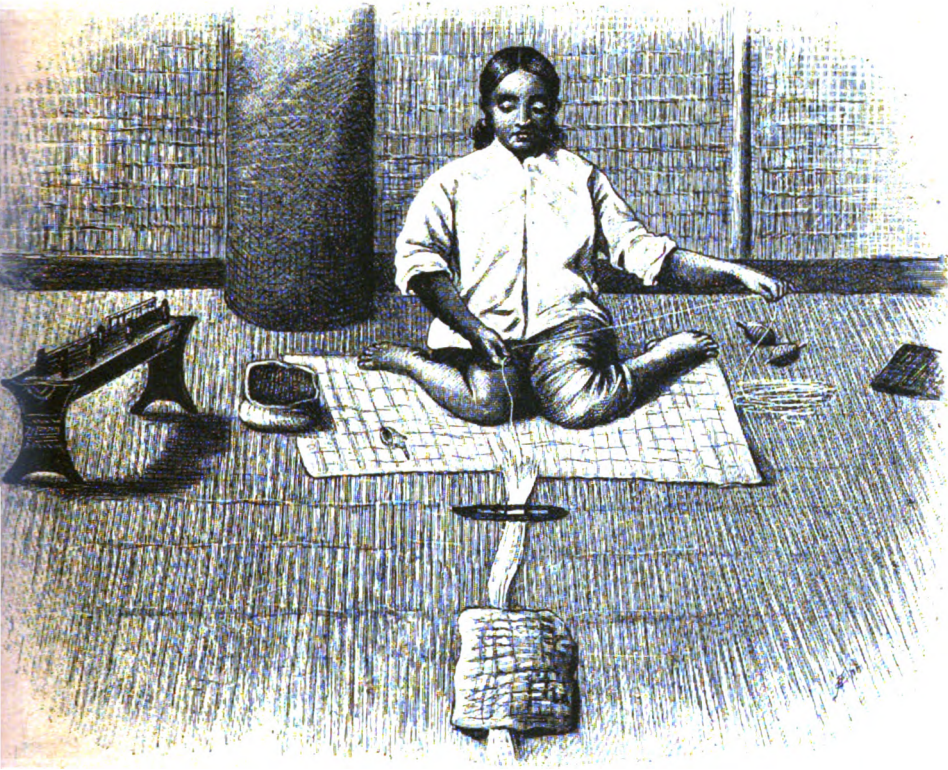
Die Vereinigungen, welche, da der Staat sich zurückhält, sich der Förderung dieses Gedankens widmen, lenken selbstverständlich die Aufmerksamkeit möglichst nach jenen Gegenden, wo noch nicht eine dichte Besiedelung durch Europäer stattgefunden hat; wo also nicht nur die Aussicht auf Gedeihen sich dem Auswanderer günstiger stellt, sondern wo auch die Gefahr, er möge sein Deutschthum verlieren, nicht so dringend ist.

Unter solchen Gegenden ist die Wahl freilich beschränkt. Allmählich ist die Erde, wie Fritzer sagt, in der That „karglich und enge“ geworden, und das Beste von dem, was noch bleibt, bietet geringe Lockungen. Unter allen den Landstrichen aber, die überhaupt für uns noch in Frage kommen, spricht keiner so zu der Phantasie, wie Polynesien.

Vom praktischen Standpunkte aus mögen ja auch dagegen viel ernsthafte Bedenken zu erheben sein — und es ist wohl auch kaum fraglich, daß unsre zweifeltolle Gedeiegenheit sie geltend machen wird so lange, bis es auch hier zu spät ist. Sieht man aber einmal ganz von diesen landläufigen Anschauungen ab, so erscheinen gerade jene Inseln im reißigsten Lichte. Man braucht dabei gar nicht an die Reize des

Himmelsstrichs zu denken, die so mächtig sind, daß sie Manche dort gefesselt haben — zum rohesten Dasein, gleich einem Wilden. Sondern, wenn unsere alte Cultur nicht alle Neigungen verbildet hat, wer in sich die Naturkraft fühlt, die den Kampf um die Güter dieser Welt unter möglichst einfachen Bedingungen aufnehmen möchte, der muß sich gerade von Verhältnissen, wie sie dort noch vorhanden sind, dringend angezogen fühlen.

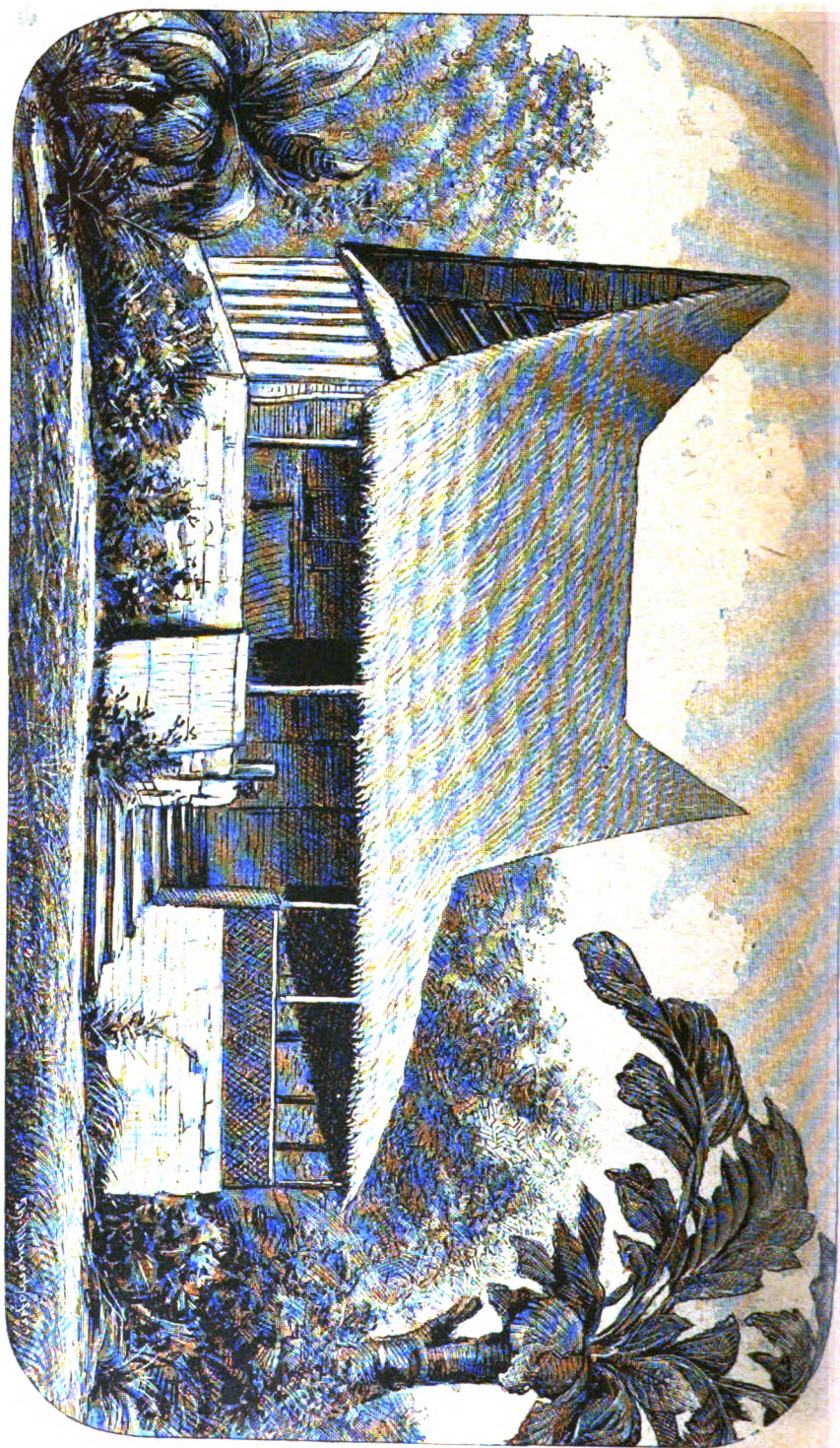
Dort sind noch ganz die Zustände der Odyssee. Und liest man solche Schilderungen wie die, welche die Südsee-Erinnerungen enthalten, so fühlt man sich auf einmal



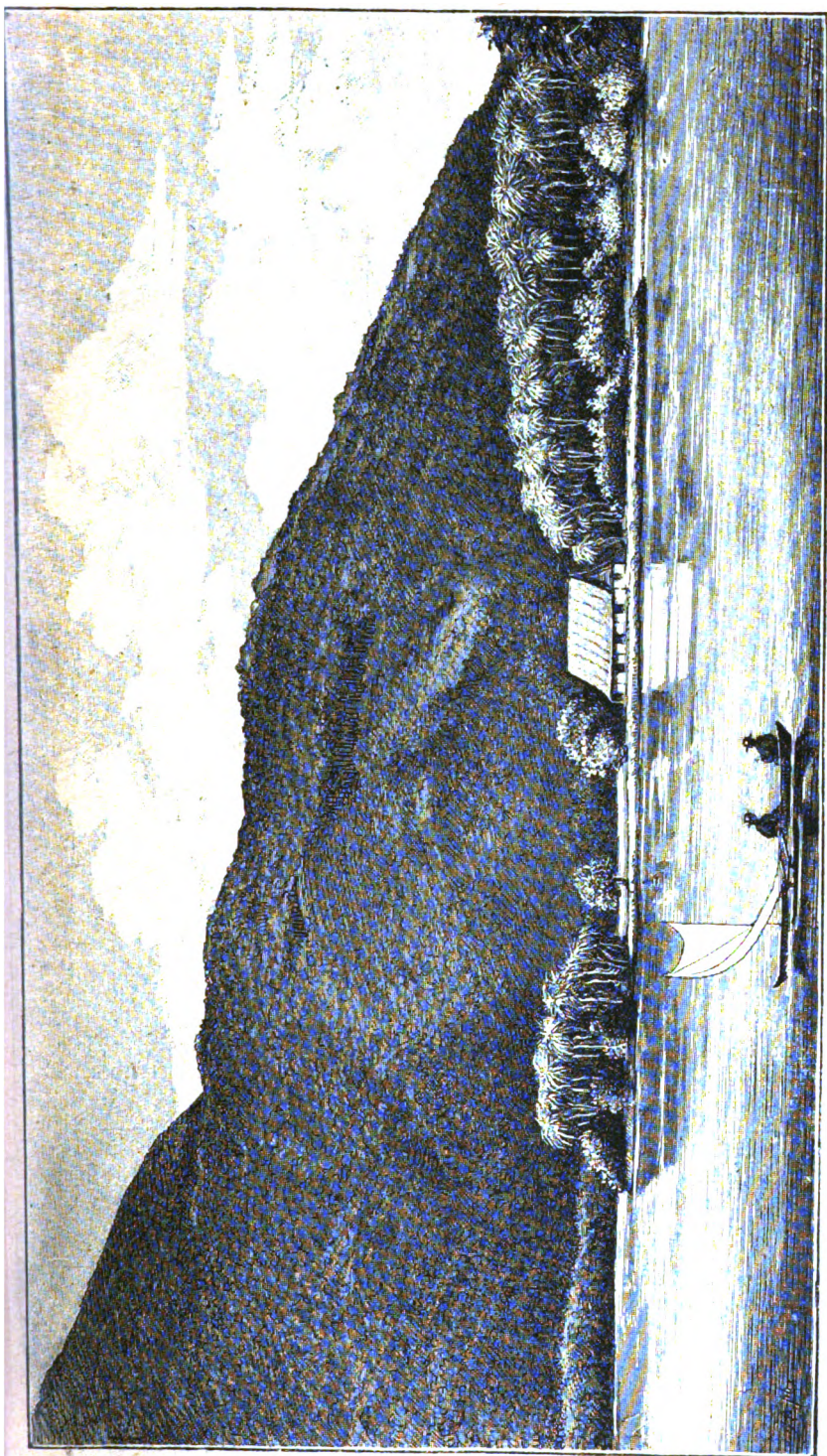
Fadenknüpfendes Mädchen. Rußie.

Aus Fernsheim: Südsee-Erinnerungen. Berlin. A. Hofmann & Co.

weit zurückversetzt in die Kinderzeit der Menschheit. Stammesverbände von unglaublich geringer Ausdehnung mit monarchischer Verfassung, auf einem gütigen Boden lebend, der wenig Anbau fordert; noch mehr auf die See angewiesen als der Grieche, der in ihr doch immer das unheimlich tödtliche Element sah. Statt des fetttriefenden Kinderrückens wird der Fisch über dem Feuer gedreht, und statt des schwarzen Weines kreist der trübflüssige Palmschnaps. Auch die Scene ist ungefähr die gleiche. Kleine Inseln, zwischen denen anscheinend ungefüge und doch kunstvoll gezimmerte Rachen den Verkehr unterhalten. Und auch dieser bewegt sich in den ursprünglichsten Formen — ist „halb Handel, halb Piraterie“, wie der grinsende Philosoph diese einfachste Art des Seeraths bezeichnet. Natürlich tritt das Eingreifen auswärtiger, überlegener Cultur hier noch mächtiger auf als in der alten Griechenwelt; äußert sich aber doch in ungefähr der-

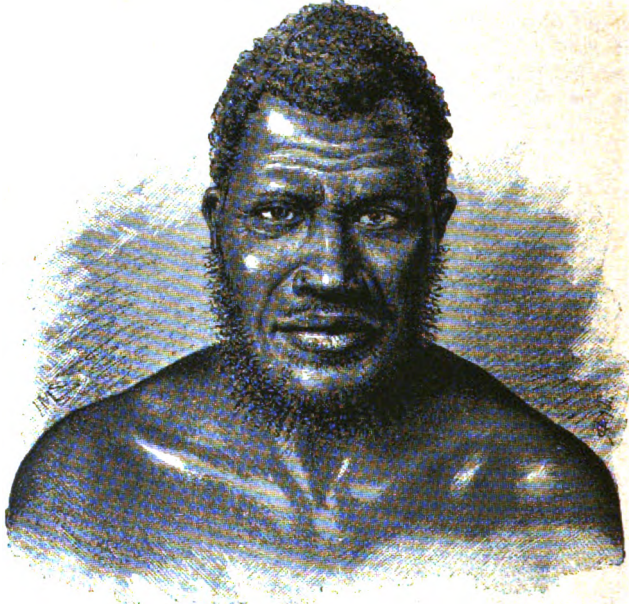


Haus eines Häuptlings.
Aus dem Buch: Südliche Erinnerungen. Berlin, W. Hofmann & Co.



Welt-Hafen. Kujale.
Aus Fernheim: Sußsee-Erinnerungen. Berlin, W. Hofmann & Co.

selben Weise, im Tauschhandel und — es ist beschämend genug — im Menschenhandel. Als einziges wirklich fremdartiges Element finden wir die Missionen vor. Sie mögen wohl diejenigen sein, welche das Ende der bisherigen urwüchsigen Zustände am Meisten beschleunigen. Denn der Kaufmann sucht wohl Bedürfnisse zu erwecken, da jene glücklichen Menschen sonst zu anspruchslos bleiben würden, um Tauschwerthe zu erzeugen, sich vielmehr mit dem begnügen würden, was der eigene Boden ihnen bietet. Dieser Einfluß aber bleibt ein ziemlich oberflächlicher; er setzt höchstens an die Stelle selbstgefertigter Gewebe, Werkzeuge und Waffen den Kattun, das amerikanische Beil und die Steinschloßflinte, und wenn er gewissenlos ausgebeutet wird, so kommt zu diesen Bildungsmitteln höchstens noch schlechter Branntwein hinzu. Der Missionar dagegen



Bewohner von Ratup.
Aus Hermsheim: Südsee-Erinnerungen. Berlin, Hofmann & Co.

predigt den Leuten nicht allein den neuen Glauben, begnügt sich nicht damit, ihrer seligen Nacktheit Hemd und Hosen aufzunöthigen, er strebt vielmehr danach, ihr ganzes Dasein von Grund auf umzumodeln. Das mag nicht immer mit der nöthigen Einsicht geschehen, die Rücksicht auf die Natur und auf die einfachen Verhältnisse, in die der Missionar eintritt, mag bisweilen übersehen werden — im Großen und Ganzen wird aber wohl hier die Befehrung Gutes wirken.

Wenn Leute im Vollgefühle ihrer Kraft sich von solchen Zuständen angezogen fühlen, so ist das ganz begreiflich. Hier ist der Europäer noch ganz auf sich selbst gestellt, hier kann er Alles, was in ihm liegt, frei entwickeln. Hier könnten noch Königsreiche gegründet werden — unendlich klein zwar, aber doch immer noch groß genug, daß einer in ihnen Cäsar sein möchte. Und wenn das auch in der That nicht vorkommt, so bieten diese Küstenfahrten auf Tauschhandel, wie sie der Europäer meistens betreibt, doch der Abenteuer die Fülle, Kämpfe mit Eingeborenen, Zusammenstöße mit anderen Kaufleuten. Sicherlich sind auch die Entbehrungen sehr groß, die ein solches Leben aufnöthigt, Entbehrungen besonders geistiger Güter, wenn man, fern von dem eigentlichen Ströme des Lebens, von Insel zu Insel treibt, mondenlang ohne jeden Zusammenhang nicht allein mit der Heimath, auch mit aller Cultur.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat ein solches Abenteurerleben schwerlich geführt: dafür bürgt schon sein Stand als Consul des deutschen Reiches. Casarengelüste, wenn sie ihm aufgestiegen sind, wird er sich haben versagen müssen. Und wenn er etwa für deutsche Colonisation hat wirken wollen, so berichtet er wenigstens hier nichts davon. Eine solche Annahme wäre auch ziemlich unwahrscheinlich: der Sitz seines Consulates befindet sich nicht in jenen Bezirken, welche bisher in diesem Sinne genannt worden sind.

Sein Werk trägt überhaupt mehr den Stempel des Tagebuches, das ein einzelner Reisender führt, als dasjenige eines Mannes in öffentlicher Stellung. Es sind Berichte von Ausflügen, die er nach den verschiedenen Inseln gemacht hat, welche zu seinem Wirkungskreise gehörten. Er erzählt von Zusammenreffen mit den Eingeboren, von deren Sitten und Lebensweise, schildert die herrliche Natur ihrer Heimat und die merkwürdigen Reste ehemaliger höherer Cultur, die sich hier und da noch erhalten haben.

Auf diesen sechs Inseln, Palao, Nap, Kusaie, Ponape, Jaluit und Natupai, scheint ein liebenswürdiger, im Allgemeinen gutartiger Menschenschlag ange-



Frau auf Neu-Grland.

Aus Fernsheim: Südsee-Erinnerungen. Berlin, A. Hofmann & Co.

siedelt zu sein. Die Leute sind noch ziemlich unberührt von der Cultur und von den Lastern, die sich stets zu allererst einzubürgern pflegen. Ackerbau und Gewerbe sind bei dem Reichthum des Bodens fast überflüssig, und was dieser versagt, das liefert der Fischfang. Kriege sind nicht eben selten unter den Eingeborenen; aber es sind Kriege in dem bekannten Stile der Südsee: Die beiden Parteien lagern jede unbeweglich hinter ihrem Verhade, und wenn ein oder zwei Kämpfer erschlagen werden, so ist es wie ein unglücklicher Zufall. Eine solche schwere Niederlage beendet dann den Feldzug. Erobern ist dort ein noch unbekannter Begriff, und solche Waffengänge haben eigentlich eine bittere Ähnlichkeit mit den Zweikämpfen auf unseren Universitäten: handelte es sich nicht um den unsahbaren Begriff der Waffenehre, so könnte man ihren Zweck gar nicht absehen.

Interessant ist, daß auch in einem dieser weitentlegenen Winkel sich ein Europäer niedergelassen hat. Kein christlicher Sendbote, auch kein Wagehals, den die Kronenjagd hierher verschlagen, einfach ein entlaufener Matrose, der eine Tochter des Häuptlings geheiratet hat und nun als eine Art Schützling der Wilden lebt, kaum in irgend einer Beziehung besser als sie. Byron hat ja das Abenteuer geschildert. Wenn man es reilich des dichterischen Schleierns entkleidet, so sieht es dürftig genug aus: ein kimmerliches Leben zwischen Fischfang und Palmenernte, dessen Enge jede gewöhnliche Natur völlig absumpfen muß. Auch sonst zeichnet Fernsheim einige sehr ergöpliche Charakter-

bilder, besonders von dem Adel der Eingeborenen, der sich ja natürlich in erster Reihe um den fremden Würdenträger drängt.

Von der primitiven Kunst, die auf diesen Inseln herrscht, giebt Bernsheim anschauliche Schilderungen. In unseren Museen sind ihre Erzeugnisse ja bisweilen zu finden; immerhin kann man sich aber doch kein recht lebendiges Bild davon machen, wie dieser grellfarbige Trödel — anstatt im Glaskasten — in der lebendigen Natur wirkt. Liegt man hier davon und sieht man die Illustrationen, so gewinnt man aus dem ganzen Zusammenhange eher Verständniß dafür. Wie auch aus unseren Abbildungen zu ersehen ist, steht die Baukunst auf einer verhältnißmäßig recht hohen Stufe: die Häuser sind geräumig, man besitzt Versammlungshäuser für die Gemeinde, ja an einigen Orten, wo das Christenthum verbreitet ist, haben die Eingeborenen sogar — allerdings unter Anleitung der Missionare — aus behauenen Korallenblöcken Kirchen errichtet. Zur Seefahrt werden die bekannten, hochgekieften Nachen gebaut, die sich auf einem Ausklieger stützen; liegt es auf dem Lande, so sieht das Ding unglaublich ungeschickt aus. Und in der That scheinen diese Fahrzeuge auch nicht so seetüchtig zu sein wie jene, welche auf anderen Inseln benützt werden, und worauf die Eingeborenen weite Reisen wagen, hier kann man kaum von Küstenschiffahrt reden und zwischen den einzelnen Eilanden besteht ursprünglich fast gar kein Verkehr. Im Uebrigen beschränkt sich die Kunst auf die Verzierung der Waffen und der spärlichen Geräthe, auf die Herstellung von Götzenbildern und auf die Tätowirung. Die Schnitzerei ist am weitesten ausgebildet. Auch hier zeigen sich die Eigenthümlichkeiten niederer Culturstufen: mangelhafte Beobachtung und äußerste Feinlichkeit der Ausführung. Sieht man diese kindischen Erzeugnisse an, so fühlt man sich unwillkürlich an jene Leistungen des frühesten Mittelalters erinnert, die uns in den Miniaturen der Handschriften erhalten geblieben sind und als deren Ursprungsort uns Irland genannt wird.

Wie auf manchen anderen Inseln Polynesiens, so haben sich auch übrigens auf einer derjenigen, die Bernsheim bereist hat, auf Rapa, Spuren davon erhalten, daß in der Vergangenheit dort Geschlechter gelebt haben, die ihr Dasein kräftiger führten. Der Verfasser hat Reste cyklopischer Bauten gefunden, welche merkwürdige Beweise dafür liefern, deren Herstellung unter den gegenwärtigen Verhältnissen schlechterdings undenkbar wäre. Es sind riesige Bierede, Wälle von 30 Fuß in der Höhe und 15—18 Fuß im Durchmesser, aus Basaltblöcken errichtet, deren Gewicht bis auf 5000 Pfund geschätzt wird. Umgeben sind sie mit Gräben, die zur Fluthzeit schiffbar sind. Das Bemerkenswertheste aber ist, daß sie sich an Orten vorfinden, wo Basalt überhaupt nicht vorhanden ist, daß also diese mächtigen Blöcke entweder auf damals vorhandenen Wegen durch den Urwald oder auf großen Flößen weit herbeigeschafft worden sein müssen. Solche Riesenwerke setzen zunächst natürlich eine sehr viel dichtere Bevölkerung voraus, als sie zur Zeit auf diesen Inseln vorhanden ist. An dieser Thatsache ist freilich nichts wunderbares, da die Eingeborenen seit Langem, und ohne daß man diesmal die Brantweinpest oder irgend eine andere Frucht der Civilisation dafür verantwortlich machen könnte, in regelmäßigem Absterben begriffen sind. Jedenfalls aber muß man annehmen, daß damals ein unerbittlicher Herrscherville über diesem Völkchen geholt hat.

Das ganze Buch ist liebenswürdig und lebendig geschrieben — von einem Manne, der wirklich Wissenswertes zu berichten hat, und der noch mehr kann, als Uebersichten über den Handel mit Cocosöl anzufertigen. Es wird ja häufig darüber geklagt, daß unsere Vertreter im Auslande, die so viel Stoff hätten, uns zu belehren, ihre Kenntniffe der großen Menge eigentlich zu wenig zugänglich machten. Und im Ganzen scheint in der That wenig Neigung für die Schriftstellerei bei ihnen vorhanden zu sein. Man kann diesen Umstand bedauern, ohne deshalb verdächtig zu werden, man wolle ihnen eine neue Arbeitslast aufbürden. Und jedenfalls ist die Ausnahme, die sich uns hier vorstellt, eine höchst erfreuliche und wird überall herzlich willkommen geheißen werden.

Daß Hernsheim nebenbei auch ein Zeichner von recht tüchtiger Begabung ist, gereicht dem Buche zu weiterem Vortheile. Eine Reihe von Aquarellen erweckt die günstigsten Vorstellungen von dem landschaftlichen Reize jener Gegend. Auf allen findet man das üppigste Grün und das herrliche Blau des Meeres. An den Küsten haben sich mattfarbige Hütten eingenistet — draußen zeichnen sich am Horizonte hellshimmernde Segel ab: wenn auch meistens der edle Schwung großer Berglinien dem Bilde fehlt, so thut es doch dem Auge wohl mit der Sättigkeit seiner Farbe und wiegt den Geist angenehm in einen Traum sorglos sonnigen Tropenlebens. Näher diesen Landschaftsbildern finden sich zahlreiche Volkstypen, Ansichten von Brücken, Abbildungen von Waffen und Geräthen, die das geschriebene Wort hinreichend veranschaulichen.

Die Buntdrucke sowohl wie die Holzschnitte sind durchweg recht gut. Jene sind freilich nicht eigentlich Prachtblätter; sie sind mit wenigen Farben hergestellt, aber sie sind sauber gedruckt und wirken harmonisch und gefällig. Ueberhaupt ist das Buch mit einer einfachen Gediegenheit ausgestattet, wie man sie in Deutschland selten findet, und über die man wirklich erstaunt, wenn man den geringen Preis erfährt. Das Papier ist sehr schön, der Druck in Antiqua, die immer so vornehm wirkt, sobald sie verständig angewendet wird, und der Satz hat das richtige Verhältniß zu dem Formate — einem niedrigen Quart. Diese Eigenschaften findet man alle vereinigt selten genug beisammen, so daß sie wohl einer Erwähnung werth sind. Unsere Bücherausstattungen treten meistens mit sehr großen Ansprüchen auf und lassen gerade darum leicht den guten Geschmack vermessen, der bei aller Entfaltung von Reichthum doch immer zur Einfachheit drängt. In Bezug auf die Gesamtwirkung vergleiche man doch einmal ein französisches Prachtwerk mit einem deutschen. Die Probe wird fast regelmäßig zu Gunsten des ersteren ausfallen, auch wenn man den Vortheil in Abzug bringt, den der Franzose in seiner zierlicheren Type hat. Unzweifelhaft haben wir auch im Buchdruck und in den verwandten Gewerben ansehnliche Fortschritte gemacht, und so sieht denn auch zu hoffen, daß mit den Ansprüchen zugleich der Geschmack sich allmählich heben wird. Aber noch immer kränken wir an den großen Grundfehler, an dem Scheinewollen, an der elenden Krävinklei, die ein Seidenkleid über zerrissene Unterwäsche hängt.

—ck.

Der Kampf um die Sprache. Linguistische Plaudereien von Heinrich Teweles. Leipzig, Carl Reiskner.

Das Buch ist eine Sammlung von Aufsätzen, die der Verfasser in der Prager Bohemia veröffentlicht hat. Bedenkt man diese Entstehung, und erinnert man sich der czechischen Uebergüsse, von denen man so oft in den letzten Jahren aus Prag hat hören müssen, so wird man über Richtung und Ton der Schrift rasch klar sein. Es ist eine Streitschrift — und eine sehr gute, das sei hier gleich hinzugefügt. Manche Spuren der ersten Veranlassung, Anspielungen auf Zeit und Ort, scheint der Verfasser allerdings getilgt zu haben — zu unserem Bedauern, wenn es der Fall sein sollte. Denn grade solche Kleinigkeiten geben dem Gedanken erst die frische Färbung. Es sei blos auf die großen Meister unserer Literatur, auf Lessing z. B. verwiesen — ohne damit einen unbilligen Vergleich ziehen zu wollen. Dessen Actualitäten, um das moderne Wort auf etwas Altes anzuwenden, würde Niemand missen mögen: sie sind der Pfeffer an der Speise. — Jedenfalls aber haben wir Deutschen alle Ursache, den Leuten, die jenseits der Grenze so wacker um unser Aller theuerstes Gut, um die Muttersprache kämpfen, die wärmste Theilnahme zu schenken. Jedermann sollte das kleine Fest einmal zur Hand nehmen, um sich eine Vorstellung von den Zuständen im Nachbarlande zu bilden. Es ist zudem lebhaft und anregend geschrieben: man verbringt eine angenehme Stunde damit und wird es kaum fortlegen, ehe man es beendet hat. Ueberdies wird man auch sonst vielfach

Anregung und Belehrung darin finden. Teweles nimmt es sehr ernst mit der Sprache, hat vielfach Studien gemacht und entwickelt auch eigene Gedanken. Und Mittheilungen solcher Art können wir Deutschen immer brauchen. „Der Deutsche ist ein Gelehrter, wenn er seine Sprache versteht.“ Dieses Wort Goethes führt der Verfasser mehrfach bedeutungsvoll an. Es ist sicherlich begründet, aber es bedarf noch der Ergänzung. Kein anderes Volk ist so wenig geneigt, seine Sprache als künstlerischen Stoff zu behandeln, besitzt so wenig Ehrfurcht vor diesem seinem ältesten Erbstück, als das deutsche. Der Stimme, die uns mahnt, dieses heilige Vermächtniß mit Ernst zu hegen und zu pflegen, sollte Jeder aufmerksam lauschen. —ck.

La misère à Londres. La question du logement du pauvre et la législation anglaise. Par Arthur Raffalovich. Paris, Guillaumin et Cie.

Es ist bekannt, daß die englische Gesetzgebung seit einiger Zeit ernstlich mit der in obenstehendem Titel angegebenen Frage beschäftigt ist. Und in der That, wenn man dies Schriftchen liest, muß man sagen: es war dazu die höchste Zeit. Der Verfasser zeichnet Bilder, die erschrecken. Merkwürdiger Weise scheint nämlich das Wachsen des Elends zu dem des Reichthums nicht das normale Verhältniß zu bewahren, sondern in verstärktem Maße zu steigen; das heißt: unter niederen Culturbedingungen ist das Leben des ganz Armen erträglicher als unter höheren, und je mehr der Capitalismus sich entwickelt, desto gräßlichere Formen nimmt das Elend an. Das ist ein Erfahrungssatz; aber es ist gut, wenn man sich einmal an einem lebendigen Beispiele vergegenwärtigt, wie die Rechnung nun in der That ausfällt. In Frankreich, wo die vorliegende Schrift zuerst im Journal des économistes erschienen ist, hat dieselbe gerechtfertigtes Aufsehen erregt. Nun, im Sonderbrude leichter zugänglich, wird sie sicherlich auch in Deutschland die öffentliche Meinung beschäftigen. —ck.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. Herausgegeben von F. Lechmer. I. Band, 1. Heft. Mit über 80 Holzschnittfiguren und 7 lithographirten Tafeln. Leipzig, Joh. Amb. Barth.

Nach einer Schrift dieser Art, die das zusammenfaßt, was jährlich auf dem Gebiete der Sprachforschung geleistet wird, hat man lange das Bedürfniß empfunden. Nun wird demselben auf das Schönste und Reichlichste abgeholfen. An dem Werke helfen die besten Meister. Nicht alle — unter den Mitarbeitern vermißt man ungern einige hochtönende Namen — aber wenigstens lauter gute und „vornehmlich“ Vertreter aus allen Ländern. Das Verzeichniß nennt Adam in Rennes, Ascoli in Mailand, Goelho in Lissabon, Donner in Helsingfors, Fleischer und von der Gabelenz in Leipzig, Gatschet in Washington, Lepsius in Berlin, Leskien in Leipzig, Mallery in Washington, March in Gaston, Miklosich und Fr. Müller in Wien, Max Müller in Oxford, Oppert in Madras, Pal in Freiburg, Pott in Halle, Radloff in Kasan, de Rosny in Paris, Sayce in Oxford, Scherer und Steinthal in Berlin, Storm in Christiania, Vinson in Paris, Whitney in New-Haven und Wundt in Leipzig. Das ist in der That ein stolzes Register; und wenn man sieht, daß zum ersten Hefte außer dem Herausgeber Pott, Mallery, Friedrich und Max Müller, Adam, Sayce und Bergmann beigetragen haben, daß das zweite Arbeiten von Donner, Pott, Lundell, Radloff und ein ungebrachtes Manuscript von W. von Humboldt bringend wird, so kann man sich von dem Fortgange der Zeitschrift das Allerbeste versprechen. — Der altberühmte Name des Verlagehauses — Johann Ambrosius Barth — ist gleichbedeutend mit „wunderschöner Ausstattung“. Papier, Druck und Illustrationen sind wirklich von einer seltenen Vollkommenheit, und außerdem hat das Heft als besondere Kunstbeilage eine Radirung der Otto'schen Humboldtstatue von Rudolf Strauch, die zu den schönsten derartigen Arbeiten in Deutschland gehört. Der Ton des frischen Marmors ist mit erstaunlicher Treue getroffen, und die Auffassung ist geschmackvoll und vornehm.

Lebenskunst und Kunstleben von H. Ehrlich. Berlin, H. Hofmann und Cie.

Es ist erfreulich und denkwürdig, wenn ein Mann in hervorragender Stellung einmal die Summe seines reichen Lebens zieht, die Frucht seiner Studien, Erfahrungen und Beobachtungen der Welt zugänglich macht. Ungefähr das hat Ehrlich in der vorliegenden Schrift gethan. Es ist kein flüchtig hingeworfenes Werk, nichts Zusammengefügtes, sondern das Ergebniss von Arbeit und Denken. Kein Handbuch des „guten Tones“, worin allerlei Lebensregeln säuberlich eingeschachtelt sind gleich den Büchsen im Apothekerschrein, sondern eine zwanglose Lehre über die Art, aus dem Leben die höchste Ernte zu erzielen. Es ist schon kennzeichnend, daß der Verfasser das Leben hier ernstlich als eine Kunst auffaßt und dazu gewissermaßen eine Aesthetik schreibt. Wer das Leben schon kennt — und solche Leute können doch eigentlich vornehmlich Nutzen aus solchen Büchern ziehen — der weiß auch, wie grausam schwer diese Kunst ist. Und er wird gern von einem Kunstgenossen erfahren, welche Mittel sich dieser bedient. Namentlich, wenn derselbe ein so angenehmer Gesellschafter ist wie Ehrlich. Denn dessen Schriften haben wirklich den Ton der guten Gesellschaft; und wenn der Verfasser längst zu den Ackerkannten gehört, deren Vorzüge man nicht erst zu nennen braucht, so dankt er dies neben seiner Gediegenheit auch dem weltmännischen Schiffe, der ihn sofort als Gleichberechtigten in die erste Kabine verwies.

Wir leben entschieden in der Zeit der Literaturgeschichte. Sie schießen empor wie die Pilze. Kaum hat Scherer die seine abgeschlossen, so erscheint schon eine neue, und eine dritte, aus Schwebels Feder, stellt uns Bruns in Minden in Aussicht. Augenblicklich liegt uns eine Geschichte der deutschen Literatur von Emil Brenning vor, die Moritz Schauenburg in Laß herausgibt. Wir denken in einem der nächsten Hefte ausführlicher darauf zurückzukommen, sobald wir etwas mehr Anhalt zu einem Urtheile haben, als uns die ersten drei, bis jetzt erschienenen Lieferungen bieten können. Danach zu schließen hat das Werk einige Ähnlichkeit mit Königs Literaturgeschichte — in den guten Eigenschaften, wohlgemerkt! Es hat wie diese den Grundsatz der Illustration durch Nachbildung gleichzeitiger Drucke und scheint damit ebenso reichlich wie unabhängig von dem Vorgänger zu sein. Der Text ist, dem Anschein nach, glücklicher Weise weniger einseitig, frei von dem Betonen der Richtung, die dem Verfasser genehm ist, und dem Verdammen alles Unbequemen. Auf eigene Forschung hat sich Brenning nicht gestreift — und hat daran entschieden recht gethan: wen danach verlangt, der sucht sich andere Bücher aus als volksthümliche; und die Leser dieser wiederum würden nicht wissen, was sie damit anfangen sollten.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher:

Arnold, Hans, Neue Novellen. Stuttgart, Bonz und Cie.
Arzt und Patient, Winke für Beide. Stuttgart, Ferdinand Enke.
Braunsfels, Eduard, Hofgeschichte aus drei Jahrhunderten. Historische Novellen. Dresden, F. W. Steffens.
Brenning, Emil, Geschichte der deutschen Literatur. Lfg. 1—3. Laß, Moritz Schauenburg.
Esoherich, E., Saga. Geschichte aus alter Zeit. Stuttgart, Bonz und Cie.
Geigel, Alois, Dr., Ueber Wissen und Glauben. Leipzig, F. C. W. Vogel.
Glogau, Gustav, Dr., Die Phantasie. Vortrag. Halle, Max Niemeyer.
Glümer, Claire von, Lutin und Lutine. Leipzig, Bernhard Schlicke.

Henne am Rhyn, Dr. Otto, Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Prachtausgabe, Folio. Lfg. 13—14. Leipzig, J. G. Bach.
Herbig, Otto, Frithjof und Ingeborg. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Berlin, A. Deubner.
Hertwig, Oscar, Die Symbiose oder das Genossenschaftsleben im Thierreich. Jena, Gustav Fischer.
Hirundo, C., Irmengard. Eine Erzählung vom Chiemgau a. d. 15. Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
Hlawack, Ed. Dr., Goethe in Karlsbad, zweite vermehrte u. verbesserte Auflage von Doctor W. Russ. Karlsbad, Foller.
Hoffmann, Hans, Brigitta von Wisby. Leipzig, Bernhard Schlicke.

- Hoernes**, Moritz, Atlantis. Ein Flug zu den alten Göttern. Mythol. Märchen. Wien, Carl Konegen.
- Justus**, Jonas, Freie Gedanken zur Beurtheilung der Kirche und ihrer Geschichte. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshdlg.
- Kapff-Essenther**, F. von, Wiener Sittenbilder, Jona, Hermann Costenoble.
- Kern**, Franz, Goethes Torquato Tasso. Beiträge zur Erklärung des Drama. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung.
- Kniest**, Ph., Von der Wasserkante. Skizzen a. d. Schifferleben. Bremen, C. W. Roussell.
- Köhler**, Jos. Dr., Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. Lfg. 2. Würzburg, Stahl'sche Univ.-Buchhdlg.
- Koloman**, Mikszáth, Die guten Hochländer. Ungar. Dorfgeschichten, übertragen durch Doctor A. Silberstein, 2. billige Ausgabe. Szegedin, Endzényi & Cie.
- Kulke**, Eduard, Richard Wagner, seine Anhänger und seine Gegner. Leipzig, G. Freytag.
- Kühner**, A. Dr., Wie sind Epileptiker zu behandeln? Neuwied, Heuser's Verlag.
- La Nuova Rivista Internazionale**. Anno quarto No. 3-5. Firenze, Succ. Le Monnier.
- Landauer**, Aimée, Mes Premiers Vers. Vienne, Ch. Gerold Fils.
- La Revue Generale**. Littéraire. Politique et Artistique. 2. Année No. 4-7. Paris.
- Last**, E., Die realistische und die idealistische Weltanschauung, entwickelt an Kants Idealität von Zeit und Raum. Leipzig, Th. Griebens Verlag.
- Leimbach**, Karl L. Lic. Dr., Ausgew. deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert. Bd. V. Lfg. 1. 2. 3. Kassel, Th. Kay.
- Lippert**, Julius, Allg. Geschichte des Christenthums. Bd. II. Berlin, Th. Hoffmann.
- Lohway**, Ernst, Ausgrabung des Paradieses. Roman. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Ludwig**, Ottilie, Aus dem Waldleben. Bilder aus dem Leben im Forsthaue. Theil I. Halle, Otto Hendel.
- Mauersberger**, C. T., Mnemosyne, Organ für Gedächtniskunst. Heft 2 und 3. Leipzig u. Berlin, Julius Klinkhardt.
- Melssner**, Johannes, Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich^{*)}. — Wien, Carl Konegen.
- ^{*)} Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur und des geistigen Lebens in Oesterreich. Herausgegeben von J. Minor, A. Sauer und R. M. Werner. IV. Heft.
- Messner**, Max, Michael Sorvet. Histor. Drama. Berlin, im Selbstverlag.
- Milde**, S. J., Die Musik im Lichte der Poesie. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Müller**, K. Fr., Karl Kraepelin. Hamburg, Ferd. Schlotke.
- Neubauer**, L. Dr., Die Sage vom ewigen Juden. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg.
- Normann**, H., Perlen der Weltliteratur. Lfg. 12. 13. 14. Aesthetisch-krit. Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. Stuttgart, Levy & Müller.
- Parafal**, Organ zum Zwecke der Erreichung der R. Wagner'schen Kunst-Ideale. Jahrg. I, No. 1. Wien, Red. Emerich Kastner.
- Reissmann**, August Dr., Harmonie- und Formenlehre für Musiklehrer und zum Selbstunterricht. Berlin, J. Horowitz.
- Schmidt**, Maximilian, Hochlandsbilder, München, Georg D. W. Callweg.
- Vormann**, W. H., Von den Ufern der Passer. Meran, S. Pötzlberger.
- Wiedemann**, A. Aegyptische Geschichte. Abtheilung I. Gotha, F. A. Perthes.
- Zacharias**, Otto, Dr., Das Mikroskop und die wissenschaftl. Methoden der mikroskopischen Untersuchung in ihrer verschiedenen Anwendung von Dr. Julius Vogel. 4. Auflage Lfg. 1. Leipzig, Denicke's Verlag.
- ^{*} Laienpredigten. Lose Blätter der Lebensweisheit. Halle a. S., Otto Hendel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1884^{er}. Frische Füllung 1884 ^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 53³⁰ R.
Mühlbrunn . . 44⁵⁰ R.
Schlossbrunn . 44⁰⁰ R.
Theresienbrunn 43³⁰ R.
Neubrunn . . . 49³⁰ R.
Marktbrunn . . 39⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle 28³⁰ R.
Felsenquelle . . 47⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu. 34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

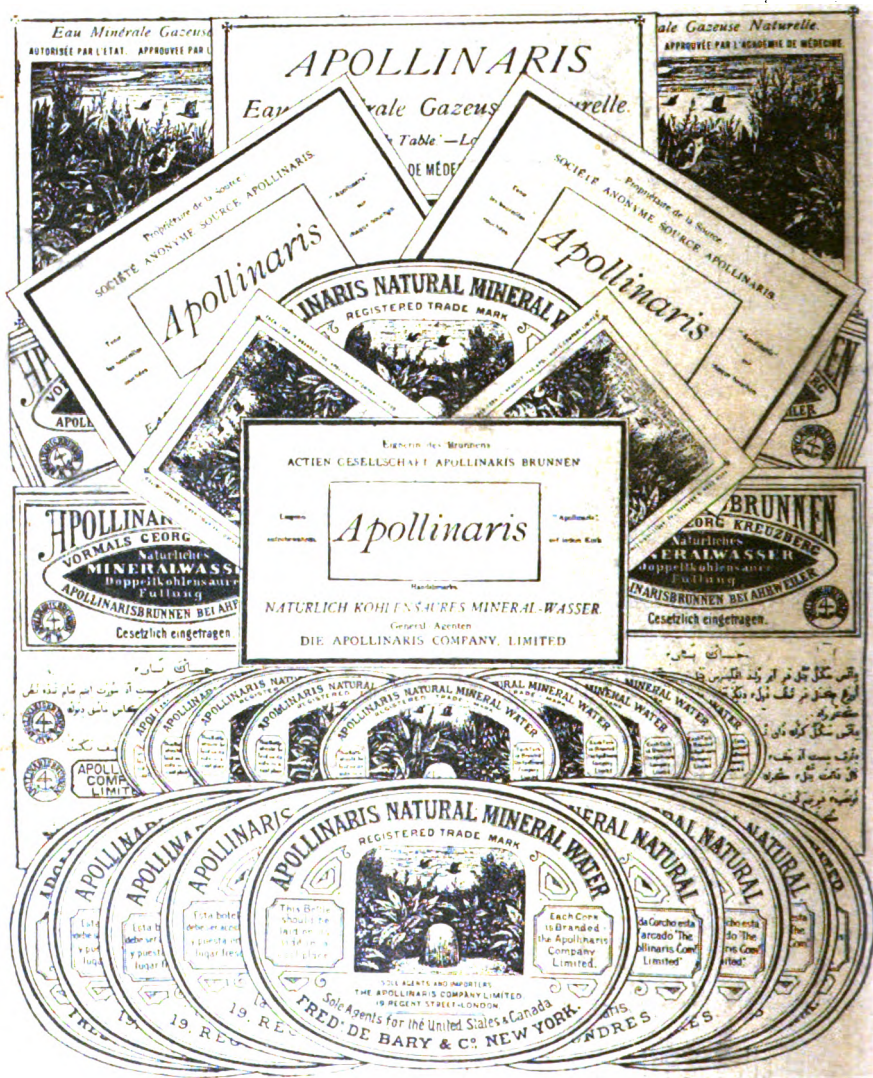
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).
Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 29. — Heft 87.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juni 1884.

Breslau,
S. Schottlaender.

Juni 1884.

Inhalt:

	Seite
Graf Leo Tolstoy.	
Der Tod.	279
U. Forster in Bern.	
Ueber die neuen Erdbeben-Katastrophen und Vulcanausbrüche des Jahres 1883 und über die Ursachen der Erderschütterungen.	295
Ed. Graf von Lamezan.	
Die neuesten Criminalfälle in Wien.	317
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.	
Rudolf von Ihering.	349
Paul Radestock in Breslau.	
Genie und Wahnsinn. (II.)	369
Marie von Bunsen in Berlin.	
Tiefe Fluthen.	385
Bibliographie	406

Hierzu ein Portrait von Rudolf von Ihering. Radirung von
Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W 62, von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirt** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXIX (April bis Juni 1884), wie auch zu den früheren Bänden I—XXVIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XII., XXIII.,
XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —

pro Band

do. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29,
30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43,
44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57,
58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71,
72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84

zum Preise von M. 2. — pro Hest

Einbanddecke zu Band XXIX. (April bis
Juni 1884)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI.,
VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV.,
XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI.,
XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI.,
XXVII., XXVIII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gest. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.





R. Herbig.

Verlag von S. Schollaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

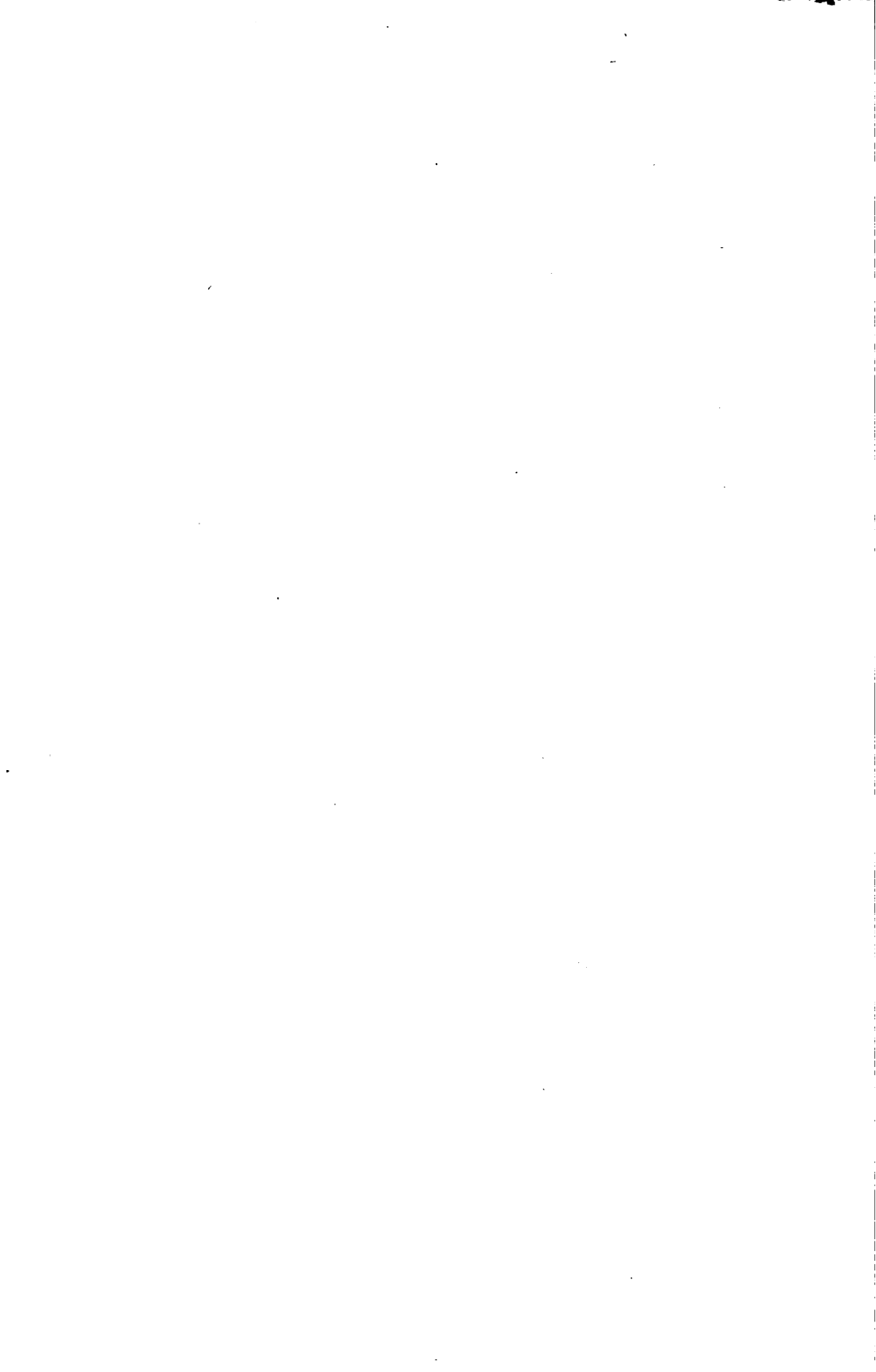
XXIX. Band. — Juni 1884. — 87. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: R. von Jhering.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Der Tod.

Don

Graf Leo Tolstoy.

Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.

I.



Es war Herbst. Ueber die Landstraße fuhren mit großer Schnelligkeit zwei Wagen dahin. In dem ersten saßen zwei Frauen, eine bleiche, abgemagerte Dame und eine Kammerzofe mit vollen Formen und hellrothem Gesicht. Unter dem verschossenen Hut drangen kurze trodene Haare hervor, welche sie mit den rothen, in zerrissenen Handschuhen steehenden Fingern von Zeit zu Zeit heftig zurückschrieb. Der hohe, mit einem Linnentuch bedeckte Busen athmete Gesundheit, die lebhaften schwarzen Augen schauten bald durch das Fenster auf die dahineilenden Felder, bald warfen sie einen scheuen Blick auf die Dame oder musterten ruhig das Innere des Wagens.

Unmittelbar vor dem Gesicht der Zofe wiegte sich in einem Netz der Hut ihrer Herrin, auf ihren Knien lag ein kleiner Hund, die Füße ruhten auf den im Wagen stehenden Kästchen, deren Stoßen und Rütteln kaum zu hören war vor dem Knarren der Federn und dem Klirren der Scheiben.

Die Hände in den Schooß gelegt, die Augen geschlossen, wiegte sich die Dame schwach hin und her auf den Kissen, welche ihr in den Rücken gelegt waren, und ihr Gesicht zog sich bei den fortwährenden Hustenansfällen krampfhaft zusammen. Auf dem Kopfe hatte sie eine weiße Haube und um den zarten, bleichen Hals war ein blaues Tuch geschlungen. Ein gerader Scheitel, der unter der Haube hervortrat, theilte das blonde, ganz flach gestrichene Haar in zwei Theile; die weiße Haut dieses breiten Scheitels hatte etwas eigenthümlich Trockenes, Erstorbenes.

Die welke, etwas gelbliche Haut des zarten, schönen, aber schlaffen Antlitzes zeigte auf den Wangen rothe Flecken. Die trockenen Lippen waren in unruhiger Bewegung, die Wimpern dünn und gerade; ein Reisetuch bildete auf der eingefallenen Brust starre, gerade Falten. Obgleich die Augen geschlossen waren, so hatte doch das Antlitz der Dame einen Ausdruck von Müdigkeit, Gereiztheit und Kränklichkeit.

Auf dem Bock saß zusammengelauert ein Diener und schlief; der neben ihm sitzende Kutscher trieb unter fortwährendem Schreien vier kräftige, schweißtriefende Pferde zur Eile an und blickte von Zeit zu Zeit zurück nach dem andern Kutscher, wenn dessen Rufe ihn erreichten. Gleichmäßig und schnell zeichneten sich in dem kalthaltigen Schmutz der Straße breite, parallel laufende Wagen Spuren ab. Der Himmel war grau und kalt, auf Feld und Straße lagerte feuchter Nebel. Die Luft im Innern des Wagens war außerordentlich schwül und mit Dunst und föhnischem Wasser geschwängert. Die Kranke neigte den Kopf zurück und öffnete langsam die Augen — große, glänzende, dunkle Augen.

„Schon wieder,“ sprach sie, nervös mit der schönen, vertrockneten Hand den Schooß des Mantels ihrer Kammerzofe zurückstoßend, der kaum ihren Fuß streifte.

Und ihr Mund zog sich krampfhaft zusammen. Matrescha, das Kammermädchen, zog mit beiden Händen den Mantel zurück, richtete sich auf ihren kräftigen Beinen auf und setzte sich etwas weiter zurück. Ihr frisches Antlitz bedeckte sich mit flammender Röthe. Die schönen dunklen Augen der Kranken folgten mit einer Art Gier den Bewegungen der Zofe. Die Dame stützte sich mit beiden Händen auf den Sitz und wollte sich ebenfalls erheben, um sich höher zu setzen. Aber ihre Kräfte ließen sie im Stich. Wiederum zog sich der Mund zusammen, und das Gesicht nahm einen Ausdruck ohnmächtiger, zorniger Ironie an.

„Wenn Du mir wenigstens helfen wolltest! . . . Ach, ist nicht nöthig . . . ich kann's allein . . . nur lege mir, wenn ich bitten darf, nicht Deine eigenen sackartigen Kissen in den Rücken! . . . Schon gut . . . laß lieber die Hand davon . . . verstehst es ja doch nicht!“

Die Dame schloß die Augen, dann öffnete sie dieselben plötzlich wieder und sah ihre Zofe an. Matrescha, die sie beobachtet hatte, biß sich in die rothe Unterlippe. Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust der Kranken. Aber der Seufzer verwandelte sich sofort in ein Husten. Sie wandte sich ab, das Gesicht zog sich convulsivisch zusammen, und beide Hände griffen nach der Brust. Als das Husten vorüber war, schloß sie von Neuem die Augen und blieb wieder lange unbeweglich.

Die beiden Wagen fuhren in ein Dorf ein. Matrescha zog ihre volle Hand unter dem Kleide hervor und machte das Kreuzzeichen.

„Was bedeutet das?“ fragte die Dame.

„Wir sind hier auf einer Station angekommen, gnädige Frau.“

„Ich frage, warum Du das Kreuzzeichen machst.“

„Da ist eine Kirche, gnädige Frau.“

Die Kranke wandte sich nach dem Fenster um und begann sich langsam zu bekreuzen, während sie mit ihren großen Augen die lange Dorfkirche betrachtete, an welcher sie vorüberfahren.

Die Wagen hielten an dem Stationsgebäude. Aus dem letzten stiegen der Gatte der kranken Dame und der Arzt. Beide traten an den ersten Wagen.

„Wie befinden Sie sich?“ fragte der Arzt und fühlte ihr den Puls.

„Nun, mein Herz, bist Du noch nicht müde?“ sagte der Gatte auf französisch; „möchtest Du nicht aussteigen?“

Matrescha schob einige Gepäckstücke zurück und drückte sich in die Ecke, um nicht zu geniren.

„Noch immer so,“ antwortete die Kranke. „Nein, ich steige nicht aus!“

Der Mann wartete noch ein wenig und trat dann in das Stationsgebäude. Matrescha sprang aus dem Wagen und eilte auf den Fußspitzen über die schmutzige Straße.

„Daß ich leidend bin, ist doch kein Grund für Sie, nicht zu frühstücken,“ sagte die Kranke mit schwachem Lächeln zu dem Arzt, der am Wagenschlag stehen geblieben war.

Langsam entfernte sich nun auch der Arzt; an der Treppe angekommen lief er schnell die Stufen hinan.

„Niemand kümmert sich um mich,“ murmelte die Kranke. „Sie fühlen sich wohl, alles Andere ist ihnen gleichgiltig. O mein Gott!“

Als der Gatte den Arzt kommen sah, rieb er sich mit heiterem Lächeln die Hände und sagte: „Nun, Eduard Iwanowitsch, ich habe das Reisekästchen mit dem Biqueur holen lassen, — was sagen Sie zu einem Gläschen?“

„Ein vortrefflicher Gedanke,“ antwortete der Doctor.

„Nun, und meine Gattin?“ fragte der Mann mit einem Seufzer, indem er die Stimme senkte und die Brauen in die Höhe zog.

„Wie ich Ihnen bereits bemerkte: sie wird nicht bis nach Italien kommen, ja Gott weiß, ob wir auch nur Moskau erreichen. Namentlich bei solchem Wetter.“

„Was sollen wir denn beginnen? . . . Ach mein Gott, mein Gott!“

Und er verhüllte die Augen mit der Hand.

„Gieb her!“ fuhr er zu dem Manne gewendet fort, der das Reisekästchen mit dem Biqueur hereinbrachte.

„Die Reise hätte noch verschoben werden müssen,“ antwortete der Arzt achselzuckend.

„Aber ich bitte Sie, was konnte ich dabei thun?“ entgegnete der Gatte.

„Habe ich nicht alle Hebel in Bewegung gesetzt, um sie zurückzuhalten? Ich sprach ihr von den bedeutenden Kosten, von den Kindern, die wir allein zurücklassen müssen, von meinen Geschäften, — sie will von Nichts hören.

Sie macht sich Pläne für einen längeren Aufenthalt im Auslande, als wäre sie ganz gesund. Und ihr sagen, wie es mit ihr steht, das hieße ihr den Todesstreich geben.“

„Aber sie hat ihn ja bereits erhalten, diesen Todesstreich! — das vermag ich Ihnen nicht zu verheimlichen, Wassili Dmitritsch; ohne Lungen kann der Mensch nicht leben, und die Lungen wachsen nicht wieder. Das ist traurig und schmerzlich, aber es giebt kein Mittel dagegen. Unsere Aufgabe besteht nun darin, dafür zu sorgen, daß sich ihr Ende so ruhig wie möglich gestalte. Sie müssen sich nach einem Geistlichen umsehen.“

„Ach mein Gott! Bedenken Sie doch, welch eine Lage für mich, ihr von ihren letzten Augenblicken reden zu müssen! Mag kommen was will, das übernehme ich nicht. Sie wissen ja selbst, welch ein gütiges Wesen sie ist . . .“

„So versuchen Sie wenigstens, sie zu bestimmen, doch zu bleiben, bis man mit Schlitten fahren kann,“ sprach der Arzt, vielsagend den Kopf hin und her wiegend; „sonst könnte es ein übles Ende nehmen mit unserer Reise . . .“

„Axiuscha! Heba, Axiuscha! . . .“ rief die älteste Tochter des Postmeisters dem jüngeren Schwesterchen zu, indem sie sich die Sakaweita*) um den Kopf warf und auf die schmutzige Hintertreppe hinauflief; „komm, wir wollen uns mal die gnädige Frau aus Schirkin ansehen! Ich höre, sie soll wegen Schwindsucht in's Ausland reisen. Ich habe noch niemals einen Schwindbüchtigen gesehen.“

Axiuscha kam herbeigestürzt, die Mädchen faßten sich an die Hand und eilten auf den Hof. Als sie in die Nähe des Wagens kamen und durch das herabgelassene Fenster blickten, gingen sie etwas langsamer. Die Kranke wandte sich nach ihnen um; als sie jedoch ihre Neugierde bemerkte, machte sie ein finsternes Gesicht und zog den Kopf zurück.

„Herrje!“ sprach die Aeltere, hastig den Kopf umwendend; „diese wunderschöne Dame, — wie sie jetzt aussieht! Man bekommt ordentlich einen Schrecken. Hast Du gesehen, Axiuscha, hast Du gesehen?“

„Ja, und wie schrecklich mager sie ist!“ bestätigte Axiuscha. „Komm, wir wollen sie uns noch einmal ansehen; wir thun, als gingen wir zum Brunnen. Schau, da hat sie sich umgewendet, — ich sah sie wieder. Es ist zum Erbarmen, Mascha!“

„Ja, und dieser Schmutz!“ antwortete Mascha; und beide liefen zum Thor zurück.

„Ich muß wirklich schrecklich aussehen,“ dachte die Kranke; „wenn ich nur schnell, recht schnell in's Ausland käme; dort werde ich sicherlich bald wieder gesund.“

*) Kopfschmuck russischer Mädchen.

„Nun, wie ist Dir, liebes Kind?“ sagte der Gatte, an den Wagen tretend, während er noch an etwas laute.

„Zimmer ein und dieselbe Frage,“ dachte die Kranke . . . „und dabei ist er noch!“ . . .

„So, so,“ murmelte sie durch die Zähne.

„Weißt Du, meine Liebe, ich fürchte, die Fahrt bei diesem Wetter wird Dir übel bekommen; auch Eduard Iwanowitsch ist dieser Ansicht. Sollen wir nicht lieber umkehren?“

Sie bewahrte ein erbittertes Schweigen.

„Das Wetter wird sich bessern, vielleicht kann man bald mit dem Schlitten fahren; dann würde Dir die Reise nicht so beschwerlich fallen, und wir könnten Alle zusammen fahren.“

„Verzeihe. Hätte ich schon früher nicht auf Dich gehört, so befände ich mich jetzt in Berlin und wäre schon wieder ganz gesund.“

„Was sollte ich machen, liebes Kind? Es war unmöglich, das weißt Du ja selbst. Aber wenn Du jetzt nur noch vier Wochen warten wolltest . . . dann würdest Du vollkommen wiederhergestellt sein; ich könnte meine Geschäfte zu Ende führen . . . auch wäre es uns dann möglich, die Kinder mitzunehmen . . .“

„Die Kinder sind gesund und ich bin krank.“

„Aber bedenke doch, mein Herz, bei diesem Wetter . . . Wenn die Krankheit sich unterwegs verschlimmerte . . . im anderen Fall sind wir dann wenigstens zu Hause . . .“

„Was, zu Hause? . . . Zu Hause sterben?“ antwortete die Kranke heftig.

Aber das Wort „sterben“ hatte sie sichtlich erschreckt; sie blickte den Gatten stehend und zugleich fragend an. Er senkte die Augen und schwieg. Der Mund der Kranken verzog sich plötzlich wie bei einem Kinde, und die Thränen flossen ihr über die Wangen. Der Gatte verhüllte sich das Gesicht mit einem Tuch und trat von dem Wagen zurück.

„Nein, ich fahre weiter,“ sprach die Kranke, die Augen zum Himmel hebend; und dann faltete sie die Hände und begann halb vernehmliche Worte zu flüstern.

„Mein Gott, warum denn?“ sagte sie und die Thränen flossen immer heftiger.

Lange und heiß betete sie, aber es war ihr so schmerzhaft, so bekommen in der Brust; den Himmel, die Straße, die Felder bedeckte eine so graue, düstere Luft, und derselbe graue Nebel lagerte auf der schmutzigen Straße, auf den Dächern, auf den Wagen und den Schafspelzen der Kutscher, welche unter lautem, fröhlichem Geplauder den Wagen schmierten und frische Postpferde vorspannten.

II.

Der Wagen war angespannt, nur der Kutscher war noch nicht wieder zurück. Er hatte sich in die Kutscherstube begeben. Dort war es dunstig, heiß und dunkel, und es roch nach frischgebackenem Brot, Kohl und Schafsfellen. Es hatten sich hier mehrere Kutscher eingefunden, und die Köchin machte sich um den Ofen zu schaffen, auf welchem unter einem Schafspelz ein Kranker lag.

Der Kutscher, ein noch ganz junger Bursch, trat in seinem Tulup*) und mit der Peitsche im Gürtel herein.

„Onkel Fedor! Heda, Onkel Fedor!“ rief er, sich an den Kranken wendend.

„Was willst Du denn, Du Herumtreiber!“ rief ihm einer der Kutscher zu; „siehst Du denn nicht, daß die draußen in dem Wagen auf Dich warten?“

„Ich möchte ihn um seine Stiefel bitten; die meinen sind ganz abgenutzt,“ fuhr der Bursche fort.

Er warf die langen Haare zurück und steckte seine Handschuhe in den Gürtel.

„Schläft er vielleicht? . . . Heda, Onkel Fedor!“ wiederholte er, nahe zum Ofen tretend.

„Was giebt's?“ seufzte eine schwache Stimme, und ein abgemagertes, rötliches Gesicht neigte sich über den Rand des Ofens herab. Eine breite, vertrocknete, fleischlose Hand, die stark mit Haaren bewachsen war, streckte sich aus und zog einen Rastan über die spitzigen Schultern, welche ein schmutziges Hemd bedeckte.

„Gieb mir einen Schluck Wasser, Bruder . . . und was wünschst Du?“

Der Bursch reichte ihm einen Krug mit Wasser.

„Ja, siehst Du, Fedja,**) sprach er zögernd, „natürlich brauchst Du jetzt keine neuen Stiefel mehr; schenk sie mir, denn Du wirst sie ja doch nicht mehr anziehen.“

Der Kranke neigte den müden Kopf über den irdenen Krug, und den dünnen herabhängenden Schnurrbart in das dunkle Wasser tauchend, that er einen gierigen Zug. Der wirre Bart war etwas unsauber, die eingefallenen, trüben Augen vermochten sich nur mit Anstrengung auf das Gesicht des Burschen zu richten. Als der Kranke zu trinken aufhörte, wollte er die Hand erheben, um sich die feuchten Lippen abzuwischen; aber er vermochte es nicht und trocknete sie sich mit dem Ärmel des Rastans. Er athmete schwer durch die Nase, nahm alle seine Kräfte zusammen und sah den jungen Menschen fest, aber schweigend an.

*) Schafspelz.

**) Diminutiv von Fedor.

„Hast Du sie vielleicht schon einem Andern versprochen?“ fuhr der Bursch fort; „na, dann wär' ich ja zu spät gekommen. Die Sache ist die, daß es jetzt sehr klatschig ist, und ich muß in's Wetter hinaus; und da dacht' ich bei mir: willst mal zu Fedja gehn und ihn um seine Stiefel bitten; er braucht sie ja doch nicht mehr. Wenn Du sie vielleicht selbst brauchst, so sag's nur.“

In der Brust des Kranken begann es zu röcheln; er krümmte sich und begann hohl zu husten.

Da ganz plötzlich drang die zornige Stimme der Köchin bis in die Stube.

„Aber wozu sollte er sie denn gebrauchen?“ rief sie. Seit zwei Monaten ist er ja nicht vom Ofen heruntergekommen. Sieh nur, wie er sich abquält; die Krankheit ist ganz innerlich — hör' nur. Wozu sollte er da noch Stiefel gebrauchen? Mit den neuen Stiefeln werden sie ihn nicht begraben. Und das ist die höchste Zeit, Gott verzeih mir die Sünde! Sieh, wie es ihn peinigt! Wenn man ihn wenigstens noch in eine andere Hütte oder sonst wohin brächte! Es soll ja in der Stadt Krankenhäuser geben. Ist denn das eine Sache, die ganze Ede ganz allein einzunehmen? Man kann sich gar nicht mehr drehen und wenden. Und da soll man noch für Reinlichkeit sorgen.“

„He, Serega, geh, mach Dich auf den Boß, die Herrschaft wartet!“ rief der Postmeister dem Kutscher zu.

Serega wollte hinausgehen, ohne auf Antwort zu warten; aber der Kranke hatte ihm während des Hustens zu verstehen gegeben, daß er antworten wolle.

„Nimm die Stiefel, Serega,“ sprach er, seinen Husten einen Augenblick unterdrückend und ein wenig zu Athem kommend. „Nur mußt Du mir einen Stein kaufen, wenn ich sterbe; hörst Du?“ fügte er mit heiserer Stimme hinzu.

„Danke, Onkel. So nehm' ich sie denn; und den Stein, Fedor, den kauf' ich Dir.“

„He, Burschen, Ihr habt's gehört,“ konnte der Kranke noch hinzufügen. Und dann lehrte der Hustenanfall zurück und er krümmte sich wieder.

„Ja, ja, wir haben's gehört,“ sprach einer der Kutscher; „und nun geh, Serega, und setz Dich auf den Boß, — da kommt der Postmeister schon wieder hereingelaufen. Die gnädige Frau von Schirkin ist krank.“

Serega zog sich hurtig seine zerrissenen, ungewöhnlich großen Stiefel aus und schleuderte sie unter die Bank. Die neuen Stiefel des Onkels Fedor paßten ihm wie angegossen, und sie wohlgefällig betrachtend, lehrte Serega nach dem Wagen zurück.

„Hei, sind das stolze Stiefel! Wart, ich will sie Dir schmieren!“ sprach einer der Kutscher, der eine Schmierbüchse in der Hand hielt, während

Serega wieder auf den Boden stieg und die Zügel zur Hand nahm. „Hat er sie Dir umsonst gegeben?“

„Du bist wohl neidisch darauf?“ antwortete Serega, sich aufrichtend und die Schöße seines Kastans über die Beine schlagend. „Laß nur; und nun jäh, meine Fellen!“ schrie er seinen Pferden zu und knallte mit der Peitsche.

Und die beiden Wagen mit ihren Reisenden, Koffern und Kisten rollten in dem grauen Herbstnebel schnell über die aufgeweichte Landstraße dahin.

Der kranke Kutscher blieb auf dem Ofen in der dunstigen Stube. Er hustete nicht mehr, seine Kräfte waren erschöpft, er drehte sich auf die andere Seite und verstummte.

Bis zum späten Abend dauerte das Aus- und Eingehen; man aß und trank; aber den Kranken hörte man nicht mehr. Als es vollständig Nacht geworden, stieg die Köchin auf den Ofen und breitete Fedor noch einen Schafspelz über die Beine.

„Sei mir nicht böse, Nastassja,“ murmelte der Kranke, „ich werde Dir hier bald Platz machen.“

„Schon gut, schon gut, das hat nichts zu sagen,“ brummte Nastassja; „wo thut Dir's weh, Onkel? . . . Sag's nur . . .“

„Innerlich . . . überall . . . Gott mag wissen, was es ist.“

„Und wenn Du hustest, thut Dir's dann in der Kehle weh?“

„Überall thut's weh. Mein Tod ist gekommen, das ist klar. Ach, ach,“ stöhnte der Kranke.

„Deck Dir doch die Beine ordentlich zu,“ sprach Nastassja. Und damit zog sie den Kastan über ihn und stieg wieder vom Ofen herab.

Während der Nacht brannte in der Stube ein schwaches Licht. Nastassja und ein Duzend Kutscher schliefen laut schnarchend auf dem Fußboden und den Bänken. Nur der Kranke röchelte leise, hustelte und wandte sich auf dem Ofen hin und her. Als es zu dämmern begann, ward er ganz still.

„Da hab' ich eben einen merkwürdigen Traum gehabt,“ sprach die Köchin, sich bei den ersten Strahlen der Morgendämmerung redend. „Mir träumte, Onkel Fedor sei vom Ofen herabgeklettert und hinausgegangen, um Holz zu hacken. Wart, Nastassja, sagte er, ich will Dir helfen. — Was fällt Dir ein, Du willst Holz hacken? — Aber er nimmt seine Art und macht sich an die Arbeit und es geht ihm so hurtig von der Hand, daß die Späne nur so fliegen. Herrje, sag' ich, aber sehesten warst Du ja noch krank? — Nein, sagt' er, ich bin ganz gesund, und dabei schwingt er die Art so, daß mir angst und bange wird. Ich schreie hell auf und werde wach. — Sollte er vielleicht todt sein? Onkel Fedor! heba, Onkel Fedor!“

Fedor antwortete nicht.

„Na, sollt' er wirklich todt sein? Da muß ich doch einmal nachsehen,“ sprach einer der gerade erwachenden Kutscher.

Die vom Ofen herabhängende dürre, mit röthlichen Haaren bedeckte Hand war ganz kalt und bleich.

„Man sollte wirklich meinen, er sei todt, das müssen wir dem Posthalter melden,“ sprach der Kutscher.

Verwandte hatte Fedor nicht, — er war aus einer anderen Gegend herübergekommen.

Am folgenden Tage wurde er auf dem neuen Kirchhof hinter dem Wäldchen begraben, und mehrere Tag lang erzählte Nastassja Allen von dem Traum, den sie gehabt, und daß sie die Erste sei, welche Onkel Fedor als Geist gesehen.

III.

Der Frühling ist gekommen. Durch die nassen Straßen der Stadt fließen zwischen den aufgehäuften Schnee- und Eismassen murmelnd eilige Bäche dahin. Alles ist hell und strahlend: die Farbe der Kleider, der Klang der Stimmen und die Gesichter der sich im Freien bewegenden Menschen. In dem Gärtnchen hinter den Hecken springen die Knospen an Busch und Baum, und mit leisem Säufeln wiegen sich die Zweige im Nordwind. Ueberall fließen und fallen durchsichtige Tropfen herab . . . Die jungen Spagen piepen und fliegen mit ihren kleinen Schwingen hin und her. An der Sonnenseite, auf den Häusern, Bäumen und Hecken ist Alles in lebhafter, schillernder Bewegung. Nicht bloß am Himmel und auf Erden, auch in den Herzen der Menschen herrscht jugendliche frische Fröhlichkeit.

Auf einer der Hauptstraßen, vor einem großen Herrenhause war frisches Stroh gestreut. In diesem Hause befand sich dieselbe sterbende Kranke, welche im Herbst der Grenze zueilte.

An der fest verschlossenen Thür ihres Zimmers standen der Gatte der Kranken und eine bejahrte Frau. Auf einem Sopha saß ein Geistlicher mit gesenkten Augen, in den Händen irgend einen eingewickelten Gegenstand haltend. In einer Ecke des Zimmers saß in halbliegenden Stellung eine alte Dame, die Mutter der Kranken, auf einem Stuhl und weinte. Neben ihr stand eine Kammerzofe. Sie hielt ein sauberes Taschentuch in der Hand, damit sie es der Dame, wenn sie es verlangte, sofort reichen könnte; eine zweite Zofe trocknete ihrer Herrin die Schläfen und hauchte ihr durch die Haube auf das graue Haupt.

„Nun, Gott geleite Sie, liebe Freundin,“ sprach der Gatte zu der alten Dame, welche neben der Thür stand. „Sie hat ein solches Vertrauen zu Ihnen, Sie verstehen ihr so zum Herzen zu reden, — bitte, liebe Freundin, gehen Sie zu ihr und trösten Sie sie.“

Und er wollte die Thür öffnen; aber seine Cousine hielt ihn zurück, strich sich mehrmals mit dem Tuch über die Augen und schüttelte das Haupt.

„Jetzt kann man's mir doch nicht mehr ansehen, daß ich geweint habe?“ sagte sie; und die Thür ein wenig öffnend, trat sie in das Krankenzimmer.

Der Gatte war in heftiger Aufregung; er schien ganz niedergeschlagen. Er näherte sich der alten Dame; aber nachdem er einige Schritte gethan, wandte er sich wieder um, ging durch das Zimmer und trat zu dem Geistlichen. Dieser sah ihn an, zog die Brauen in die Höhe und seufzte. Auch sein dichter grauer Bart richtete sich in dieser Weise auf und fiel dann wieder zurück.

„Mein Gott, mein Gott!“ sagte der Gatte.

„Was ist dagegen zu machen?“ murmelte der Geistliche und wiederum hoben und senkten sich Brauen und Bart.

„Und ihre Mutter dort!“ fuhr der Gatte fast verzweiflungsvoll fort. „Diesen Schlag überlebt sie nicht. Sie liebt sie so unaussprechlich, so über Alles! . . . Väterchen, wenn Sie's versuchen wollten, sie ein wenig zu beruhigen, und sie dann fortzuführen . . .“

Der Geistliche stand auf und näherte sich der alten Dame.

„Ja, Niemand vermag in das Mutterherz zu schauen . . .“ sagte er. „allein Gottes Barmherzigkeit ist unendlich.“

Das Antlitz der alten Dame zog sich plötzlich convulsivisch zusammen und ein hysterisches Schluchzen erschütterte den ganzen Körper.

„Gottes Barmherzigkeit ist unendlich,“ wiederholte der Geistliche, als sie sich ein wenig beruhigt hatte. „In meiner Gemeinde war einmal ein Kranker, mit dem es noch viel schlimmer stand als mit Maria Dmitrijewna. Nun, ein ganz einfacher Mann hat ihn in ganz kurzer Zeit mit bloßen Kräutern geheilt.“

„Dieser kräuterkundige Mann befindet sich jetzt in Moskau. Ich habe Wassili Dmitrijewitsch von ihm gesprochen — man könnte ja einmal einen Versuch machen — es wäre wenigstens ein Trost für die Kranke. Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“

„Nein, sie stirbt,“ entgegnete die alte Dame. „Hätte doch Gott mich statt ihrer zu sich genommen.“

Und das hysterische Schluchzen wiederholte sich mit solcher Heftigkeit, daß sie das Bewußtsein verlor.

Der Gatte der Kranken verhüllte das Gesicht mit beiden Händen und eilte aus dem Zimmer.

Der Erste, den er im Corridor traf, war ein Knabe von sechs Jahren; das Jüngelchen lief aus aller Macht seinem jüngeren Schwesterchen nach.

„Sollen die Kinder zu der gnädigen Frau gebracht werden?“ fragte die Wärterin.

„Nein, sie will sie nicht sehen. Das würde sie aufregen.“

Der kleine Junge blieb einen Augenblick stehen, sah seinem Vater aufmerksam in's Gesicht, drehte sich dann auf den Hacken und lief mit einem fröhlichen Aufschrei weiter.

„Siehst Du, Papa, sie ist jetzt Pferdchen!“ rief der Kleine auf sein Schwesterchen deutend.

Inzwischen hatte sich in dem andern Zimmer die Cousine an das Lager der Kranken gesetzt. Mit kunstvoll gesehten Worten bemühte sie sich, die Leidende mit dem Todesgedanken vertraut zu machen. An einem Fenster schüttelte der Arzt einen Trank.

Die Kranke, in ein weißes Gewand gehüllt, saß ganz von Kissen umgeben in ihrem Bett und sah ihre Cousine schweigend an.

Plötzlich unterbrach sie die Trösterin:

„Ach, liebe Freundin, bereiten Sie mich doch nicht vor. Halten Sie mich doch nicht für ein Kind. Ich bin eine Christin. Ich weiß Alles. Ich weiß, daß ich nicht lange mehr zu leben habe; ich weiß, daß, wenn mein Gatte früher auf mich gehört hätte, ich jetzt in Italien, und vielleicht, nein ganz gewiß, vollständig gesund sein würde. . . . Das sagen mir Alle. . . . Aber was ist jetzt zu thun? Es ist offenbar Gottes Wille so. Wir sind alle große Sünder, das weiß ich; allein ich hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß er Allen verzeihe. . . ja, er muß Allen verzeihen. . . . Ich versuche mich zu prüfen, mich zu erforschen. Auch auf meinem Gewissen lasten viele Sünden, liebe Freundin. Aber was habe ich nicht auch gelitten! Ich habe mich bemüht, meine Leiden mit Geduld zu ertragen. . . .“

„Soll ich den Geistlichen holen, liebe Freundin?“ sprach die Cousine. „Sie werden sich erleichtert fühlen, wenn Sie Allen verzeihen haben.“

Die Kranke neigte zum Zeichen der Einwilligung das Haupt.

„O Gott, verzeihe mir alle meine Sünden,“ flüsterte sie.

Die Cousine ging hinaus und winkte dem Geistlichen.

„Sie ist ein Engel!“ sprach sie mit Thränen in den Augen zu dem Gatten.

Dieser weinte. Der Geistliche trat in das Zimmer; die alte Dame war noch immer bewußtlos; in dem ersten Zimmer war es ganz still. Nach fünf Minuten kehrte der Geistliche zurück, nahm seine Stola und ordnete sich das Haar.

„Gott sei Lob und Dank, jetzt ist sie ruhig,“ sprach er; „sie wünscht Sie zu sehen.“

Die Cousine und der Gatte traten ein. Die Kranke weinte still vor sich hin und hielt die Blicke auf das Heiligenbild gerichtet.

„Ich wünsche Dir Glück, liebe Freundin,“ sprach der Gatte.

„Danke! . . . Wie wohl ich mich jetzt fühle! . . . Welch unaussprechliche Milde ich empfinde,“ sprach die Kranke. Und ein leichtes Lächeln irrte um ihre dünnen Lippen. „Wie allerbarment Gott ist! Nicht wahr? Er ist barmherzig und allmächtig!“

Und von Neuem richtete sie in heißem Gebet die thränengefüllten Augen auf das Heiligenbild.

Da plötzlich schien sie sich an etwas zu erinnern. Sie bedeutete ihrem Gatten, er möchte an ihr Lager treten.

„Du willst niemals thun, um was ich Dich bitte,“ sprach sie mit schwacher, unzufriedener Stimme . . .

Der Gatte streckte den Kopf vor und hörte sie demüthig an.

„Was ist es denn, Liebe?“

„Wie oft sagte ich Dir, daß diese Aerzte nichts verstehen; es giebt so einfache Mittel, welche gleich wirken . . . der Geistliche hat mir soeben davon gesprochen . . . ein ganz einfacher Mann . . . laß ihn kommen . . .“

„Wen denn, liebes Herz?“

„Mein Gott, er will nichts begreifen! . . .“

Und die Kranke runzelte die Stirn und schloß die Augen.

Der Doctor trat zu ihr und erfaßte ihre Hand. Der Puls wurde immer schwächer, immer schwächer. Er gab dem Gatten ein Zeichen. Die Kranke sah das und blickte die Beiden entsezt an. Die Cousine wandte sich ab und begann zu weinen.

„Weine nicht, quäle Dich und mich nicht,“ sprach die Kranke; „das raubt mir nur den letzten Rest von Ruhe!“

„Du bist ein Engel!“ sprach die Cousine, ihr die Hand küssend.

„Nein, küsse mich hierhin, nur den Todten küßt man die Hand! Mein Gott! Mein Gott! . . .“

An demselben Abend war die Kranke bereits eine Leiche, und diese ward mitten in dem Saale des großen Hauses aufgebahrt.

In dem großen Zimmer saß bei verschlossenen Thüren einsam ein Küster und las in näselndem einförmigem Ton die Psalmen Davids. Von den hohen silbernen Leuchtern fiel das helle Licht der Wachskerzen auf die blasser Stirn der Verstorbenen, auf die schweren wachsblassen Hände und die starren Falten des Leichentuchs, das von den Knien und den Zehen unheimlich gehoben wurde.

Ohne den Sinn zu verstehen, las der Küster in seiner eintönigen Weise weiter, und gar seltsam hallten seine Worte in dem tiefen Schweigen des großen Zimmers wieder, um sofort zu ersterben. Von Zeit zu Zeit drang aus einem fernen Zimmer das Rufen von Kinderstimmen herüber.

„Du verhüllst Dein Antlitz und sie werden verwirrt; Du rufst ihren Geist und sie sterben und kehren zum Staube zurück. Du sendest Deinen Geist und sie stehen auf und das Antlitz der Erde erneuert sich. Ehre und Preis dem Herrn in alle Ewigkeit. Amen.“

Das Antlitz der Verstorbenen ist starr und majestätisch. Nichts regt sich darin, weder auf der kalten Stirn, noch auf den fest geschlossenen Lippen. Sie ist ganz Aufmerksamkeit. Sollte sie jetzt die erhabenen Worte des Psalmisten verstehen?

IV.

Vier Wochen später stand eine steinerne Kapelle auf dem Grabe der Verstorbenen. Auf dem des Kutschers befand sich noch immer kein Stein,

und nur das hellgrüne Gras erhob sich auf dem kleinen Hügel — dem einzigen Zeichen, daß hier ein Menschenleben geendet.

„Du ladest eine Sünde auf Dein Gewissen, Serega,“ sprach eines Tages die Köchin in der Poststation. „wenn Du dem Fedor keinen Stein auf sein Grab setzt. Früher sagtest Du immer: „’s ist Winter, ’s ist Winter!“ — aber warum hältst Du jetzt nicht Wort? Hab ich’s nicht selbst gehört, wie Du ihm das Versprechen gabst? Schon einmal ist er zu Dir gekommen, Dich zu mahnen; setzt Du ihm den Stein nun nicht endlich, so kommt er zum zweiten Mal und würgt Dich.“

„Aber weigere ich mich denn?“ antwortete Serega; „ich werde den Stein kaufen, ganz wie ich’s gelobt habe; für anderthalb Rubel kauf’ ich einen. Vergessen hab’ ich’s nicht, aber erst muß ich ihn doch herbeschaffen. Sobald ich nach der Stadt komme, kauf’ ich den Stein.“

„Wenn Du ihm wenigstens ein Kreuz setzen wolltest,“ bemerkte ein alter Kutscher; „das ist wirklich schlecht von Dir; Du trägst ja doch keine Stiefel!“

„Wo soll ich ein Kreuz hernehmen? Aus einem Holzschrein kann man kein’s zimmern.“

„Was redest Du da von einem Holzschrein? Nimm eine Axt, geh früh morgens in den Wald und mach Dir eins zurecht. Brauchst nur eine kleine Esche umzuhauen — dann hast Du Dein Kreuz. Geh aber früh, sonst mußt Du dem Walbhüter einen Schnaps geben. Für jede Lumperei ein Trinkgeld — das lohnt nicht. Da zerbrach ich dieser Tage eine Wage; ich holte mir einen Baum und machte mir eine neue — kein Mensch hat ein Wort gesagt.“

Früh am Morgen, fast noch vor Tagesanbruch, nahm Serega die Axt und ging in den Wald.

Der noch immer fallende, von der Sonne noch nicht erhellte Thau breitete über Alles einen kalten mattweißen Schleier. Im Osten zeigte sich ein schwacher weißlicher Streif, der einen matten Widerschein warf auf das von leichten Wolken überzogene Himmelsgewölbe. Nichts regte sich, weder die Gräser unten am Boden, noch das Laub oben an den Bäumen. Nur von Zeit zu Zeit wurde durch leises, aus dichtem Buschwerk herausdringendes Flügel schlagen oder Rascheln an der Erde das Schweigen des Waldes unterbrochen.

Da mit einem Mal hallt ein eigenthümlicher, der Natur fremder Ton durch die Luft und erstirbt am Waldesaum. Aber der Ton wiederholt sich — wieder und wieder — in gleichen Zwischenräumen; er kommt von dem Stamm eines der unbeweglichen Bäume. Ein Wipfel beginnt heftig zu zittern, seine saftgeschwellten Blätter flüstern irgend etwas, und eine Gras- mücke, die auf einem der Äste saß, flattert ein Weilchen pfeifend umher und setzt sich dann mit ausgedrehtem Schweif auf einen andern Baum.

Die Art schlägt dumpf und immer dumpfer an den Stamm, die saftigen weißen Späne fliegen in das thaubenezte Gras; und dann erfolgt ein leichtes Krachen. Der Baum erbebt am ganzen Körper, neigt sich, richtet sich rasch wieder auf und beginnt erschreckt auf seinen Wurzeln zu wanken. Einen Augenblick herrscht vollständiges Schweigen, aber der Baum neigt sich von Neuem, kracht in seinem Stamm und stürzt, ringsum Zweige abreißend und junge Schößlinge zermalmend, mit seiner Krone auf die feuchte Erde.

Die Artschläge und das Geräusch der Schritte erstarben. Die Grasmücke pfiß und stieg in die Luft. Der Zweig, den sie mit ihren Flügeln gestreift, erbebt einen Augenblick, dann sank er, wie die andern, mit all seinen Blättern in völlige Unbeweglichkeit zurück. Und die regungslosen Baumkronen strahlten noch fröhlicher, weil wiederum Raum zwischen ihnen entstanden war.

Die ersten Sonnenstrahlen durchbrachen die lichte Wolke am östlichen Horizont und erfüllten die Erde und den ganzen Himmelsraum mit glänzendem Licht. Der Nebel wälzte sich wie Wogen in die Wald- und Thalgründe; die Thautropfen an den Grashälmchen begannen zu schillern, die durchsichtigen weißen Wolken flogen eiligst über den blauenden Himmelsgrund. Die Vögel im Gebüsch geriethen in unruhige Bewegung und begannen ausgelassen ein fröhliches Lied zu zwitschern, während die saftigen Blätter im Wipfel sich ruhig freudige Geheimnisse zuflüsterten und die Zweige der Bäume gemächlich, majestätisch sich zu bewegen anfangen über dem todt am Boden liegenden Baume.





Ueber die großen Erdbeben = Katastrophen
und Vulcanausbrüche des Jahres 1883 und über
die Ursachen der Erderschütterungen.

Ben

A. Forster.*)

— Bern. —

I II den kurzen Zeitraum dreier Monate — von Ende Juli bis Ende October 1883 — fallen einige der furchtbarsten Erdbeben und vulcanischen Ausbrüche, welche die Geschichte aller Zeiten verzeichnet hat. Ueber 50,000 Menschenleben sind durch diese verheerenden Naturereignisse vernichtet worden.

Wohl wissen wir, daß auch in vergangenen Zeiten die Erdbeben und Vulcanausbrüche zahlreiche Opfer forderten — wir erinnern uns, daß im Jahre 526 in Italien circa 120,000 Menschen durch ein Erdbeben erschlagen wurden, daß durch das sicilianische Beben 1693 circa 60,000 Menschen einen jähen Tod fanden; in unverwischbaren Zügen hat die Geschichte das Datum den 1. November 1755, an welchem Lissabon zerstört und $\frac{1}{13}$ der ganzen Erdoberfläche erschüttert wurde, in das Gedächtniß der Nachwelt eingegraben; nie werden unsere Nachkommen das Erdbeben, welches am 28. März 1783 in Calabrien 40,000 Menschen unter Trümmern begrub, und dasjenige vergessen, das im Jahre 1797 Biobamba zerstörte und 20,000 Opfer heischte — aber einen ungleich tieferen Eindruck muß ein Ereigniß machen, welches sich so zu sagen unter unseren Augen vollzieht, zu dessen Opfern vielleicht

*) Director des tellurischen Observatoriums zu Bern, Präsident der schweizerischen Erdbeben-Commission.

liebe Angehörige oder Freunde oder doch allgemein bekannte Persönlichkeiten zählen.

So ging ein Schrei des Entsetzens durch ganz Europa, als der Telegraph die Kunde brachte, daß durch seine heilkräftigen Thermen berühmte Casamicciola auf Ischia sei am 28. Juli 1883 durch ein Erdbeben zerstört worden. Wenige Secunden hatten genügt, die Stadt und einige benachbarte Orte in Trümmer zu legen, 2000 frohe Menschen mit einem Schläge zu vernichten! Und — es ist entsetzlich dies denken zu müssen — glücklich sind Die gewesen, welche vom stürzenden Gestein sofort erschlagen wurden, glücklich im Vergleich zu Denjenigen, welche, lebend vom Schutt begraben, erst nach tagelangem Tobekampfe von namenlosen Leiden erlöst wurden! Welchen Jammer, wie viele hoffnungslose Hüflerufe haben die Trümmersfelder auf Ischia erstickt!

Zu wiederholten Malen wurde Ischia bereits, entweder durch den längst erloschenen Vulcan Epomeo oder durch Erdbeben mehr oder minder beschädigt; die Zerstörungen aller dieser Schreckenstage sind aber weit geringer als diejenigen, welche das Einsturzbeben vom 28. Juli hervorbrachte. Wenn wir sagen: Einsturzbeben, so charakterisiren wir hierdurch von vornherein unsere Ansicht über die Ursache der Katastrophe von Ischia. Wir glauben in der That, trotz der so ausgesprochen vulcanischen Natur der Insel, trotz der Nähe des Vesubs, daß das Erdbeben von Ischia nicht zu der Klasse der vulcanischen Beben zu rechnen sei und werden unsere Ansicht im Verlauf dieser Arbeit zu rechtfertigen suchen.

Lassen wir zunächst einem der Geretteten das Wort*):

„Es war am zweiten Tag nach unserer Ankunft auf Ischia; einer jener schwülen Tage, von denen man sagt, daß die Natur zu athmen aufgehört, lastete über der Insel und kreuzte insofern unser Programm, als wir, noch ziemlich müde von unserer Tags vorher unternommenen Excursion, nicht recht wußten, was wir in dieser Gluthhitze beginnen sollten. Ich empfand jenen Tag eine gewisse Unentschlossenheit, die mich an einem Orte nicht lange verweilen ließ, ich möchte fast sagen ein Gefühl, das man mit der vulgären Ausdrucksweise „wie auf Nadeln befindlich“ bezeichnet; es scheint mir heute fast, als ob es eine Ahnung unbestimmter Art gewesen sei. Es mag sein, daß viele Menschen sich oft beklommen fühlen, selbst bestimmte Ereignisse befürchten, welche nicht eintreffen, und wenn es ja einmal der Fall gewesen, daß einem Unglücksfall eine trübe Stimmung vorangegangen war, es durchaus vorher geahnt haben wollen; es müßten da schon sehr bestimmte Daten vorliegen, um irgend welchen Werth auf eine solche Ahnung zu legen. Sei es übrigens wie es wolle, ich hatte nirgend zwischen den Wänden Ruhe, ich fühlte mich auf der Wasse noch mehr beengt und so beschloß ich, an das Meer zu gehen, um die kühle Seeluft im Freien zu genießen. Man suchte

*) Aus „Die Erdbeben-Katastrophe von Ischia“. Wien, Carlsons Verlag, 1883.

mich zu beeinflussen, der Vorstellung im kleinen Theater beizuwohnen, was ich jedoch aus den soeben erwähnten Ursachen ausschlug und eine Promenade an den Strand in dem Hafen Ischia's unternahm. Es war ein heller Abend — das Meer spiegelglatt — nur hie und da kräuselte sich eine Welle, wenn irgend ein Fisch aufsprang oder ein Vogel den Wasserspiegel berührte.

Da schien es mir wie ein dumpfes Rollen, ein ferner Donner, welcher Umstand mich momentan beirrte und mich veranlaßte, nach dem Firmament zu blicken, welches sich, so weit der Horizont reichte, klar und unbewölkt über mir wölkte. Noch war ich mit mir im Unklaren, woher das Gewitterrollen bei heiterem Himmel käme, als plötzlich ein furchtbarer Schlag geschah, ein Schlag solch' entsetzlicher Natur, daß ich momentan die Besinnung verlor; halb ohnmächtig hatte ich nur noch das Gefühl, als ob ich von unsichtbarer Macht in die Höhe gerissen und zu Boden geschleudert würde. Als ich mich nach einigen Minuten aufraffte, da fühlte ich mich wie zerschlagen; jetzt vernahm ich ein fürchterliches dumpfes Getöse, Rufe des Entsetzens und der Verwirrung; sehen konnte ich Nichts, eine undurchbringliche Staubwolke hüllte Alles ein und schuf die Situation zur tiefen Nacht um. In diesem Augenblicke kamen eine Menge Personen mit brennenden Spähnen in den Händen, unartikulierte Schreie ausstoßend, in wilder Flucht dem Strande zugestürzt, im Sturme sich der Barken und Rähne bemächtigend. Ein leiser Luftzug aus der Stadt trug Aufschreie des Entsetzens, Stöhnen und Aechzen an mein Ohr. Wieder näherten sich Menschen in eiliger Flucht; ich hatte meine volle Besinnung wieder erlangt und das Bestreben Näheres zu erfahren bewog mich, den Leuten entgegen zu gehen. Nun erfuhr ich, freilich nur bruchstückweise, daß Casamicciola zusammengestürzt und ein ungeheurer Schutthaufen sei." —

Charakteristisch für dieses Erdbeben ist die Plötzlichkeit des Eintrettes; keine schwächeren Stöße gingen der Katastrophe voran, keine folgten ihr nach, ein Schlag, ein Zusammenbrechen und das Schicksal von 2000 Menschen war besiegelt.

Der aus den Trümmern ausgegrabene Sohn des Sectionsrathes di Croce erzählt*): „Ich erinnere mich noch genau des ganzen Herganges. Mein Vater saß an seinem Schreibtische und ich stand hinter seinem Sessel. Meine Mutter und meine Schwester befanden sich im Nebenzimmer; ich entsinne mich noch genau, was sie sprachen. Plötzlich hörte ich ihre Stimmen nicht mehr und erhielt einen furchtbaren Schlag; von wo, das ist mir nicht bekannt; ich wurde ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, konnte ich mich nicht bewegen, nur so viel schien mir, als ob ich bis zum Hals in Sand und Steinen steckte. Die Stimme meines Vaters hörte ich hart neben mir, ohne ihn sehen zu können; ich verstand jedes Wort, er

*) „Die Erdbeben-Katastrophe in Ischia“, pag. 50.

sagte: „Biete um Gotteswillen 100,000 Lire Dem, der Dich rettet.“ — Dies hörte ich ihn ununterbrochen sagen, bis kurz vor einer Viertelstunde, ehe man mich ausgrub — dann wurde seine Stimme immer schwächer bis ich nichts mehr vernahm.“

Mit der Darstellung dieses Zeugen stimmen die Aussagen aller aus den Trümmern Geretteten überein.

Kein warnendes Symptom machte die Opfer in Casamicciola auf das herannahende Unheil aufmerksam, nicht die kleinste Gnadenstrift zur Flucht war gegeben. In der Stellung und Beschäftigung, in welcher sich die Menschen zur Zeit des Stoßes befanden, wurden sie vom Tod ereilt, — fand man doch die Leichen einer ganzen Gesellschaft, welche Whist spielend vom Erdbeben überrascht wurden, noch die Karten in den erstarrten Händen haltend.

Ich betone diesen Umstand, da er für die Bestimmung der Ursache der Katastrophe von Bedeutung ist; nicht minder wichtig ist die Thatsache, daß dies so furchtbare Erdbeben eine sehr kleine Actionsphäre hatte. Im nahen Neapel, auf Capri, hat man nicht die geringste Erschütterung beobachtet, so daß die ersten Nachrichten von dem erfolgten Unglück in Neapel mit allgemeinem Unglauben aufgenommen wurden.

Außer Casamicciola wurden durch das Erdbeben noch zum Theil stark verwüstet: Lacco Ameno, Forio, Panza Ciglio, Fontana, Barano. Viel schwächer wurde der Stoß in anderen Orten empfunden, in Porto d'Ischia z. B. sind keine Beschädigungen vorgekommen. Nach de Rossi hat sich die Erschütterung von Casamicciola in vier Richtungen heftig fortgepflanzt. Die eine derselben geht in nördlicher, die andere in südlicher Richtung, die beiden anderen folgen dem Umriss des Epomeo und fallen offenbar mit der Spalte zusammen, welche denselben umgiebt. Es ist offenbar, daß der Untergrund einen bestimmenden Einfluß auf die Fortpflanzung des Stoßes ausgeübt hat.

Die Zahl der Opfer ist bedeutend übertrieben worden; während man bis in die letzte Zeit die Zahl derselben auf 6000 angab, zeigt die von der italienischen Regierung veranlaßte Untersuchung, daß dieselbe auf circa 2000 zu reduciren ist. Des Unglücks immer noch mehr als genug!

Noch zitterten alle Herzen unter dem Eindruck jenes Unglücks schmerzlich nach, als, kaum vier Wochen später, die Kunde von einer noch viel entsetzlicheren Katastrophe, welche am 26. August 1883 über die malayische Inselwelt hereingebrochen ist, ganz Europa in Aufregung versetzte.

Ungefähr in der Mitte der für die Schifffahrt so wichtigen Sundastraße liegt die vulcanische, dicht bewaldete und unbewohnte Insel Krakatoa, deren höchster Punkt sich vor dem Ausbruch 820 Met. *) über die Meeresfläche erhob und deren Basis 8 Kilometer lang und 4½ Kilometer breit

*) v. Lasaulx, Die Ereignisse in der Sundastraße. Humboldt, Märzheft.

war; dieselbe ist umgeben von größeren und kleineren vulcanischen Kegeln, Inseln und Klippen. Erdbeben und Eruptionen sind in dieser Gegend nicht selten und so kam auch das Ereigniß am 26. August nicht unvorbereitet. Seit Mitte Mai machten sich bereits Anzeichen gesteigerter vulcanischer Thätigkeit merklich, Erdstöße verbunden mit unterirdischem Donner dauerten während der Monate Juni und Juli an — eine so furchtbare Katastrophe, wie sie dann im August eintrat, erwartete aber Niemand.

Der „Bund“ bringt eine lebendige Schilderung aus der Feder eines Correspondenten in Batavia, dem wir hier das Wort lassen: „Am Samstag 25. August ertönten furchtbare unterirdische Donner, die von der Insel Krakatoa ausgingen und bis nach Surapenta und Batavia hin hörbar waren. Bei der vulcanischen Natur der Inselgruppe, die nicht weniger als 48 thätige, feuerspeiende Berge zählt, legte man diesem unterirdischen Getöse, das oft hörbar ist, keine besondere Bedeutung bei.

Bald jedoch zeigte es sich, daß es sich diesmal nicht um eine einfache Eruption eines beliebigen Vulcans handle. Um 11 Uhr Nachts brachen aus 16 Vulcanen mit furchtbarer Macht Feuerlösen heraus, die blutig roth zum Himmel emporfchlugen. Das unterirdische Donnern war von geradezu sinnbetäubender Heftigkeit; das Meer in der Sundastraße begann zu brausen und zu kochen, und der Schrecken der Bevölkerung wurde auf das Höchste gesteigert, als heiße Asche zu fallen begann und rothglühende Felsstücke auf die Erde niederstürzten. Dieser Steinregen war der größte aller Schrecken; Hunderte von Menschen wurden erschlagen, die Städte Cheribon, Birtinzong, Samarang, Jogjakerta, Sourakerta, Sourabaya und die berühmten tausend Tempel in Brambaman wurden durch die niederstürzenden heißen Felsstücke zum großen Theil in Trümmer gelegt und in Brand gesteckt. Am Sonntag steigerte sich noch die Gewalt der in Aufruhr gerathenen Naturkräfte. Der heiße Aschenregen währte fort; es wurde nicht Tag und nur die mächtigen Feuerfäulen, welche aus dem Erdbinnern emporfchlugen, verbreiteten ein unheimliches, flackerndes Licht. Beim Schein desselben sah man den unsagbaren Aufruhr der See, welche die ganze Insel verschlingen zu wollen schien; immer wilder und höher schlugen die schäumenden Wellen und schließlich stürmte eine thurmhohe Fluth auf das Land ein. In einem Augenblicke waren der Küste entlang drei Städte und an 50 Dörfer mit Allem, was darin lebte und webte, vom Erdboden weggeschwemmt. Die Vorstadt von Batavia mit 25,000 Menschen, meist Chinesen, die Stadt Anjer, in welcher 800 Europäer angesiedelt waren, Bantam mit 1500 Einwohnern und andere nicht genannte Orte mit wenigstens 30,000 Seelen verschwanden in den Wellen, während zu gleicher Zeit mächtige Lavaströme im Innern der Insel furchtbare Verwüstungen anrichteten und u. A. die Stadt Lamerank mit 1800 Einwohnern in ihren glühenden Massen begruben.

Am Montag Abend gesellte sich ein stundenlang andauerndes Erdbeben zu allen übrigen Schrecken; vom Himmel zuckten dabei durch den Stein- und

Aschenregen furchtbare Blitze und Wasserhosen ließen die ungeheuerere elektrische Spannung erkennen, in welcher sich die Atmosphäre befand. In der Nacht bemerkte man eine rothglühende Wolke, die sich immer weiter ausdehnte und auf dem Randang-Hügelzuge zu ruhen schien; je größer sie wurde, desto heftiger wurden die Erberschütterungen; der Erdboden spaltete sich, die glühenden Felsblöcke hagelten mit erneuter Heftigkeit nieder und die armen Menschen glaubten alle dem Untergange geweiht zu sein. Auf den Marktplätzen standen sie in dichten Gruppen beisammen; zermalnte Leichname lagen unbeachtet und unbeweiht unter den Lebenden; das Wimmern der Sterbenden erregte kein Mitleid — Alles war überwältigt von der Macht der Elemente und harrete des Endes.

So verging die Nacht, und nach langen, langen Stunden bangen Wartens begann es endlich wieder Tag zu werden. Die Wolke verzog sich, der Aschenregen hörte auf; die Vulcane spieen noch Feuer und Lavaströme aus, aber keine Steinblöcke durchsausten mehr die Luft und die Menschen wagten es wieder, sich umzusehen. Die Welt um sie war verändert; die üppige Pflanzenwelt war unter einer fußhohen Aschenschicht begraben und der Anblick der Insel ganz verändert. Wo der 65 Meilen lange Hügelzug von Randang sich mit seinen reichen Dörfern und Kaffeepflanzungen erhoben hatte, brauste jetzt das Meer; die Insel Krakatoa mit ihrem über 2000 Fuß hohen Vulcane war verschwunden; von den 16 Leuchthürmen der Sundastraße war Nichts mehr zu sehen; dagegen erhoben sich langsam aus den noch immer wild tosenden, kochend heißen Gewässern des Meeres 14 neue Vulcane und die furchtbare Wandelszene wurde durch die Spaltung des feuerspeienden Berges Maha Meru in 7 neue Vulcane, die ein einziges Feuermeer bildeten, würdig abgeschlossen. Nachmittags versanken plötzlich die Menak- und mittleren Inseln im Meere, und von da ab trat verhältnißmäßig Ruhe ein, obgleich bis zu diesem Augenblicke alle Vulcane noch in heftiger Thätigkeit sind. So weit sich das angerichtete Unheil bis jetzt überblicken läßt, fanden an 100,000 Menschen, theils im Meere, theils in den Lavaströmen, dann durch den Steinregen und unter den einstürzenden Häusern ihren Tod. Am Seeufer liegen Tausende zum Theil gräßlich verstümmelte Leichen; das Meer wirft Unmassen tochter Fische und anderer Seegeeschöpfe aus, während die Flüsse aus dem Innern Menschenleichen, todtte Tiger, Nashörner, Schlangen u. s. w. angeschwemmt bringen. Die Verpestung der Luft ist eine unsagbare und kann die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Zudem ist es schwer, der bebrängten Bevölkerung Hilfe zu bringen. Die Schifffahrt ist durch die Veränderung des Landes schwierig geworden; das Meer ist überdies auf Meilen hinaus mit einer mehrere Fuß dicken Schichte von Bimstein und Lavaschlacken bedeckt, durch welche durchzubringen es ganz unmöglich ist. Das schöne Java ist durch dieses furchtbare Naturereigniß auf lange hinaus wirtschaftlich ruiniert und der Jammer der so schwer betroffenen Einwohner spottet jeder Beschreibung.“

Die durch das schreckensvolle Ereigniß überreizte Phantasie unseres Berichterstatters hat wohl mit etwas zu grellen Farben gemalt und man wird daher berechtigt sein, die Furchtbarkeit der gemachten Angaben etwas zu reduciren. Spätere Berichte zeigen in der That, daß z. B. nicht die ganze Insel Krakatoa gesunken ist. Etwa $\frac{2}{3}$ derselben mit den alten Kratern ist in den Fluthen des Meeres versunken, während dagegen als Zuwachs des stehen gebliebenen Drittels sich im Westen ein großes Riff erhoben hat. Bestätigt werden die gewaltigen Explosionen, der mit größeren glühenden Bimssteinstücken vermischte, dichte Aschenregen, welcher gegen Mittag des 27. August die Stadt Batavia in Finsterniß einhüllte, und die furchtbare Fluthwelle, welche vernichtend die Ufer heimsuchte. Letztere hat bei dem Zerstörungswerk die Hauptarbeit geleistet. Nach der wohlbegründeten Ansicht von v. Lasaulx verdankt dieselbe ihre Entstehung nicht conculsivischen Bewegungen der Erdrinde, sondern plötzlicher Verdrängung einer großen Wassermasse durch die Trümmer der zerstörten Insel und dem submarinen Austritt feuerflüssiger Lava. Hieraus erklären sich dann auch die enormen Dampfexplosionen, welche große Mengen der zerstäubten Lavamassen in die hohen Schichten der Atmosphäre hinaufschleuderten. Stauungen dieser Fluthwelle, bedingt durch die Configuration der Küste, ließen dieselbe an einzelnen Küstenpunkten die Höhe von 20 Meter erreichen; in Batavia selbst erschien sie noch 5 Meter hoch. Wo sich die Wogen ungehindert ausbreiten konnten, schritten sie mit großer Geschwindigkeit fort und erreichten noch am Abend desselben Tages die afrikanische Küste. Auf der St. Barbados-Insel stiegen nach den Mittheilungen von Melbrum um 3 Uhr Nachmittags des 27. August die Wellen 20 Fuß über die höchste Fluthmarke. Glücklicherweise erwiesen sich die befürchteten Verkehrshindernisse in der Sundastraße viel geringfügiger, als nach den ersten Berichten zu erwarten stand.

Ob die schönen Dämmerungserscheinungen durch feine in die höchsten Schichten der Atmosphäre geschleuderte Staubmassen bedingt worden seien, ist eine bis zu diesem Moment noch unentschiedene Frage. Unmöglich möchte ich diese Erklärung nicht nennen, wenn man auch sehr berechtigte Einwände gegen dieselbe erheben kann. Vielleicht bietet sich später, wenn das Beobachtungsmaterial gesammelt und discutirt worden sein wird, Gelegenheit, auf diese Frage zurückzukommen.

Von großen Erderschütterungen des Jahres 1883 ist hier noch zu erwähnen daß am 26. October erfolgte kleinasiatische Beben, durch welches besonders Smyrna und Umgegend stark gelitten haben. Der Verlust an Menschenleben wird auf etwa 500 geschätzt.

Eine ähnliche vulcanische Eruption wie diejenige der Sundastraße, fand im October 1883 auf der Halbinsel Alaska im russischen Amerika statt. Schiffer beobachteten am Eingang zu Cooks Inlet dichte Rauchmassen und Flammensäulen, welche aus dem Berge St. Augustine aufstiegen und von heftigen Detonationen begleitet waren. Der Himmel verdunkelte sich, so daß fast völlige Dunkelheit eintrat, große Massen vulcanischer Asche begannen zu fallen und bedeckten den Boden in einer 12—15 Centimeter hohen Schicht. Im Nachmittage erfolgte plötzlich ein furchtbares Dröhnen, der Meeresboden erhob sich und eine 10 Meter hohe Fluthwelle stürmte gegen das Land, die Fischerhütten bedeckend und theilweise wegschwemmend. Der ersten Woge folgten in regelmäßigen Zwischenräumen zwei andere Fluthwellen von circa 6 Meter Höhe. Im Fahrwasser zwischen Chornaboura-Insel und dem Festlande hob sich eine neue 2½ Kilometer lange Insel aus dem Meere, der Vulcan Alyamna war in heftigem Ausbruch begriffen und zwei weitere längst erloschene Krater eröffneten wieder ihre Thätigkeit. So großartig auch der vulcanische Ausbruch in Alaska gewesen ist, stand er doch demjenigen der Sundastraße wesentlich nach; auch waren in dem weniger dicht besiedelten Strande die Verwüstungen ungleich geringer als auf Java. Da auch der vulcanische Ausbruch zu Alaska unzweifelhaft feinste Aschentheile in die höheren Regionen der Atmosphäre geschleudert hat, so würden sich vielleicht die Dämmerungserscheinungen auf der Nordhemisphäre der Erde von diesem Ausbruch und nicht von demjenigen der Sundastraße ableiten lassen?

Wenden wir uns nun dem zweiten Theile unseres Themas zu, der Beantwortung der Frage: welche Ursachen liegen den Erderschütterungen zu Grund?*)

Es ist natürlich, daß seit der ältesten Zeit die Denkenden aller Völker sich bemühten, die Ursachen so verheerend auftretender Naturereignisse zu ergründen, und so konnte es nicht fehlen, daß im Laufe der Zeiten die verschiedenartigsten Erdbeben-theorien aufgestellt wurden.

Am naivsten stellten sich zu dieser Frage die Völker des Alterthums, welche sich der Mühe des Forschens dadurch überhoben, daß sie die Erdbeben einfach als Zornesäußerungen der Götter ansahen; auch die Inder, Peruaner schrieben gewissen Gottheiten das Hervorrufen von Erdbeben zu. Die wellenförmigen Bewegungen, welche man bei gewissen Erdbeben wahr-

*) Es würde zu umständlich werden und auch dem üblichen Brauch bei populären Darstellungen nicht entsprechen, wollten wir hier überall genaue Quellenangaben machen. Wir begnügen uns demnach mit der Citation der Autoren, deren Schriften wir benutzt haben. Es sind dies: Bischoff, Folie, Forster, Fuchs, Gringmuth, Heim, v. Lasaulx, Lersch, Niemann, Mallet, Palmieri, Roth, de Rossi, J. Schmidt, Seebach, Sueß u.

nimmt, riesen sehr sonderbare Vorstellungen bei den Japanesen und Südamerikanern hervor; das ungebildete Volk glaubt nämlich, die Erdbeben entstünden, wenn eine riesenhafte Schlange, eine Schildkröte oder ein Walfisch unter der Erdoberfläche sich bewege. Interessant ist noch die Ansicht eines Talmudisten, nach welcher Gott aus Rache über die Vertreibung der Juden täglich zwei Thränen weint, die mit solcher Wucht in das Meer stürzen, daß sie Erdbeben hervorbringen können.

Es ist begreiflich, daß derartige phantastische Vorstellungen den Geist der großen Philosophen des Alterthums nicht befriedigen konnten und bei ihnen finden wir schon Erklärungen, welche in gewissen Fällen noch heute beachtenswerth erscheinen. Aristoteles leitete die Erdbeben von der Wirkung gespannter Gase und Dämpfe, die er sich in unterirdischen Höhlen eingeschlossen dachte, her. Aus diesem Grunde seien höhlenreiche Länder wie der Hellespont, Achaja, Euböa, Sicilien den Erderschütterungen mehr ausgesetzt, als andere Länder. Merkwürdig ist ferner, daß einige Philosophen wie Seneca, Lucrez bereits als Erschütterungsurachen das Zusammenbrechen großer unterirdischer Höhlen angenommen haben, denn diese gänzlich vergessene Hypothese ist circa 1700 Jahre später von Scheuchzer und wiederum mehr als 100 Jahre später von Nöcker und Volger von Neuem aufgestellt worden. Ueberhaupt! gäbe es einen auf der Höhe der heutigen Naturwissenschaften stehenden Forscher, der zugleich genauer Kenner des Alterthums wäre, so würde er gewiß oftmals in der Lage sein zu constatiren, daß Anschauungen, welche in der Tagesliteratur als „neu“ auftauchen, bereits vor vielen Jahrhunderten ausgesprochen und dann wieder vergessen worden sind.

Während des Mittelalters dominirte die, allerdings mannigfach modificirte Grundanschauung des Aristoteles; namentlich wurden nach Erfindung des Schießpulvers, die Erdbeben unterirdischen Explosionen gespannter Gase und Dämpfe zugeschrieben.

Wie heute gab es schon einmal eine Zeit, zu welcher das allgemeine Interesse sich elektrischen Untersuchungen zuwendete. Zu jener Zeit wollte man die Erdbeben den Wirkungen innerirdischer elektrischer Entladungen zuschreiben, ja man ging, nach Erfindung der Blüableiter, so weit, im Jahre 1779 lange eiserne Stangen in den Boden zu versenken, welche als Erdbebenableiter wirken sollten. Auch diese Theorie wurde als unhaltbar bald verlassen, bis ihr wiederum 100 Jahre später, im Jahre 1883, in H. Gringmuth ein neuer Vertreter entstand. Nach ihm soll sowohl der Erdmagnetismus als auch die Erdbeben durch im Innern der Erde erzeugte elektrische Ströme bedingt sein. Gringmuth glaubt, die Erde bestehe aus drei Schichten: dem innersten aus glühenden Dämpfen der Schwermetalle bestehenden Kern, einer feuerflüssigen Mittelzone in Form einer Kugelschale und der äußeren starren Rinde, der von uns bewohnten Erdkruste. Unter dem Einfluß der Axendrehung der Erde, der Mond- und Sonnenanziehung sollen nun in der feuerflüssigen Mittelzone Fluth- und Ebbeströmungen entstehen,

ähnlich denjenigen der Weltmeere, von diesen sich aber dadurch unterscheidend, daß die Strömungen der innerirdischen flüssigen Massen sich ungehindert vollziehen, während die Fluthwellen der Meere an den Küsten einen Damm finden, welcher ihre Continuität unterbricht. In den Reibungen, welche mit einer solchen Rotation verbunden sein müssen, erblickt Öringmuth die Quelle großartiger elektrischer Effecte, welche sowohl den Erdmagnetismus, als auch die Erdbeben bedingen sollen.

Die Prämisse, daß ein beträchtlicher Theil der Erde noch flüssig sei, einmal zugegeben, könnte man bezüglich der Folgerung von entstehenden Fluthwellen wohl in Discussion treten, obwohl diese natürlich nicht wirkliche Wogen sein könnten, so wenig als eine Meereswelle sich unter der Eisdecke eines gefrorenen Meeres zu entwickeln vermag. Wollte man eine wirkliche Welle annehmen, so müßte man voraussetzen, daß die feste Erdrinde die flüssige Zone nicht direct berühre, daß ein vielleicht aus gespannten Gasen bestehender Zwischenraum beide Zonen trenne — aber dann wäre die Erdrinde ihrer Unterlage beraubt, sie würde ein Gewölbe darstellen. Nun läßt sich aber berechnen, daß kein uns bekanntes Material dem colossalen Druck des entstehenden Gewölbeschubes widerstehen könnte. Ueber der Annahme, daß der mittlere Erdradius = 6360 Kilometer, die Dicke der starren Erdrinde = 75 Kilometer, das Gewicht eines Cubikmeters Erde = 2000 Kilogramm betrage, berechnet Riemann den Druck des Gewölbeschubes auf 636 000 Kilogramm pro 1 Quadratcentimeter. Versuche über die Festigkeit haben nun gezeigt, daß Gußeisen zerbrückt wird, wenn auf dasselbe pro Quadratcentimeter ein Druck von 20 000 Kilogramm ausgeübt wird. Unter diesen Umständen ergiebt sich, daß die Erdrinde nicht hohl liegen kann, damit aber fällt die Möglichkeit förmlicher innerirdischer, Reibungen erzeugender Wellen und hiermit — ganz abgesehen von den übrigen physikalischen Unwahrscheinlichkeiten der erwähnten Hypothese — das Fundament derselben in sich zusammen.

Bergegenwärtigen wir uns nun, vor Eintreten auf die ernstlich discutirbaren Edbebentheorien, die Aeußerungen und Wirkungen der Erderschütterungen.

Was zunächst die Art der Bewegungen des Bodens betrifft, so unterscheidet man: vertikal erfolgende Stöße oder sogenannte succussorische Erdbeben, seitlich erfolgende oder laterale Stöße und wellenförmig fortschreitende Bewegungen oder Undulationen. Früher nahm man noch eine wirbelnde, rotatorische Form an, welche indessen von Mallet auf geradlinige, unter gewissen Bedingungen zusammenwirkende Stöße zurückgeführt worden ist.

Bei dem verheerenden calabrischen Erdbeben im Jahre 1783 wurden Häuser und Menschen in die Luft geschleudert, die Granitberge hüpfen in die Höhe, Pflastersteine flogen wie Geschosse durch die Luft. Der heftige Erdstoß, welcher am 7. Juni 1692 Jamaica zerstörte, schleuderte Menschen mitten aus den Straßen von Port Royal weit hinaus in den Hafen. In Riobamba öffneten sich 1797 die Gräber, die Leichen wurden hinausgeworfen;

auf dem benachbarten Hügel Cerro de la Calca fand man später Steinschutt mit Gerippen vermischt, welche durch die Gewalt des Stoßes mehrere hundert Fuß hinauf geschleudert worden waren.

Die Stelle der Psalmen, in welcher es heißt: „Als Israel aus Aegypten zog, da ward Juda sein Heiligthum. Das Meer sah es und floh, der Jordan wandte sich zurück. Die Berge hüpfen wie die Widder und die Hügel wie die jungen Lämmer. Vor dem Antlitze des Herrn erbebt die Erde“, bezieht sich offenbar auf derartige Ereignisse.

Das hier erwähnte Zurückweichen des Meeres und Rückwärtsfließen des Jordans ist eine bei heftigen Erdbeben häufig beobachtete Erscheinung, indem der erschütterte Meeresgrund seine Bewegung auf das Wasser überträgt. Dem Zurückweichen des Meeres folgt dann eine Fluthwoge, deren furchtbare Wirkung häufig die durch den directen Stoß erzeugte Zerstörung noch übertrifft. Eine solche Fluthwelle bringt dann in die Mündung der Ströme ein und bedingt so ein Rückwärtsfließen der Gewässer. Am 20. Februar 1835 trat das Meer bei dem chilenischen Erdbeben so weit zurück, daß Schiffe, welche vorher 7 Faden Wassertiefe hatten, auf den Grund geriethen; nach kurzer Zeit kehrte das Meer in einer haushohen Woge zurück, welche die Stadt Talcahuano dem Boden gleich machte und bis auf die Grundmauern wegschwemmte. Ebenso wurde Lima im Jahre 1724 durch eine Meereswoge übersluthet; nicht Einer der Bewohner rettete das Leben, Schiffe wurden über die Dämme und die Mauerüberreste hinweg eine Stunde weit in das offene Land getragen. Eine solche Meereswoge war es, welche am 27. August 1883 die javanische Küste so schwer heimsuchte, wenngleich — wie schon oben gesagt — dieselbe ihre Entstehung nicht dem Erbeben des Meeresgrundes, sondern der plötzlichen Verdrängung großer Wassermassen durch Trümmer der zerstörten Insel Krakatoa und dem Austritt submariner Lavaströme verdankte.

Solche Meereswellen bewegen sich mit großer Geschwindigkeit und legen oft ungeheure Wegstrecken zurück. Die Woge, welche durch das chilenische Beben vom 13. August 1868 hervorgerufen wurde, langte 3 Stunden nach Eintritt des Stoßes in Afrika in dem 720 nautische Meilen entfernten Coquimbo, nach 7 Stunden in Corral, welches 1420 Seemeilen südlich liegt, an; dieselbe Woge erreichte am 14. August Südkalifornien, passirte am Morgen des 15. August die Chataminseln und langte 6½ Uhr Vormittags in Neu-Südwaales an. In 22 Stunden 28 Minuten hatte sie einen Weg von 7380 Seemeilen zurückgelegt. Wie bei der gewöhnlichen Fluthwelle zeigt sich die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der durch submarine Erderschütterungen hervorgerufenen Meereswogen namentlich von der Wassertiefe abhängig.

Selbst in Binnenseen können sich heftige Erdbebenwellen bilden. In Folge des Lissaboner Bebens haben mehrere Schweizer Seen die Ufer in hohen Wogen überschwemmt und stark beschädigt.

Die Wirkungen undulatorischer Erdbeben bleiben oft nicht hinter denjenigen succussorischer Erberschütterungen zurück. Bei dem erwähnten calabrischen Beben neigten sich die Bäume so stark, daß sie mit ihren Kronen den Boden berührten; von Weitem konnte man an langen Baumreihen das Fortschreiten der Welle beobachten. In Missouri schwankten 1811 die Kornfelder, wie von starkem Winde bewegt und in Battang (China) soll 1870 der Boden erst wie ein ruhiges, später wie ein vom Sturm bewegtes Meer geschwankt haben.

Sehr häufig veranlassen heftige Erdbeben dauernde Niveauveränderungen. Am 16. Juni 1819 versanken im Indus-Delta das Dorf und Fort Sindree in einem See von 94 Quadratmeilen Oberfläche. Jedermann kennt die Sage von Vineta, der versunkenen Stadt, und Viele haben in den Simrock'schen Rheinsagen das schöne Lied von Schlegel gelesen:

Bei Andernach am Rheine, liegt eine tiefe See,
 Stillter wie die ist keine unter des Himmels Höh'.
 Einst lag auf einer Insel mitten darin ein Schloß,
 Bis krachend mit Gewinsel es tief hinunter schoß.
 Da find't nicht Grund und Boden der Schiffer noch zur Stund,
 Was Leben hat und Odem ziehet hinab der Schlund.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob sich die Volksage vom Laacher See historisch rechtfertigen lasse, obwohl dies bei der ausgesprochen vulcanischen Natur der Gegend wohl möglich wäre — daß aber größere und kleinere Oberflächen festen Landes plötzlich in einem See versinken können, das beweist uns das Beispiel von Sindree, das beweist uns der am Fuße der Zugspitze gelegene Alpensee, von dem A. Pott nachgewiesen hat, daß er ein Einsturzbecken ist, das beweist das Erdbeben von Lissabon, bei welchem der ganze Quai in der Tiefe versank.

Wie Senkungen, so entstehen auch Hebungen des Bodens im Gefolge von Erdbeben. Während Sindree in einem See versank, erhob sich in der Nähe ein 11 Meilen langer, 10 Fuß hoher und 3 Meilen breiter Wall, der sog. „Allah-Bund“ oder „Gottesdamm“. Im Jahre 1855 wurde der Boden des Hafens von Ripon so gehoben, daß derselbe seither für Schiffe von größerem Tiefgang unzugänglich ist; das Gleiche geschah am 24. Mai 1750, zu welcher Zeit der Hafen von Conception durch eine Hebung des Meeresbodens trocken gelegt wurde. Ich erinnere ferner an das Erheben des Meeresgrundes nach dem Erdbeben von Valdivia (1837), an Santorin und an die Ereignisse in der Sundastraße im vorigen Jahre.

Sehr merkwürdig sind ebenfalls die Horizontalverschiebungen, welche zuweilen mit heftigen Erdbeben verbunden sind und ganze Baumreihen, ganze Häuserquartiere ihre Orte wechseln lassen. Solche Fälle sind namentlich bei dem calabrischen Erdbeben (1783) beobachtet worden. Auch Spaltenbildung ist eine häufige Erscheinung; die Spalten bleiben entweder permanent oder sie schließen sich, und zwar zuweilen sehr rasch, wieder. Während

des Erdbebens auf Jamaika, am 7. Juni 1692, wurden Menschen, halb oder ganz, von solchen sich rasch wieder schließenden Spalten eingeklemmt oder auch ganz von ihnen verschlungen — ein beinahe komischer Fall ereignete sich am 14. August 1851 in Varile, Basilicata, wo man nach dem Erdbeben ein Huhn mit beiden Füßen in das Straßenpflaster, welches sich rasch geöffnet und geschlossen hatte, eingeklemmt fand. Ob die Erzählung, nach welcher die Rotte Korah von der Erde verschlungen wurde, hierher gehört, wollen wir nicht näher untersuchen.

Zuweilen dringt aus den geöffneten Spalten Gas, Dämpfe, Rauch oder auch Sand und Schlamm. Unter den Gasen wurde besonders schweflige Säure, zuweilen auch Schwefelwasserstoff bemerkt. Als begleitendes Phänomen sei noch des unterirdischen Geräusches gedacht, welches indessen zuweilen gänzlich fehlt, dafür aber in gewissen Gegenden auch ohne bemerkliche Erschütterung auftritt. In letzter Hinsicht sind besonders bemerkenswerth die donnerartigen Getöse, welche Humboldt auf der mexikanischen Hochebene wahrgenommen hat. Auf jener Hochebene befinden sich bis 1500 Fuß tiefe Gruben. Langsam rollender Donner, begleitet von krachenden Schlägen, wurde von Anfang Januar bis Mitte Februar 1784 unausgesetzt vernommen, ohne daß Erschütterungen des Bodens bemerkt worden wären. Die Eingeborenen wagten aus Furcht vor diesen „bramidos y truenos subterranos“ genannten Getöfen die fruchtbare Hochebene nicht mehr zu passiren; ähnliche „bramidos“ (Gebrülle) sind ebenfalls in Quito bekannt. In Piemont endlich beobachtete man im Jahre 1808 ebenfalls häufige unterirdische Geräusche ohne bemerkbare Erschütterungen des Bodens.

Hefige Erdbeben setzen sich fast immer aus verschiedenen, mehr oder minder rasch auf einander folgenden Stößen zusammen. Selten ist der erste Stoß am heftigsten und fast niemals ist es der letzte. Ein einmal erschüttertes Gebiet wird oft Monate lang nach dem Hauptstoße von schwächeren Stößen erschüttert. Nachdem am 25. Juli 1855 der heftige Erdstoß von Visp (Wallis) die ganze Schweiz und einen Theil der angrenzenden Länder erschreckt hatte, dauerten schwächere Stöße noch über 4 Monate an; auf Hawaii dauerte eine Periode von Erderschütterungen im Jahre 1868 mehrere Monate; im Monat März allein wurden über 2000 Stöße beobachtet. Aehnliche Verhältnisse folgten auf das Erdbeben von Agram etc. Sehr verschieden ist die Ausdehnung des erschütterten Gebietes. Während bei dem Erdbeben von Lissabon das Schüttergebiet circa $\frac{1}{13}$ der Erdoberfläche ausmachte, während dasselbe für das Mittelmeerbeben vom 24. Juni 1870 etwa 80,000 Quadratmeilen umfaßte — giebt es auch sehr heftige Erdbeben, deren Aktionsphäre sehr gering ist. Im März 1879 wurde in Linththal (Canton Glarus) ein Erdbeben beobachtet, welches viele Menschen aus den Betten schleuderte, das aber schon in der benachbarten Stadt Glarus nicht mehr gespürt wurde. Das furchtbare Beben, welches im vorigen Jahre

Ischia verwüstete, wurde weder in Neapel noch auf dem nahen Capri wahrgenommen.

Dies deutet darauf hin, daß der Erschütterungsheerd in sehr ungleicher Tiefe liegen kann; je tiefer der Heerd, um so größer wird das Schüttergebiet sein. Erdbeben mit kleiner Actionsphäre müssen ihren Ursprung in geringer Tiefe unter der Oberfläche haben.

Was die Form des Schüttergebietes betrifft, so pflegt dieselbe zuweilen eine annähernd kreisförmige, häufiger aber eine mehr oder minder stark excentrisch elliptische zu sein. Im letzteren Falle muß der Stoßheerd ein linearer, etwa eine Spalte sein. Merkwürdig ist es, daß im Schüttergebiete einzelne Orte vorzukommen pflegen, welche den Stoß nicht empfinden; bleiben dieselben constant, so werden sie von den Peruanern „Brücken“ genannt. Wir haben es hier wohl meist mit Interferenzen der Erdbebenwellen zu thun.

Gewisse Theile der Erdoberfläche werden viel häufiger von Erdbeben heimgesucht als andere. Solche Schüttergebiete par excellence sind: die Westküste von Südamerika, Italien, Spanien, Griechenland, die Alpen u. In Italien wurden z. B. im Jahre 1870, obgleich kein besonders heftiges Beben in dieses Jahr fällt, 2225 Häuser durch Erdstöße mehr oder minder zerstört, 98 Menschen getödtet und 223 Menschen verwundet. Im Allgemeinen werden gebirgige Länder, auch solche ohne thätige Vulcane, viel häufiger erschüttelt als das Flachland; so sind in der norddeutschen Ebene die Erdbeben selten.

Schwächere, nur durch Instrumente, die sog. Seismographen, nachweisbare Stöße sind noch viel häufiger, ja ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, daß durch hinreichend empfindliche Instrumente beinahe zu jeder Zeit leichte Erzitterungen des Bodens nachgewiesen werden können.

Diese mikroseismischen Bewegungen wurden vor kurzer Zeit zuerst von Vertelli constatirt und werden in Italien, auf die Initiative von de Rossi hin, an mehreren Stationen so regelmäßig beobachtet wie an meteorologischen Stationen etwa der Luftdruck oder die Winde. Auch in Bern in der Schweiz werden in nächster Zeit diese Beobachtungen eingeführt werden.

Wie an der Erdoberfläche Richtung und Stärke des Windes variiren, so geschieht dies auch innerhalb der Erdrinde bezüglich der mikroseismischen Bewegungen; wie Windstille und Sturm, so wechseln im Innern der Erdrinde Zeiten relativer Ruhe mit Zeiten heftiger Bewegungen, die sich endlich zu eigentlichen Erdbeben steigern. Nach de Rossi scheint sogar ein gewisser Zusammenhang zwischen den Variationen des Erdmagnetismus und diesen mikroseismischen Bewegungen zu bestehen. In Italien bildet sich ein neuer Zweig der Wissenschaft. Vertelli hat die Gesamtheit der Kräfte, welche die geologischen Veränderungen unseres Planeten bewirken, unter dem Titel „Dynamit“ vereinigt. Diese Kräfte äußern sich zum Theil an der Oberfläche

der Erde, zum Theil im Erdbinnern und werden daher in „exogene“ und „endogene“ geschieden. Das Studium der letzteren bildet das neue Gebiet menschlichen Wissens, welches in Italien als „Meteorologia endogena“ bezeichnet wird.

Bei einem Besuche, welchen de Rossi vor nicht langer Zeit dem Verfasser machte, sprach er in bestimmten Worten die Ansicht aus, daß die Beobachtung mitroseismischer Bewegungen ein ebenso sicheres Urtheil über sich vorbereitende stärkere endodynamische Störungen ermöglicht, als das rasche Sinken des Barometers einen Schluß auf Störungen im Gleichgewicht der Atmosphäre gestattet. Erdbeben sollen durch eine Periode verstärkter endogener Thätigkeit eingeleitet werden und aus regelmäßigen Beobachtungen mitroseismischer Bewegungen soll der Tag einer stärkeren Erschütterung, eines Erdbebens, ebenso vorausgesagt werden können, wie das Herannahen eines Wirbelsturmes aus barometrischen Messungen. Sollte sich diese Anschauung bestätigen, so würde die Wissenschaft der Menschheit eine neue ebenso große Wohlthat erweisen, als durch die seit einer Reihe von Jahren eingeführten Sturmwarnungen an den Küsten. Ich muß indessen gestehen, daß ich die Frage zunächst weniger optimistisch beurtheile als der geniale, aber wohl etwas sanguinische italienische Forscher. Ich gebe gern zu, daß in manchen Fällen eine systematische Beobachtung mitroseismischer Bewegungen werthvolle Anhaltspunkte zur Prognose bieten wird, daß aber für andere Fälle (z. B. Einsturzbeben, plötzliche Auflösung von Spannungen) vorläufig eine zutreffende Prognose unwahrscheinlich ist. Das trotz der italienischen regelmäßigen Beobachtungen nicht vorausgesagte Erdbeben von Ischia ist ein Beleg für meine weniger optimistische Auffassung.

Wir sind nun genügend vorbereitet, um in eine Besprechung der bestehenden Erdbeben-theorien eintreten zu können.

Vor Allem mußte die Beobachtung zahlreicher Erdbeben, welche mit Vulcanausbrüchen verbunden sind, welche namentlich stärkeren Eruptionen vorausgehen, den Gedanken eines Zusammenhanges zwischen Vulkanismus und Erdbeben nahelegen. In der That sahen denn auch alle Philosophen, welche mit Heraklit im Feuer den Urstoff und die Grundursache aller Dinge erblickten, die Erdbeben als ausschließlich vulcanischer Natur an. Das Hinaustreiben feuerflüssiger Lava in den Vulcan wird gespannten Gasen, namentlich den Wasserdämpfen zugeschrieben, und wirklich spielen Wasserdämpfe eine sehr wichtige Rolle bei vulcanischen Ausbrüchen, was schon aus dem Umstande erhellt, daß thätige Vulcane fast immer in der Nähe der Meere vorkommen; ich erinnere an Vesuv, Aetna, Stromboli, Hecla, die südamerikanischen und ostasiatischen Vulcane. Eine genauere Untersuchung zeigt indessen, daß heftige Vulcanausbrüche nicht immer mit stärkeren Erderschütterungen verbunden sind. In Hawaii erfolgen häufig starke Eruptionen ohne merkliche Erdbeben, der Ausbruch in Santorin 1866 war nur von ganz schwachen Erschütterungen begleitet, ebenso haben viele heftige Eruptionen des Vesubs keine merklichen Erdbeben veranlaßt und auch bei dem furchtbaren

vulcanischen Ausbruch in der Sundastraße waren die beobachteten Erdschütterungen im Vergleich zu der vulcanischen Thätigkeit nur gering.

Unter diesen Umständen muß man von vornherein darauf verzichten, alle Erdbeben als vulcanisch anzusehen. Zum gleichen Schlusse führt uns auch folgende Ueberlegung: Untersucht man die heftigen, nachgewiesenermaßen vulcanischen Erdbeben auf ihre Actionsphäre, so findet man, daß diese relativ klein ist; dies erscheint leicht begreiflich, denn mögen auch vulcanische Kräfte riesengroß sein, so ist es doch ganz undenkbar, daß eine so localisirte minenartig wirkende Ursache im Stande sein sollte, Erdbeben, bei welchen $\frac{1}{13}$ der ganzen Erdoberfläche erschüttert wird (Vissabon), hervorzurufen. Resümiren wir daher unser Urtheil in einem Satz, so können wir sagen: Es ist unzweifelhaft, daß eine Klasse von Erdbeben durch Vulcanismus bedingt wird; diese Erdbeben sind meistens sehr localisirt und nicht sehr heftig — ausnahmsweise können sie allerdings auch zu großen Katastrophen führen.

Zur Erklärung der weitausgedehnten Erdbeben muß man eine mächtige, gegen eine breite Basis wirkende Kraft annehmen. Diese glauben manche Physiker und Geologen in der Reaction des als feuerflüssig gedachten Erdkernes gegen die feste Erdkruste zu erkennen. A. Perrey in Dijon und in neuerer Zeit R. Falb haben eine Theorie der Erdbeben aufgestellt und gegen alle Angriffe hartnäckig vertheidigt, welche auf den ersten Blick verlockend genug aussieht und daher große Verbreitung gefunden hat. Es ist dies die Theorie einer Fluthbewegung des feuerflüssigen Erdkernes. Wie man sieht, kommt man auf das alte „Centralf Feuer“ des Pythagoras zurück.

Nach Perrey und Falb soll die Anziehung von Mond und Sonne im feuerflüssigen Innern der Erde ebenso eine Fluthwelle erzeugen, wie dies in den Meeren geschieht. Der Druck dieser innerirdischen Fluthwelle gegen die feste Erdkruste soll die Ursache der Erdbeben sein.

Es ist bekannt und eine logische Folgerung aus dem Gravitationsgesetz, daß die Meeresfluth je nach der gegenseitigen Stellung von Mond und Sonne nicht gleiche Höhe hat. Bei den sogenannten Quadraturstellungen, d. h. zur Zeit des ersten und letzten Viertels, wirken sich Mond- und Sonnenanziehung entgegen, sie würden sich aufheben, wenn ihre Wirkungen gleich stark wären. In Folge der viel geringeren Entfernung des Mondes von der Erde überwiegt aber die Mondanziehung bedeutend über diejenige der Sonne; es wird also die Mondfluth durch die entgegenwirkende Sonnenanziehung nicht vernichtet, sondern nur vermindert werden können. Solche Fluthen von geringerer Höhe nennt man Rippfluthen.

Zur Zeit der Syzigien, d. h. bei Neumond und Vollmond, dagegen unterstützen sich Mond- und Sonnenfluth, es entsteht in Folge dessen eine höhere Fluthwelle: die Springfluth. Das Maximum der Höhe erreicht nun

die Springfluth, wenn zur Zeit des Neu- und Vollmondes sich die Erde in der Sonnennähe und der Mond in der Erdnähe befindet.

Indem H. Falb diese Verhältnisse auf die supponirte innerirdische Fluthwelle überträgt, kommt er natürlich zum Schlusse, daß auch diese unter den erwähnten Umständen ihr Maximum erreichen müsse. Der Druck nun, welchen diese innerirdische Springfluth auf die feste Erdrinde, im Bestreben, diese zu zersprengen, ausübt, bedingt die Erdbeben.

Aus jedem astronomischen Kalender lassen sich auf Jahre voraus die Tage entnehmen, an welchen die oben erwähnten Umstände zusammentreffen, und eben diese Tage sind es, für welche Falb den Eintritt von Erdbeben jeweilen prognosticirte.

Zur Beurtheilung dieser Theorie wollen wir untersuchen:

- a. Ist die Prämisse eines feuerflüssigen Erdkernes zutreffend?
- b. Wenn ja — können in demselben Fluthwellen entstehen?
- c. Was lehrt uns die Erdbebenstatistik in Bezug auf die Eintrittszeit der Erdbeben?

Die Annahme eines feuerflüssigen Erdinnern wird begründet durch die Zunahme der Erdtemperatur nach dem Erdcentrum hin. Nun zeigt sich, wie übrigens zu erwarten, die thermische Tiefenstufe je nach der geologischen Formation ziemlich verschieden; im Mittel steigt die Erdwärme um 1° C. für je 30 Meter, um welche man sich dem Erdmittelpunkte nähert. Nimmt man an, daß bei tieferem Eindringen in das Erdinnere die Temperatur constant nach diesem Verhältnisse steigt, so würde man in einer Tiefe von 3000 Meter die Siedetemperatur des Wassers finden und etwa 5 Meilen unter der Oberfläche würden Basalt und Gußeisen flüssig sein. Daß im Erdinnern eine sehr hohe Temperatur herrschen muß, dafür sprechen auch die heißen Quellen, die feuerflüssigen Laven — indessen ist es wahrscheinlich, daß die Zunahme der Temperatur langsamer erfolgt als eben angenommen, d. h. die thermische Tiefenstufe größer wird. Von bedeutenden Autoritäten wird aber in neuerer Zeit die Existenz eines feuerflüssigen Erdinnern bestritten und es ist daher von der Lösung dieser fundamentalen Streitfrage die Möglichkeit der Falb'schen Theorie direct abhängig.

Die Entscheidung dieser Frage, welche Physik und Geologie bisher nicht endgültig zu lösen vermocht haben, scheint durch die Astronomie erfolgen zu sollen. Im September des vorigen Jahres machte Folie, Director des Observatoriums in Lüttich, dem Wiener Astronomencongreß eine für unseren Gegenstand sehr wichtige Mittheilung. Herr Folie berichtete nämlich über eine von ihm nachgewiesene Rotation der Sterne. Da die Erde keine Kugel, sondern ein Rotationsphäroid ist, so gehen die Resultanten der Mond- und Sonnenanziehung nicht durch den Schwerpunkt der Erde; sie haben also das Bestreben, der Erde eine Drehung um diesen Punkt zu ertheilen. Die Folge davon ist die sog. Präcession, welche darin besteht, daß die verlängerte Erd-

are um den Pol der Ekliptik einen kleinen Kreis beschreibt. Die Periode dieser Bewegung beträgt 25,868 Jahre. Neben dieser Bewegung von langer Periode giebt es noch eine von kürzerer Dauer, bei welcher die Erdoberfläche um ihre mittlere Stellung oscillirt; diese Bewegung nennt man „Nutation“. Die Perioden derselben sind abhängig von den Perioden der Bewegungen von Sonne und Mond.

Außer diesen bereits bekannten Bewegungen der Erdoberfläche hat Folie also noch eine tägliche Nutation constatirt — diese aber läßt sich nur erklären durch die Annahme eines feuerflüssigen Erdkernes und einer verhältnißmäßig dünnen Erdkruste. Die bisher vorliegenden Messungen sind noch nicht zahlreich genug, um aus ihnen einen definitiven Werth für die gegenwärtige Dicke der Kruste abzuleiten; Folie hält es indessen nach einer vorläufigen Mittheilung für sehr wohl möglich, daß diese Dicke circa 300 Kilometer nicht überschreitet.

Es ist gewiß von großem Interesse, daß man die Lösung einer Frage, welche weder durch die Physik, noch durch die Geologie endgültig beantwortet werden konnte, schließlich am Sternhimmel ablesen kann!

Unter diesen Verhältnissen siehe ich nicht an, die Prämisse der Falb'schen Theorie als sehr wahrscheinlich zutreffend zu bezeichnen.

Dies festgestellt, tritt nun die Frage an uns heran: können in dem feuerflüssigen Erdinneren Fluthwellen entstehen?

Schon im Eingang unserer Betrachtung habe ich angedeutet, daß sich eigentliche Wellen so wenig zu bilden vermögen, als dies unter der Eisedecke eines gefrorenen Meeres geschehen könnte. Dies schließt aber nicht aus, daß sich dynamische Wellen oder Druckwellen bilden können — ja dies geschieht nach meiner Ueberzeugung ohne Zweifel. Die durch den Widerstand der festen Kruste an der eigentlichen Wellenbildung verhinderte flüssige Masse übt nun sicher einen enormen Druck aus, im Bestreben die Hülle zu zersprengen. Es fragt sich nur, ob dieser Druck im Verhältniß zur Widerstandsfähigkeit der Kruste bedeutend genug ist, um selbstständig Erderschütterungen hervorzurufen. Das allerdings muß ich sehr bezweifeln. Falb geht nach unserer Ansicht zu weit, wenn er diesen Fluthwellen allein die Fähigkeit zuschreibt, Erdbeben zu veranlassen, aber auch seine Gegner gehen zu weit, wenn sie den innerirdischen Druckwellen jeden Einfluß auf die Entstehung von Erdbeben absprechen. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Wenn auch das innerirdische Fluthphänomen nicht im Stande ist, selbstständig Erderschütterungen hervorzubringen, so vermag es doch als begünstigendes Moment zu wirken, ein vorbereitetes Erdbeben auszulösen. Unter welchen Umständen dies geschehen kann, werden wir später sehen. Und endlich: wie stellt sich die Statistik zur Falb'schen Hypothese? Die Statistik ist bekanntlich eine gefährliche Wissenschaft, mit Hilfe deren man — je nach der Art ihrer Anwendung — so ziemlich Alles beweisen kann, was man will. Rufen doch, um nur ein Beispiel zu citiren, Impffreunde und Impf-

gegner die Statistik zum Zeugen auf — und Beiden giebt sie nach deren Behauptung Recht! Wer, präoccupirt durch eine bestimmte Theorie, zum Beispiel die Falsche Hypothese, die Erdbebenliteratur durchforscht, der findet eine Masse Beobachtungen, welche seine Theorie zu unterstützen scheinen — aber auch der Gegner findet zahlreiche Fälle, welche ihm dienen können.

Nach dem, was ich über die Entstehung der Springfluthen sagte, müssen Erdbeben namentlich im Winter, zu welcher Zeit sich die Erde in der Sonnennähe befindet, namentlich zur Zeit des Neu- oder Vollmondes auftreten. Zieht man aus den zahlreichen Erdbebenkatalogen das Mittel, so ergiebt sich: Erdbeben sind in der That im Winter etwas häufiger als im Sommer, dagegen zeigt sich der Einfluß der Mondphase nicht in entschiedener Weise.

Wir können daher unsere Anschauung kurz resumierend dem innerirdischen Fluthphänumen nur die Rolle eines begünstigenden Momentes zuerkennen. —

Bereits im Alterthum waren gewisse Philosophen der Meinung, daß die Erdererschütterungen durch Einsturz unterirdischer Höhlen hervorgerufen würden. Die vergessene Theorie jener alten Philosophen wurde im vorigen Jahrhundert durch Scheuchzer und in einer neueren Zeit wieder von Nöfer und von Volger aufgenommen. Die beiden Letzteren stützen ihre Ansicht namentlich auf das Studium der Schweizer speciell der Walliser Erdbeben.

Durch die Gewässer werden aus der Erdkruste unaufhörlich enorme Mengen löslicher Stoffe ausgelaugt. Um nur ein Beispiel anzuführen, wähle ich die Quellen des Leuker Bades in Wallis. Die Lorenz-Quelle daselbst fördert pro Jahr 460 000 Kilogramm Gyps zu Tag; derartige Auswaschungen erzeugen natürlich unterirdische Höhlungen von bedeutendem Volum. Der enorme Druck der darüber liegenden Erdschichten bewirkt nun von Zeit zu Zeit Einstürze und ist ein solcher mächtig genug, so wird er sich als Erdbeben fühlbar machen. Geologisch ist in der That nachgewiesen, daß die auf Gypslagern ruhenden Formationen wie der Buntsandstein und Zechstein besonders auffällige Störungen der Schichtenbildung zeigen, welche durch ein Nachstürzen der aufliegenden Schichten erklärt werden können. Auch durch den Bergbau können solche Einstürze veranlaßt werden; ich citire aus den mir bekannten Beispielen das Folgende. Wenn ein Kohlenflöz abgebaut worden ist, so werden die Gesteinswände nur noch durch die künstlichen Stützen getragen; häufig wird nun aus Sparsamkeitsrücksichten der stützende Holzbau entfernt. So geschah dies auch in einem Kohlenbergwerke, der sogenannten Königshütte in Oberschlesien. Im Jahre 1875 erfolgte nun plötzlich der Einsturz des abgebauten Schachtes und veranlaßte ein mit heftiger Detonation verbundenes Erdbeben, welches im Umkreise von einer Stunde verspürt wurde. In unmittelbarer Nähe des Einsturzcentrums war die Erschütterung des Bodens eine so heftige, daß Gegenstände wie Bälle in die Höhe geschleudert wurden, in weiter Entfernung schwankte der Boden wie ein Rahn auf bewegtem Wasser. Ein Maschinenteffel wurde aus seinen Lagern gehoben und um sich drehend verschoben. (v. Lasaulz.)

Ein beweisen­deres Beispiel für die Möglichkeit des Entstehens von Erdbeben durch unterirdische Einstürze ist kaum denkbar. Und wenn nun — wie dies in Westphalen und wohl auch andernwärts vorkommt — unmittelbar über dem abgebauten Bergwerke eine Stadt gestanden hätte? Dann wäre unzweifelhaft eine Katastrophe eingetreten, ähnlich derjenigen, welche Ischia ver­wüstet hat.

Einsturzbeben haben naturgemäß stets eine geringe Actionssphäre, es werden ihnen oft keine warnenden Symptome vorangehen, der Zusammen­sturz erfolgt plötzlich in wenigen Secunden.

So war es nach meiner Ueberzeugung auf Ischia. Es ist mir wohl­bekannt, daß bedeutende Autoritäten sich gegen diese Anschauung erklärt haben, aber auch ein bedeutender Vulcanist, Palmieri, stimmt derselben zu. De Rossi, welcher das Erdbeben auf Ischia als vulcanischer Natur ansieht, führt als Beleg dafür, daß zu jener Zeit eine lebhaftere Thätigkeit in der Erdrinde bestanden habe, eine Anzahl von leichteren Stößen, welche vor der Katastrophe da und dort in Italien, Calabrien und anderen Orten stattgefunden haben, an. Er erwähnt auch das Sinken des Niveaus in Brunnen von Rom, Pianello, Bologna vor dem 28. Juli und das spätere Steigen nach diesem Tage, sowie auffallende Temperaturveränderung der Solfatara in Albano, welche gewöhnlich kalt ist und am 29. Juli siedend heiß gefunden wurde. Ob die Temperatur der Thermen auf Ischia, welche geraume Zeit nach dem Erdbeben um 2° erhöht gefunden wurde, bereits vor dem Erdbeben eine merkliche Veränderung erfahren hat, ließ sich nicht direct nachweisen.

Wenn de Rossi sogar den leichten Erdstoß, welcher am Abend des 28. Juli in Wiesbaden erfolgte, mit dem Erdbeben auf Ischia in Verbindung bringt, so scheint mir dies denn doch sehr gewagt. Wenn endlich alle auf zuweilen erschüttertem Grunde erbauten Orte leichte Erdstöße, welche da und dort beobachtet werden, jede vorübergehende Trübung oder Temperaturveränderung einer Quelle als „Vorzeichen“ eines zu erwartenden Erdbebens ansehen wollten, so würden dieselben Jahr ein Jahr aus in Aufregung und Besorgniß sein müssen. Als im Anfang des Monats September 1883 die Bewohner von Forio auf Ischia bemerkten, daß die von ihnen „La spia del terremoto“ benannte Quelle sich von Neuem trübte, geriethen sie in der That in große Aufregung und erwarteten eine Wiederholung des Erdbebens auf Mitte September. Die gefürchteten Tage gingen aber vorbei ohne Erdbeben. Und wenn nun wirklich eine größere Erder­schütterung um diese Zeit erfolgt wäre? Hätte man dann nicht allgemein die vorangegangene Trübung als „Vorzeichen“ erklärt?!

Man glaube nicht, daß wir die sorgfältigste Untersuchung aller den Erdbeben vorangehenden und nachfolgenden Erscheinungen als überflüssig betrachteten! im Gegentheil halten wir dieselbe als absolut nothwendig und hoffen, daß man später aus diesen Beobachtungen sehr wichtige Schluß-

folgerungen wird ziehen können. Zur Stunde aber befinden wir uns in der Seismologie noch in der Phase des Sammelns zuverlässiger Beobachtungen, die Zeit des Schlüsseziehens wird erst dann gekommen sein, wenn das Beobachtungsmaterial noch bedeutend vermehrt sein wird. Der Versuch einer Erdbeben-Prognose kann gegenwärtig mit der Aussicht auf ein günstiges Resultat noch nicht gewagt werden. —

Das Erdbeben von Ischia müssen wir als ein Einsturzbeben betrachten; es sprechen dafür die im Eingang geschilderten Erscheinungen, der plötzliche ganz unerwartete Eintritt, die unverhältnißmäßig kleine Actionssphäre im Vergleich mit der furchtbaren Festigkeit, die Art der Erschütterung, welche in Casamicciola rein succussorisch war und schon im benachbarten Forio deutlich als undulatorisch beobachtet wurde, und endlich die geologische Beschaffenheit des Bodens. Bezüglich der Art der Erschütterung erinnere ich an die auffallende Analogie mit den durch Einsturz des Kohlenbergwerkes Königs- hütte hervorgebrachten Erscheinungen. Unmittelbar oberhalb des Einsturzs- centrum's war der Stoß rein verticaler Natur, die Gegenstände wurden wie Bälle in die Höhe geschleudert, während in weiterer Entfernung der Boden wellenförmig bewegt wurde. Die Verwandlung succussorischer in undulatorische Erschütterung ist eine den Seismologen wohlbekannte Erscheinung; erfolgt aber die Umwandlung in so geringer Entfernung, wie dies bei dem Erd- beben auf Ischia geschehen ist, so muß der Erschütterungsheerd ein sehr localisirter, in geringer Tiefe gelegener sein. Was endlich die geologische Beschaffenheit des Bodens betrifft, so besteht derselbe unter Casamicciola aus thonigem Mergel in starken Schichten, unter denen die nachtertiären Kalk- steine angenommen werden müssen, welche im benachbarten Capri zu Tage treten. Nehmen wir dazu die zahlreichen heißen Quellen auf Ischia, welche das Gestein zersetzen und auflösen, welche, reich mit Salzen beladen, enorme Quantitäten Mineralbestandtheile auswaschen — fördert doch nach v. Lasaulx allein die Therme Sta Restituta jährlich 750 000 Kilogramm feste Bestand- theile ans Tageslicht — so ist gewiß die große Wahrscheinlichkeit der Bildung beträchtlicher unterirdischer Höhlungen erwiesen.

Daß die von de Rossi betonte erhöhte Thätigkeit in der Erdkruste eine Rolle bei dem Erdbeben auf Ischia gespielt habe, wollen wir gerne zugeben, aber diese Rolle ist nur eine zeitbestimmende gewesen. Die Auswaschungen hatten den Einsturz vorbereitet; ausgelöst wurde derselbe vielleicht durch einen, unter anderen Verhältnissen ganz unmerklichen Erdstoß.

Als Einsturzbeben werden von Necker bezeichnet das von Jamaica 1692, von Calabrien 1783, von Cutch 1819, von Murcia 1829. —

In den Gebirgsländern besonders spielen endlich eine große Rolle die sog. tectonischen oder Dislocations- auch Structurbeben.

Als die Erde in flüssigem Zustande aus der Aequatorialzone der Sonne in den Weltraum hinaus geschleudert worden war, begann ihre Er- kaltungsperiode. Natürlich kühlte sich die Oberfläche rascher ab, als der

Kern, und so bildete sich, nach mancherlei Vorgängen, die zu schildern hier nicht der Ort ist, eine feste Kruste um den feuerflüssigen Kern. Die Abkühlung schritt langsam fort, der Erdbumfang verminderte sich, die feste Kruste mußte dem sich contrahirenden Kerne nachsinken und so entstanden Stauungen, welche im Verlaufe von Jahrtausenden zu Runzelungen, Faltungen — mit anderen Worten zur Gebirgsbildung führten.

Wir haben keinerlei Grund anzunehmen, der Schrumpfungsproceß der Erde sei beendet, es ist also begreiflich, daß sich noch fortwährend Stauungen und Spannungen ausbilden, welche plötzlich sich gewaltsam lösend, ausgebehnte Erderschütterungen bewirken. Zu dieser Klasse gehören ohne Zweifel die meisten in der Schweiz und anderen Gebirgsländern beobachteten Erdbeben.

Hier ist nun der Stoßheerd oft eine Spalte von bedeutender Länge und in Folge dessen kann das Schüttergebiet nicht kreisförmig sein, sondern es zeigt die Form einer mehr oder minder lang gestreckten Ellipse. Diese Form der Erderschütterungen paßt darum absolut nicht in die schematischen Vorstellungen, welche in Laientreisen bezüglich der Fortpflanzung von Erdbebenwellen herrschen. Man stellt sich meistens vor, der Stoß gehe stets von einem Centrum aus und die Wellen pflanzen sich in Form von Kugelwellen fort. Auf dieser Vorstellung basiert eine Methode zur Bestimmung der Lage des Stoßcentrums, indem man alle Orte, welche den Stoß gleichzeitig empfinden, durch Curven verbindet. Wäre nun das Stoßcentrum wirklich in einer Fläche von geringer Ausdehnung gelegen, und erfolgte die Fortpflanzung der Erschütterung nach allen Richtungen mit gleicher Geschwindigkeit, so müßten die Curven concentrische Kreise sein, unter deren gemeinsamem Mittelpunkt der Stoßheerd liegen müßte. Es begreift sich leicht, daß diese Vorstellung den thatsächlichen Verhältnissen bei einem Structurbeben, dessen Erschütterungsheerd nicht eine kleine Fläche, sondern oft eine viele Meilen lange Spalte ist, nicht entsprechen kann.

Als Repräsentant dieser Klasse von Beben kann das in Bern so heftig verspürte Erdbeben vom 27. Januar 1881 gelten. Diese Erschütterung, welche in Bern über 100 Kamine herabstürzte, tiefe und breite Risse in massiven Mauern hervorrief, Zimmerdecken herabfallen machte und die Bewohner auf das Heftigste erschreckte, wurde auf der ganzen schweizerischen Hochebene zwischen Jura und Alpen empfunden und erstreckte sich von Genf bis in's Großherzogthum Baden. Eine genaue Untersuchung dieses Bebens hat nun festgestellt, daß der Stoß zur gleichen Secunde auf der ganzen circa 260 Kilometer langen Axe des Schüttergebietes erfolgt ist. Daß hier also nicht von einem Stoßcentrum gesprochen werden kann, liegt auf der Hand. Die Axe des Schüttergebietes fällt zusammen mit der Längsaxe der großen Molassemulde zwischen Jura und Alpen.

Solche Spannungen im Erdinnern bilden sich naturgemäß nur all-

mählich, sie wachsen langsam an und endlich erfolgt der gewaltsame Bruch, das Erdbeben tritt ein.

Ist nun eine unterirdische Höhlung dem Einsturz nahe oder hat sich eine Spannung bis beinahe zum Bruch gesteigert, so kann der Einsturz oder die gewaltsame Auslösung der Spannung sicher durch den Druck einer innerirdischen Fluthdruckwelle ausgelöst werden. Dies sind also Fälle, in welchen die von Falb vertheidigte Fluthwirkung als begünstigendes Moment zur Hervorrufung von Erdbeben auftreten kann.

Ich wage nicht die Geduld der Leser länger in Anspruch zu nehmen und eile zum Schluß. Wir haben gesehen, daß nicht alle Erdbeben derselben Ursache zugeschrieben werden können; nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft unterscheidet man: a. vulcanische Beben, b. Einsturzbeben, c. Structurbeben. Leider sind wir aber noch weit entfernt, die Erdbefrage gelöst, Licht in alle Details dieser complicirten Naturerscheinung gebracht zu haben.

Angeßichts des fortgeschrittenen Standes der Naturwissenschaften kann es auf den ersten Blick befremdend erscheinen, daß man erst in jüngster Zeit einige Fortschritte in der Erkenntniß einer längst bekannten, oft so verheerend auftretenden Naturerscheinung gemacht hat. Gegen die Wirkungen des Blizes hat der große Physiker Franklin der Menschheit ein Schuzmittel gegeben; der berühmte Chemiker Davy lehrte den Bergmann durch Anwendung der Sicherheitslampe den schrecklichen Katastrophen der Grubenexplosionen entrinnen; warnend zeigt von hohen Thürmen das elektrische Licht dem Seemann die gefahrdrohende felsige Küste; im transatlantischen Rabel eilt die Kunde von einem gegen die europäische Küste herandringenden Wirbelsturme diesem voraus und an allen bedrohten Punkten sieht man die Warnungssignale sich erheben, welche schon Hunderte von Schiffen, Tausende unerseßlicher Menschenleben gerettet haben. Und allein gegen die schrecklichste aller Katastrophen, welche in wenigen Secunden ganze Städte in Trümmer legt, giebt es noch kein Schuzmittel — nicht einmal eine sichere Warnung vermag die Wissenschaft den ahnungslos Bedrohten zugehen zu lassen!

Ein Gefühl, gemischt aus Scham und Unwillen, ergreift den Naturforscher, welcher dieses traurige Geständniß machen muß. Doch wir wollen den Muth zu forschen nicht verlieren, so manchen schweren Sieg hat die Wissenschaft ja schon errungen; kämpfend mit den Räthseln der Natur hat sie sich Einblick erzwungen in so manches, einst dunkle Gebiet. So werden wir uns auch, früher oder später, volles Verständniß erkämpfen des noch so schwierigen Problems der Erberschütterungen. Dann werden wir auch in der Lage sein, unsere bedrohten Mitmenschen zu warnen, ihnen Schuz zu gewähren gegen erbarmungslos wirkende Naturkräfte.

Um aber dieses Ziel zu erreichen genügt es nicht, daß der einzelne Forscher seine besten Kräfte in unausgesehtem Ringen aufreibt, hier kann

nur das „viribus unitis“ den Sieg erringen. Ein Schritt in diesem Sinne ist geschehen. In Italien, der Schweiz, Deutschland, Ungarn, sogar im fernen Japan haben sich Erdbebencommissionen gebildet, welche ihre vereinten Kräfte an die Lösung des Problems setzen — aber auch dies genügt nicht! Die Commissionen müssen unterstützt werden durch die Mitwirkung des gesamten gebildeten Publikums. Jeder mache es sich zur Pflicht, seine Beobachtungen der ihm nächsten Commission mitzutheilen. Jede zuverlässige Beobachtung ist werthvoll, keine so geringfügig, daß sie nicht von Nutzen sein könnte. Wie viele Beobachtungen, die von großem Werthe sein könnten, gehen verloren, weil der Beobachter es nicht der Mühe werth hält, dieselbe an richtiger Stelle mitzutheilen! Jeder aber, welcher sich dieser Mühe unterzieht, wird dafür gewiß reichlich entschädigt werden durch das Bewußtsein, einen Beitrag geliefert zu haben zur Lösung einer großen wissenschaftlichen und humanitären Aufgabe.





Die neuesten Criminalfälle in Wien.

Von

Ed. Grafen von Tamezan.

— Wien. —

II.

Hugo Schenk und seine Genossen.

In dem Augenblicke, in welchem ich mich anschickte, von meinen früheren Betrachtungen, die sich mit der Frage der allseitig beklagten Verwilderung der Sitten beschäftigten, zu der Besprechung des einzelnen bestimmten Falles vorzuschreiten, empfinde ich so ganz den schwerwiegenden Unterschied, welcher sich zwischen der Welt des Gedankens und jener der Thatfachen aufthut! Wie leicht und schmiegsam lassen sich jene handhaben und aussprechen, wie freudig und leichtbeschwingt tritt man in ihren Bannkreis; wie hart und unerbittlich, wie unbeugsam dagegen stellen sich uns die Thatfachen in den Weg! Nicht Unlust ist es, die mich bei der bevorstehenden Aufgabe beherrscht, wohl aber ein gewisses Gefühl der Traurigkeit darüber, daß die Menschheit sich trotz ihres so hoch entwickelten Culturzustandes zeitweilig dennoch machtlos unter die Gewalt auch der furchtbarsten Thatfachen beugen muß; es beschleicht mich der Zweifel, ob es mir gegeben sein wird, diesen schmerzlichen Widerstreit auch nur halbwegs versöhnend zu überbrücken, ob ich fähig sein werde, das Erschütternde so darzustellen, das Grausige so zu malen, daß der Abscheu des Lesers nicht auch den Darsteller selbst verdamme, daß die Berührung mit der furchtbaren Verworfenheit nicht auch unsere Seelen beflecke!

Der Beruf des Richters, dem die Strafgewalt des Staates in die Hände gelegt ist, bringt es mit sich, daß er der realen Seite des menschlichen Lebens fortwährend voll in's Auge sehen, ja daß er seinen Blick tief in das Innere der äußeren Erscheinungen versenken, ihren Zusammenhang

übersehen, die maßgebenden Motive ergründen muß. Seine Aufgabe ist es, einen ehrlichen Kampf zu kämpfen gegen jene gefährbringende Allianz, in welcher sich der „böse Voratz“ des Menschen, der verbrecherische Wille, die irrefeleitete Intelligenz mit der mißbräuchlichen Anwendung realer Mittel zum Nachtheile des Mitmenschen und der staatlichen Gemeinschaft verbündet. In diesem stets erneuerten Kampfe verliert, was sonst das Gemüth des außerhalb stehenden Bürgers zu erschrecken vermag, für den Richter jede ähnliche Wirkung; er muß das Medusenhaupt des Verbrechens mit Ruhe analysiren und beschreiben, und man darf daher annehmen, daß er sich hiedurch zu jener Freiheit der Betrachtung zu erheben vermag, die durch den gänzlichen Mangel jeder Leidenschaft, weil jedes persönlichen Interesses bedingt ist und zu einem möglichst correcten Urtheile befähigt. Dieselben Prämissen aber sind auch dann erforderlich, wenn man außerhalb des Gerichtssaales von allgemein menschlichen Standpunkten zur Betrachtung und Beurtheilung solch' ganz abnorm erscheinender Fälle schreitet, wie der vorliegende es ist. Auch hier bedarf es leidenschaftsloser Erwägung, will man allzuweit gehende Folgerungen vermeiden. Ich glaube aber, daß heute, wo der letzte Act des Trauerspiels zu Ende gegangen, wo das Recht gesprochen und das sühnende Urtheil vollzogen wurde, solch' ruhige Erwägung nicht mehr verfrüht sein wird.

Die Monate December des vorigen und Januar dieses Jahres waren für die Bevölkerung Wiens und, soweit die Ereignisse auch in die Ferne wirken konnten, auch für weitere Kreise voll der Schrecknisse! Am 15. December hatte die meuchlerische Ermordung des Polizeibeamten Glubek einen sehr bedrohlichen Einblick in die finstern Pläne jener Menschen eröffnet, die zwar durch die Uebereinstimmung ihrer Ansichten und Ziele geeinigt, doch aber wohl kaum als eine politische Partei zu bezeichnen sind. Kaum hatte man sich von diesem düstern Erlebniß einigermaßen erholt, so verlautete schon die Kunde von der Verhaftung des Hugo Schenk und seiner Genossen und der grauenhaften Thaten, die zu der Haftnahme Anlaß gegeben hatten. Während die Behörde noch mit den ersten Nachforschungen in dieser Sache befaßt war, erbebt die Stadt unter dem entsetzlichen Eindrucke jenes grausamen Raubattentates, welchem der Wechselftuben-Inhaber Eisert und seine beiden armen Knaben am 10. Januar zum Opfer fallen mußten. Die Thäter entflohen, rastlos forschte man in allen Richtungen nach den Schuldigen; die ganze Bevölkerung theilte sich in höchster Erregung an der Verfolgung der Spuren; täglich traten neue Combinationen zu Tage, die Phantasie trieb ihr zügelloses Spiel und mitten in diesem Gemüthszustand des Volkes fiel endlich noch die Nachricht von der Ermordung des Polizeidieners Blösch und dem blutigen Kampfe, der der Ergreifung des namenlosen Mörders voranging.

Man war gleich anfangs geneigt, diese vier Verbrechensfälle nach den Zwecken, die sie scheinbar zur Schau trugen und somit rückschließend nach

ihren Motiven in je zwei Kategorien zu unterscheiden. Die Thaten des Hugo Schenk und seiner Genossen waren zweifellos von dem Motiv der Gewinnsucht eingegeben und zielten auf die Aneignung fremden Gutes ab; ein Gleiches schien auch bei dem Attentat auf Eisert der Fall zu sein und beide Fälle stellten sich daher als Raubmorde ohne irgend einen weiteren Hintergrund dar, während die Angriffe auf die beiden Polizeiorgane sich als die Wirkungen einer hievon wesentlich verschiedenen Richtung und als Symptome von viel schwerer wiegender Bedeutung erwiesen. Die seitherigen Erhebungen haben, wie ich wohl ohne vorzugreifen jetzt schon sagen darf, da dies ja auch von berufener Seite nicht verhehlt wurde, bewiesen, daß die oben bezeichnete Gruppierung der vier Fälle den wahren Sachverhalt nicht gänzlich erschöpft, indem der Fall Eisert mit den Fällen Glubek und Blöck eine viel größere Verwandtschaft, einen viel engeren Zusammenhang der Entstehung, der Motive und der Ziele aufweist, als mit jenem des Hugo Schenk. Die beiden Fälle haben miteinander nur das eine Kriterium gemein, daß bei beiden der Mord, allerdings in furchtbar ausgebehntem Umfange, das Mittel zur Erlangung fremden Gutes war; im Uebrigen unterscheiden sie sich vollständig von einander; ihr zeitliches, so erschreckendes Zusammentreffen ist ein durchaus zufälliges und es verbleibt mir, wenn ich mich der Betrachtung aller vier Fälle widmen will, vorerst jener des Hugo Schenk und seiner Genossen als eine ganz für sich allein stehende, besonders geartete Kategorie verbrecherischer Thätigkeit, insofern die übrigen drei einen unter sich gemeinsamen Charakter tragen und aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachtet werden müssen. Der eine Fall ist der verworfenen und frebelhaften Erfindungsgabe eines einzelnen Menschen entsprungen, die drei anderen sind Producte zuständlicher und dauernder Ursachen und darauf gestützter Verirrungen mehrerer, vielleicht vieler Verbrecher, so daß ich jenen mit einer acuten, diese aber mit einer chronischen Erkrankung des gesellschaftlichen Organismus bezeichnen könnte.

Das Alles lag aber zur Zeit dieser Geschehnisse noch durchaus nicht so klar zu Tage und so erzeugten gerade die zwei Fälle des räuberischen Mordes, je mehr der grauenhaften Enthüllungen davon in die Oeffentlichkeit drangen, bei dem Bewohner der Stadt das Gefühl der Angst um sein eigenes Leben, um Hab' und Gut. Es ist daher nur zu begreiflich, daß man den Tagen der gegen Schenk und Genossen durchzuführenden Verhandlung mit der größten Spannung entgegen sah. Der menschliche Geist liebt es ja, mit einem gewissen wohlthuenenden Grauen auch dem Schrecklichsten in's Antlitz zu sehen, vorausgesetzt, daß dies ohne eigene Gefährdung geschehen kann; man wollte also die ganze Wahrheit erfahren, man wollte den Mann und seine Helfershelfer sehen, der es vollbracht hatte, eine ganze riesengroße Stadt in Angst und Unruhe zu versetzen! Und man sah in der That, ich gebe es zu, ganz Ungewöhnliches und Unerhörtes; man erblickte den Mord in systematische Formen gebracht, das blutige Handwerk mit genauer geschäft-

licher Berechnung betrieben, — aber doch war der Beweggrund zu alledem nur die Gier nach Bereicherung, die ja so oft und alltäglich auch bei anderen Verbrechen den Antrieb zur That bildet; der Mord war, so furchtbar er auch erscheinen mochte, nicht selbst Zweck und Ziel der That, sondern gewissermaßen nur eine unausweichliche Folge der Verraubung, wenn diese unentdeckt bleiben sollte. So sehr sich also auch die allgemeine Verachtung gegen die niedrigen und dabei doch so verruchten Motive der Thäter und gegen deren Personen selbst wendete, ja so sehr sich der Haß eines ganzen Volkes — und ich stehe nicht an es auszusprechen: mit Recht — bis zu der einmüthigen Forderung der allerstrengsten, der unerbittlichsten Strafe steigerte — so fühlte man sich doch in dem Augenblicke, wo das Urtheil gesprochen, wo der beängstigende Schleier der Ungewißheit über die einzelnen Thaten der drei Schuldigen gelüftet, ihr Charakter, ihre Bedeutung für die menschliche Gesellschaft ganz klar gestellt war, wie befreit von einem Alpdruck, der bis dahin auf allen Gemüthern gelastet hatte. Die leidenschaftliche Aufwallung, der berechtigte Ingrimm erlischt allmählig; man weiß, daß die Gesellschaft sich dieser drei ungeheuerlichen Individuen entäußern, daß nach ihnen kaum das Gedächtniß ihrer Greuelthaten verbleiben wird; man ist sich bewußt, daß das Recht wieder in seine unerschütterlichen Bahnen eingelenkt hat und daß die Gesellschaft wieder, wenigstens durch diese drei Männer nicht mehr beunruhigt, ihre gewohnten und gebotenen Lebensgeleise dahinschreiten wird zu ihren ferneren Zielen und so kann man sagen, daß das ganze düstere Erlebniß für das Volk dahin geschwunden ist, wie ein böses Traumgebild!

In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn man die Strafe des Verbrechen als die Sühne und als die Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes bezeichnet. Den Todten allerdings kann kein Richterspruch mehr ihr frevelhaft zerstörtes Leben wiedergeben, den Lebenden aber giebt er Ruhe und Gleichmuth zurück und befestigt in ihnen das zeitweilig erschütterte Bewußtsein wieder, daß über der Gewalt und Mißthat des Einzelnen eine höhere, nicht nur physisch stärkere, sondern auch innerlich erhabnere Macht steht: das Gesetz, unter dessen Schutz und Obhut wir unseres Daseins wieder froh werden können.

So betrachtet, stellt sich die Thätigkeit eines Hugo Schenk lediglich als eine episodische dar. Seine Verbrechen gehen nicht aus dem organischen Bestande der modernen Gesellschaft hervor, sie haben weder ihre Wurzeln, noch eigentlich ihre Ziele in ihr, sie stehen vollständig außerhalb derselben und an dem Tage, wo ihr Urheber durch die Strafe, seine That durch das richterliche Urtheil ausgeschieden und getilgt ist, steht die menschliche Gesellschaft und das engere Gemeinwesen, dessen Gemarkung der Schauplatz dieser Thaten gewesen, wieder rein und unverfehrt da.

Ich möchte sogar sagen, daß das ganze Ereigniß, so furchtbar und unerhört es auch zunächst erschien, zwar glücklicher Weise nicht etwas Al-

tägliches, doch aber auch keineswegs etwas noch Liebengewesenes, in der Lebensgeschichte der Menschheit noch niemals Verzeichnetes sei. Ungewöhnlich und sensationell war es nur durch einzelne Momente, die mehr in dem Charakter und in der Individualität des Hauptthäters, in der Art des Complottes mit den Genossen und vielleicht in gewissen besonderen Details der verbrecherischen Acte, als in deren allgemeinen Umrissen und Zielen zu finden waren. Denn mehrfache Morde, für die die heutige Zeit den Ausdruck: „Massenmorde“ erfunden hat, kommen leider nur allzu häufig vor und waren schon oft der Anlaß zu hochgradiger Erregung der Bevölkerung; sie beruhen aber zumeist auf ganz anderen Motiven und entspringen anderen Ursachen (oft dem Alcoholismus oder anderen Geistesstörungen), als der Fall, der uns jetzt beschäftigt. Aber auch räuberische Anfälle, bei denen mehrere Menschenleben zugleich zum Opfer fallen, sind nicht gerade allzu selten, wie zum Beispiel ein solcher im Februar d. J. in der Stadt Hermannstadt in Siebenbürgen vorkam, wo ein Arzt mit drei Hausgenossen in seiner Wohnung getödtet und beraubt wurde. Hier scheint Plan und Absicht der Thäter vor Allem nur auf den Raub und allenfalls auf die Beseitigung des Familienhauptes gerichtet gewesen zu sein, falls ihnen dieses hindernd in den Weg träte; die Tödtung der übrigen Personen, die der Zufall noch anwesend sein ließ, war keine vorher geplante und durch den Endzweck der That nicht nothwendig gebotene. Es kann daher dieser Fall zur Vergleichung mit jenem des Hugo Schenk nicht eigentlich herangezogen werden. Allein auch ganz systematisch geplante, durch längere Zeit fortgesetzte Mordthaten aus Gewinnsucht sind in den Annalen des Verbrecherthums, in dieser schmerzlichen Leidensgeschichte der Menschheit verzeichnet und ich finde da insbesondere im dreiunddreißigsten Bande des „Pitaval“ den Fall eines gewissen Martin Dumollard aufgeführt, der in den Jahren 1855—1861 die ländliche Umgebung der Städte Lyon und Bourg in Frankreich in Schrecken versetzte. Ihm wurden sechs Mordthaten und einige theils vollbrachte, theils versuchte Raubanfälle zur Last gelegt, seine Opfer waren insgesammt Mädchen aus der Klasse der ländlichen Dienstboten und die Art seines Vorgehens vor der That, sein Gebahren nach derselben, ja selbst einzelne Gedanken in seiner Verantwortung vor Gericht, bieten so viele höchst merkwürdige Coïncidenzen mit dem Falle des Hugo Schenk dar, daß man sich versucht fühlt, Martin Dumollard als das — ich nehme an, ihm unbekannt gebliebene Vorbild Schenks zu bezeichnen. Ich werde mir gestatten, im Verlaufe meiner Besprechung am geeigneten Orte diese auffälligen Analogien zwischen den beiden zeitlich und örtlich so weit auseinander liegenden Verbrechensfällen zu berühren, weil sie uns einen bemerkenswerthen Einblick in den Gedankengang zweier Menschen bieten, deren Gewerbe der Mord war.

Wenn ich mich nun der Darstellung der Thatfachen selbst nähere, so muß ich mir erlauben, vorauszuschicken, daß ich, strenge genommen, nicht eigentlich eine ganz erschöpfende und bis in's Einzelne hinabsteigende Mit-

theilung dieser Thatfachen an den Leser beabsichtige, da ich annehmen darf, daß die Berichte der Tagesblätter zur Zeit der Entdeckung der Thäter und später jene über den Gang der Gerichtsverhandlung vom 13., 14. und 15. März den sachlichen Stoff bereits zur Genüge bekannt gemacht haben werden. Ich sehe hierbei von jener ephemeren und wohl nur local bedeutamen Literatur — sit venia verbo — ab, die in picanter und packender Erzählungsweise auf die Neugierde und Sensationsucht einer gewissen Bevölkerungsschichte abzielt und den Zweck des Märchens zu verfolgen scheint, in welchem der „Hans das Gruseln lernen soll“. Ich werde dieser oft erwähnten Thatfachen nur insoweit Erwähnung thun, als es zum Verständniß unerläßlich, zur Beurtheilung der Persönlichkeiten der Thäter erforderlich erscheint. Ich kann hierbei die Begebenheiten nicht immer gerade bei ihrer interessantesten Seite anfassen, nicht die erschütterndsten Momente zunächst hervorheben, wie man es allenfalls in einem „Criminalroman“ thun würde, sondern halte es für geboten, sie durchaus chronologisch vorzuführen, wobei ich mich allerdings redlich bemühen will, den Leser nicht durch allzu große Trockenheit zu ermüden.

Hugo Schenk, geboren am 11. Februar 1849, ist der Sohn eines früheren herrschaftlichen Amtsjustitiärs, der schon im Jahre 1859 mit Hinterlassung einer Wittve und neun Kindern als k. k. Kreisgerichtsrath zu Teschen in Schlesien starb. Es erhellt gerade nicht, daß seine Erziehung eine vernachlässigte gewesen sei, doch scheinen die materiellen Verhältnisse der Familie ziemlich beschränkte gewesen zu sein. Nach Absolvirung der gewöhnlichen Schuljahre trat Hugo Schenk mit seinem vierzehnten Lebensjahre in eine militärische Erziehungsanstalt ein, aus der er im Jahre 1866 als Unteroffizier in die Artilleriewaffe eingereiht wurde. Schon hier muß seine Aufführung nicht die beste gewesen sein, denn die Conduitebeschreibung bezeichnet ihn als „zu lügenhaften Angaben und zum Schuldenmachen“ geneigt. Er verblieb auch nicht lange im Verbands der activen kaiserlichen Armee, denn schon im Jahre 1869 sehen wir ihn ohne bestimmten Erwerb, ohne genügende Ausbildung zur Begründung einer gesicherten und geordneten Lebensstellung auf allerlei zwecklosen und abenteuerlichen Wanderungen, bald bei seiner Mutter, bald bei einem seiner Brüder. In seinem zwanzigsten Lebensjahre tritt er zum ersten Male mit den Gesezen in Conflict und die Beschaffenheit dieser ersten strafbaren Handlung ist für seine ganze spätere Verbrechertlaufbahn maßgebend, an ihr hält er fest bis in die allerjüngste Zeit und zu diesem Genre kehrt er zurück, wenn andere Anschläge mißlungen sind. Es war die Gattung des Betruges, den die Praxis der Strafgerichte mit dem Worte „Heirathsschwindel“ bezeichnet. Der Vorgang ist stets der gleiche; er gelingt auch stets, so oft er auch entlarvt, so oft auch die öffent-

lichen Gerichtsverhandlungen ihre warnenden Lehren hinausjenden, denn er ist auf die ewig unverjiegliche Leichtgläubigkeit heirathslustiger Mädchen und ihrer meist unerfahrenen Angehörigen berechnet und wird durch ein mehr oder minder blendendes Lügengewebe gestützt. In diesem Fach zeigt sich Hugo Schenk trotz seiner Jugend als Meister. Er findet in Olmütz ein paar thörichte Frauenzimmer, Mutter und Tochter, denen er das tiefe Geheimniß anvertraut, er sei eigentlich der russische Fürst Wielopolski, der sich nur aus politischen Gründen vor den Behörden seines Heimatlandes unter dem Namen Hugo Schenk verbergen müsse, eröffnet ihnen die glänzendsten Aussichten auf die Zukunft der Braut, fälscht einige Urkunden über angebliche Anstellungen und verschwindet, nachdem die gläubige Mutter um etwa 1800 Gulden erleichtert ist, auf Nimmerwiedersehen. Erst im nächsten Jahre erreicht ihn das richterliche Urtheil, dessen Sentenz in letzter Linie auf zwei Jahre schweren Kerkers lautete, die am 16. December 1872 ihr Ende erreichen. Seine damalige Verantwortungsmethode vor seinen Richtern läßt ihn schon in einem sehr verächtlichen Lichte erscheinen, denn er versucht es, den offenkundigsten Thatfachen gegenüber, an seinen plumpen Lügen festzuhalten und so offenbart sich schon damals sein ganzer Charakter, als dessen Grundzug sich ein gewisser Grad von Verschmißtheit, vor Allem aber eine ganz ungewöhnliche und gründliche Lügenhaftigkeit darstellt.

Das Märchen von dem Fürsten Wielopolski scheint ihm ganz besonders gefallen zu haben, sei es, daß er es für vorzüglich geeignet hielt, Personen von geringerer Bildung und Lebensstellung Sand in die Augen zu streuen, sei es — und dies halte ich für das wahrscheinlichere, da er es auch oft anwendete, wo er damit nicht gerade materiell betrügerische Zwecke verfolgte — weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, als ein „geheimer“ Fürst angesehen zu werden. Im Jahre 1869 hat er sich's zurecht gelegt und noch im Jahre 1883 tritt er, wie sich zeigen wird, noch immer damit auf, eine Thatfache, die beweist, daß seine Phantasie, so fruchtbar sie auch im Erfinden der Lügendetails ist, doch an großen Gedanken nicht eben sehr schöpferisch genannt werden kann. Man hat bekanntlich bei vielen großen Verbrechern die gleiche Wahrnehmung gemacht. —

Nach Abbüßung dieser ersten Strafe trieb er sich durch einige Jahre als Geschäftsreisender und Agent für eine Silberhandlung in den nördlichen Provinzen Oesterreichs herum, verweilte auch wiederholt durch verschiedene Zeiträume auf deutschem Boden in der Umgegend von Breslau und der Provinz Posen und widmete sich später der Papierfabrikation, in welcher er besondere Kenntnisse zu besitzen behauptet, bis er sich im Jahre 1879 verheirathete, wobei er seiner Lebensgefährtin eine Mittheilung über den Makel seiner Vergangenheit allerdings nicht machte. Das Glück scheint dieser Verbindung, aus der zwei Kinder erwachsen, aber in zartestem Alter wieder verstarben, nicht lange treu geblieben zu sein; die materiellen Verhältnisse des Ehepaares wurden, angeblich durch fremdes Verschulden ungünstige; der

Hatte, der es auch der beklagenswerthen Gattin gegenüber an schwärmerischen glückverheißenden Bethuerungen nicht hatte fehlen lassen, sucht, bald fremden Umgang mit Weibern niedrigerer Art und im Jahre 1881 finden wir Hugo Schenk allein in Wien, welche Stadt er bis dahin nur selten und stets nur auf kurze Zeit betreten hatte. Sie schien ihm ein geeigneter Boden zur erneuerten Ausübung seiner Praktiken aus dem Jahre 1869, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn ihn damals der Zufall mit dem von ihm bethörten Mädchen zusammengeführt hatte, er diesmal dem Zufalle förderlich unter die Arme griff, indem er das Opfer absichtlich an sich zu locken wußte. Im April 1881 verlaublichte er eine Annonce in einem vielgelesenen Localblatte, wonach ein Beamter mit 1500 Gulden Gehalt ein anständiges Mädchen zu heiraten wünscht u. Man kennt ja diese Art von Ankündigungen! Wann wäre eine solche je ohne Wirkung geblieben? Auch hier fand sich die Heiratslustige, die ihr Schicksal für's Leben mit diesem Manne verbinden wollte; Briefe, Liebesbethuerungen wurden gewechselt, die Verlobung gefeiert — zur Heirat freilich kam es nicht, wohl aber zur Entloekung der Erparnisse mit einigen 4—500 Gulden und bald darauf zur neuerlichen Verurtheilung Schenks wegen Betruges zu zwei Jahren schweren Kerkers. Er hatte sich hier vor dem Richter für „unbescholten“ ausgegeben, also die Thatfache seiner früheren Bestrafung wegen eines ganz gleichartigen Delictes verhehlt und auf die Frage, ob er je bei Militär gedient habe, ganz kühnlich mit „nie“ geantwortet, weil er wohl wußte, daß, wenn es ihm gelänge, das Gericht über sein Vorleben im Irrthum zu erhalten, dies auf die Dauer der Strafe einen für ihn sehr ersprießlichen Einfluß haben werde. Leider gelang ihm dies auch in der That und dauerte seine strafweise Anhaltung, noch verkürzt durch die Anwendung der Einzelhaft, nur bis zum 11. März 1883.

Es muß hier bemerkt werden, daß dem Hugo Schenk aus diesem letztern Falle, auch abgesehen von der gerichtlichen Verurtheilung, schon vor derselben mannigfache Unannehmlichkeiten erwachsen waren. Die Angehörigen des betrogenen Mädchens scheinen etwas energischeren Charakters gewesen zu sein; man rückte ihm mit einem Rechtsanwalt an den Leib, man unterrichtete seine in Böhmen weilende Frau brieflich von seinen auf angebliche Verheirathung abzielenden Beziehungen zu dem besagten Mädchen und selbst die Drohung, die er unverfroren genug in Briefen vorbrachte, er werde seine Gegner wegen Verleumdung und Erpressung gerichtlich verfolgen, hielt diese von der Erstattung der Anzeige gegen ihn nicht ab und die Verurtheilung war die unabwendbare Folge, obgleich er auch diesmal gegen den Wortlaut seiner eigenen Briefe in Abrede zu stellen versuchte, dem Mädchen die Ehe versprochen zu haben.

Diese Erlebnisse haben zweifellos auf seine Entschliefungen im Laufe des Jahres 1883 sehr entscheidend eingewirkt und ihn in analogen Situa-

tionen zu einem Vorgehen bestimmt, welches nach seiner Berechnung eine gleiche Gefahr von ihm abwenden sollte.

Während seiner Anhaltung in den Gefängnissen des Gerichtes traf er mit dem späteren Genossen seiner Thaten, Karl Schlossarek, zusammen, welcher zu jener Zeit wegen eines Diebstahls angehalten wurde, und Beide geben an, daß damals zwischen ihnen die ersten Verabredungen zu künftiger gemeinsamer Verübung verbrecherischer Handlungen getroffen wurden.

Es würde bei diesem Anlasse sehr nahe liegen, Betrachtungen darüber anzustellen, wie verderblich und für die Gesellschaft gefahrbringend das Zusammenleben der Verbrecher in den Gefängnissen sei, wie da so häufig der Grund zu späteren Complotten gelegt werde u. dgl. Ich unterlasse eine solche Abschweifung mit Absicht, da ich es nicht als meine Aufgabe ansehe, hier solche Erörterungen über thatächlich bestehende und vielleicht unvermeidbare Einrichtungen einzuflechten, muß aber, um nicht irrthümliche Folgerungen hervorzurufen, ausdrücklich bemerken, daß die obigen sträflichen Verabredungen noch zu einer Zeit und unter Umständen stattfanden, wo die beiden späteren Complicen sich noch als Untersuchungshäftlinge, nicht als Strafgefangene in Verwahrung befanden.

Hugo Schenk besaß hinreichende Menschenkenntniß, um wahrzunehmen, daß Karl Schlossarek ganz der Mann dazu sei, die verbrecherischen Pläne, die er als intellectueller Urheber ausarbeiten würde, mit persönlichem Muth, Kraft und rücksichtsloser Entschlossenheit auszuführen und, obwohl ihre Trennung von da an anderthalb Jahre währte, ließ er doch weder sein Vorhaben noch seinen Helfershelfer aus den Augen.

In der That ist Karl Schlossarek ein nur allzu sehr geeignetes Werkzeug in den Händen eines Hugo Schenk gewesen oder geworden. Von seinem Lebenslaufe läßt sich bis zu dem Zeitpunkte, wo er Schenks Genosse wurde, nicht viel Bemerkenswerthes berichten. Am 31. Januar 1857 zu Eisenbrod in Böhmen geboren, mit gewöhnlicher Volksschulbildung, aber zweier Landesprachen in Wort und Schrift vollständig mächtig, erlernte er das Schlosserhandwerk in Mährisch-Weißkirchen, wird aber dort schon als „diebisch“ bezeichnet. Mit 17 Jahren erleidet er die erste Bestrafung wegen eines geringfügigen Diebstahls, verhält sich aber dann tadellos und wird als ein geschickter und ordentlicher Arbeiter in seinem Gewerbe geschildert. Erst im Jahre 1881 begeht er die That, die, auch abgesehen von seinem Zusammentreffen mit Hugo Schenk, für sein ganzes zukünftiges Leben von vernichtender Bedeutung gewesen wäre, indem sie ihn fortan als einen schwer bestraften Verbrecher brandmarkte. Und doch scheint auch hier noch mehr die leichtere Gelegenheit der Anlaß zu dem Verbrechen gewesen zu sein, da er einem Unterstandsgenossen einen Geldbetrag von 300 Gulden aus einem für ihn als Schlosser leicht zugänglichen Verwahrungsorte entzog. Er war auch der That vor dem Richter ganz offen geständig und wurde — nur um

24 Stunden später als Hugo Schenk — zu achtzehn Monaten Kerker verurtheilt. Die Strafzeit endete für ihn am 13. November 1882.

Man kann daher wohl kaum behaupten, daß dieses Vorleben an sich ihn schon als einen zu Gewaltverbrechen geneigten und darum für Hugo Schenk's Pläne besonders geeigneten Menschen ansehen läßt. Allein desto mehr scheint es seine Persönlichkeit und sein Aeußeres gewesen zu sein, welche den Verführer zu ihm Vertrauen fassen ließen. Schlossarek ist von hoher, knochiger Statur, offenbar von bedeutender Körperkraft; auf seinem Gesichte prägen sich, wenn die Wissenschaft der Physiognomie überhaupt eine Berechtigung hat, alle Merkmale der physischen Thakraft, der Entschlossenheit, ja der Grausamkeit oder doch sicherlich einer vollkommenen Unempfindlichkeit für fremdes Leiden aus. Während Hugo Schenk ein sehr regelmäßig geschnittenes Profil, im Allgemeinen sogar ein ganz angenehmes und gewinnendes Aussehen hat, das ihn zum Heirathswerber ganz glücklich qualifizierte, und in der letzten Zeit auch durch gewisse gebrungene und behäbig rundliche Körperformen, durch die Spärlichkeit des Haupthaars, seine gewählte und correctdeutsche Aussprache und die unverkennbare Intelligenz seines Auges ganz und gar den Eindruck eines Geistesarbeiters machen konnte — wäre Schlossarek zur Durchführung einer ähnlichen Rolle weniger geeignet gewesen.

Ein dichter, etwas struppiger Haarwuchs, die kurze Stirne mit sehr markirt hervortretenden Wölbungen der Augenhöhlen, das tiefliegende, zwar nicht gerade finster, aber doch scharf und ernstblickende Auge, die stark entwickelten Backenknochen und insbesondere der durchaus gradlinig geschnittene Mund mit den dünnen Lippen, die jeder Anmuth, jedes Schwunges entbehren und die man sich als lächelnd kaum vorstellen kann, endlich das energisch breite Kinn würden seine Physiognomie als eine angenehme und zum Umgange einladende auch dann nicht erscheinen lassen, wenn man von den grauenhaften Thaten des Mannes ganz absieht.

So fanden sich zwei Männer hier zusammen, deren Beschaffenheit sich zu dem unseligen Werke, das sie planten, in gelungener Weise gegenseitig ergänzte; der Eine mit den geistigen Gaben versehen, um die Opfer zu finden, die Pläne zu schmieden, mit dem gewinnenden Aeußeren, der Gewandtheit, der Ueberredungsgabe, um sie heranzuloden und zu bethören; — der Andere mit allen Erfordernissen des Vollstreckers für die verderblichen Anschläge seines Verführers. Der Dritte im Bunde, Karl Schenk, kann neben diesen beiden Gestalten kaum in irgend einer Richtung ein Interesse, nicht einmal ein criminalpsychologisches, für sich in Anspruch nehmen. Um etwa drei Jahre jünger, als sein Bruder Hugo, scheint er noch weniger Unterricht und Erziehung genossen zu haben als jener, denn bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre hat er es nicht weiter gebracht, als bis zu der Stelle eines Kanzleidiener's in einem Eisenbahnamate. Ein unschönes Gesicht mit gemeinem, nichtsagendem Ausdrucke, müde glanzlose Augen, eine schwache, tonlose Stimme im Vereine mit der verkümmerten,

gebeugten Gestalt des Körpers stempeln ihn in jeder Beziehung zu einem bedeutungslosen Schwächling, dem selbst die Energie des Verbrechens nicht innewohnt. Seine Lebenstage sind gezählt, auch wenn er vor dem Gesetze sein Leben bewahrt, denn der Keim einer unheilbaren Krankheit arbeitet schon längst an seiner Zerstörung. Die Betheiligung, die ihm an den Thaten seines Bruders und seines Genossen zufällt, läßt ihn auch zumeist nicht in der Rolle eines thätig eingreifenden Helfers, sondern vorwiegend in der eines Fehlers erscheinen, dem auch meistens nur ein geringer Theil der Beute zukommt. Allerdings ergreift er auch diesen mit verächtlicher Hier und bereichert sich und seine Gattin, ein slovakisches Bauernkind aus der Umgegend von Preßburg, ohne jede Scheu mit der Wäsche und den Kleidern der Opfer, die Hugo Schenk und Schlossarek beraubt haben! Man wird daher gewiß auch ihm keine Regung des Mitleids oder des Verzeihens entgegen bringen können. Wenn aber in unserer modernen Zeit die Tradition im Volke in Sage und Lied sich noch wie einst in frühern naivern Jahrzehnten der großen Verbrechergestalten bemächtigen würde — für Karl Schenk würde in solcher epischer Gestaltung kein Raum sein; sein Gedächtniß wird mit seinem unrühmlichen Lebensende für alle Zeit erlöschen, denn er zählt nicht einmal für den Criminalisten zu den „interessanten Fällen“.

Hugo Schenk war nach seiner Entlassung aus der Haft im März 1883 keineswegs ohne Geldmittel; er war im Besitze von 300 Fl., welche ihm seine aufopferungsfähige Gattin zugesendet hatte. Allein er machte durchaus keinerlei Versuch zur Begründung einer ehrlichen Existenz, sondern fand sich bei seiner Ankunft in Wien verabredeter Maßen gleich mit seinem Bruder und Schlossarek zusammen. Dieser verließ sogleich seinen Arbeitsort, in welchem er sich seit November 1882 doch ehrlich fortgebracht hatte, und mußte sich offenbar ganz zur Verfügung des Hugo Schenk bereit halten, der denn auch ohne lange zu zögern, zur Inszenirung einer ersten Gewaltthat schritt. Doch war dieser Plan nicht gegen irgend ein weibliches Wesen gerichtet, sondern es faßte Hugo Schenk diesmal einen jener Menschen in's Auge, welche täglich in so großer Anzahl ihre Dienstleistungen zu den verschiedensten Berrichtungen anbieten und dabei verrathen, daß sie auch im Stande sind, eine „Caution“ zu leisten. Daß solche bedauernswerthe Leute zu Opfern gewissenloser Betrüger werden, die ihnen unter dem Versprechen höchst verlockender Anstellungen ihre Ersparnisse abnehmen, ist leider nicht minder gewöhnlich, als der oben erwähnte „Heiratschwindel“ und doch eben so häufig wiederkehrend. Die Voraussetzungen sind eben auf beiden Seiten dieselben; hier ein armer, ungebildeter und unerfahrener Mensch, der mit allen Mitteln eine ihm angemessene Stellung sucht und Garantie für seine eigene Ehrlichkeit bietet, dabei jedoch vertrauensselig daran vergißt, eine Bürgschaft für die Ehrlichkeit des Anderen zu begehren; dort ein Mädchen, das glaubt, sich einen Hausstand zu gründen, und beiden gegenüber ein in Lüge und Verstellung wohl erfahrener Gauner. Schenk ist, wie man sieht,

auf diesen beiden verwandten Gebieten zu Hause; nur mit dem Unterschiede, daß er nicht darauf rechnet, sich durch List und Ueberredung des fremden Eigenthums zu bemächtigen; er hat sich für diesen Fall eine besondere Art des Raubes erfonnen, die sich aus List und Gewalt in besonders schlaue Weise zusammensetzt und nur im Falle der Noth durch die Gewalt allein ersetzt werden soll. Er beschließt mit Gift und Revolver zugleich zu hantieren oder vielmehr hantieren zu lassen, denn er selbst hält sich diesmal in einer angemessenen Entfernung vom Schauplatze der That, ja er vermeidet schon vorher jede unmittelbare Begegnung mit dem außerlesenen Opfer; er fürchtet offenbar spätere Confrontirungen.

Der Gedanke zu dieser Art der Verabung eines stellungsuchenden Mannes ist keineswegs ein in seinem Lebenslauf neu aufgetauchter. Nach seiner eigenen Angabe hat er schon im Jahre 1881 ein ähnliches Attentat an einem Manne, Namens Stala, im Verein mit einem seither verstorbenen, Strolche, Namens Zacherl, versucht, das nur in Folge des Ungeschicks und der Jaghaftigkeit des Zacherl mißlang. Stala hat die Erzählung des Vorfalles vollkommen bestätigt und die Mittheilung dieses mißglückten Versuches war es eben, die im Jahre 1881 Schenk und Schlossarek im Arreste einander näher brachte. Damals äußerte sich noch letzterer ganz zuversichtlich, ihm wäre so etwas nicht passiert. Allein ungeachtet dessen und obwohl Alles auf das Trefflichste vorbereitet schien, sollte doch auch dieses erste Unternehmen der beiden Genossen kläglich fehlschlagen. Franz Podpera, ein Müllergefelle und beurlaubter Dragoner, ließ sich zwar recht gläubig und vertrauensvoll von Karl Schlossarek, der den Stellenvermittler spielte, zum Zwecke einer angeblichen Bedienstung bis in eine ganz abgelegene Waldgegend in der Nähe von Gaja in Mähren verlocken, wobei ihnen beiden Hugo Schenk in einiger Entfernung folgte; allein er ließ sich nicht dazu bereben, von dem Brantweine zu genießen, der von Schenk zum Zwecke der Betäubung des Opfers mit narkotisirenden Substanzen gemengt worden war, und als Schlossarek nun seiner Instruction gemäß zum Revolver griff, um den Podpera von rückwärts niederzustrecken, setzte sich der wackere Mann tapfer zur Wehre, es entspann sich ein furchtbarer Kampf zwischen den beiden kräftigen Gegnern, aus dem zwar beide verwundet hervorgingen, aber ohne daß der Zweck des Attentates erreicht wurde. Schlossarek floh zu seinem Genossen Schenk zurück, und legte, mit einer Revolverkugel im Schulterblatt, noch einen mehrstündigen Nachtmarsch zur nächsten Bahnstation und die ganze Reise nach Wien zurück, wo ihm das Geschloß erst von Schenk ausgezogen wurde, eine Leistung, die jedenfalls für ungewöhnliche Energie und Körperkraft Zeugniß gibt.

Dieser Vorfall hatte am 3. April 1883 stattgefunden. Der Mißerfolg hatte das Consortium keineswegs abgeschreckt; ja sie feierten gar nicht lange, denn schon am 21. April führt Schlossarek ein neues, von Schenk ausgeforstetes Opfer in der Nähe von Wien der versprochenen Bedienstung entgegen. Der Ort, wo der Mann durch narkotische Getränke

betäubt werden sollte, wurde vorher von allen drei Genossen sorgfältig ausgesucht und beschäftigt und wieder fuhr Schloßaref mit diesem Manne, Namens Franz Bauer, mittelst der Bahn nach diesem, nur etwa eine Meile von Wien entfernten Orte, während Hugo Schenk ihnen folgte. Diesmal gelang die Ueberlistung vollkommen, Franz Bauer genoß von dem betäubenden Getränk (einer Lösung von Chloralhydrat in Liqueur) und verlor alsbald das Bewußtsein, so daß die beiden inzwischen wieder vereinigten Genossen ihn ohne Mühe seiner Baarschaft von etwa 170 Fl. berauben konnten.

Dieser Raubanfall, obgleich von einigem materiellen Erfolge begleitet, sollte die Thäter ihres Sieges doch nicht sonderlich froh werden lassen. Franz Bauer erlangte nach ziemlich kurzer Zeit seine Sinne wieder, erreichte nach wenigen Stunden seine Wohnung und erstattete die Anzeige. Die listige Einleitung des Anfalles durch die Vorspiegelung einer Bedienstung, die Thatsache, daß offenbar ein Complot mehrerer Personen vorlag und insbesondere der Umstand, daß der Anfall selbst in der Nähe Wiens, wenige hundert Schritte von einer ziemlich belebten Bahnstation am hellen Tage vollführt wurde — alles das erregte sogleich in hohem Grade die Gemüther der städtischen Bevölkerung und gefährdete die Situation der beiden Thäter. Schloßaref verließ, durch die Uniformstücke des Bahndieners Karl Schenk etwas unkenntlich gemacht, die Stadt auf etwa vierzehn Tage. Hugo Schenk aber machte sich indeß ganz unverdrossen wieder an's Werk. Da aber die Sache mit Bauer in Wien, wie er sich ausdrückt, so viel Lärm gemacht hatte, beschloß er, sich wieder seinem frühern Genre, dem Heiratschwindel zuzuwenden. Hier fühlte er sich des Erfolges sicher; Frauenspersonen sind ja meist leichter zu überreden, besonders wenn die liebenswürdige Beredsamkeit von einem ziemlich schmucken Manne ausgeht, der als Bräutigam auftritt, und schließlich ist von ihnen, wenn's zum Aeußersten kommt, ein physischer Widerstand, wie er bei Podbera die Pläne der Thäter so unangenehm durchkreuzte, nicht zu befürchten.

Es ist aber einleuchtend, daß Hugo Schenk in diesem Zeitpunkte nach den beiden Raubanfällen, deren er sich schuldig wußte, nicht mehr zu der früher geübten Ueberlistung zurückkehren konnte; er wußte recht wohl, daß seine Schiffe hinter ihm verbrannt seien, daß er jedenfalls, wenn einmal betreten, eine mehrjährige schwere Kerkerstrafe zu gewärtigen habe; er konnte auch nicht vergessen, daß in den beiden früheren Fällen seiner Abstrafung wegen Betruges gerade die Aussagen der beiden betrogenen Mädchen seine Verurtheilung herbeiführen mußten, daß also die Fortexistenz der bethörten Mädchen für ihn und seine Genossen die stete Gefahr der Entdeckung in sich schließen würde — und aus allen diesen Beweggründen dehnte er sein verbrecherisches Vorhaben weiter hinaus zu dem entsetzlichen, sorgsam vorbereiteten Entschlusse, die Personen, auf deren Habe er es abgesehen hatte, auch gewalttham und für immer zu beseitigen. So konnten ihm, meinte er

wohl, die gefährlichsten Zeugen nach der That nicht gegenüberstehen — und leider haben es die Umstände mit sich gebracht, daß diese Berechnung nur allzulang eine ganz zutreffende bleiben konnte. Allerdings hat er es verstanden, diese Umstände zu seinen Gunsten höchst aufmerksam und schlau auszuwählen. Er leitete durch Inserate in den Journalen eine große Anzahl von Bekanntschaften mit Mädchen, meist der Klasse der Dienstboten angehörnd, ein, besuchte jedes der Reihe nach, führte eine vielseitige Correspondenz, überzeugte sich bei jeder von dem Stande ihres Vermögens, ja er vergaß selbst nicht, darauf Bedacht zu nehmen, daß dieses meist ziemlich bescheidene Vermögen möglichst liquid, d. h. leicht zu erlangen sei. Solche Personen, die ihre Ersparnisse bei Eltern, Anverwandten, in einem Geschäft und dergleichen liegen hatten, waren vor ihm gesichert; die überließ er nach den ersten Unterredungen ihrem Schicksale. Nun weiß man ja, daß bei Dienstmädchen, wenigstens hierlands, eine der beliebtesten Arten der Capitalsanlage die Sparkassenbücher sind und in der That läßt ein solches an Bequemlichkeit der Verwerthung nichts zu wünschen übrig, da es zwar auf einen bestimmten Namen lautet, dieser aber kein wesentliches Merkmal für die Redlichkeit des Besizers ist, das Buch vielmehr Jedem, der es vorweist, ohne Weiteres ausgehahlt wird. So konnte es denn nicht lange währen, daß Hugo Schenk in der Person eines Dienstmädchens, Namens Josephine Timal, die aus der Umgegend von Budweis stammend in Wien ziemlich fremd, sicherlich aber mit den Listen der heutigen Verbrechermwelt ganz unbekannt war — ein ganz geeignetes Object für seine Pläne entdeckte. Sie glaubte leichtlich seinen gleichnerischen Heiratsversprechen, verließ ihren Dienort und war in Allem ein gefügiges Opfer seiner geistigen Ueberlegenheit. Schlossarek war inzwischen nach Wien zurückgekehrt und nun wurde zwischen ihnen beiden und mit Zuziehung des Karl Schenk als Rathers genau verabredet, wo und auf welche Weise Josephine Timal aus dem Wege zu räumen sei.

Wir sehen somit in diesem Stadium der Ereignisse die zum verbrecherischen Handwerk vereinigten Genossen an einem bedeutsamen Wendepunkte angelangt; sie schritten von dem durch List vorbereiteten Raube zum Raubmorde vor. Da ist es nun bemerkenswerth, daß wir bei Jenem von den drei Genossen, der die größte Intelligenz unter ihnen an den Tag legt und daher bemüht ist, in seine Verantwortung einiges System zu bringen und sich auf diese Weise wenigstens einigermaßen zu entlasten, das Bestreben wahrnehmen, die eigentliche Blutschuld, oder noch genauer gesagt, die Bluthat selbst von sich abzuwälzen. Es ist dies nach den Erfahrungen der Criminalistik keineswegs etwas ganz Neues und Unerhörtes. Vielmehr kommt es gar nicht selten vor, daß Verbrecher, welche die greuelvollsten Thaten ohne Scheu gestehen und hiernach schon unverkennbar einsehen müssen, daß sie ihr Leben nach dem Befehle verwirrt haben, einzelne Nebenumstände, die auf ihr Schicksal gar keinen weiteren Einfluß mehr ausüben können, mit

Hartnäckigkeit in Abrede stellen und eher die abenteuerlichsten Fiktionen zur Aufklärung solcher Umstände erfinden, als ihre Wahrheit zugeben. Die Motive für solch absonderliches Verhalten sind oft ganz eigenthümlicher Art; manchmal liegt dem eine Gattung von Ehrbegriff zu Grunde, welche ihnen die schwerste That noch als etwas Rühmliches, irgend ein Detail aber als schändlich und diffamirend erscheinen läßt; manchmal ist's die Schen, vor ihren Gefinnungsgeoffen als feig und nachgiebig zu gelten u. dgl.

Ein ähnliches zeigt sich nun auch in dem vorliegenden Falle bei Hugo Schenk. Nicht nur daß er behauptet, Schlossaref sei derjenige, welcher darauf bestand, die betrogenen Mädchen auch zu ermorden, widrigens er nicht mehr „mitthue“ — was im Hinblick auf die Charaktere der beiden Männer und die von Schenk in allen Fällen bewiesene Initiative ganz unannehmbar erscheint — will er auch bei den Verabredungen zum Morde stets die Bedingung gemacht, gewissermaßen den Vorbehalt für sich formulirt haben, daß nur Schlossaref allein die Mordthat selbst vollführen müsse, indeß er sich darauf beschränken wolle, die Sache einzuleiten, das Opfer am geeigneten Orte Jemem zuzuführen, niemals aber körperlich Hand anzulegen. So schwierig es auch war, an diesem Gedanken durch alles Nachfolgende festzuhalten, so sehr die Thatfachen auch zur Gewißheit des Gegentheils drängten, er beharrte zu jeder Zeit und bis in die letzte Stunde dabei, daß er selbst niemals an irgend eines der Opfer Hand angelegt habe, daß, wie er dies ausdrückt, „an seinen Händen kein Blut klebt“. Eine merkwürdige Sophistik, ein Spiel mit Worten, welches sich bei Hugo Schenk vielleicht aus einer ungenauen Kenntniß des österreichischen Strafgesetzes erklärt, welche ihn glauben ließ, das Gesetz verhänge etwa nur auf den unmittelbaren Thäter, nicht aber auf irgend einen, in anderer Weise theilhaftigen Genossen des Mordes die Todesstrafe. Er stellt jedoch den Bestand eines solchen Irrthums in Abrede; er behauptet, wohl gewußt zu haben, daß auch seine Thätigkeit vom Gesetze mit der schwersten Strafe bedroht sei; es bleibt demnach als Erklärungsgrund für seine Verantwortung nur die Annahme übrig, er halte sich für besser als Jenen, den er als Vollstrecker seiner Pläne, als den eigentlichen Mörder bezeichnet; er setze einen Werth darein, in den Augen der Menschheit nicht als der Mann mit „blutbefleckten Händen“ zu erscheinen, denn dieser höchst fraglichen Reinheit rühmt er sich mit stets wiederkehrender Beharrlichkeit.

Martin Dumollard, von dem ich oben Erwähnung gemacht, ist ihm hierin ganz gleich. Dieser Mann, der Sohn eines durch Hentershand gestorbenen Verbrechers, ein verwildert ohne jegliche Erziehung aufgewachsener unheimlich aussehender Geselle, mit düstern abschreckenden Gesichtszügen, hat der Beschuldigung, sechs Mordthaten begangen zu haben, dieselbe Verantwortung entgegengestellt, wie Hugo Schenk, der ihm sonst an Erziehung und äußerer Bildung, im Aussehen so wenig ähnlich ist. Dumollard besaßte sich durch eine Reihe von Jahren damit, Dienstmädchen vom Lande durch

die Vorpiegelung, ihnen einen angenehmen und gut bezahlten Dienstposten zu verschaffen, an einen, von ihrem bisherigen Aufenthaltsorte möglichst entfernten Ort zu locken, reiste mit ihnen mittelst der Bahn ihrem Dienstorte zu, führte sie dann eine Zeitlang auf allerlei Kreuzungen und Seitentwegen bis an irgend eine abgelegene Stelle im Walde, wo sie von seiner Hand den Tod fanden oder, wenn dies nicht gelang, ihrer Habseligkeiten beraubt wurden. Alle ihm zur Last gelegten Gewaltthaten sind auf dieselbe Art eingeleitet und verübt; bei allen ist auch die Art seiner Verantwortung ganz dieselbe, so daß der Verfasser des Berichtes im „Pitaval“ Anlaß nimmt, die Armseligkeit der Erfindungsgabe Dumollards hervorzuheben. Hunderterlei Habseligkeiten der Ermordeten werden in seiner einsamen Behausung gefunden, zahlreiche Zeugen erkennen ihn mit aller Bestimmtheit, ja sein eigenes Weib, durch Jahre die Mitwisslerin seiner Thaten, zeugt gegen ihn, — dennoch beharrt er mit ganz stupidem Eigensinn dabei, daß er an keines der Mädchen Hand angelegt, daß er keines selbst gemordet habe. Um das glaublich zu machen und diese Behauptung mit den Thatfachen in möglichsten Einklang zu stellen, bringt er eine Erzählung von zwei unbekannten Männern vor, die ihn dazu gebungen haben sollen, ihnen die Mädchen zuzuführen, sie an den geeigneten Ort zu bringen; diese hätten dann in seiner Abwesenheit die Mädchen gemordet, er habe in angemessener Entfernung auf ihre Wiederkehr gewartet u.

Die Uebereinstimmung dieses Falles mit jenem des Hugo Schenk ist in jeder Beziehung eine ganz überraschende. Hier wie dort sind die Personen, gegen welche die Thätigkeit des Mörders gerichtet ist, nach socialer Stellung und Bildung derselben Art, hier wie dort sind die Listen und Lügen, durch welche sie in die Netze des Verbrechers gezogen worden, dieselben, nur daß in der Stadt nicht lucrative Dienstposten, sondern eine verlockende Heirat in Aussicht gestellt wird; ja in beiden Fällen ist die unhaltbare Ausflucht des Thäters bis zu kleinen Details die nämliche. Es ist als ob die Gehirnfunktionen dieser beiden Männer bei dem Entwurfe der Pläne zur That und in dem Augenblicke, in welchem sie sich gegen die furchtbare Anklage zu vertheidigen suchen, sich in ganz gleichen vorgezeichneten Kategorien bewegen würden.

Ich kehre nunmehr zu dem Falle Josephine Timal zurück.

Das Mädchen lebte der festen Ueberzeugung, daß es einer für seinen Stand sehr wünschenswerthen Heirat mit einem gebildeten, anständigen und wohlhabenden „Ingenieur“ — denn als solchen bezeichnete sich Hugo Schenk jederzeit — entgegen gehe; bereitwillig übergab sie ihre Effecten, Koffer mit Kleidungsstücken, Wäsche und dergleichen den beiden Genossen des Schenk, angeblich zum Transporte auf die Bahn und folgte ihrem vermeintlichen Bräutigam, der sie glauben machte, die Reise gehe nach Krakau, wo die Hochzeit stattfinden, und dann nach Rußland, wo er eine glänzende Anstellung erhalten werde. Dies geschah am 21. Mai 1883.

Am 17. Juli 1883 sahen einige Studenten, welche in der romantischen Umgebung von Mährisch-Weißkirchen ganz ahnungslos umherzustreifen gedachten, aus dem kleinen See in der Tiefe des sogenannten „G'vatterloches“ einen weiblichen, bekleideten Leichnam hervorragen, der, als er unter behördlicher Ueberwachung aus dem Wasser herausbefördert worden war, einen schon sehr vorgeschrittenen Grad von Verwesung aufwies. Dieses „G'vatterloch“ ist eine wahrscheinlich durch vulcanische Gewalt entstandene Spalte in einem sonst ziemlich bescheidenen Berge und zeigt auf der einen Seite einen ganz jähren und felsig schroffen Absturz von etwa 30 Klafter Höhe; im Grunde dieser Erdspalte findet sich eine Wasseransammlung von nicht eben beträchtlicher Tiefe, doch immerhin bedeutend genug, um einen menschlichen Körper, der irgendwie auf dem Boden dieses kleinen Sees festgehalten wird, dem Auge zu verbergen. Die eifrigsten und nach allen Seiten ausgebreiteten Nachforschungen der Behörden vermochten die Identität der aufgefundenen Leiche mit einer bestimmten Person nicht zu ermitteln und somit blieben auch die Urheber des Mordes — denn ein solcher lag unverkennbar vor — in Dunkel gehüllt.

Es war Josephine Timal, welche dort auf solche Weise den Tod gefunden hatte. Die angebliche Reise nach Kratau erstreckte sich nicht weiter als bis in die Nähe von Weißkirchen, wo Hugo Schenk Geschäfte vorgab und nun mit ihr und Schlossarek, der sich auf der Bahn als Bekannter angeschlossen hatte, eine stundenlange Wanderung durch die Umgegend begann, die endlich an dem oberen Rande des G'vatterloches ihren Abschluß fand. Dort zerrten die beiden Männer das Mädchen bis zu dem erwähnten Absturze, Schlossarek band ihr einen in ein Tuch eingebundenen Stein um den Leib und ein letzter Stoß beförderte die durch den Genuß von Wein betäubte Timal in den Abgrund und auf den Grund des dort befindlichen Wassers.

Diese Art der Ausführung des Mordes blieb fortan typisch für alle von den Genossen durchgeführten Thaten. Der Ort der That war in diesem Falle von Schlossarek, der in Weißkirchen seine Knabenjahre verbracht hatte, als geeignet ausgewählt worden. Als Beute fiel den Mördern nebst den schon früher vertheilten und verwertheten Kleidungsstücken eine Baarsumme von 436 Gulden größtentheils als Erlös eines Sparcassenbuches zu, welches Schenk schon am Tage nach dem Morde in Wien behob. Am Abende desselben Tages besuchte er mit einem anderen Mädchen, mit welchem er schon seit Anfangs April ein Liebesverhältniß unterhielt, das Theater und unternahm am 23. Mai mit diesem, Namens Emilie H., eine kleine Vergnügungsreise nach Mest.

Josephine Timal hatte in Wien und in ihrer Heimat zahlreiche weibliche Anverwandte gleichen Namens, darunter eine Schwester ihres Vaters, Namens Katharina Timal, eine Person im Alter von 51 Jahren. Sie alle hatten von dem „Glücke“ erfahren, welches Josephine durch die Verhehlung

mit dem „Ingenieur“ gemacht hatte, und freuten sich dessen bis zu dem Tage ihrer Abreise. Noch Anfangs Juli war in ihrer Heimat in der Nähe von Budweis ein Brief an ihren Vater eingelangt, der unverkennbar von ihrer Handschrift herrührt und das Datum: „Kratau, den 2. Juli“ an sich trägt, in welchem sie meldet, daß sie dort bei Verwandten ihres Mannes ist und ihr Glück preist, so gut verheiratet zu sein. Nach Angabe Schenk's hatte dieser Brief den Zweck, die Familie der Timal über deren Schicksal zu beruhigen und von Nachforschungen abzuhalten und war zu diesem Zwecke schon vor der Abreise noch in Wien von derselben über Aufforderung des Schenk geschrieben und diesem anvertraut worden. Er hat auch diese Wirkung richtig erzielt, obwohl bei schärferer Prüfung mancherlei daran auffällig erscheinen konnte; allein er hatte, wie sich zeigen wird, noch einen anderen Zweck. Die obige Summe von 400 Gulden wurde unter allen drei Genossen vertheilt, Hugo Schenk machte viele Reisen theils allein, theils mit seinen Genossen oder irgend einem weiblichen Wesen, versagte sich auch sonst nichts, so daß das Geld nicht lange vorhalten konnte.

Es wurden daher neue Pläne entworfen. Verhältnisse, welche er während eines zeitweiligen Aufenthaltes in der Gegend von Persenbeug an der Donau kennen gelernt hatte, gaben ihm den Gedanken zu einer neuen Art von Unternehmung ein, deren Gelingen allerdings von einer so großen Anzahl bestimmter Voraussetzungen abgehungen hätte, daß es beinahe verwunderlich erscheint, wie die Thäter auf deren richtiges Zusammentreffen mit soviel Zuversicht rechnen konnten. Zwischen dem Postamte in Persenbeug und jenem der kleinen Ortschaft Artstetten verkehrt zur Vermittlung der Brief- und Frachtenbeförderung nur ein Bote, der die Strecke zwischen den beiden obigen Orten allein und zu Fuß zurücklegt. Dieser Postbote sollte nach dem Anschläge Schenk's betäubt oder sonstwie überwältigt werden, damit seine Postsendungen in die Hände der Räuber fielen. Da aber nicht anzunehmen war, daß gerade an dem für die That gewählten Tage irgend welche besonders werthvolle Sendungen an Adressaten in Artstetten unterwegs und im Besitze des Boten sein würden, so mußten eben solche erst herbeigeschafft werden. Dies geschah dadurch, daß einige Geschäftsleute in Wien bestimmt wurden, an den Oberförster H. und den Pfarrer D. in Artstetten Sendungen von Pretiosen, ausländischem Geld u. dgl. gegen Werthnachnahme abzusenden, wobei ihnen der Tag der Absendung genau bestimmt wurde. Durch genaue Berechnung des Postenlaufes gelangte man sohin zur Kenntniß des Tages, an welchem der Artstettner Bote diese Werthobjecte in Händen haben müsse. Die drei Genossen verfügten sich auch an den Schauplatz der beabsichtigten That — allein, ein Zufall vereitelte das ganze, so mühsam erdachte und eingeleitete Unternehmen; ein Bauernbursche schloß sich dem Postboten auf seinem Wege an und die lauerten Räuber mußten ihre Beute fahren lassen. Der Mißmuth hierüber soll nach ihrer Schilderung ein sehr lebhafter ge-

wesen sein; es wurden die unausführbarsten Dinge geplant, aber schließlich mußten sie unverrichteter Dinge nach Wien zurückkehren.

Hugo Schenk ist aber nicht der Mann, der sich dem Schicksale beugt, wenn es ihm die Früchte eines verbrecherischen Planes verweigert. Seine ganze Denk- und Thatkraft vereinigte sich auf die Erfindung neuer Projecte. Es war ihm bekannt, daß Katharina Timal, die Tante der Josefina, die er bei dieser auch persönlich kennen gelernt hatte, viel wohlhabender sei, als diese es war; hatte sie ja doch der Josefina vor deren Abreise noch 200 fl. geliehen, weil sich diese schämte, vor ihrem „Bräutigam“ zu arm zu scheinen. So stand es denn bald fest, daß auch Katharina Timal um ihren Besitz und somit auch um's Leben gebracht werden sollte. Sie hatte aber ihren Aufenthaltsort in Wien seither verlassen und sich zu ihren Verwandten nach Budweis begeben. Das ermittelte Schenk in kurzer Zeit durch Nachfrage bei den in Wien bediensteten Schwestern der Josefina und nun ging zuerst der oben erwähnte Brief d. d. Pratau, 2. Juli, unterzeichnet „Josefine“ und schon am 4. Juli ein Telegramm an die Familie Timal ab, durch welches Katharina Timal bestimmt werden sollte, nach Wien zu kommen. Dieser Person gegenüber war im Hinblick auf ihr Alter natürlich die gewohnte Vorpiegelung einer Verheirathung nicht anwendbar; Schenk wählte also ein anderes Vordittel. Das Telegramm zeigte die Trauung Josefinsens mit ihrem Ingenieur an und enthielt die Aufforderung, die Katharina T. möge sogleich nach Wien kommen, da man sie dringend als Wirthschafterin benötige. Es war zwar mit „Josefine Siegl“ unterfertigt und dieser Name war der Familie unbekannt, allein einige weitere Telegramme, die die Unterschrift „Josefine Siegl, geb. Timal“ trugen, gaben die gewünschte Aufklärung und Katharina Timal machte sich mit allen ihren Habseligkeiten auf den Weg; sie vergaß auch ihr Sparsassenbuch mit der Einlage von 1200 fl. nicht und wurde schon auf dem Bahnhofe von allen drei zu ihrem Untergang Verschworenen erwartet. Schlossarek und Karl Schenk bemächtigten sich ihres Gepäcks, indem sie es gleich in die Behausung des Letzteren schleppten, Hugo Schenk geleitete sie in einen Gasthof, wo sie die Nacht zubrachte. Am anderen Tage, es war der 13. Juli, fuhren die beiden ersteren voraus an den verabredeten Thort, um eine geeignete Stelle zu ermitteln und Alles zur That vorzubereiten und mit dem Abendzuge folgte ihnen Hugo Schenk mit der unglücklichen Frau, der man den Glauben beigebracht hatte, die Landwirthschaft, der sie für ihre Nichte Josefina vorstehen solle, befinde sich an der Westbahn nächst der Donau. In der Station Krummhubbaum trafen alle vier zusammen und Hugo Schenk begab sich mit Katharina Timal auf den Weg, der diese angeblich zu ihrer Nichte führen sollte, indeß die beiden Anderen sich in der Nähe hielten. So zogen sie in mittenächtiger Stunde dahin, das Opfer von seinen Mördern umkreist, dem Donauströme zu, der seine mächtigen Fluthen durch die schweigende Nacht wälzte! Auf ein gegebenes Zeichen stürzte sich der riesige Schlossarek von rückwärts auf das

arme Weib und warf sie zu Boden; er sollte sie der Verabredung gemäß erwürgen, allein die Verzweiflung scheint der bis dahin Ahnungslosen eine ungemeine Kraft verliehen zu haben, denn es entspann sich ein Kampf, in welchem der starke Mann des Weibes nicht Herr werden konnte; sie erhob sich zu sitzender Stellung — wenn sie zu fliehen, um Hilfe zu schreien vermochte, waren die Mörder verrathen — da griffen denn rasch die beiden Genossen ein, Karl Schenk hielt sie an den Hüften und Hugo Schenk schnitt ihr — wenn man der Angabe Schlossarek's Glauben schenkt, mit seinem Taschenmesser den Hals durch. Und wieder wurde dem Körper ein schwerer Stein umgebunden und die Fluthen des Stromes tauschten bald über den Leichnam hinweg, den Ureuel, den Menschenhand geschaffen, dem Menschenauge mitleidig verhüllend!

Zwischen den Geständnissen der beiden Hauptthäter dieser grausigen That offenbarte sich vor Gericht ein Zwiespalt in Ansehung der Thätigkeit, die speciell ein Jeder dabei entwickelt hätte. Schlossarek behauptet, wie erwähnt, er habe hinreichend damit zu thun gehabt, das Opfer festzuhalten und zu Boden zu drücken, auch habe er gar kein Messer bei sich gehabt, sondern auf seine Aufforderung, ihm Beistand zu leisten, habe Karl Schenk ihm geholfen, die Timal am Aufstehen zu hindern, Hugo Schenk habe aber die tödtlichen Schnitte geführt. Dieser aber beharrt dabei, er habe an sie nicht Hand angelegt, die That habe Schlossarek allein vollführt, und er sei nur in der Entfernung von etwa 5 Schritten gestanden, habe das Geräusch des Kampfes gehört und die Gestalten der Männer in der Dunkelheit gesehen, als sie den Körper zum Strome schleppten, ohne selbst einzugreifen. Abgesehen von seiner allgemeinen Verlogenheit und Verschmißtheit, zu welcher eine gewisse Offenheit und gradfinnige Derbheit des Schlossarek bei all seiner Rohheit in bemerkenswerthem Contrast steht, macht auch die ganze oben geschilderte Situation diese Angaben Schenk's unannehmbar. Es scheint gar sehr, daß der unvermuthete und so energische Widerstand des Weibes ein rasches und gründliches Eingreifen aller Verbündeten zur Beendigung des Kampfes gebieterisch erforderte und dem Schenk, wenn er sich auch vielleicht in der That vorgefetzt hatte, nur die Anderen für sich arbeiten zu lassen, ein solches Verharren in der Stellung eines müßigen Zuschauers nicht gestattete. Den Besitz eines Messers, wie es Schlossarek bezeichnet, konnte er nicht in Abrede stellen.

Am 24. Juli wurde der Körper der Katharina Timal aus der Donau gezogen, die ihn trotz des noch daran haftenden Steines im Gewicht von 15 1/2 Kilogramm dennoch an's Ufer spülte. Er zeigte fünf Schnittwunden im Gesicht und am Halse auf, von denen die letzteren tief eindringend und die großen Blutgefäße durchtrennend den Tod nahezu unmittelbar herbeiführen mußten. Aber auch einige Pretiosen und eine Baarschaft von 14 fl. 62 Kr. fand man in den Kleidertaschen der Leiche, ein Beweis, daß die Thäter sich ungemein beeilten, dieselbe zu beseitigen, ohne etwa nach

Geld oder Geldeswerth zu forschen, obgleich sie allesammt damals von Baarmitteln so sehr entblößt waren, daß sie nicht einmal den Fahrpreis zur Rückreise nach Wien entrichten konnten. Hugo Schenk war zwar im Besitze des Sparcassenbuches, das er auch schon am nächsten Tage in Wien behob, allein das ließ sich dazu nicht verwenden; er hinterließ daher an der Bahnkasse einen Handkoffer zur Deckung und es beweist eine seltene verbrecherische Kühnheit, daß er sich nicht scheute, wirklich schon am nächsten Tage in die Nähe des Ortes, an welchem sich ein so erschütterndes Ereigniß zugetragen hatte, zurückzukehren, um diesen Koffer auszulösen.

Es war nicht klug gehandelt, daß Hugo Schenk sich durch seine Habgier verleiten ließ, zwei Personen aus einer Familie zu Opfern zu erwählen, eben nur, weil die zweite so namhafte Ersparnisse besaß. Noch weniger klug war es von ihm, daß er sich bei Josefine Limal, da doch ihre Tödtung von Anbeginn eine beschlossene Sache war, unter seinem wahren Namen, als Hugo Schenk einführte. Denn die Schwestern derselben kannten diesen Namen als den des Bräutigams und nachmaligen Vatten ihrer Schwester Josefine und wenn auch die Verwandten in Budweis an dem Namen „Sieg!“ in jenem Telegramm vom 4. Juli nicht lange Anstoß nahmen, so erinnerten sich doch die in Wien wohnhaften später ganz wohl dieses Namens und das mußte, sobald endlich den Verwandten das spurlose Verschwinden ihrer beiden Familienangehörigen zu auffällig wurde und sie der Behörde hiervon Anzeige erstatteten, zu seiner unverzüglichen Ergreifung führen. Es ist überhaupt ganz merkwürdig, daß Hugo Schenk, so leicht ihm sonst Lüge und Verstellung sein mochten, so sehr er auch in allerlei Fabeln erfinderisch war, in Betreff der Veränderung und Erdichtung von Namen so ungemein arm an Phantasie war, denn wenn er sich nicht Hugo Schenk nannte, verstieg er sich höchstens dazu, sich als „Ingenieur Karl Schenk“ oder „Ingenieur Karl Schlossarek“ zu bezeichnen oder in Briefen zu unterfertigen. Sein „Fürst Wielopolski“ aus dem Jahre 1869 her blieb dabei allerdings seine Lieblingsdichtung, allein mit der trat er doch immer erst in sehr vertrauten Momenten und nur einzelnen Personen gegenüber hervor, ohne dabei einen anderen Zweck als den einer beinahe naiven Großthuerie zu verfolgen.

Diese Beschränktheit in der Erfindung wurde in der That auch an ihm zur Berrätherin. Ehe dies aber geschah — in den letzten Tagen December — wurde die Stadt Wien wieder durch ein Ereigniß erregt, dessen Umstände zwar die Annahme eines Verbrechens nahelegten, allein doch weder diese Vermuthung zur Gewißheit, noch aber die Behörde zu einer Spur des allfälligen Verbrechers gelangen ließen.

Am 20. August fand Baron W., der seine Wohnung drei Wochen vorher unter der Obhut seiner Dienstmagd Theresia Ketterl verlassen hatte, diese Wohnung in ziemlicher Unordnung und erfuhr, daß die Magd seit dem 4. August Nachmittags von Niemand in der Umgebung mehr gesehen worden war. Man glaubte, sie sei zu ihren Verwandten gereist. Die ersten Nach-

forschungen ergaben, daß sie in der letzten Zeit öfters Besuche eines ziemlich elegant aussehenden Mannes erhalten hatte, der als ihr Verehrer angesehen wurde und der auch am 4. August Nachmittags mit ihr in der Straße, von der Wohnung sich entfernend, bemerkt worden war. Sie trug damals einen kleinen Koffer mit sich, der zur Verwahrung und zum Transporte eines Hündchens diente, welches sich in ihrer Begleitung befand: Dieses Kofferchen wurde am 5. August Abends in einem Waggon zweiter Klasse des von Salzburg anlangenden Sitzzuges gefunden, sonst aber wurde auch nicht die mindeste Spur der Vermissten entdeckt. Einige Zeit lang beschäftigte sich die Oeffentlichkeit mit diesem räthselhaften Verschwinden, allerlei Möglichkeiten wurden hin und her erwogen, allein im Grunde genommen war es mehr die Neugierde, welche sich um die Lösung dieses Räthfels bemühte und bald war über die anderweitigen Tagesereignisse die ganze Angelegenheit nahezu vergessen. Als aber die Behörde in Folge der Anzeige der Familie Timal den Lebenslauf des Hugo Schenk zu erforschen begann, war es geboten, auch diesen Fall mit seiner Person in Zusammenhang zu bringen. Durch längere Zeit leugnete er beharrlich, die Theresia Ketterl gekannt oder mit ihr jemals verkehrt zu haben und wollte den auffallenden Besitz beträchtlicher Geldsummen, der ihm für die Zeit unmittelbar nach dem 5. August nachgewiesen wurde, dadurch erklären, daß er behauptete, er habe damals in Monaco im Roulettspiel große Gewinne gemacht. Als er aber den gegen ihn vorgebrachten Beweismitteln nicht mehr länger, ohne in's Absurde zu verfallen, entrichten konnte, gestand er zu, die Ketterl gekannt, mit ihr unter der Maske eines Heiratswerbers verkehrt und sie auch in der That am 4. August zu einer Landpartie abgeholt zu haben, von der sie eben nicht mehr wiederkehrte. Aus dem bisher Gesagten erhellt schon, daß es dem Schenk nach den beiden Fällen mit den Timal's schon recht lästig war, den Erlös immer mit den beiden Genossen der That theilen zu müssen und daß er deshalb nun einmal Etwas ganz „auf eigene Rechnung“ zu unternehmen beschloß. War er aber mit dem Opfer ganz allein, so mußte es ihm, sobald er zum Geständniß schritt, einige Schwierigkeit bereiten, auch unter diesen Umständen bei der von ihm stets festgehaltenen Behauptung zu beharren, er habe niemals an irgend Jemand selbst Hand angelegt. Es zeigte sich daher auch in seiner Verantwortung betreffs der Theresia Ketterl eine Unsicherheit, ein Hin- und Herschwanken zwischen zwei Variationen, ein stetes Widerrufen und sich selbst Lügenstrafen, wie es sonst, wenn er seinen Vollstrecker Schlossarek mit sich hatte, nicht vorkam. Seine erste Darstellung der Begebenheiten, die das Verschwinden der Ketterl erklären sollten, ging dahin, er sei mit ihr am 4. August nach St. Pölten, am andern Morgen zeitlich nach Lilienfeld gefahren und habe von dort mit ihr einen mehrstündigen Spaziergang in das dortige Gebirge unternommen, bis sie an einem sehr abseitig gelegenen und wenig begangenen Punkte angelangt seien, wo sie einige Zeit Rast machten. Er beschrieb den zurückgelegten Weg so genau, daß kein Zweifel darüber

bestehen konnte, er habe ihn wirklich irgend einmal gemacht und die hierüber zu Rathe gezogenen Forstorgane der Stiftsherrschaft Lilienfeld bezeichneten die Stelle, wo Hugo Schenk mit der Ketterl Halt gemacht haben will, als die sogenannte „Sternleiten“ auf der Reissalpe. Dort also angelangt, erzählt Schenk weiter, habe er im Laufe des Gespräches den Revolver, den er stets bei sich zu tragen pflegte, ungeladen hervorgezogen, der Ketterl den Mechanismus der Waffe erklärt und sie dann scherzend gefragt, ob sie den Muth haben würde, dieselbe gegen sich abzubringen. Das habe die Ketterl auch wirklich gethan, natürlich ohne sich zu verletzen, da doch die Waffe nicht geladen war. Nach Verlauf eines gewissen Zeitraums habe er dann diese Frage an sie erneuert, sie habe das frühere Spiel, an die Ungefährlichkeit der Waffe glaubend, wiederholt, sich aber — da er inzwischen heimlich die Patronen in die Läufe eingeschoben hatte, durch einen in ihre Schläfe abgefeuerten Schuß getödtet.

Die Erzählung klingt ziemlich unwahrscheinlich und es ist nicht recht abzusehen, welchen Zweck Schenk mit dieser Darstellung, wenn er sie erdichtet hat, erreichen will, denn Jedermann wird ohne Weiteres zugeben müssen, daß die oben geschilderte Handlung, durch welche die Getödtete von ihrem Begleiter durch listige Vorfahrungen und Vorspiegelungen verleitet worden sein soll, sich ohne es zu wissen selbst zu tödten — ganz ebenso als ein tückischer Mord angesehen werden muß, als ob sie durch einen von ihm abgegebenen Schuß hingestreckt worden wäre. Das scheint aber auch Hugo Schenk nach, einigem Nachdenken während der Dauer der Untersuchungshaft erkannt zu haben und darum trat er plötzlich mit einer ganz neuen Erzählung auf, die er offenbar für sehr gelungen hielt, weil er meinte, durch dieselbe nicht nur im Einklange mit seiner bisherigen Methode das persönliche Handanlegen an das Opfer erfolgreicher zu negiren, sondern auch die Mitwissenschaft und Schuld an dem Tode desselben noch viel weiter von sich abzuwälzen. Freilich leidet diese neue Darstellung an einem noch viel höheren Grade innerer Unwahrscheinlichkeit als die frühere, welche dadurch als erdichtet bezeichnet wird. Er will eines Tages in der Nähe Wiens auf einem Spaziergange einen Mann begegnet haben, der sich ihm gleich als Räuber von Gewerbe zu erkennen gab, doch habe er, Schenk, dem Manne erklärt, er sei ja selbst „vom Geschäft“ und so hätten sie sich mit einander zu irgend welchen Thaten verbündet. Darnach wäre durch ihn die Ketterl ausgeforscht worden und der Fremde, den er „Wagner“ nennt, habe sich bei derselben als Verehrer eingeführt, auch mit ihr die Reise nach St. Pölten am 4. August angetreten, wobei Schenk ihnen folgte, ohne aber mit der Ketterl direct in Verkehr zu treten. Nun folgt der Spaziergang in die „Sternleiten“ wie oben; auch hier ging Schenk den Beiden nach und wartete einige Stunden auf ihre Wiederkehr. Da aber Niemand mehr zum Vorschein kam, sei er nach St. Pölten zurückgekehrt und mit den Effecten der Ketterl, nämlich Koffer mit Pretiosen, Spartassenbuch und Werthpapieren nach Wien

abgereift. Seither habe er weder den Wagner noch die Ketterl wieder gesehen und wisse nicht, was mit dieser geschehen sei; wenn sie ermordet worden, so müsse das Wagner gethan haben, doch war eine solche That zwischen ihnen nicht vorher verabredet gewesen u. s. f.

Es ist beinahe schon widerlich, sich mit diesem vermeintlich so schlauen Lügengewebe weiter zu beschäftigen und seine inneren Unwahrheiten im Einzelnen nachzuweisen; es zeigt eben nur das Bestreben, für diese That einen Genossen zu finden, dem man die Verantwortlichkeit für dieselbe zuschieben könnte, wie dies in den übrigen Fällen mit Karl Schlossarek geschah, und erinnert lebhaft wieder an die geheimnißvollen zwei Männer des Martin Dumollard, die diesen dazu benutzten, ihnen die Opfer zuzuführen, dann deren Ermordung in seiner Abwesenheit vollführten, die Beute aber dennoch ganz ihm allein überließen.

Schenk widerrief auch alsbald wieder diese ganze Erzählung von dem Räuber Wagner als erdichtet und kehrte zu seiner ersten Darstellung zurück, um endlich bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung, bei der er zuerst über den Fall Ketterl jede Aeußerung verweigerte, schließlich doch wieder die Variante „Wagner“ als wahr, als Andere als erlogen zu bezeichnen.

Es muß hier bemerkt werden, daß die Leiche der Theresia Ketterl bis zum Tage der Urtheilsfällung (15. März) nicht aufgefunden worden ist, weil die Verhältnisse in der Sternleiten, in welcher dieselbe nach Schenk's ursprünglicher Angabe zu suchen wäre, wegen des tiefen dort abgelagerten Schnee's jede Nachforschung vereitelt hätten.

Am 5. August Abends kam Hugo Schenk sehr wohlgemuth mit dem Salzburger Schnellzuge in Wien an, traf hier in einer Gasthauslocalität mit seiner Freundin Emilie H. und deren zahlreichen Verwandten, die er schon vor seiner Abreise dahin bestellt hatte, zusammen, erzählte von den Mühseligkeiten seiner Reise, dem Ausgange seiner Geschäfte in München, kramte gleich aus seinem Reisekoffer eine Menge Schmucksachen aus, die er als „Brautgeschenke“ für Emilie bezeichnete, und entwickelte bei alledem einen ganz ungewöhnlichen Appetit. Am anderen Tage hob er das Sparcassenbuch der Ketterl mit 1177 Fl. und veräußerte Werthpapiere um den Betrag von 1189 Fl., welche, wie seither dargethan, aus dem Besitze derselben herrührten. Auch mit diesem so namhaften Erlöse der letzten That verfuhr er durchaus nicht sparsam; die Pretiosen verschenkte er an mehrere Frauenpersonen, an Geld verborgte er mehreres und verausgabte es in Gastgelagen und Reisen. Bis zum 20. August verweilte er mit Emilie H. und deren Angehörigen in Stettin. Als aber an diesem Tage die Wiener Journale die Nachricht brachten, daß das Verschwinden der Theresia Ketterl zum Gegenstande von behördlichen Nachforschungen gemacht werde, reiste er sogleich nach Wien, offenbar um sich hier über den Stand der Dinge genau zu unterrichten, und berief, als er sah, daß die Schmucksachen der Ketterl in

allen Blättern genau beschrieben wurden, die Emilie S., die sich im Besitze der meisten befand, nach Breslau, wo er ihr dieselben abnahm und sie theils umändern ließ, theils beseitigt haben will. Um einen Vorwand, warum dies nothwendig sei, war er dieser offenbar sehr leichtgläubigen Person gegenüber durchaus nicht verlegen, denn da er ihr anvertraut hatte, daß er der Fürst Wielopolski und daheim in Rußland politisch compromittirt sei, schien ihr seine Mittheilung sehr glaublich, daß ein Comité der Rikhisten ihm auf den Fersen sei, seine Handlungen genau überwache und diese Schmudsachen an ihm leicht zum Verräther werden könnten u. s. w.

In den Monaten September, October und November hielt er sich größtentheils in Wien und Umgebung auf und bemühte sich, neue Bekanntschaften mit Mädchen anzuknüpfen. Sein Verkehr und sein Briefwechsel waren zu diesem Ende von einer ganz erstaunlichen Vielseitigkeit. Im October trat er mit einer Person, Namens Josefina Eder, in Verbindung, einer ziemlich einfältigen und ganz willensschwachen Dienstmagd, der er ihre Ersparnisse mit etwa 1200 Fl. ohne Mühe entlockte und sie überdies noch zu wiederholten Diebstählen in der wohlhabenden Familie, in welcher sie auch noch nach ihrem Austritte aus ihrer Bedienstung gastliche Aufnahme fand, verleitete; im November schloß er sich an ein Mädchen Namens Rosa Ferenczy an, die ihn gleichfalls für ihren zukünftigen Ehegatten hielt und bei alledem unterhielt er, noch ganz abgesehen von mehrfachen andern Beziehungen ähnlicher Art, immer noch das Verhältniß mit Emilie S., so daß er in der letzten Zeit die letztere in Salzburg, die Josefina Eder in Linz und die Ferenczy in Wien zu unterhalten und jede von Tag zu Tag mit der erhofften Verehelichung zu vertrösten bemüßigt war. Für seine häufigen oft wochenlang währenden Abwesenheiten schückte er bei jeder dieser Personen stets Geschäftstreifen vor.

Die Schilderung der blutbedeckten Laufbahn dieses Mannes nähert sich ihrem Ende; wir sind bei der letzten seiner Thaten angelangt, die nur wenige Tage vor seiner Verhaftung noch in's Werk gesetzt wurde.

Rosa Ferenczy stammte aus dem fernen Siebenbürgen, hieß richtiger „Demeth“ und hielt sich in Wien aus Gründen, die nicht aufgeklärt werden konnten, unter einem falschen Namen auf. Sie wird von den Personen, bei denen sie über Antrieb des Hugo Schenk nach ihrem Austritte aus ihrem letzten Dienstorte Unterstand hatte, als eine schwermüthige Person geschildert, die häufig Thränen vergoß und nicht leicht zu erheitern war. Es ist, als ob irgend ein quälendes Geheimniß ihre Erinnerung getrübt und ihr Gemüth bedrückt hätte. Auch ließ sich Hugo Schenk dem Schlossarek gegenüber dahin vernehmen, sie dränge ihn fortwährend, doch endlich sein Versprechen, sie zu heiraten, zur Wahrheit zu machen und sei ihm deshalb schon sehr lästig. Sie besaß zwar ein Sparcassenbuch mit etwa 380 Fl., allein zu dessen factischer Erlangung bedurfte es gewisser gerichtlicher Förmlichkeiten, die sich

nicht beschleunigen ließen und ihn zwangen, einen bestimmten Termin abzuwarten, nach dessen Ablauf er sich desselben erst bemächtigen konnte. Dies geschah denn nun am 21. December 1883 und schon am 24. reisten Schenk und Schlossarek miteinander nach Preßburg, dessen Umgebung ihm von einem früheren Besuche in Wolfsthal bekannt war. Dort sind die Schwiegereltern des Karl Schenk, slovakische Landleute sesshaft und als der Plan, die Ferencz aus dem Leben zu schaffen, zwischen den drei Genossen besprochen wurde und andere Orte, welche in der Nähe von Olmütz und dann wieder bei Mest an der Donau besichtigt worden waren, sich als ungeeignet erwiesen hatten, äußerte Karl Schenk, in Preßburg gebe es überall „Wasser genug“. Während der beiden Weihnachtsfeiertage machten sich nun Hugo Schenk und Schlossarek mit der Umgegend dortselbst des Nähern vertraut, am 23. December brachte ersterer ein Beil mit kurzem Stiel und breiter Schneidfläche käuflich an sich und am 29. December wurde Rosa Ferencz von ihnen beiden aus ihrem damaligen Wohnorte in einer Vorstadt Wiens abgeholt. Ihre Habseligkeiten waren schon früher in einem Koffer von Karl Schenk entnommen worden, der sie auch veräußerte, und es handelte sich somit in diesem Falle, da auch ihr bares Geld bereits im Besitze des Hugo Schenk war, um die Beseitigung der Rosa Ferencz eigentlich nur zu dem Zwecke, um ihrem steten Drängen zur Verheirathung, das schließlich zu einer strafgerichtlichen Verfolgung wegen Herauslockung ihres Vermögens führen mußte, ein Ende zu machen. Sie folgte auch willig nach Preßburg, da Hugo Schenk sie glauben machte, die Trauung werde dort stattfinden, und im Laufe des Nachmittags verfügten sich alle drei nach Wolfsthal, wo sie sich durch mehrere Stunden im Gemeindegasthause aufhielten, angeblich, weil einer der Trauzeugen dort in der Nähe wohne und sein Eintreffen abgewartet werden mußte. So brach allmählich die Dunkelheit heran und um 7 Uhr Abends machte sich Rosa Ferencz mit ihren beiden Begleitern auf den Rückweg nach Preßburg. Der zurückzulegende Weg liegt auf der rechten Uferseite der Donau und führt die ganze, etwa eine bis anderthalb Stunden lange Strecke durch dicht- und hochbewaldete Auen, zum Theil in unmittelbarer Nähe des Stromes. Um die zehnte Abendstunde hörten die in der Umgegend wohnhaften Leute, Jäger, Fischer u. s. w., von ihren Behausungen aus lang gedehnte, erschütternde Hilferufe einer weiblichen Stimme von der Insel „Griechenau“ herüber ertönen, die Hunde schlugen an und ließen sich nicht zur Ruhe bringen — endlich aber verstummte Alles und die Menschen gaben sich mit der Meinung zufrieden, es werde eben nur eine Schlägerei gewesen sein. Gegen elf Uhr Nachts aber hatte der Fährmann der gegenüber der Stadt Preßburg gelegenen Flußüberfuhr zwei Männer aus den Auen auf das linke Donauufer zu bringen. Es waren dies Hugo Schenk und Schlossarek, die aber schon gegen vier Uhr Morgens den Gasthof, in welchem sie eingekehrt waren, verließen und sich nach Wien zurückbegaben. In den nächsten Tagen sahen Leute, welche längs des Donauufers den oben beschriebenen Weg

zurücklegten, im zollhohen Schnee zahlreiche verworrene und zum Theil vermischte Fußspuren von drei Personen, hie und da Blutflecken und zum Wasserrande hinab eine Bahn, die den Eindruck machte, als ob ein breiter Gegenstand dorthin geschleift worden wäre. Im Wasser selbst tauchte aus dem plötzlich gesunkenen Wasserspiegel ein schwarzer Frauenkleidrock hervor und als man schließlich am Ufer zerstreut eine Anzahl von Blechnöpfen, wie sie an Frauenjassen verwendet werden, Haftspangen mit abgerissenen Stofftheilen und eine Menge von Korallenperlen vorfand, die bis in die Fugen der Uferböschung hinab an den Wasserspiegel gleichsam den Weg anzeigten, den ihre frühere Besitzerin zurückgelegt haben mußte — konnte es nicht zweifelhaft sein, daß hier ein Mord verübt worden sei. Die Mittheilung hiervon gelangte an die Behörde nach Wien zu einer Zeit, als sich Hugo Schenk und Karl Schloßarek bereits in Gewahrsam befanden, und letzterer legte auch alsbald ein Geständniß der That ab, dem Hugo Schenk später größtentheils zustimmend folgte. Hiernach haben sie die Rosa Ferenczy in jener Nacht durch Weilhiebe auf den Kopf zu Boden geschmettert, den Körper beschwert und dann in die Gewässer des Stromes hinabgestoßen. Die Verantwortung der beiden Genossen unterscheidet sich auch in diesem Falle nur dadurch, daß Hugo Schenk wie früher immer behauptet, er habe die Rosa Ferenczy in keiner Weise berührt, sondern sich zuwartend in einer Entfernung von einigen Schritten aufgehalten, um etwa vorüberkommende Personen abzuwehren, während Schloßarek erzählt, er habe nur den ersten Streich von rückwärts mit der Hacke gegen die Ferenczy geführt, doch habe seine Hand dabei gezittert und indeß er sich nun beeilte einen Stein von der Uferböschung loszulösen und zum Festbinden um den Körper vorzubereiten, habe Schenk ihr noch mehrere Hiebe auf den Kopf versetzt. Nach allen Anzeichen, welche oben geschildert wurden, hat auf dem Thatorte ein ziemlich heftiger Kampf zwischen dem Opfer und den Mördern stattgefunden, dafür giebt auch der Umstand weiteres Zeugniß, daß ein Stückchen des Schleiers, welchen Rosa Ferenczy auf ihrem Hute trug, abgerissen an dem Aste eines Maziensbaumes gefunden wurde, somit an einem Orte, in dessen Nähe die Rosa Ferenczy, wenn sie gleich ohne Weiteres zu Boden gestürzt wäre und sich in keiner Weise zur Wehre gesetzt hätte, gar nicht gelangt sein konnte. Es ist daher anzunehmen, daß auch in diesem Falle, wie bei Katharina Timal, Hugo Schenk, der recht wohl wußte, daß eine Försterei und andere bewohnte Häuser sich in der Nähe befinden, dem Schloßarek zur Vollenbung der That zu Hilfe eilen mußte.

Der Leichnam der Rosa Ferenczy wurde bis zum Tage der Urtheilsschöpfung nicht aufgefunden.

Ich übergehe, am Ende dieser sachlichen Darstellungen angelangt, den Verlauf der dreitägigen Gerichtsverhandlung mit Stillschweigen, denn obgleich zu derselben ein ungemein lebhafter Andrang von Zuhörern aus allen Preisen der Bevölkerung stattfand, so war hierfür doch vorwiegend die Neugierde maßgebend, die drei Verbrecher zu sehen und ihre Verantwortung unmittelbar zu hören, als die Erwartung, etwa außerordentliche Enthüllungen zu vernehmen, da die Thatfachen zumeist schon vorher durch die Mittheilungen der Tagesblätter bekannt geworden waren. In Folge eines, ich möchte sagen zufälligen Umstandes, hatten über die Frage der Schuld der drei Angeklagten nicht Geschworene, sondern Sachrichter zu entscheiden, weil die österreichische Regierung durch eine besondere Verordnung und auf Grund eines verfassungsmäßig bestehenden Ausnahmegesetzes die Thätigkeit des Schwurgerichtes für diese Kategorie von Verbrechen auf die Dauer eines Jahres für Wien suspendirt hatte. Es entfiel daher auch die Spannung, mit welcher sonst in solchen Fällen die meist sehr zahlreiche Zuhörerschaft die Kundgebung des Ausspruches der Jury zu erwarten pflegt. Es entfiel vielleicht deshalb auch jeder Kampf und Widerstreit zwischen der Anklage und der den Angeklagten von Amtswegen beigegebenen Vertheidigung, da bei den in den Hauptpunkten vorliegenden Geständnissen der Schuldigen beide Proceßparteien wohl nur darin übereinstimmen konnten, daß das Erkenntniß des Gerichtshofes lediglich ein verurtheilendes sein müsse. Da endlich nach dem österreichischen Gesetze die Strafe für einen vollbrachten Mord eine ganz absolut ausgesprochene ist und vom Richter nicht abgeändert werden kann, so war der endliche Ausgang des Verfahrens für alle drei Angeklagten ein solches, wie es durch das Maß und die Art ihrer Betheiligung an den in Frage stehenden Thaten und ihre gegenseitige Stellung zu einander vorgezeichnet war. Hugo Schenk bewahrte eine unerschütterliche Ruhe und gab seine Darstellungen selbst der gräßlichsten Vorgänge in solch geschäftsmäßiger Fassung, sprach von den „Speesen“ der oder jener Unternehmung, vom „Arrangement“ der Mordthaten und dergleichen, als ob von dem Betriebe eines Handels oder eines Gewerbes die Rede wäre; mit Karl Schloßarek stand er, wie zu erwarten, in sehr wesentlichen Punkten im Widerstreite und war ein Einklang zwischen ihren Angaben so wenig zu erzielen, wie etwa eine Versöhnung ihrer Gemüther. Schloßarek benahm sich offen, suchte nichts zu verhehlen oder zu beschönigen und gerieth nur in Erregung, wenn Schenk seinen Angaben widersprach; Carl Schenk trat aus seiner Apathie und Bedeutungslosigkeit nirgends heraus, suchte aber, wo er konnte, die Verantwortung seines Bruders gegen jene des Schloßarek zu unterstützen. Die bewegendsten Momente des Verfahrens waren daher, wie eben immer in solchen Fällen, jene, wo die „corpora delicti“, die Kleidungsstücke der Ermordeten vorgezeigt wurden, und jener Augenblick, wo die von Hugo Schenk zum Dieb-

Stahle verleitete Josephine Eder, eine übrigens ganz uninteressante Persönlichkeit, und Emilie H. in den Gerichtssaal eintrat, die durch so viele Monate bis zum Tage der Verhaftung mit Schenk im engsten Verkehr gestanden hatte. Sie machte zur großen Ueberraschung der Anwesenden nach ihrer Vernehmung als Zeugin kein Geheim daraus, daß alle Enthüllungen, welche seit der Verhaftung des Schenk über diesen laut geworden waren, die Thatfache, daß er seit Jahren verheiratet sei, daß sie die Gunst des Schenk gleichzeitig mit vielen anderen Personen getheilt hat, ja auch seine furchtbare Blutschuld nicht im Stande seien, ihre Neigung zu ihm zu vernichten. Sie gab dadurch zu vielen Discussionen im Publikum Anlaß über die Rätthelhaftigkeit und Unergründlichkeit des Frauenherzens überhaupt, das sich, wie dieser Fall darthut, weder durch die Regungen der Eifersucht noch durch eine Empfindung der Verachtung von ihrem Gefühle abmenbig machen läßt; ich glaube aber wohl mit Zustimmung meiner geehrten Leser über die Erörterung dieses dunklen psychischen Gebietes aus mannigfachen Gründen hinweggehen zu dürfen. —

Ich frage mich, ob es nach all' dem Gesagten noch einer näheren Beleuchtung des Charakters der Hauptperson in diesen Begebenheiten bedarf? Seine Grundzüge ergeben sich, wie ich glaube, in ziemlich klar gezeichneten Linien. Es ist vor Allem der ausgesprochenste Hang zur Lüge, der Wurzel alles Uebels in der gesitteten Welt, die Hugo Schenk vom Betrüge zu allen späteren Verbrechen aufsteigen ließ; sie ist es auch, die ihn als gemeinen, niedrigen und verachtungswerthen Menschen brandmarkt. Es ist ferner die Habgier, welche ihn nur nach fremdem Besitze streben und trachten ließ, ohne jemals einen ehrlichen Erwerb durch eigene Arbeit, auch wenn er die Mittel zum Beginn einer solchen besaß, zu versuchen. Es ist endlich auch noch ein anderer lichtscheuer Zug seines Wesens, den ich aus schuldiger Rücksicht auf den Leserkreis dieser Blätter nur andeuten kann. Er ist dem Hugo Schenk wie so manches andere noch mit Martin Dumollard, dem Mädchenmörder von Lyon, gemeinsam und findet sich bei vielen „großen“ Verbrechern, deren Gewaltthaten zu anderen Zeiten die Menschheit erschreckt haben, mit dem Typus ruhiger und unerbittlicher Grausamkeit gepaart; neu ist in dem gegebenen Falle nur die Vergesellschaftung dieses Motivs mit dem der Gewinnsucht, welches doch für das Endziel der verbrecherischen Unternehmungen allein maßgebend war. Jenes secundäre Motiv trat aber bei Hugo Schenk selbst in solchen Momenten hervor, in denen nach sonstiger menschlicher Erfahrung eine furchtbare, den Urheber eines Mordes ganz beherrschende Aufregung vor oder nach der That alle andern Regungen absorbiren mußte. Seit der Entdeckung seiner Thaten, seitdem Hugo Schenk als vierfacher Mörder entlarvt war, bewegte ihn nur ein Gedanke, nur eine Empfindung, die, so unsaßbar sie auch für jeden normal gearteten Menschen sein mag, doch auch nichts besonders Ungewöhnliches in sich schließt: die Eitelkeit des „sensationellen“ Verbrechers, der da meint, die Welt bewundere ihn doch

eigentlich mehr, als sie ihn mißachte. Er giebt sich der Ansicht hin, seine „Memoiren“ würden weit über Oesterreichs Grenzen hinaus einen unerhörten Absatz finden und spricht bei dem Gedanken, dem Tode von Hentershand durch Gift zu entinnen, von dem „Nimbus“, der dann seinen Namen umgeben würde! Fürwahr, eine sonderbare Verlehrung der hergebrachten Begriffe, die leider von Neue und Zerknirschung über eigene Schuld nur allzuweit entfernt ist!

Endlich darf ich, soll das Bild dieser Individualität auch für den entfernten Stehenden möglichst getreu wiedergegeben sein, noch eines charakteristischen Merkmales nicht vergessen, das bei ihm besonders bemerkenswerth hervortritt und nach zweierlei Richtungen hin von Einfluß auf seine Entschlüsse gewesen ist. Man könnte dasselbe kurz mit Einem Worte als „Halbbildung“ bezeichnen, doch scheint mir dieser Ausdruck theils an sich, theils für den gegebenen Fall bei näherer Erwägung nicht vollkommen zutreffend. Man weiß aus den Erfahrungen der Criminalistik aller Länder, daß eine erschreckende Anzahl von Verbrechern, und nicht eben die ungefährlichsten derselben, aus der Kategorie der sogenannten „Halbgebildeten“ hervorgeht und betont auch W. Starke in seinem Buche über „Verbrecher und Verbrechen in Preußen“ diese beklagenswerthe Thatsache. Nicht minder bekannt ist, daß die Halbbildung auch auf anderen Gebieten des socialen und staatlichen Lebens, die nicht unmittelbar unter die Sanction des Strafgesetzes fallen, als die Wurzel mannigfachen Uebels bezeichnet wird und es dürfte daher nicht ganz unangemessen sein, hier diesem Begriffe, der sich ganz und gar als ein Product der modernen Zeit darstellt, etwas näher in's Auge zu sehen und dabei zu untersuchen, in welchem Maße er für die Persönlichkeit eines Hugo Schenl von Bedeutung sein kann.

Es ist wohl ohne Weiteres einleuchtend, daß unter dem Worte „Halbbildung“ keineswegs eine dem Umfange nach geringere Bildung oder ein minderes Maß an concretem Wissen verstanden werden kann, denn wer könnte von sich behaupten, daß er das ganze Maß menschlichen Wissens erfaßt und in sich aufgenommen habe; wer könnte sich dann berühen, über die Grenze der Halbbildung hinaus gelangt zu sein? All' unser Wissen ist Stückwerk, vor Allem im einzelnen Individuum. Es ist darunter vielmehr jener klägliche Zustand zu verstehen, in welchen ein ursprünglich vielleicht begabter und zur Denkarbeit fähiger Menscheng Geist geräth, wenn er sich ohne alles concrete Wissen, somit ohne die erforderlichen Vorbedingungen an die höchsten Probleme der Menschheit heranwagt, die hergebrachten und bisher hochgehaltenen Begriffe als angeblich schaaalen Ballast von sich wirft, aber nicht im Stande ist, irgend einen Ersatz an deren Stelle zu setzen. Wenn es unbestreitbar ist, daß hohe und wahre Bildung frei macht, frei vor Allem von Leidenschaft, Genußsucht und künstlichen Bedürfnissen, so macht die halbe Bildung ebenso zweifellos zum Knechte aller Schwächen und Fehler mensch-

licher Natur. Ihr Kennzeichen ist der Dünkel und Hochmuth, der sich von den Fesseln des Vorurtheils, von dem Glauben an alle transcendente Welt, von der Achtung vor aller Erfahrung und Vergangenheit befreit wähnt, indeß er immer tiefer in die Sklaverei seiner eigenen Irrthümer versinkt; er verweigert die Unterwerfung unter irgend welche sittlich bindende Normen, erliegt aber wie ein schwaches Rohr jedem Hauche egoistischer Versuchung.

In ähnlichem Lichte erscheint uns der Geisteszustand Schenk's. Von Natur aus mit einigen Gaben ausgestattet, erhielt er doch weder im Elternhause, wo der Kinder zu viele waren, noch nachher in der Fremde eine Erziehung, welche geeignet gewesen wäre, dieselben zu entwickeln. Von eigentlichem Wissen eignete er sich sehr wenig, von irgend welchen höheren Kenntnissen gar nichts an und in einem Alter, wo die Ausreifung des Mannes noch in weiter Ferne liegt, hatte er schon durch zwei Jahre im Kerker Aufenthalt zu nehmen. Hingegen scheint er, obwohl hierüber nichts festgestellt wurde, seinen Kopf mit vielerlei Lectüre ohne Wahl und Kritik angefüllt zu haben, aus der ihm ein Wust von fantastischen, unklaren und schwulstigen Ideen erwuchs, die schließlich jede bessere Regung überwuchern und ihn des Urtheils über seinen eigenen Werth oder Unwerth und die grenzenlose Verwerflichkeit seiner Handlungen berauben mußten, so daß Lüge, Habsucht und Grausamkeit leichtes Spiel mit ihm hatten. Er bezeichnet sich selbst als „Materialist“ und „Fatalist“, eine beliebte Formel für Menschen, die sich aller Rücksichten auf Gesetz und Sitte entäußert haben, dabei aber die Worte nicht verstehen, die sie da im Munde führen, und es verlautete, daß er sich zum Sterben nicht mit Hilfe eines Priesters vorbereiten wollte, sondern dazu nur eines „Philosophen“ und eines Arztes bedürfe. Wenn auch nicht verbürgt ist, daß er diese Aeußerung wirklich gethan habe, so entspricht sie doch an sich seinem Wesen; sie sieht ihm ähnlich, wie man zu sagen pflegt. Es liegt darin die ganze Ungeheuerlichkeit der Ueberhebung eines Menschen, der da glaubt, er könne sich, weil er selbst die Stimme seines Gewissens erstickt, alle Gebote der menschlichen Gesellschaft mit Füßen getreten und jede Mahnung an ein Jenseits in seinem Innern niedergerungen hat — zu jener Gruppe von Denkmännern zählen, zu der jederzeit nur die edelsten und erhabensten Geister der Menschheit gehört haben.

Wenn nun durch das Gesagte einigermaßen angedeutet ist, wie die halbe Bildung dieses Mannes seine sittliche Verworfenheit förberte, bestärkte und in's Unerhörte wachsen ließ, so ist auch andererseits nicht zu verkennen, daß theils seine persönlichen Geistesgaben, theils eine bei der großen Menge von Verbrechern gewöhnlichen Schläges nicht vorkommende Gewohnheit des Nachdenkens und reifern Ueberlegens ihn zur Verübung und längern Fortsetzung seiner verbrecherischen Thaten geschickter und befähigter machten, als dies sonst der Fall gewesen wäre. Denn die Vorbereitung und Einleitung dieser Unternehmen erfolgte schon mit schlauer Benützung der thörichten Schwächen

seiner Opfer; intellectuelle Ueberlegenheit und nicht unbedeutende Ueberredungsgabe ließen ihm die Ueberlistung dieser, sowie die Verführung seiner Genossen ohne Schwierigkeit gelingen; die Verübung der That, die Wahl des Schauplatzes für dieselben und das Geschick, die Entdeckung so lange als möglich hinaus zu schieben — sie alle stellen sich als eine gewisse Art geistiger Arbeit dar, wie sie eben nur bei derartigen criminalistischen Ausnahmefällen vorzukommen pflegt.

Für die Allgemeinheit aber, für das staatliche Gemeinwesen vermöchte man, wie ich glaube, aus diesem Falle irgend eine Lehre für die Zukunft, irgend eine Weisung für allfällige Reformen mit Grund kaum abzuleiten, da mir der Verbrecher selbst und seine That durchaus nur ein individuell Gewordenes, von äußern Einflüssen Unabhängiges zu sein scheint.





Rudolf von Ihering.*)

Eine Zuschrift an den Herausgeber.

Von

Karl Braun-Wiegbaden.

— Leipzig. —

Leipzig, den 1. Mai 1884.

Sie verlangen von mir eine Skizze über Rudolf von Ihering für das nächste Heft von „Nord und Süd“. Lieferzeit: Vier Tage. Sehr kurz! Gleichwohl werde ich acceptiren, und zwar aus folgenden Gründen: Ich habe schon Mancherlei über, für und gegen Ihering geschrieben und auch schon einmal auf einem der Juristentage mit ihm gestritten. Letzteres über ein Institut, das nicht nur die Juristen interessirt, nämlich über das Rechtsinstitut der Vaterschaftsklage. Ihering vertheidigte dasselbe. Ich habe es bekämpft, unter Berufung auf den Grundsatz: „La recherche de la paternité est interdite.“ Denn ich glaube, daß heutzutage das weibliche Geschlecht mittels der Alimentenklage seine Revanche nimmt für einen Theil des Gloriums und Unrechtes, das die Männer vormals mittels der Hexenprozesse der besseren Hälfte der Menschheit zugefügt haben.

*) Unser verehrter Freund und Mitarbeiter, der Wirkl. Geheime Oberjustizrath Dr. Rudolf von Ihering in Göttingen, hat eine Erholungsreise nach Italien angetreten und ist daher völlig außer Stande gewesen, uns den gütig zugesagten Beitrag aus seiner Feder rechtzeitig für dieses Heft einzusenden. Aus diesem Grunde haben wir uns an einen anderen unserer geschätzten Mitarbeiter, Herrn Justizrath Dr. Karl Braun, dessen publicistische Gewandtheit und Schlagfertigkeit uns seit langen Jahren bekannt ist, mit der Bitte gewandt, uns in aller Eile etwas über Rudolf von Ihering zu schreiben, und er hat diesem Wunsche bereitwillig entsprochen. Dies zur Erklärung der Bemerkungen, mit welchen Karl Braun seinen Aufsatz einleitet. D. R.

Ich habe damals meine Ansicht in einer langen rechtsgeschichtlichen, culturhistorischen und volkswirtschaftlichen Abhandlung des Näheren zu begründen versucht. Sie ist zuerst in dem „Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft und Culturgeschichte“ erschienen und dann in einem Sammelwerk „Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers“ (Band II. Abtheilung „Volkswirtschaftliche Streifzüge auf dem Gebiete des Rechts und der Gesetzgebung“). Ich gab dieser Abhandlung das Goethe'sche Motto:

„Das Unvernünftige zu verbreiten,
Bemüht man sich von allen Seiten.
Es täuscht eine kurze Frist,
Man sieht doch bald, wie schlecht es ist.“

Das war im Jahre 1864 geschrieben. Allein ich hatte doch die Macht der Gewohnheit, welche „der Mensch seine Amme nennt“, sehr unterschätzt, wenn ich die Frist, innerhalb welcher das Institut der Vaterschaftsklage (und der Alimentenklage der unehelichen Mutter und Descendenz) in Deutschland werde abgeschafft werden, als eine kurze proclamirte. Denn heute, zwanzig Jahre später, stehen die Dinge auf dem Gebiete der Legislation im Wesentlichen noch gerade so wie damals; d. h. in einigen deutschen Territorien, deren Gesetzgebung von dem Code Napoléon s. B. beeinflusst worden, ist jenes Rechtsinstitut abgeschafft, in den übrigen aber besteht es noch. Unser damaliger Angriff ist also vorerst als zurückgeschlagen zu betrachten. Allein er wird sich erneuern. Wenn auch erst nach einer Reihe von Jahren. Sobald der Entwurf zu dem bürgerlichen Gesetzbuch für ganz Deutschland fertig gestellt ist, muß man von Neuem an diese Frage herantreten. Denn wenn auch zur Zeit ein starke — und wie ich glaube, wenig erfreuliche — Neigung herrscht, wichtige und ausgedehnte Rechtsgebiete, wie z. B. das des ehelichen Güterrechtes und das der Theilbarkeit und freien Vererblichkeit (oder Geschlossenheit) des ländlichen Grundbesitzes u. s. w., aus dem Bereiche der gemeinsamen einheitlichen Gesetzgebung auszuscheiden und der Particular- oder Territorial-Gesetzgebung auch fernerhin zu überlassen, so wird doch diese Frage schwerlich ebenfalls ausgeschieden werden, und es wird sich dann der Streit erneuern, ob das eine oder das andere der beiden einander diametral entgegengesetzten Systeme, welche hier und dort herrschen, für das deutsche Reich und dessen gemeinsame Gesetzgebung zu adoptiren.

Ein zweites Mal waren wir, Herr von Thering und ich, beinahe zwanzig Jahre später verschiedener Meinung über einen Gegenstand, für den sich das ganze Publikum lebhaft interessirte, und zwar mit Recht. Denn es betraf nicht etwa eine „Doctorfrage“, sondern eine Angelegenheit des täglichen Lebens, — nicht eine Frage des Rechts und der Gesetzgebung, sondern eine Frage der Sitte und der Gewöhnung. Die Erörterung bewegte sich auf einem Gebiete, auf welchem die legislativen Factoren — die Regierungen und die Parlamente — trotz ihrer hohen Gnaden und Gaben keineswegs Herr sind, wie ja nicht einmal in England das Parlament allmächtig ist.

Denn es existirt dort die landläufige und in den Rechten wohl begründete Redensart: „Das Parlament kann Alles, nur nicht einen Mann in eine Frau verwandeln, und umgekehrt.“ In einer andern Version, die ich für mindestens eben so richtig halte, heißt es: „Das Parlament kann Alles, nur nicht Jemanden zum Gentleman machen.“

Wie also hier dafür gesorgt ist, daß die parlamentarischen Bäume nicht in den Himmel wachsen, — eine Möglichkeit, vor der heut zu Tage so viele fromme und loyale Herzen zittern und beben und für deren Abwendung sie Ströme von Tinte vergießen, — so ist auch auf dem Gebiete dieser zweiten Streitfrage nicht der Gesetzgeber Herr, sondern die öffentliche Meinung, die *communis opinio* des Publikums, die Sitte und die Gepflogenheit. Und die Sitte ist stärker als das Gesetz. Sie erlaubt Dinge, die das letztere verbietet und verbietet Dinge, die das Gesetz erlaubt. Denn schon der alte klassische Jurist Paulus schreibt „Non omne quod licet, honestum est“, nicht Alles, was das Gesetz erlaubt, ist anständig oder ehrbar. Und in einer Stelle aus dem Ulpianus, welche in die Pandekten (lex I., § 5, Buch LX., Titel 13) aufgenommen ist, heißt es: „Quaedam, tamesti honeste accipiuntur, inhoneste tamen potuntur.“ Ulpian erörtert hier nämlich die Frage, ob eine Klage der Professoren auf Honorar von den Richtern zuzulassen sei. Er verneint dies unbedingt für die Professoren der Philosophie. Denn, sagt er, solche Professoren müssen Dienste für Lohn unter ihrer Würde erachten. Dann geht er zu den Professoren der Rechtswissenschaft über und meint: Auch für sie ist der Rechtsweg nicht zu eröffnen. Denn die Rechtskenntniß ist zwar eine sehr ehrwürdige Sache, aber von der Art, daß sie nach einem Geldpreis nicht geschätzt, noch durch Einklagung des Honorars vor Gericht herabgewürdigt werden darf; Manches kann, wenngleich es ehrbarer Weise genommen werden mag, doch nicht mit Ehren gefordert werden.

Das war die Weltanschauung zur Zeit des Ulpianus, und da sie in die Pandekten aufgenommen worden ist, so gilt sie selbst heute noch in den Ländern des gemeinen Rechts, in den Territorien des *Corpus juris*, von Rechtswegen, oder wie man zu sagen pflegt: „eigentlich“. Aber uneigentlich, d. h. in der That und in der Wahrheit, oder *de facto* gilt sie schon längst nicht mehr. Die Professoren können ihr Honorar einklagen, wie der Arbeiter seinen Lohn. Die Weltanschauung hat sich geändert. Die Sitte, die Gepflogenheit, die stärker ist, als das Gesetz, hat das Gesetz stillschweigend beseitigt, — ich möchte sogar sagen: auf eine etwas brutale und geringschätzig Weise. Aber unsere Gesetzesmänner haben sich dabei beruhigt. Sie sagen: „Das Gesetz ist in *desuetudinem* gekommen,“ oder wie man auf gut österreichisch sagt: „in Verstoß gerathen.“ Und damit Punktum.

Diese Reminiscenz aus dem *Corpus juris*, welches heut zu Tage in Folge der immer mehr um sich greifenden Unkenntniß der lateinischen und griechischen Sprache immer weniger gelesen wird, obgleich es immer noch

gelesen und studirt zu werden verdient und auch dann noch gelesen zu werden verdienen wird, wenn wir — es wird wohl noch eine schöne Weile dauern — uns im Besitze eines gemeinsamen deutschen Civilgesetzbuches befinden, diese Reminiscenz, sage ich, führt mich auf den geharnischten und geistreichen Angriff, welchen Herr von Thering zuerst im 1882er Aprilhefte der Westermann'schen Monatshefte und dann in einer separaten Broschüre, „Gegen das Trinkgeld“ erhoben hat.

Er sagt:

„Untersuchungen, die ich über den Begriff der Sitte anzustellen hatte“ — ohne Zweifel aus Anlaß seiner Studien über den „Zweck im Rechte“, worüber ich später noch sprechen werde — „führten mich auf den der Unsitte; und ich wählte, um den letzteren an einigen Beispielen aus unsrer heutigen Zeit zu erläutern, neben dem Duell und den Leichenschmäusen, auch das Trinkgeld.“

Am Schlusse seiner Abhandlung fordert Herr von Thering die Deutschen auf, eine Art von Tugendbund zu gründen zur gänzlichen Ausrottung des Trinkgeldwesens, welche er als eine „Aufgabe der nationalen Pädagogik“ bezeichnet, „zu der Jeder, der es mit dem Wohle des Volks ernst meint, seine Hand bieten mußte“. Ja, er glaubt uns noch durch eine Art Straf- und Bußpredigt das verstockte Gewissen schärfen zu müssen, indem er hinzufügt:

„Man giebt uns Deutschen Schuld, daß wir einen Stein im Wege, an dem wir uns stoßen, ruhig liegen lassen, — Jeder verwünsche ihn, aber Niemand nehme sich die Mühe, ihn aus dem Wege zu räumen oder, wenn er für ihn zu schwer sei, Andere zur Hilfe herbeizurufen u. s. w.“

Wir werden dann ermahnt, dieses Laster abzuthun und den Stein der Trinkgelber aus dem deutschen Vaterland zu entfernen.

Meines Erachtens thut Thering seinen deutschen Landsleuten Unrecht, und zwar in zweifacher Hinsicht. Einmal dichtet er ihnen eine Indolenz und Gleichmüthigkeit an, welche ihnen durchaus nicht zur Last fällt. Der Deutsche ist vielmehr gerade im Gegentheil meines Erachtens etwas mehr zu Klagen und Beschwerden geneigt als andere Nationen, namentlich auf Reisen und in Gasthäusern. Ich wenigstens habe in der Fremde schon öfters das Hotel oder gar den Ort gewechselt, um nicht mehr fernerhin die Querelen deutscher Landsleute hören zu müssen. Manchmal bin ich sogar dabei, sehr wider meinem Willen, in Mitleidenschaft gezogen worden.

Ich habe also gesagt, die Deutschen sind nicht so nachsichtig und duldsam, wie der große Rechtsgelehrte annimmt. Sie sind vielmehr, besonders auf Reisen und in den Hotels ein wenig, um ein vulgäres Wort zu gebrauchen, „krakehlig“ und werden darin nur von einer gewissen Art von Engländern übertroffen.

Auf der andern Seite aber irrt Herr von Thering zum Nachtheil der Deutschen, wenn und insoweit er Deutschland *Kat' εἰς ἄνθρωπον* als das Land

der Trinkgelber betrachtet und eine auf Besserung abzielende „nationale“ Pädagogik für nöthig erachtet.

Ich, der ich Tourist, zwar nicht von Beruf, aber doch von Liebhabelei bin und Europa fast ganz und daneben auch noch einige Theile von Afrika und Asien bereist, auch mich bei meinen touristischen Freunden in Betreff der übrigen Theile der Erde informirt habe, sage: Das Trinkgeld ist keine specifischdeutsche oder, wie man jetzt zu sagen liebt, „nationale“ Einrichtung; es hat vielmehr einen internationalen, kosmopolitischen, ja supernationalen Charakter, und es ist keineswegs damit in Deutschland am schlimmsten.

Es liegt allerdings dem Juristen am nächsten, zu sagen:

„Erstens hat dieser Mensch von Rechtswegen nichts zu fordern. Verklagte er mich, so würde er vom Richter nicht nur abgewiesen, sondern sogar ausgelacht werden. Folglich ist es eine Unsitte, wenn er von mir etwas erwartet, oder gar etwa fordert. Jedenfalls werde ich ihm nichts bezahlen.“

„Zweitens fehlt mir auch jeder Beweggrund zu einer Schenkung, zu einer Hingabe ohne alle Gegenleistung.“

„Drittens aber würde auch ein Almosen übel angebracht sein, denn der Mann ist ja nicht unterstützungsbedürftig, und ich bin nicht unterstützungs- oder alimentationspflichtig.“

„Viertens aber giebt es in meinem Corpus juris weiter keinen andern Rechtstitel, aus welchem er etwas fordern und ich etwas geben könnte.“

„In Erwägung aller dieser Gründe ist also der Mensch ab- und zur Ruhe zu verweisen von Rechtswegen.“

Das ist vollkommen richtig nach den Grundsätzen der juristischen und legalen Logik, nach den Gesetzen des Staats- und des Privatrechts.

Aber außer dem Staat und dem Gesetz desselben giebt es auch noch ein Ding, welches man die wirthschaftliche und bürgerliche Gesellschaft nennt. Auch diese hat ihre Gesetze. Sie stehen zwar nirgends geschrieben, namentlich nicht in den Gesetz-, Verordnungs- und Amtsblättern. Aber Alle und jeder Einzelne sind durchdrungen von denselben. Sie werden auch nicht vollstreckt von den Organen der rechtlichen Ordnung und der öffentlichen Gewalt. Der Richter, sowohl der Civil- als der Strafrichter verweigert ihnen seinen Schutz und seinen Beistand. Die Polizei und die Verwaltung nehmen keine Notiz von denselben. Sogar in dem preussischen Gendarmenricodex, den der Demagogensänger von Kampf mit so rührender Sorgfalt bearbeitet hat, steht nicht das Geringste davon geschrieben. Das Gesetz der Gesellschaft nennt man die Sitte. Sie herrscht mächtiger als die Gesetze des Staats. Wir unterwerfen uns derselben ohne Widerrede, und eine Verletzung derselben wird grausamer bestraft als die der Gesetze des Staats. Sie bedarf nicht des staatlichen und nicht des richterlichen Beistandes.

Ein Berliner Droschkentritscher hat, ohne das Corpus juris und den Ulpianus zu kennen, zu des Letzteren Aus- und Wahrspruch eine sehr witzige

Paraphrase gegeben. Denn auch der Droschkentutscher hat Wiß in der Metropole der Intelligenz. Es ist nicht der schäumende und unruhige Esprit eines Fiakers, wohl aber der kaltblütige Wiß eines nordischen Frosches.

Ein Frembling fragte den Droschkentutscher, der ihn in Berlin herumgefahren, indem er ihm seine Zufriedenheit kundgab, was denn nun Alles zusammengekommen koste. Der Kutscher stellt Alles dem Belieben der Herrschaft anheim. Der Frembling meinte aber, er könne doch seine Forderung stellen.

„Nee,“ sagt der Droschkentutscher, det kann id eben nich. Sie können soviel geben, wie Sie wollen, und deshalb thut Ihnen Niemand nicht zu Leide. Wenn id aber soviel fordere, wie id will, dann werd' id ingespunnt.“

Der Frembling bezahlte die Taxe und fügte noch ein hübsches Trinkgeld dazu. Der Kutscher hatte also die Taxe, „sans compter le pour-boire“, wie es in dem Dictionnaire de l'Académie heißt.

Wir selbst passirte in Berlin Folgendes:

Ich gab zu einer Zeit, da wir dort noch die alten Münzen, den Silbergroschen und den halben Silbergroschen, den „Sechser“, hatten, dem Droschkentutscher aus Versehen einen Sechser zu wenig. Er wog das Geld auf seiner Hand und sagte mir mit philosophischer Ruhe:

„Nee, lieber Herr, en Sechser zu wenig, det jekt nich, — en Sechser zu viel, det jinge schonst vill besser.“

Ich merkte mein Versehen, legte den Sechser zu und gab ihm für seinen Wiß noch ein Trinkgeld.

Das sind Fälle, wie sie jeden Tag vorkommen. Ein Trinkgeld für einen Wiß. Das paßt nun in die Kategorien und Definitionen des Herrn von Shering erst recht nicht. Und doch ist es richtig; auch, wie ich denke, leidlich vernünftig. Ich habe mich amüsirt; der Kutscher hat gezeigt, daß er Grübe im Kopf und ein anständiges Temperament hat. Dazu war er nicht verpflichtet, ebenso wenig wie dazu, mich zu amüsiren. Deshalb gab ich ihm ein Trinkgeld, das ihn anspornt, auch Andern gegenüber höflich und wißig zu sein.

Und doch ist das weder ein Gefälligkeits-, noch ein Kellner-, noch ein Domestikentrinkgeld, in welche drei Klassen Herr von Shering die Trinkgelde eintheilt. Ebenso wenig ist es ein Lohn, denn ich hatte den Kutscher nicht zum Wißemachen gebunden, — noch ein Geschenk, denn ich hatte etwas als Gegenleistung dafür erhalten, — noch ein Almosen, denn das hätte der Kutscher gewiß nicht genommen. Am Allerwenigsten aber ist es ein „unselig Mittelbding“ zwischen dem Allen, denn es hat mit alledem garnichts zu schaffen. Es läßt sich, wie glücklicherweise die Mehrzahl der Dinge zwischen Himmel und Erde, juristisch weder klassificiren, noch sonst wie verwerthen.

In der That, es ist ein Act der Freigebigkeit, eine kleine Gabe, mittelst deren ich meine Zufriedenheit kundgebe.

Ich bin zufrieden. Ich will, daß auch Andere zufrieden sind. Ich gebe deshalb dem Auktor eine Kleinigkeit, damit er zufrieden ist, damit er auch Andere ebenso behandelt, auf daß auch diese zufrieden sind. Diese zwanzig Pfennige gaben den Anstoß zu einer ganzen Kette von Nützlichkeiten und Zufriedenheiten. Vielleicht läßt sich deren Hingabe weder juristisch noch moralisch begründen. Aber was liegt mir denn daran? Vom Standpunkt des wirthschaftlichen Lebens, vom Standpunkt der wirthschaftlichen und bürgerlichen Gesellschaft aus betrachtet, ist es vernünftig und natürlich. Auch habe ich gefunden, daß ich persönlich mich nicht schlecht dabei stehe.

„Galt, das gilt nichts, das ist Egoismus!“ ruft mir Herr von Jhering entgegen.

Ja, was ist denn der von ihm so sehr empfohlene „Kampf um's Recht“ anderes als Egoismus? Aber es ist rationeller Egoismus, der sich in Uebereinstimmung weiß mit den Interessen der Gesamtheit. Und das ist ja eben das Wunderbare und doch das Natürliche in dem complicirten und leider so häufig (theils aus Pathos, theils aus Unverstand und theils aus gemeinschädlichem Sonderinteresse) verkannten und falsch dargestellten Getriebe der Volkswirtschaft, daß jeder Einzelne nur zu seinem eigenen Vortheile zu handeln glaubt und doch zugleich als nützliches Mitglied der menschlichen, bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft zum allgemeinen Wohle derselben mitwirkt, — einfach deshalb, weil ihm die Gesellschaft für seine Leistung nichts giebt, wenn sie für die Gesellschaft keinen Werth hat. Wenn wir diesen rationellen Egoismus abschaffen, — glücklicher Weise sind wir dazu nicht stark genug, — dann bleibt uns nichts als der communistische Zwangsstaat, in welchem, mag man ihn mit Liebknecht den „Vollstaat“ nennen oder mit dem Pfarrer Todt den „Staatsocialismus“, die Dictatur mit der Knute an die Stelle der freiwilligen Impulse eines rationellen Egoismus tritt, wie solche Triebe der Schöpfer dem Menschen zur Erhaltung des Einzelnen und des Ganzen eingepflanzt hat.

Ich schrieb damals, 1882, einen Aufsatz zur Vertheidigung des Trinkgeldes gegen Herrn von Jhering in „Ueber Land und Meer“. Ich versuchte darin eine Art Culturgeschichte (Herr von Jhering würde sagen „Unculturgeschichte“) dieser durch die Jahrhunderte geheiligten Sitte (Herr von Jhering würde sagen „Unsitte“), gab bereitwillig zu, daß mit derselben heut zu Tage vielfach grober Unfug getrieben werde, bezweifelte aber, daß „man die Institution ganz entbehren könne und bezeichnete auf Grund meiner Touristen-Erfahrung die Fälle, in welchen sie, richtig angewandt, gemeinnützig und wirthschaftlich zu wirken im Stand sei.

Die Witzblätter — illustrierte und nicht illustrierte — hatte ich zwar auf meiner Seite. Dagegen erhoben sich mancherlei ernsthafte Stimmen zu Gunsten des Herrn von Jhering. Auch in den Kreisen der Interessenten

fand er Zustimmung. Ja, sogar ein Kellner erklärte sich zu Gunsten seiner Ansicht.

Gleichwohl ist der von ihm befürwortete Tugendbund nicht zu Stande gekommen und ich habe auf meinen Reisen auch während der letzten drei Jahre auf deutscher und auf ausländischer Erde eher eine Zu- als eine Abnahme des Trinkgelde-Wesens oder Untwesens wahrgenommen.

Ich schließe daraus: Gleichwie zwanzig Jahre früher meine Angriffe gegen die Vaterschafts- und Alimenten-Klage, so ist gegenwärtig der Angriff des Herrn von Thering gegen die Trinkgelber an der Macht der Gewohnheit gescheitert. Appelliren wir also beiderseits an die Zukunft und deren Cultur-Fortschritte!

Was aber die Gegenwart anlangt, so erzählte mir im vorigen Jahre ein gemeinsamer Freund, der vor Kurzem bei Herrn Professor von Thering in Göttingen in einer Abendgesellschaft war, daß zwar der Herr Professor, als den Gästen spät in der Nacht die Treppen hinuntergeleuchtet wurde, mit Stentorstimme ausgerufen habe, daß in seinem Hause das Trinkgelb-Geben und Nehmen strengstens *de jure* verpönt sei, daß aber dennoch weiter unten Etwas mit diesem Princip nicht ganz Vereinbares *de facto* passirt, d. h. daß, wie Ulpianus in den oben citirten Pandekten-Stellen sagt „Etwas zwar nicht gefordert, aber doch genommen worden“.

Relata refero, d. h. ich weiß nicht, ob's wahr ist, sondern sage mit dem orthodoxen Mohamedaner:

„Die Menschen erzählen so, — aber Allah weiß es besser.“

Sie, mein lieber Freund, werden nun, nachdem ich diese Plänkler-Kette vorausgeschickt habe, nicht mehr im Zweifel darüber sein, wie ich die Aufgabe, Ihnen eine Rudolf von Thering und seine Werke charakterisirende Skizze binnen vier Tagen zu schreiben, aufgefasset habe und auffassen mußte. Hätten Sie von mir eine rein fachwissenschaftliche, erschöpfende Charakteristik und Kritik verlangt, so würde ich mir dazu eine Frist von vier Monaten ausbeeten haben und daher die Lieferzeit von vier Tagen nicht haben einhalten können.

Lehteres aber kann ich, wenn ich meine Aufgabe dahin formulire, nicht eine in juristische Einzelheiten eingehende fachwissenschaftliche Abhandlung zu schreiben, sondern, dem Charakter Ihrer Zeitschrift entsprechend, den Mann der Wissenschaft, der weit über jenes Fachwerk hinausragt, zu schildern, in einer Weise, welche sich an die große Mehrzahl der gebildeten Leser wendet, in der Voraussetzung, daß diese ein lebhaftes Interesse haben für Alles, was sich auf die allgemein menschliche und speciell deutsche Culturentwicklung bezieht, sei es auf dem Gebiete des Rechts oder auf dem Gebiete der Sitte.

Einer solchen Aufgabe unterziehe ich mich mit Vergnügen. Denn ich empfinde für Rudolf von Thering schon seit länger als einem Menschenalter eine aufrichtige Verehrung und habe Alles, was er seitdem publicirt hat, mit Aufmerksamkeit gelesen und, was ich seiner passenden Darstellungsweise

zuschreibe, so lebhaft im Gedächtniß behalten, daß ich kaum nöthig habe noch einmal nachzuschlagen. Ich verdanke diesem Studium seiner Schriften die vielfachste Anregung und Belehrung, wobei ich auch diejenigen Gegenstände nicht ausnehme, bezüglich derer ich, wie aus dem Vorausgeschickten zu ersehen, einen anderen Standpunkt einnehme. Und ich freue mich, hier eine Gelegenheit zu finden, meinem Dank einen, wenngleich den Verdiensten des großen Rechtslehrers nicht vollkommen Genüge leistenden, dann doch um so aufrichtigeren und rückhaltloseren Ausdruck geben zu können.

Nur eine Bedingung muß ich Ihnen auferlegen: Sie müssen „Cautio defensum iri“ bestellen.

Sie fragen mit Recht, was dieses juristische Kauderwelsch denn bedeute.

Nun, sobald Sie von mir Etwas verlangen, daß ich Ihnen leisten könnte und möchte, wenn ich nicht Gefahr lief, dadurch einen Dritten zu verletzen, der im Stande wäre, mir deshalb einen Proceß an meinen Schwanenhals zu hängen, — dann verlange ich von Ihnen eine Cautio defensum iri, d. h. Sie müssen mich sicher dafür stellen, daß Sie meine Vertretung dem Dritten gegenüber übernehmen.

So verlange ich also von Ihnen, daß Sie für mich bei Herrn von Ihering dafür aufkommen, daß er nicht in einer durch die Kürze der Lieferungsfrist verschuldeten Flüchtigkeit oder dergleichen einen Mangel an jener Beachtung erblicke, die zu fordern er berechtigt ist.

Daß also vorausgeschickt, gehe ich nun dazu über, eine Uebersicht über das Leben und die Werke Iherings zu geben.

Geboren am 22. August 1818 in Ostfriesland, wenn ich nicht irre, in Aurich, hat sich Ihering, nach Absolvirung der Gymnasial- und Universitätsstudien, 1843 als Privatdocent in Berlin niedergelassen. Er verkehrte dort viel mit Georg Friedrich Puchta, der, von Herkunft Süddeutscher, ein Licht der Berliner Hochschule, wo er der Nachfolger des großen Karl Friedrich von Savigny wurde, und zugleich Richter an dem Königlichen Obertribunal war. Er stand noch vor 6 Jahren bei den älteren Obertribunalsrätthen in guter Erinnerung, welche mir erzählten, er habe stets ganz genau gewußt, was im preussischen Landrecht stehe, aber niemals, wo es zu finden.

Durchdrungen von dem Geiste des Landrechts, den er wissenschaftlich aufgefaßt, habe er sich nie geirrt, wenn er auf Grund dieser Auffassung gesagt: „Das und Das steht im Landrecht, denn es muß darin stehen.“ Da er aber nicht in gleichem Grad in den Buchstaben, in den Worten, in den Einzelheiten und in den Paragraphen bewandert war, so bedurfte er des Beistandes der übrigen Obertribunalsrätthe, um richtig zu citiren. Abgesehen von dieser kleinen Schwäche war Georg Friedrich Puchta wegen seiner tiefen historisch-philosophischen Auffassung des Rechts sehr geschätzt; und Ihering verehrte ihn als Lehrer und Vorbild. Er ist in Berlin am 8. Januar 1846 gestorben.

Ihering eröffnete seine Docentenlaufbahn mit einer Vorlesung über den Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung. Er beabsichtigte damals schon, also schon vor vierzig Jahren, die Vorlesungen zu einem Buche zu gestalten und dasselbe der Oeffentlichkeit zu übergeben. Buchta rieth ihm ab, er hielt es für bedenklich, sich mit einem so allgemeinen Thema beim Publikum einzuführen. Erst im Jahre 1852 erschien der erste Theil jenes „Geist des römischen Rechts“, jenes Epoche machenden Werkes, welches bestimmt war, den Ruhm seines Verfassers in die weitesten Kreise zu verbreiten, das aber leider auch heute noch nicht vollendet ist. Was bis jetzt davon vorliegt, sind drei Theile in vier Abtheilungen. Obgleich nicht vollendet, hat das Werk bereits drei oder vier Auflagen erlebt; auch ist es (von Bellavita) ins Italienische übertragen worden.

Ihering, der 1845 in Basel, 1846 in Moskau, 1849 in Kiel, 1852 in Gießen Professor wurde, hat sich während dieser ganzen Zeit mit diesem Werke getragen, und es ist interessant, ihn selbst darüber zu hören.

„Ich wünschte fast,“ schreibt er 1852, da er als Giessener Professor zur Herausgabe des Werkes schritt, „daß ich dem wohlgemeinten Rathe Buchtas Gehör gegeben hätte, denn obgleich der lange Zeitraum, der seitdem verfloßen, für mein Werk nicht ohne Nutzen gewesen ist, so steht doch der Gewinn in keinem Verhältniß zu dem Preise, den er mich gekostet hat. Der Geist des römischen Rechts, den ich im jugendlichen Uebermuth citirt hatte, ward für mich bald zum Quälgeist, der mich in absolute Abhängigkeit von sich versetzte und keinen andern Gedanken in mir aufkommen ließ.

Zu spät bereute ich es, mich mit ihm eingelassen zu haben, er hatte bald zu viel Gewalt über mich bekommen, als daß ich ihm noch hätte entinnen können; das einzige Mittel, mich von ihm zu befreien, bestand darin, ihn der Oeffentlichkeit zu übergeben. Im Jahre 1845 bat ich Buchta, als ich mich von ihm trennte, um die Erlaubniß, ihm mein Werk dediciren zu dürfen. Wenn einerseits die Dankbarkeit für den unvergleichlichen Genuß, den mir sein Cursus der Institutionen gewährt hatte, sowie die tiefe Verehrung, die ich für den großen Meister hege, den Wunsch in mir erregt hatten, ihm das Liebste und Beste, was ich ihm glaubte geben zu können, zu widmen, so veranlaßte mich eine andere Rücksicht, ihm diesen Wunsch schon damals mitzutheilen. Ich hoffte nämlich, wenn ich ihm meinen Quälgeist verschriebe, so würde es mir eher gelingen, desselben Herr zu werden, und ich bin überzeugt, daß, wenn Buchta noch lebte, ich bereits seit Jahren damit fertig geworden wäre. Die ihm ausgestellte Verschreibung würde mich angetrieben haben, jenen Geist „todt oder lebendig“ in seine Hände zu liefern.

Mit Buchtas Tod fiel dieser Antrieß für mich hinweg, und von Neuem ward ich der Spielball des übermächtigen Geistes. Je mehr ich mich meinem

Ziel zu nähern glaubte, um so mehr entrückte es sich meinen Blicken, je mehr ich arbeitete, um so weniger fühlte ich mich befriedigt. Meine Selbstkritik, die namentlich, was die Redaction anbetraf, immer ängstlicher und pedantischer wurde, führte gegen das Werk einen Vernichtungskrieg. Meine Arbeit drehte sich, ohne eigentlich aus der Stelle zu kommen, im Kreise herum, und ich würde wohl mein ganzes Leben dazu verdammt gewesen sein, wenn ich hätte abwarten sollen, daß das Werk meinen eigenen Beifall erwürbe; meine Selbstkritik hatte sich so sehr abgenutzt, daß ich bei manchen Aenderungen kaum wußte, ob ich verbessere oder verschlechtere, jene ewige Kreisbewegung hatte mich, wenn ich so sagen darf, moralisch schwindlig gemacht.

Ich fühlte endlich, daß ich diesem Zustande ein Ende machen müsse, und rief daher den Seher zu Hilfe. Ich gedachte daran, daß die Bücher nicht mit einem Male zur Welt kommen, vielmehr bogenweis gesetzt und gedruckt werden, daß folglich auch die ersten Bogen bereits das Licht der Welt erblicken können, während die folgenden noch den Embryonenschlaf halten. So ließ ich denn den Seher im Mai vorigen Jahres mit wenig Manuscript beginnen, mir von ihm bogenweis den Rückzug abschneiden, — einen einmal gedruckten Bogen respectire ich als fait accompli — und mich von ihm bogenweis unaufhaltsam weitertreiben. Meine im letzten Monat stattfindende Uebersiedelung von Kiel nach Gießen brachte unser glückliches Austauschgeschäft in's Stocken. Das Werk war damals gerade zu einem Abschnitt gediehen, der die Herausgabe des bisher Gedruckten möglich machte, und da ich in nächster Zeit keine Aussicht habe, einen regelmäßigen, unge störten Verkehr mit meinem Seher einzuleiten, so habe ich mich zur vorläufigen Herausgabe dieses ersten Theils entschlossen.“ So Jhering.

Es ist die Folge dieser von dem Autor selbst geschilderten schwierigen und gewissenhaften Art der Arbeit, welche bei einem vermeintlichen Schritt vorwärts zuweilen zwei Schritte zurückwirft, welche den Abschluß erschwert und zum Deßteren den Versuch nahe legt, das Werk ganz aufzugeben, daß die Arbeit nur stoß- oder ruckweise vorrückt und daß sie gerade in dem wichtigsten und umfangreichsten Stücke des ganzen Werkes in das Stocken gerathe. Theil II, Abtheilung 1 ist erst 1854, Theil II, Abtheilung 2 ist 1858, Theil III, Abtheilung 1 ist 1865 erschienen. Seitdem warten wir vergeblich auf den Schluß. Statt dessen erhalten wir neue Auflagen der bereits erschienenen Theile.

Sofort nach dem Erscheinen der ersten Abtheilungen habe ich, damals Rechtsanwalt in Wiesbaden, dem Verfasser, damals Professor in Gießen, meine lebhafteste Bewunderung dieses originellen und verdienstvollen Werkes ausgesprochen. Er erwiderte mir, daß ihn diese Zustimmung eines praktischen Juristen doppelt freue und ihm Angesichts einer ungerechten Polemik der Schriftgelehrten — er mag dabei an Walter, Rudorff, Huschke oder Ab. Schmidt (von Almenau) gedacht haben — zeige, daß er das Richtige getroffen.

Und so hoffe ich auch heute noch, nach einem vollen Menschenalter, daß es mir möglich sein wird, mit einigen wenigen Strichen auch dem nicht-juristischen Publikum einen ungefähren Begriff von diesem Werke zu geben.

Wer denkt bei dem Titel „Geist des römischen Rechts“ nicht an den Geist der Gesetze“ (*esprit des lois*) von Montesquieu und an alle die zahlreichen „Geister“, die ihm gefolgt sind? Ich glaube, daß man das Werk von Montesquieu, welches für seine Zeit einen großen relativen Werth hatte, in Betreff eines absoluten, d. h. seines für alle Zeiten maßgebenden wissenschaftlichen Werthes sehr überschätzt hat, — und noch überschätzt, — auch abgesehen davon, daß man es fortwährend falsch citirt und ihm Worte und Phrasen unterschiebt, die gar nicht darin stehen, wie dies noch 1870 Napoleon dem Dritten (oder seinem Concipienten) passirt ist, als er zum Krieg schritt.

Das Werk von Montesquieu enthält neben einer Anzahl guter Gedanken und glänzender *Aperçus* einen entsetzlichen Ballast veralteter Anekdoten und höchst unzuverlässiger und unwissenschaftlicher Notizen; und die Meisten der „Geiste“ oder „Geister“, welche diesem Vorbild nachgefolgt sind, haben wenig von seinen Vorzügen und viel von seinen Mängeln.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Titel des Ihering'schen Buches Mißverständnisse hervorrief und dazu diente, Irrthümern und Vorurtheilen Vorschub zu leisten, welche jedoch durch den Inhalt glänzend widerlegt wurden.

Ich kann diesen Inhalt in einem nicht fachwissenschaftlichen Blatte nicht erschöpfend darlegen. Ich beschränke mich daher darauf, eine kurze Charakteristik zu geben und dann an zwei Beispielen darzuthun, wie der Verfasser seine große und schwierige Aufgabe glänzend gelöst hat.

Vielleicht hätte er besser gethan, dem Beispiel Herders zu folgen und das Buch etwas weitschweifiger, aber richtiger „Ideen zur Philosophie des römischen Rechts und seiner historischen Entwicklung und Fortbildung“ zu nennen. Er führt uns in das Innere jener geheimnißvollen Werkstätte, in welcher das nationale Recht entsteht und wächst und sich differenzirt und emancipirt von allen den übrigen Zweigen der geistigen und sittlichen Cultur, mit welchen es anfangs untrennbar verwachsen ist, von welchen es überwuchert und beherrscht wird. Dieser Hergang wird nachgewiesen bei jenem Volke der Römer, welchem bei der internationalen Vertheilung der geistigen und culturellen Arbeit, — bei der Theilung der Geschäfte und der Vereinigung der Kräfte, worauf die weltgeschichtliche Culturentwicklung und der Fortschritt der Menschheit beruht — die Aufgabe zugefallen, das Recht zu erzeugen, zu entwickeln und zu gestalten in einer Weise, welche Vorbild geworden für alle Culturvölker der Erde, so daß, was wir bei diesem Rechtsvolk „*κατ' εἶκοσιν*“ beobachtet haben, auch mehr oder weniger maßgebend ist für die Rechtsbildung und Rechtsentwicklung der übrigen Völker.

Die Aufgabe, die sich Ihering stellte, ist eben so neu als schwierig. Es ist die Aufgabe, den schaffenden Geist einer Nation zu belauschen, aber,

wie Jhering selbst sagt, den physischen Organismus des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung zu ermitteln. Daß hierbei manchmal kühne und ansehbare Combinationen, Conjecturen und Hypothesen vorkommen, ist sehr begreiflich. Aber es sind nicht etwa nur geistreiche Betrachtungen oder jeux d'esprit, was wir hier finden, es ist schwere, solide gediegene Arbeit, welche aus einer vollständigen Beherrschung des umfangreichen und zähen Stoffes hervorgeht.

Ich komme nun zu jenen beiden Beispielen:

Bei dem ersten handelt es sich darum, zu erkennen und nachzuweisen, wie das Recht zum Selbstbewußtsein kommt, wie es sich scheidet von den anderen Gebieten, wie es seine innere und äußere Freiheit erringt, wie es sich zu der ihm eigenthümlichen Form erhebt und die Sicherheit und Unabhängigkeit seiner Verwirklichung findet. Bei allen Völkern, deren Rechtsgeschichte uns in hinreichender Erkennbarkeit vorliegt, finden wir im ersten Stadium der Entwicklung das Recht noch untrennbar mit der Politik, mit der Religion und der Sitte verbunden. Alle diese Gebiete, welche an sich so verschiedener Natur sind, „liegen noch mit einander im Gemenge,“ wenn es erlaubt ist, hier diesen der preussischen Agrargesetzgebung entlehnten Ausdruck zu gebrauchen. Man weiß bei der anerkannten Norm nicht, ist sie im Namen der Religion oder der Regierung oder des Rechtes gegeben. Man kann sagen: Das Recht existirt vorerst nur noch embryonisch. Es ist noch nicht zum Selbstbewußtsein, noch nicht innerlich und äußerlich zu sich gekommen. Es hat noch nicht das Vermögen der inneren Selbstbestimmung, noch nicht die Kraft, äußere Einflüsse, die seiner wahren Natur widerstreben, zurückzuweisen. So ist es im Innern seiner Entwicklung. Was aber das Aeußere seiner Geltung anlangt, so genießt es noch nicht die öffentliche Autorität, die moralische Achtung, um die rohe Gewalt, welche ihm die Spontaneität seiner Bewegung wehrt, zu überwinden. Eine vorwiegend religiöse oder hieratische Weltanschauung, — Charakterschwäche oder Mangel an Gefühl für persönliche Freiheit — Unbeständigkeit und leidenschaftliche Reizbarkeit des Charakters, — das sind die Rationaluntugenden, welche es gilt zu besiegen, soll das Recht seine innere Selbstbestimmung und seine äußere Unabhängigkeit erreichen. Nun giebt es aber kein anderes Recht auf der Erde, welches so wie das römische vom Geiste der Unabhängigkeit im Innern und nach Außen beseelt ist, das allen jenen Hindernissen einen unbefiegbaren Troß entgegenstellt und an dem man das Walten jenes Selbstständigkeitstriebes, jener Last, Macht und Kunst, sich zu emancipiren und von den Anderen zu differenziren, besser studiren könnte. Und diese Darlegung ist Jhering vortrefflich gelungen. Er richtet dabei seine Aufmerksamkeit auch auf die innere Organisation, die Technik und die Methode, wie das Recht seine Selbstständigkeit festzustellen sucht. Diese Genesis ist für Jedermann von Interesse. Nun das zweite Beispiel: Wir lernen bei Jhering, wie das römische Recht nicht nur den Eigenthümer gegen den

Nichteigenthümer, sondern auch das Eigenthum gegen den Eigenthümer schützte. Das klingt paradox, aber es ist wahr. Wenn der Eigenthümer nämlich nur verkauft, vertauscht, verschenkt oder sonstwie veräußert, so beschädigt er das Eigenthum nicht. Das letztere wechselt nur den Besitzer; und da es die Neigung hat, aus faulen in fleißige Hände, aus unfundigen in fundige überzugehen, — denn auch auf wirthschaftlichem Gebiete gehört der Kraft und dem Willen die Welt, und alle Utopisten werden daran auf die Dauer nichts ändern, — so steigt in der Regel die productive Kraft bei jedem Wechsel des Besitzers. Wenn aber der Eigenthümer auf das Eigenthum bleibende Lasten lädt, welche dessen Bewirthschaftung für alle Zukunft erschweren, so beschädigt er dasselbe, indem er dessen Productivkraft schwächt und seinen Werth vermindert. In jenem Falle handelt es sich bloß um das relative Verhältniß irgend eines Quidam, eines beliebigen, rein zufälligen Individuums zur Sache; der absolute Gehalt oder Inhalt des Eigenthums wird nicht angetastet; er geht ungechwächt und unverkürzt auf den Nachfolger über. In diesem Falle aber wird die Vollgewalt des Eigenthums naturwidrig verkümmert oder gespalten, indem entweder das Veräußerungsrecht (durch Familienfideicomisse oder Einverleibung des Guts in die vererbliche „todte Hand“ geistlicher Stifter und Corporationen) oder das Nutzungsrecht (durch Zehnten, Zins, Gülten u. s. w.) angetastet, oder indem sogar, wie es durch das Recht des Mittelalters geschah, nicht bloß dem Eigenthum, sondern sogar dem Eigenthümer eines bestimmten Grundstücks, als solchem, entweder irgend eine persönliche (nicht dingliche) Verpflichtung, die an und für sich dem Eigenthum ganz fremd ist, aufgeladen wird (wie Roboi, Frohnden, Reallasten) oder gar die persönliche Freiheit ganz oder theilweise (durch Hörigkeit, Leibeigenschaft u. s. w.) entzogen wird. Dadurch wird der Mensch zu einem Anhängsel der Sache. Das Eigenthum, bestimmt ein Segen zu sein, wird ein Fluch. Einer solchen „Organisation der landwirthschaftlichen Arbeitskräfte“ — so lautet ja wohl jener Euphemismus, der die mechanische Einwirkung durch den Stoc einen „Organismus“ nennt, wahrscheinlich weil der Stoc organisch „gewachsen“ und nicht fabricirt ist, — widerstrebte dem persönlichen Macht- und Freiheitstrieb des Römers. Sein Eigenthums-Begriff ist präcis und „vieredig“, wie seine Sturverfassung, starr und klar, stark und steif. Die Romantik rennt sich den Kopf ein an diesen scharfen Ranten. Zwischen dem Carbo und dem Dekumanus ist kein Platz für die üppigwuchernden Schlinggewächse jener „freien“ Entfaltung „reicher Mannigfaltigkeit“ des sinkenden Mittelalters, jener Zinsen, Renten, Gülten, Zehnten, jener Majorate und Fideicomisse, jener Leibeigenschaft und Hörigkeit, welche zwar das Bild bunt und die Zeichnung fraus machen — weit über die Kräfte des römischen Schachbrettes hinaus, — die aber den Stamm des Eigenthums ausaugen, entnerven und abschwächen, so daß nicht mehr „innen lebt die schaffende Gewalt“, die erforderlich ist, damit dieses Institut seine culturgeschichtliche Mission erfülle.

Wenn man die bis in die Gegenwart hineinspielenden Verkrüppelungen, diese rückschreitenden Metamorphosen des Eigenthumsbegriffs, welche dem Besizenden die Benutzung des Guts und den Genuß seiner persönlichen Freiheit beschränkten und dem Nichtbesizenden die Erwerbung des Grundeigenthums unmöglich machten, in Anschlag bringt, wenn man bedenkt, daß es in Italien Zeiten und Gegenden gab, wo drei Viertel des Grundeigenthums im Besitze der todten Hand und folglich unveräußerlich waren, so daß noch im Jahre 1607 Frä Paoli Sarpi schrieb: „Wenn man der Kirche und der todten Hand auch fernerhin die Freiheit des Erwerbes von Grundeigenthum, das durch diesen Erwerb unveräußerlich und dem freien Verkehr entzogen wird, unbeschränkt gestattet, so wird sie unzweifelhaft nach und nach sich aller Güter bemächtigen, und die Laien werden besitzlose Hörige der Geistlichkeit werden“: dann — aber auch nur dann — findet man es begreiflich, daß der weichherzige Beccaria, der verdienstvolle Bekämpfer der Todesstrafe, in seinem berühmten Buche: „*Dei delitti e delle pene*“ den elegischen Seufzer ausstößt, „das Eigenthum sei ein schreckliches, vielleicht nicht einmal nothwendiges Recht, das dem Unglücklichen nichts übrig lasse, als seine nackte Existenz.“ Freilich aus einer Nation, die zu Gunsten einer privilegierten Kaste auf das Eigenthum verzichtet, wird wenig, aber aus einer, die das Eigenthum nicht kennt, oder die es abschafft, wird garnichts.

Die Römer reinigten das Eigenthum von jeder Deformität. Sie stellten es in seiner ganzen juristischen Schönheit dar. Sie ließen Jedem zu zur freien Wettbewerbung darum. Statt die Untheilbarkeit zu proclamiren, statt Minimalgrenzen zu setzen, fixirten sie Maximalgrenzen für den Besiz des Einzelnen. Beides zwar ist verwerflich. Aber minder verwerflich ist die römische Begrenzung des Maximums, als unsere Untheilbarkeitserklärung durch Gesetz oder ex pacto et providentia majorum und unsere polizeiliche Begrenzung des Minimums. Das Minimum ist von der Natur begrenzt. Denn wenn, wie die Vertheidiger des Großgrundbesizes sagen, das Grundeigenthum „zu Staub zerrieben ist“, was geschieht? — Ei nun, ein spanisches Sprüchwort sagt: „Aus solchem Staub wird solcher Dreck,“ nämlich, wenn es regnet. Ist die Vertheilung zu weit vorgeschritten, so ballt bei erster Gelegenheit irgend ein Regen den Staub wieder zu Massen zusammen. Wenn die Stücke zu klein geworden sind, so daß „sie selber kein Ganzes bilden können“, so schließen sie sich von selber „als dienendes Glied irgend einem Ganzen an“. Aber das Grundeigenthum zu großen Massen zusammenballen und diese für untheilbar erklären, das führt zu jener Latifundienwirthschaft, die in der römischen Campagna aus blühenden Gärten trostlose vegetations- und wasserarme Hammel- und Büffelweiden gemacht hat, weil das päpstliche Rom weder, wie das alte Rom, das rechtliche Moment, noch auch wie die moderne Zeit das wirthschaftliche Moment in der Culturgeschichte zu würdigen wußte.

Das römische Recht, das heißt das Recht des alten Roms, schützte also

das Eigenthum selbst gegen den Eigenthümer; es kennt keinen Lehn- und Fideicommißverband, keine Renten und Zehnten, keine Reallasten und Frohnden, keine Leibeigenschaft. Ja, es kennt ursprünglich nicht einmal das Pfandrecht, sondern nur Servituten, nämlich Personal-Servituten, die mit dem Tode des Berechtigten erlöschen und also nur einen vorübergehenden Charakter hatten, und Prädial-Servituten, welche sich aus der bleibenden Beschaffenheit und dem dauernden Verhältniß zweier auf einander angewiesenen, meistens an einander grenzenden Grundstücke (*praedia confinia*) ergaben.

Ich will das Thema, das berührt zu haben mir genügt, hier nicht weiter ausspinnen, so groß auch gerade heut zu Tage die Versuchung dazu wäre, sondern gehe zu dem ferneren Lebenslaufe und den weiteren Werken Iherings über.

Zu erwähnen ist die Zeitschrift: „Jahrbücher für Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts“, welche Ihering seit 1856 herausgibt, früher in Gemeinschaft mit Gerber (damals Professor in Leipzig, jetzt Königlich sächsischer Cultusminister), jetzt in Gemeinschaft mit Dr. Joseph Unger in Wien und Dr. Otto Bähr in Kassel. Diese Zeitschrift hat sehr wesentlich zur Fortentwicklung unserer Rechtswissenschaft beigetragen, namentlich durch originelle und bahnbrechende Abhandlungen der vier genannten Herausgeber.

Es fehlt mir der Raum und die Zeit, alle juristischen Werke Iherings zu besprechen. Ich begnüge mich damit, folgende einfach anzuführen: 1) „Das Schuldmoment im römischen Privatrecht“ (1867); 2) „Zur Lehre vom Besitz“ (1868); 3) „Der Grund des Besitzschutzes“ (1869 und seitdem wiederholt aufgelegt); 4) „Die Jurisprudenz des täglichen Lebens“ (1870 und später II. Auflage); und gehe über zu den beiden Werken, welche weit über die fachwissenschaftliche Welt hinaus Beifall, Widerspruch und unter allen Umständen Beachtung gefunden haben.

Es sind dies erstens: „Der Kampf ums Recht“ (zuerst 1872 und dann in sechs oder sieben weiteren Auflagen erschienen) und zweitens: „Der Zweck im Recht“, erster Band 1877 (seitdem zweite Auflage) zweiter Band 1883.

Zuvor muß ich noch ein wenig Biographie einschalten:

Das Werk „Der Geist des römischen Rechts“ machte überall, wo deutsche Wissenschaft gepflegt wird, wohlverdientes Aufsehen. Es war auch der Hauptanlaß, daß Ihering 1868 einen Ruf an die Hochschule Wien erhielt, den er annahm. Er trat die Professur dort etwa gleichzeitig mit Schäffle an, der aus Schwaben dorthin berufen wurde, nachdem er im Zollparlament oder wenigstens aus Anlaß desselben eine scharfe parlamentaristische Opposition gegen die damalige deutsche Politik gemacht hatte. Ein sehr urtheilsfähiger, österreichischer Gelehrter sagte mir später: „Der Norddeutsche, der Ostrieße, gefiel uns Allen; der Süddeutsche, der Schwab, gar nicht; von dem Norddeutschen hatte man einen trockenen, von dem Süd-

deutschen einen lebhaften Vortrag erwartet; das Gegentheil unserer Erwartungen traf ein; Schäßle spann auf dem Statheber einen schier endlosen Faden: löschpapierene Abstractionen noch im alten Hegel'schen Dreitact; Jhering dagegen übte durch seine Vorträge eine mächtig anregende Wirkung; von ihm konnte man sagen: „Pectus est quod disertum facit!“

Jhering wurde in Oesterreich nobilitirt und überhäuft mit Ehren, Würden und Anerkennung. Gleichwohl kehrte er zurück nach seiner deutschen, nach seiner norddeutschen, nach seiner hannoverschen Heimath. Er nahm 1872 einen Ruf nach Göttingen an.

Wie kam das?

Ich kann die Beweggründe in seinem Herzen nicht lesen. Ich halte mich an seine Werke; und da finde ich denn einige Indicien, welche den Schluß gestatten, daß es ihm auf die Dauer in der schönen leichtlebigen geräuschvollen Kaiserstadt an der Donau und in dem bunten Durcheinander von allen möglichen und unmöglichen Völkern auf die Dauer doch nicht recht mehr behagte. Nicht etwa, daß er, wie der pathetische Schiller, von einer „Stadt der Phäaken“, oder, wie der mißmuthige Grillparzer, von einem „Capua der Geister“ gesprochen hätte, — denn das ist Wien, auch wenn es einmal so gewesen wäre, schon lange nicht mehr — aber recht heimisch konnte er doch nicht da werden und „es gewöhnt“ sich nicht sein Geist hierher“. Als sich in Deutschland die großen Ereignisse von 1870 vollzogen, da fühlte er Heimweh. Er wollte mitwirken für die nationale Einheit. Er sah in Oesterreich düstere Wolken aufsteigen. Dort drängte Alles zu dem riesigen Kampfe, in dem auch er nicht neutral bleiben konnte und wollte, und der doch nicht der seinige war. Und so ging er, von dem glänzenden Centralpunkte Wien nach der bescheidenen niederdeutschen Provinzialstadt Göttingen, von der Stadt der Paläste nach der Stadt der niedersächsischen Holzbauten, deren einfache Häuser die offenen Fenster nach Außen strecken, als wenn sie von bannen fliegen wollten.

Am 11. März 1872 hielt er in der Wiener juristischen Gesellschaft einen Vortrag über den Kampf um's Recht, der ungeheure Sensation machte. Es war sein Wiener Schwanengesang. Mit berebten und zündenden Worten mahnte er, anknüpfend an die Verse:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:

Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben,

Der täglich sie erobern muß,“

Jedermann und die ganze Nation, niemals irgend Etwas von seinem Rechte zu vergeben; „der Kampf um's Recht“ sei eine Pflicht, nicht nur eine Pflicht des Berechtigten gegen sich selbst, sondern auch eine Pflicht gegen das Gemeinwesen.“

Im Juli 1872, als er sich anschickte Wien zu verlassen, publicirte er seinen Vortrag nicht ohne den Ausdruck „der freudigen Hoffnung, daß der Kampf um's Recht, den Oesterreich durchzukämpfen berufen sei, in den Reihen seiner Wiener Freunde manchen tapferen Kämpfer finden werde; dies sei der beste Wunsch, mit dem er von Oesterreich scheide“.

Aber in dem Vortrage selbst hatte er schon auf das Nachdrücklichste betont, daß „gerade der Ort, wo wir leben“ (Wien) den besten und anschaulichsten Beleg dafür biete, daß vielfach eine dem Kampf um's Recht abgünstige Auffassung herrsche, welche er schildert mit folgenden Worten:

„Soll ich einmal die entgegengesetzte Anschauung in möglichster Schärfe zeichnen, so würde sie etwa so lauten. Was hat die Sache, die mein ist, mit meiner Person zu schaffen? Sie dient mir als Mittel für meine Zwecke, ein Mittel des Genusses, des Erwerbes, des Lebensunterhaltes, aber so wenig es eine sittliche Pflicht für mich ist, viel Geld zu erwerben, so wenig kann es als solche gelten, wegen einer Bagatelle einen Proceß zu beginnen, der ein schweres Geld kostet und meine Behaglichkeit stört. Das einzige Motiv, das mich bei der rechtlichen Behauptung des Vermögens zu leiten hat, ist dasselbe, das mich bei dem Erwerb und der Verwendung desselben bestimmt: mein Interesse — ein Proceß um Mein und Dein ist eine reine Interessenfrage.

„Und was sollen wir dieser Art von Betrachtung der Eigenthumsfrage entgegensetzen? Ich erblicke darin nur ein Symptom der leichten Art, wie vielfach das Vermögen erworben wird, der Entfernung des Eigenthums von seinem historischen und sittlichen Ursprung: der Arbeit. Nur an dieser seiner Quelle ist es klar und durchsichtig bis auf den Grund, aber je weiter es sich von ihr entfernt und weiter abwärts in die Regionen des leichteren und mühelosen Erwerbs gelangt, desto trüber wird es, bis es endlich im Schlamm des Börsenspiels und Actienschwindels jede Spur von dem, was es ursprünglich war, verloren hat. An einer solchen Stelle, wo jeder Rest von der sittlichen Idee des Eigenthums abhanden gekommen ist, kann freilich von einem Gefühl der sittlichen Pflicht der Vertheidigung nicht mehr die Rede sein; für den Eigenthumsfönn, wie er in Jedem lebt, der sein Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen muß, fehlt es hier an jeglichem Verständniß. Das Schlimmste daran ist leider das, daß die durch derartige Gründe erzeugte Stimmung und Gewohnheit des Lebens sich nach und nach auch auf solche Kreise ausdehnt, in denen sie sich ohne den Contact mit jenen spontan nicht erzeugt haben würde. Einen interessanten Beleg dazu bieten unsere kleinen deutschen Universitätsstädte (Shering kannte Cassel, Rostock, Kiel und Gießen aus eigener Anschauung) dar, die vorzugsweise von den Studierenden leben. Die Stimmung und Gewohnheiten der Letzteren in Bezug auf das Geldausgeben theilt sich unwillkürlich auch der bürgerlichen Bevölkerung mit.“

Wie deutlich tritt uns hier der zähe Rechtsfönn des niederfächsischen Bauern und die gegentheilige Auffassung entgegen.

Der deutsche Bauer hat eine sprichwörtliche Redensart, welche ihm befiehlt, daß er, um sein Recht zu erjagen, das beste Pferd aus seinem Stalle auf das Spiel setze.

In Ungarn dagegen erlebte ich Folgendes: Einem Grundherrn, bei dem ich Gast war, meldete sein Inspector, in der vorigen Nacht seien 7 Pferde, 3 Maass-Döfzen und 10 Schweine von der Weide gestohlen und gen Westen getrieben worden. „Soll ich Anzeige beim Stuhlrichter machen?“ fragte der Inspector.

„O nein, hole eben so viel weg bei dem Nachbar im Osten, der mag sich dann anderweitig helfen.“

Das ist der faule Friede, der das Unrecht dem Kampf um das Recht vorzieht.

So viel Beifall Jherings Vortrag fand, so wurde ihm doch Seitens jener der Euthanasie huldigenden Quietisten entgegengehalten, er befördere die Proceßsucht. „Alle diese friedlichen Einwendungen,“ replicirt Jhering in der „Göttingen, 9. October 1872“ datirten II. Auflage, „kann ich einfach damit abthun, daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, dem Streit und Unfrieden als solchem das Wort zu reden, sondern daß ich sehr bestimmt und genau die Voraussetzungen bezeichnet habe, unter denen ich das Entstehen der Person für ihr gutes Recht als einen Act persönlicher Selbsterhaltung erfordere. Daß die Bethätigung dieser von mir postulirten Gesinnung für unser Rechtsleben die Gefahr einer Vermehrung der Proceßse in sich schließe, würde mich, wenn es in Wahrheit zu besorgen stände, an sich noch nicht irre machen, denn es scheint mir doch immerhin wünschenswerther, daß das Recht triumphirt, wenn auch um den Preis eines Proceßses, als daß der Proceß unterbleibt, aber das Unrecht siegt. Eine Amputation ist gewiß ebenjowenig eine Annehmlichkeit wie ein Proceß, aber wo sie nöthig, immer noch besser als der kalte Brand und der Tod, und mit demselben Recht, mit dem man mir einwenden könnte: Deine Theorie vermehrt die Proceßse, könnte man die größere Zahl von Amputationsfällen, die sich für unsere heutigen Kriege im Vergleich zu denen früherer Jahrhunderte und wilder Völker constatiren läßt, der heutigen Chirurgie zum Vorwurf anrechnen. Amputationen und Proceßse sind Mittel zum Zweck; wo sie nöthig sind, ist es immer noch besser, sich zu ihnen zu entschließen, als aus Angst vor ihnen sein Leben und sein gutes Recht preisgeben. Die Aufgabe kann nicht sein, sie selber, wo sie einmal geboten sind, zu vermeiden, sondern einmal den Anlässen zu ihnen möglichst vorzubeugen und zweitens die Voraussetzungen, unter denen sie indicirt sind, wissenschaftlich genau festzustellen. Letzteres hat meine Schrift versucht, daneben aber glaubt sie auch der ersteren Rücksicht gerecht geworden zu sein, denn gerade diejenige Gesinnung, welche sie predigt: Das muthige Entstehen für das eigene Recht, ist die wirksamste und sicherste Garantie gegen die Willkür, und ich lebe der Ueberzeugung, daß die allgemeine und energische Bethätigung derselben, weit entfernt, die Zahl der Unrechtsfälle und damit der Proceßse und Anlässe zu vermehren, dieselbe umgekehrt vermindern dürfte.“

So viel über den „Kampf um's Recht“.

Eine ausführliche Besprechung des noch unvollendeten umfangreichen Buches „Der Zweck im Recht“ muß ich mir für ein ander Mal versparen. Das tiefgreifende Werk ist zu bedeutend und zu eigenthümlich, um mit ein paar Worten abgethan werden zu können.

Ich kann von Herrn von Ihering nicht Abschied nehmen, ohne ihm den dringenden Wunsch an das Herz zu legen, er möge über „den Zweck im Recht“ den „Geist des römischen Rechts“ nicht vergessen, der gerade mitten in der interessantesten Untersuchung in's Stocken gerathen und dessen Fortsetzung und Beendigung mit mir Tausende deutscher Juristen mit Spannung erwarten.

Aber freilich, wer vermag es, einem so reichen, so vielfach angeregten und anregenden, so häufig bahnbrechenden und so selten regelrechten Genius Schranken vorzuschreiben oder Zwang aufzuerlegen?





Genie und Wahnsinn.

Eine psychologische Untersuchung

von

Dr. Paul Kadelstok.

— Breslau. —

II.

Warin besteht nun das Wesen der Aehnlichkeit zwischen Genie und Wahnsinn? Welche Berührungspunkte bieten diese scheinbar so verschiedenen Zustände? Was für körperliche und geistige Eigen-
thümlichkeiten hat der bewunderte Held im Reiche des Geistes gemein mit dem Mitleid erregenden Kranken?

Genie und Wahnsinn basiren beide auf einer erhöhten Reizbarkeit, bezw. Ueberreizung des Gehirns. Mit jeder geistigen Anstrengung sowie mit jedem Affect ist eine Reizung des Gehirns verbunden, deren häufige Wiederholung immer mehr eine dauernde Zunahme der Reizbarkeit zurückläßt und endlich die Seelenstörung herbeiführen kann. Diese Reizbarkeit wird durch Veränderung der Blutcirculation hervorgerufen; der geistig scharf beschäftigte und angestrengt arbeitende Mensch fühlt ebenso wie der in Zorn und Wuth gerathende eine Hitze des Kopfes, die durch allzu reichlichen Blutandrang verursacht wird. Mosso hatte Gelegenheit, Leute zu beobachten, bei denen in Folge von Schädelverletzungen das Gehirn sichtbar war; er fand, daß bei Gemüthsbewegungen sowohl als bei intellectuellen Anstrengungen ein Zufluß des Blutes zum Gehirn stattfindet und dessen Volumen sich vergrößere, während gleichzeitig das des Armes und der äußeren Organe sich verringere. Und zwar wurde diese Veränderung der Circulation um so beträchtlicher, je größer die mit der geistigen Arbeit verbundene Anstrengung war. Im Schlaf verminderte sich der Blutdruck nach dem Gehirn, je mehr sich derselbe vertiefte; während der Träume dagegen, auch wenn sie von anderen Personen durch Aussprechen von Namen dem Schläfer willkürlich

verursacht wurden, zeigte sich dieselbe Erscheinung wie bei geistiger Arbeit im Wachen, nur in geringerem Grade. Andererseits hat man darauf hingewiesen, daß Veränderungen des Pulschlags alle Formen der geistigen Störung begleiten und dieselbe oft als früheste Symptome verrathen. Gehirn-erkrankungen, Seelenstörungen treten häufig als Folgen von Herz- und Gefäßerkrankungen auf; Hirncongestionen leiten in vielen Fällen die Paroxysmen der Tobsucht u. s. w. ein und begleiten dieselben, und Blutüberfüllung des Gehirns bildet nicht selten den anatomischen Befund nach frischen Fällen von Irresein.

Wenn demnach alle Menschen, die großen geistigen Anstrengungen längere Zeit ausgesetzt sind, sich in Gefahr befinden, allmählich in Seelenstörung zu verfallen, so besonders diejenigen, welche eine hohe Begabung besitzen, da mit diejer Anlage eben ein unüberwindlicher Drang zu steter intellectueller Beschäftigung verbunden ist. Geistige Frühreise, welche sich oft bei Genies findet, basirt auf nervöser Grundlage, und die anhaltende Uebung der Geistessthätigkeit im jugendlichen Lebensalter, wie sie die Frühreise erfordert und zur Folge hat, vergrößert diese constitutionelle Nervosität.

Der Irrenarzt Schüle weist ferner auf folgenden Punkt hin. Mit der höheren Intelligenzstufe trifft meist ein im Verhältniß zur Körpergröße vermehrtes Hirngewicht zusammen. „In gleicher Weise gehen auch Geisteskrankheiten mit Aenderungen des Hirngewichts in bemerkenswerthester Weise Hand in Hand.“ Nach Meynerts Untersuchungen verbinden sich die primären Krankheitsformen mit größerem Hirngewicht, und der Zeitfolge der Irreseinsstadien entspricht eine absteigende Scala desselben; beim Blödsinn zeigt sich Gewichtsabnahme. Ebenso machen die Reizungserscheinungen allmählich Lähmungssymptomen Platz, indem dieselben Ursachen, welche anfänglich erregend auf das Nervensystem wirkten, nach und nach die Leistungsfähigkeit desselben schwächen und vernichten.

Moreau geht etwas zu weit, wenn er die Genialität für eine Nervenkrankheit, *névrose* erklärt, denn die abnormen Erscheinungen treten in der eigentlichen Krankheit doch schärfer hervor. Sonderbar ist aber der Einwurf Hagens: wenn die Reizung des Gehirns in der psychischen Krankheit größer sei als beim Genie, so stehe der Geisteskranke über diesem! Das Genie kann als Vertreter der höchsten normalen Geistessthätigkeit die größte Achtung und Bewunderung genießen, beim Ueberschreiten einer gewissen Grenze aber in Geisteskrankheit verfallen, und dann zum Gegenstand des Mitleids werden. Findet man ja doch die Sprüche, daß die Extreme sich berühren, und daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, so ungeheuer oft angeführt!

Vom physiologischen Gesichtspunkt aus betrachtet, besteht das Wesen der Genialität in einer höheren centralen Reizbarkeit, welche die Geistessthörung begünstigt, und durch Mitwirken anderer Momente dazu führen kann, während sie ohne dieses Mitwirken ein Mittelglied zwischen den eigentlich normalen

und anerkannt abnormen geistigen Functionen bildet. Sind doch Gesundheit und Krankheit nicht streng von einander geschiedene Zustände, sondern sie gehen in einer Menge von feinen, unmerklichen Abstufungen allmählich in einander über; es giebt ein großes Mittelgebiet von Störungen, und Niemand vermag genau den Punkt zu bestimmen, wo die Vernunft sich zur Unvernunft verkehrt.

Laßt uns nun die psychologischen Aehnlichkeiten und Berührungspunkte näher in's Auge fassen, welche die eben aufgestellte Ansicht näher beleuchten und bestätigen werden. Es stehen uns hier zahlreichere Thatfachen zu Gebote als auf physiologischem Gebiete, und ihre Besprechung dürfte auch denjenigen unter den geneigten Lesern, welche derartigen Forschungsgegenständen und Untersuchungen ferner stehen, verständlich sein.

Das Genie zeigt eine erhöhte Sensibilität in der Sphäre seiner Anlagen und seines Schaffens. Begabte Musiker und Maler besitzen eine große Schärfe in der Auffassung und Unterscheidung von einzelnen Tönen und Farben, die sich auf gute Naturanlage und sorgfältige Ausbildung des betreffenden Sinnesorgans gründet. Wissenschaftliche und praktische Genies haben eine scharfe Auffassungsfähigkeit für Alles, was auf dem Gebiete ihrer Thätigkeit liegt, und reagiren hier auf Anlässe, welche anderen Menschen unbedeutend, ja nichtig erscheinen, unverhältnißmäßig stark. Lebhaftes Gefühl und starke Affecte werden leicht erregt.

In Bezug auf die Geistesstörung hebt Griesinger nun auch die vollständig veränderte Reaction gegen die Außenwelt hervor. „Alles erscheint dem Kranken anders, weil er sich selbst zu jedem psychischen Eindrucke anders verhält, weil er gänzlich anders empfindet und in seiner gesteigerten Empfindlichkeit Alles auf sich bezieht. Man hält es mit Recht für krankhaft, wenn der Mensch ohne alle äußere Motive in Traurigkeit versinkt oder in laute Fröhlichkeit ausbricht, oder wenn zwar ein äußerer Anlaß gegeben ist, das Individuum aber in ganz übermäßig heftiger und lange andauernder Weise davon afficirt wird.“ — Aber das Gesetz von dem Gleichgewicht der Kräfte gilt auch hier: ist die Reaction nach dieser Richtung hin stärker, so ist sie nach jenen gleichzeitig schwächer. Bei Weitem die meisten Genies sind in Folge der Concentration ihres Denkens auf besondere Gebiete einseitig; ein Theil der Kraft, welche hier verwandt wird, geht für die Fähigkeit der Verarbeitung anderer Eindrücke verloren. Äußere Ereignisse, Gedanken und Interessen, welche den Geist und das Gefühl anderer Menschen erregen, wirken auf das Genie oft gar nicht, oder nur wenig, sobald sie dem Felde seines Denkens und Schaffens fern liegen. Der in Bezug auf theoretische Geistesarbeit als Koryphäe angestaunte und bewunderte Gelehrte verfällt nicht selten dem Spott unebenbürtiger Mitmenschen, wenn er in Dingen des praktischen Lebens Ungeschicktheit und langsame Fassungskraft zeigt. Newton wurde von der Universität Cambridge in das Parlament gewählt, spielte aber daselbst nur eine unbedeutende Rolle; in eine Commission gewählt,

konnte er sich nicht verständlich machen, verstummte zuletzt ganz, und sein Benehmen bei dieser Gelegenheit wird von Biot als kindisch beschrieben. Der berühmte Mathematiker Laplace zeigte sich ebenfalls zu politischer Thätigkeit sehr wenig befähigt.

Es ist hier nicht der Ort, auf die zahlreichen Anekdoten näher einzugehen, welche über die Zerstreuung hervorragender Geister in Umlauf sind, wo dieselben auf äußere Eindrücke gar nicht, oder in einer falschen, ihrer eigenen Gedankenrichtung, aber nicht den sonstigen Verhältnissen entsprechenden, und deshalb für Andere lächerlichen Weise reagirten; praktische Menschen können bei Beobachtung von theoretischen Genies bemerken, daß sie zuweilen auch hierin Großes leisten. Esquirol wies bereits auf das Krankhafte dieser Zerstreuung hin, als er sie einen „*état cataleptique de la pensée*“ nannte, und Manches, was man von Newton u. A. berichtet, liegt nicht weit ab von den Reden, Handlungen und Zuständen, welche auf Geistesstörung hindeuten. In der That zeigt die Geistesstörung, in welcher fixe Ideen die äußeren Eindrücke nach sich umdeuten und so falsche Reactionen veranlassen, oder, wenn die Eindrücke sich nicht assimiliren lassen, die Reaction verhindern, eine gewisse Aehnlichkeit mit der Zerstreuung. Auch der Zerrfönnige, besonders der Melancholische, findet sich in der wirklichen Welt nicht mehr ganz zurecht; seine psychische Energie concentrirt sich auf seine krankhaften Stimmungen und Wahnvorstellungen; er geht schnell und leicht auf das ein, was diesen gemäß ist und sie zu bestätigen scheint, während er für andere Eindrücke taub bleibt. Das theoretische Genie lebt vorzugsweise in der Welt seiner subjectiven Gedanken, der Träumende wird durch seine phantastischen Traumvorstellungen und der Geistesranke durch seine fixen Ideen der wirklichen Welt entrückt und glaubt sich in eine neue versetzt, die er sich selbst durch seine psychische Thätigkeit aufbaut: sie alle reagiren besonders auf solche äußere Eindrücke, welche diese subjective Welt nicht zerstören, sondern sie weiter ausbauen, begründen und erklären.

Die Macht der Erinnerungsbilder und Phantasievorstellungen ist denn auch beim Genie, ähnlich wie beim Träumenden und Geistesranken, oft eine so starke, daß sie der unmittelbarer realer Eindrücke gleichkommt. Goethe erzählt von sich selbst: „Ich hatte die Gabe: wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich aus einander, und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig wie die Rosetten der Wildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte sie so lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe konnt' ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierrath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher denn ebenfalls aus der Mitte gegen die

Peripherie sich immerfort veränderte, völlig wie die in unsern Tagen erst erfundenen Kaleidostope.“ Wie leicht eine solche Gabe in das Krankhafte einer eigentlichen Sinnesstörung übergehen kann, lehrt die früher angeführte Sinnesstörung Goethes selbst. Bei großen Musikern und Malern erreichen die Erinnerungs- und Phantasievorstellungen eine ganz außerordentliche Intensität. Mozart schrieb bereits als Knabe das viestimmige, von Allegri componirte Miserere aus der Erinnerung auf und zeigte auch später ein wunderbares Gedächtniß für eigene und fremde Compositionen. Der Biograph Zahn sagt von seiner künstlerischen Begabung: „Mit der Kraft, ein musikalisches Kunstwerk im Ganzen und im Einzelnen innerlich wie in einem Bilde klar anzuschauen, paarte sich ein außerordentliches Gedächtniß, das so Angesehene festzuhalten.“ Manche Maler haben die Fähigkeit, nach längerem Betrachten eines Modells dasselbe aus dem Gedächtniß malen zu können. Abercrombie führt an, daß ein Maler rein aus der Erinnerung ein Gemälde von Rubens copirte, und daß die Copie, neben das Original gestellt, schwer von diesem selbst zu unterscheiden war. Der berühmte Schauspieler Talma erzählte einst dem Künstler Langlois, mit welchem er eng befreundet war, daß er, wenn er auf die Bühne trete, die Kraft habe, in seiner Phantasie sich die Kleider seiner Zuschauer hinwegzudenken und lehtere sich als bloße Stelette vorzustellen; diese phantastische Vorstellung von derartigen sonderbaren Zuschauern gebe seinem Spiele zuweilen die wunderbare Kraft, welche man anstaune. Dichter weinen oft über die Geschöpfe ihrer Einbildungskraft und verfolgen das Schicksal ihrer Helden und Heldinnen, als ob dieselben Leben hätten: dies wird von H. von Kleist, Dumas u. v. A. berichtet. Als Goethe einst die von ihm selbst gedichtete schöne Scene zwischen Hermann und seiner Mutter unter dem Birnbaum zum ersten Mal im Schiller'schen Kreise vorlas, quollen ihm die Thränen hervor; „so schmilzt man bei seinen eigenen Kehlen,“ sagte er, indem er sich die Augen trocknete.

Derartige Erinnerungs- und Einbildungsvorstellungen zeigen bereits eine große Ähnlichkeit mit der eigentlichen Sinnesstörung, wenn sie nur momentan auftreten und wieder verschwinden; in manchen Fällen treten sie jedoch öfter wiederholt und länger auf, besiegen allmählich den Willen, von dem sie früher beherrscht wurden, und führen zum vollständigen Irrsinn. Brierre de Boismont erzählt folgenden Fall. Ein begabter Maler vermochte es, in einem Jahre 300 große und kleine Porträts zu malen. Er ließ nämlich die einzelnen Personen nur eine halbe Stunde Modell sitzen, stellte dann die Leinwand bei Seite und malte später das Porträt aus dem Gedächtniß fertig, indem er die Personen vor sich sitzend dachte. Allmählich verlor er die Unterscheidung zwischen der gedachten, eingezeichneten Gestalt und der Wirklichkeit, wurde wahnsinnig und kam in ein Irrenhaus, wo er 30 Jahre blieb. Schüle berichtet: „Ich beobachtete einen Maler, welcher alle 4 bis 6 Wochen unter flugionären Kopffhyperämien wandernde Landschaftsbilder in

kaleidoskopischem Nach- und Durcheinander an seinem innern Blickfeld vorüberziehen sah. Anfangs schaute er denselben mit Interesse zu, bald aber wurde er übersättigt und schließlich dieser Zwangsgalerie so überdrüssig, daß er zu allen möglichen schmerzlichen Ableitungen (Bindenlassen der Arme und Füße) griff.“

In Folge der erhöhten Reizbarkeit des Gehirns gewinnen Phantasievorstellungen sinnliche Lebendigkeit; daher hatten auch viele hervorragende Geister eigentliche Sinnesstäuschungen, welche den zu ihrer Zeit herrschenden Anschauungen gemäß waren und meist der Sphäre angehörten, in welcher sie vorzugsweise dachten und arbeiteten.

Goethe schildert uns noch eine andere Gabe, die er besaß. Wo er von den Eigenthümlichkeiten des „Verfassers“ seiner Dramen spricht, sagt er: „Gewöhnt, am liebsten seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das einsame Denken zur geselligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weise. Er pflegte nämlich, wenn er sich allein sah, irgend eine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich zu rufen. Er bat sie, nieder zu sitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der ihm eben im Sinne lag. Hierauf antwortete sie gelegentlich, oder gab durch die gewöhnliche Mimet ihr Zu- und Abstimmen zu erkennen; wie denn jeder Mensch hierin etwas Eigenes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, dasjenige, was dem Gaste zu gefallen schien, weiter auszuführen, oder was derselbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu bestimmen, und gab auch wohl zuletzt seine These gefällig auf. . . . Jene Wertherschen Briefe haben nun wohl deshalb einen so mannigfaltigen Reiz, weil ihr verschiedener Inhalt erst in solchen ideellen Dialogen mit mehreren Individuen durchgesprochen worden.“ Diese Fähigkeit besitzt in höherem oder niederem Grade wohl jeder Dichter, der in den Helden Theile seiner eigenen Persönlichkeit schildert und verkörpert, und diese mit einander in Verkehr oder in Kampf treten läßt.

Wie in oben beschriebenen Erscheinungen einzelne Vorstellungen, so erreichen hier ganze Gruppen von Vorstellungen die Stärke unmittelbarer äußerer Eindrücke. Ein Theil des psychischen Lebens wird von der eigenen Seele getrennt, objectivirt und ihr gegenübergestellt, so daß eine Spaltung der Persönlichkeit eintritt. Daselbe finden wir im Traum, in den Delirien und im Irzinn. Der Träumende und Geisteskranke unterhält oder streitet sich mit eingebildeten Personen, die Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein sind, und doch oft mehr Klugheit und Witz zeigen als er selbst; er wird von ihnen in der Disputation besiegt oder muß ein Examen vor ihnen ablegen, er erhält von ihnen Belehrungen oder gar Offenbarungen. Diese Eigenthümlichkeit des wachen, gesunden Geisteslebens ist jedoch der im krankhaften Zustand nicht nur ähnlich, sondern sie vermittelt auch zuweilen den Uebergang in letzteren, indem der Wille allmählich besiegt und der Mensch die Geister, die er früher rief, nicht wieder los wird. Vriette de

Boismontr sagt, daß Leute, die gern Monologe halten und sich mit anderen Personen zu unterhalten glauben, besonders zu Sinnesstärkungen disponirt sind, und berichtet Folgendes. Der Engländer Wigan kannte einen sehr intelligenten und liebenswürdigen Menschen, der die Macht besaß, sein eigenes Bild vor sich zu sehen. Er lachte anfangs herzlich über die Erscheinung seines Eibolon, welches ebenfalls immer zu lachen schien; aber es hatte bellagenswerthe Folgen. Das Bild fing an, sich mit ihm zu streiten und ihn zu demüthigen; endlich wurde er von Lebensüberdruß ergriffen und beschloß, kein neues Jahr zu beginnen. Er erschöpfte sich in der Nacht des 31. December, während die Uhr die zwölfte Stunde schlug.

Der Verlauf der Vorstellungen ist bei der Geistesstörung verlangsamt in der Melancholie, welche in den meisten Fällen das Anfangs-, in manchen auch das Endstadium der Krankheit bildet. Im Exaltationszustand dagegen zeigt sich ein schneller Wechsel der Vorstellungen und Stimmungen, der zur Ideenflucht führen kann, wo die Vorstellungen so hastig vorüberzagen, daß es überhaupt nicht mehr zu einer logischen Verbindung derselben kommt. Beim Genie ist der Gedankenfluß ein langsamer in Dingen, die dem Kreise seiner Thätigkeit fern liegen, ebenso in der Thätigkeit selbst beim Beginn derselben, sowie in Erschöpfungsperioden nach längerer oder anstrengender Geistesarbeit. Auf dem eigentlichen Höhepunkte des Schaffens dagegen fließen die Gedanken in reichster, oft überreicher Menge herzu und bieten sich der Verbindung dar, so daß einerseits bei Aeußerung derselben der mittelmäßig Begabte nur mit großer Mühe zu folgen vermag, andererseits hier Gedanken erzeugt werden, die wegen ihrer raschen Folge erst in einem ruhigeren Zustande zur Aufzeichnung, weiteren Ausarbeitung und Begründung durch methodische Beweisführung gelangen können.

In Betreff der Verbindung der Vorstellungen wird man leicht geneigt sein, zu sagen, daß die Gedanken des anerkannten Genies, von denen große Weltbewegungen, neue Epochen in der Weltgeschichte, der Wissenschaft und der Kunst ausgingen, himmelweit verschieden sind von den Gedanken eines Irrsinnigen, und daß die Vergleichung derselben mit einander ein sehr gewagtes Unternehmen ist. Und doch bieten sie dem wissenschaftlichen Forscher gewisse Aehnlichkeiten! Auch hat wohl mancher Mensch, der nicht mit großer psychologischer Beobachtungsgabe ausgestattet war, diese Aehnlichkeit herausgefühlt, ehe das Genie zur allgemeinen Anerkennung gelangte und der ungeheure Werth seiner Gedanken in der Culturgeschichte festgestellt war; Viele haben bei der ersten Rundgebung solcher Ideen den Kopf geschüttelt und bei sich gedacht, oder das Urtheil laut geäußert: dieser Mensch ist verrückt! Zeigen doch die Gedanken des Genies wie die des Geistesgestörten gewisse Abweichungen und Verschiedenheiten von den Verbindungen einzelner Vorstellungen, wie sie die geistig gesunden Tugendmenschen schablonenhaft herzustellen pflegen: sie haben im Vergleich mit diesen etwas Sonderbares, Ungewöhnliches, Originelles. Das Genie und der Irrsinnige finden bei der

Zergliederung und Combination der Vorstellungen und deren Elemente Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten, die der gewöhnliche, geistig mittelmäßige Mensch nicht erkennt.

Bei der weit fortgeschrittenen Geistesstörung kommt es nicht mehr zu ausgedehnten logischen Verbindungen, sondern die weniger vom Willen gelenkten Associationen erlangen immer mehr das Uebergewicht über die apperceptiven, durch die innere Willenshätigkeit der activen Aufmerksamkeit beherrschten Verbindungen, und zertrümmern selbst die äußere grammatische Form des Gedankens; unter den Associationen spielen zuweilen die äußerlichsten, die bloßen Wortassociationen, eine bedeutende Rolle. Ist die Störung aber von geringerem Grade, so zeigt sich die logische Denktätigkeit noch wirksam, und frei aufsteigende, oder äußeren Eindrücken entspringende Associationen veranlassen den Kranken nur zu auffallenden Gedankenprüngen und Combinationen. Der Exaltationszustand zeigt dann bei reichem und schnellem Gedankenflusse eine ungewöhnliche Beredsamkeit und Reckheit im Urtheil, eine Neigung zu Reimen, geistreichen und heißen Witz und Wortspielen. Längst eingeschlafene Erinnerungen werden wieder wach, und Tobjüchtige können lange Lieder hersagen, die sie vor der Krankheit nicht mehr auswendig wußten; der Kranke äußert zuweilen Gedanken, die während der Gesundheit über seinen Horizont gingen. Griesinger erwähnt eine weibliche Tobjüchtige, welche gewisse ganz leise Thierähnlichkeiten menschlicher Physiognomien treffend hervorhob.

Der Witz beruht auf dem Herausfinden von versteckten Aehnlichkeiten, welche gewisse Vorstellungen in einzelnen Elementen haben. Durch plötzlich und fast unwillkürlich auftauchende Aehnlichkeiten wird auch das Genie zu neuen großen Ideen geführt und zu bewundernswerthen Schöpfungen angeregt. Alfieri suchte sich einst von den Fesseln einer unwürdigen Liebe dadurch zu befreien, daß er sich gewaltsam zwang, zu Hause zu bleiben, und die Tragödie „Cleopatra“ schrieb; es kam ihm nämlich nach seinen eigenen Worten „schnell wie der Blitz“ die Aehnlichkeit seiner Situation und der des Antonius in den Sinn, und er enthüllte so in dem Stück die Leidenschaften seiner eigenen Seele. Goethe sagt in Bezug auf die Abfassung von Werthers Leiden: „Jerusalems Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Beschaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Aehnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt.“ In Mozarts Seele wurde durch die Empfindung und das Gefühl, welche der Anblick schöner Gegenden erregte, eine musikalische Idee wachgerufen, die der berühmte Componist dann zu fixiren und weiter auszuführen suchte. Als der große Mathematiker Newton in ländlicher Abgeschiedenheit lebte, trat

plötzlich beim Fall eines Apfels im Garten zu Woolsthorne die Aehnlichkeit der diese Erscheinung verursachenden Kraft und der, welche die Planeten ihre Bahn um die Sonne und die Trabanten um die Planeten ziehen läßt, lebhaft vor seine Seele; dadurch zu weiterem Nachdenken veranlaßt, fand er das Gravitationsgesetz, welches er dann wissenschaftlich begründete.

Bei der Conception genialer Gedanken spielen also wie in der Geistesstörung die Associationen eine bedeutende Rolle, speciell die Assimilationen, wo durch eine neu in das Bewußtsein eintretende Vorstellung, meist eine unmittelbare Sinnesvorstellung, eine frühere, ihr ähnliche reproducirt wird, und wo nun diese beiden Vorstellungen zu einer einzigen verschmelzen. Doch wie? Bei der geistigen Arbeit des Genies soll nicht die durch die innere Willensthätigkeit, die active Aufmerksamkeit, geleitete und beherrschte, logische Denkweise die vorwaltende sein, sondern die unwillkürliche, associative, welche bei allen Menschen im Zustande der Erschöpfung und im Traum die herrschende ist? Sind uns nicht die Arbeiten großer Mathematiker und Philosophen Muster eines scharfen, spontanen Denkens, einer strengen Logik, woran und wonach wir selbst das methodische und logische Denken üben sollen? Würden die Gedanken der Dichter ohne aufmerksame und sorgfältige Durcharbeitung, nur associativ an einander gereiht, ein Kunstwerk bilden, das der Bewunderung der Zeitgenossen und künftiger, später Nachfahren werth ist? — Man bedenke, daß die Conception, das Aufblitzen des genialen Gedankens, die ahnende Vorausnahme der Beweise durch die Phantasie verschieden ist von der Ausarbeitung, der methodischen Begründung und dem strengen Beweise, welche erst nachfolgen. Die letzteren Thätigkeiten kann kein Genie ohne scharfes logisches Denken, rein mit Hülfe der Associationen vollbringen, aber sie bilden auch nicht die charakteristischen Merkmale der Genialität, sondern die Conception neuer Gedanken ist es, wodurch das Genie mittelmäßige Geister und das Talent übertrifft. Nachdenken, begründen und beweisen kann auch der begabte und talentvolle Mensch, der nichts eigentlich Geniales in sich hat; ja er thut dies zuweilen besser als das Genie selbst, da dasselbe im steten Drange neuer Schöpfungen nicht die nöthige Ruhe zur methodischen Ausarbeitung seiner Gedanken gewinnt, im Einzelnen oft weniger correct ist, die Arbeit unvollendet liegen läßt, um eine andere zu beginnen. (Mozart componirte und mediterrte fortwährend, aber er wartete oft mit dem Aufschreiben der Compositionen, die er im Kopfe fertig hatte, bis der letzte Augenblick ihn drängte. In einem Briefe an seine Schwester sagt er, daß er zu einer und derselben Zeit eine Fuge niederschrieb und das Präsubium dazu ausdachte. Kant legte nach einem Briefe an Moses Mendelssohn in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ das Resultat eines mindestens zwölfjährigen Nachdenkens nieder, brachte aber die Ausarbeitung „binnen vier bis fünf Monaten mit größter Aufmerksamkeit auf den Inhalt, aber weniger Fleiß auf den Vortrag und Beförderung der leichten Einsicht für den Leser“ zu Stande.)

Willensschwäche charakterisirt den Irrsinn. „Einen wesentlichen Charakter haben alle melancholischen Delirien, den der Passivität, des Leidens, des Beherrscht- und Uebervältigtwerdens“ (Griesinger). Im Anfange erkennt der Kranke, daß seine Furcht absurd und ohne rechten Grund ist, er sieht in seinen Wahnvorstellungen selbst lästige, zu bekämpfende Thorheiten, aber er kann sich des krankhaften Gefühls und der mit demselben verbundenen Vorstellungen nicht erwehren, — er bemerkt, daß aller Widerstand vergeblich ist und giebt ihn allmählich auf. In der fortgeschrittenen Krankheit beherrscht die innere Willensthätigkeit der activen Apperception den Gedankenverlauf immer weniger, in Tobsuchtsanfällen werden auch die äußeren Handlungen nicht mehr vom selbstbewußten Willen geleitet: mit gewaltiger Macht auftauchende Affecte und Triebe führen zu Zwangshandlungen, zu Gewaltthätigkeiten gegen die eigene und andere Personen.

Daß beim Genie ebenfalls eine gewisse Schwäche des Willens gegenüber den Vorstellungen und der intellectuellen Thätigkeit sich zeige, daß das Genie nicht frei, sondern mehr als jeder andere Mensch von seiner Organisation abhängig sei, ist in Bezug auf seine Natur und Arbeit im Allgemeinen, wie in Betreff des Zeitpunktes der eigentlichen Conception im Besonderen oft hervorgehoben worden. Schopenhauer meint: „Es ist als ob, damit der Genius in einem Individuo hervortrete, diesem ein Maß der Erkenntnißkraft zugefallen sein müsse, welches das zum Dienste eines individuellen Willens erforderliche weit übersteigt; welcher frei gewordene Ueberschuß der Erkenntniß, jetzt zum willensreinen Subject, zum hellen Spiegel des Wesens der Welt wird. . . . Die Erkenntnißkraft entzieht sich durch ihr Uebergewicht dem Dienst des Willens.“ Goethe sagt von sich: „Die Ausübung dieser Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden, aber am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor. . . . Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein lebernes Wamms machen zu lassen und mich zu gewöhnen, im Finstern durch's Gefühl das, was unvermuthet hervorbrach, zu fixiren.“ Er fügt hinzu, daß die Natur, die dergleichen größere und kleinere Werke „unaufgefordert“ in ihm hervorbrachte, „manchmal in großen Pausen ruhte“, und er „in einer langen Zeitstrecke selbst mit Willen nichts hervorzubringen im Stande war“. Alfieri bemerkt öfter, daß der Dichter gerade dann, wenn er wolle, nichts schaffen könne, während die Lust und Kraft zur Production sich von selbst einstelle. Er erzählt von sich etwa Folgendes. Alle Jahre hatte ich im Frühling, bald im April, bald auch bis zum Ende des Juni einen Anfall von Melancholie, der mehr oder minder von mir empfunden wurde, je nachdem Herz und Geist gerade mehr oder weniger leer und müßig waren. Auf dieselbe Weise habe ich späterhin beobachtet, daß mein Geist einem vollkommenen Barometer gleiche, und daß ich mehr oder minder Talent und Fähigkeit habe, etwas hervorzubringen, je nachdem die Lust mehr oder

minder schwer ist; daß ich bei den großen Winden zur Zeit der Sonnenwende und Nachtgleiche eine gänzliche Unfähigkeit, des Abends unendlich weniger Scharfsinn als des Morgens, und im kältesten Winter und heißesten Sommer weit mehr Phantasie, Enthusiasmus und Erfindungsgabe besitze, als in den dazwischen liegenden Jahreszeiten. Moreau sagt: „L'inspiration ne vient jamais qu'à son bon plaisir; le plus sûr moyen de l'éloigner, c'est de l'invoquer.“ — Bei vielen Genies äußert sich die Productionskraft zu ganz ungewöhnlichen Zeiten. Als der Componist Donizetti einst zu einem Diner eingeladen war, theilte er sich zuerst an der Unterhaltung, stand dann aber plötzlich auf, entschuldigte sich bei der Gesellschaft und begab sich in ein Nebenzimmer, wo er in einem Athem fast einen ganzen Act einer Oper componirte. Mozart componirte auf Reisen in der Postkutsche, und meditirte bei Tisch, beim Waschen, Frisiren, Kegeln, Billardspielen, Reiten, ja selbst beim Anhören von Musik, die ihn nicht vollständig befriedigte. Beethoven überraschten die Momente der plötzlichen Begeisterung und des Productionsdranges öfters in der heitersten Gesellschaft, auch auf der Straße, und erregten dann die gespannteste Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, da die ausflühende Idee sich im leuchtenden Auge und in der Veränderung der ganzen Haltung des Componisten verrieth; er notirte zuweilen die neuen Gedanken auf dem Spaziergange selbst. Montesquieu soll den Entwurf zu seiner Schrift *L'esprit des lois* in einer Postkutsche verfaßt haben. Alfieri entwarf mehrere Stücke auf dem Spaziergange, und skizzirte sie, als er nach Hause gekommen war; bei Goethe, Ariost, sowie vielen anderen Dichtern und Schriftstellern trat der Productionsdrang plötzlich beim Erwachen während der Nacht hervor.

Man hat nun deshalb die Meinung geäußert, die geniale Conception geschehe „unbewußt“: dies thaten unter Anderen Maudsley, A. Lange, Bastian, und besonders E. von Hartmann. Auch scheinen Bemerkungen von Goethe und manchen Künstlern für diese Ansicht zu sprechen. Es ist jedoch nicht richtig, hier von einer unbewußten psychischen Thätigkeit zu reden. Das Bewußtsein besteht eben darin, daß wir überhaupt Zustände und Vorgänge in uns finden, und das selbe ist kein von diesen innern Vorgängen zu trennender Zustand. Das bewußte Leben zeigt bei Menschen und Thieren je nach äußeren und inneren Bedingungen wechselnde Grade. Wo das Verhalten eines Menschen nur einigermaßen unter die Linie des gewöhnlichen bewußten Handelns fällt, da ist man geneigt anzunehmen, daß er ohne Bewußtsein gehandelt habe. Bald wird so das Bewußtsein mit dem Selbstbewußtsein, bald mit der Aufmerksamkeit verwechselt, und in vielen Fällen würde es geeigneter sein, von einem Mangel der Besonnenheit, statt von einem Mangel des Bewußtseins zu sprechen. Die Geniethätigkeit beim Auffinden einer neuen Idee ist nicht unbewußt, da die Trennung und Verbindung von Vorstellungen, worin sie besteht, eben ein charakteristisches Merkmal des Bewußtseins bildet. Das associative Denken ist weniger

bewußt als das apperceptive, logische, aber trotzdem nicht unbewußt. Die Wiedererneuerung der Vorstellungen in der Erinnerung und deren Verbindung ist eine ebenso nothwendige Begleiterscheinung des Bewußtseins wie die Bildung der einzelnen Vorstellungen.

Wohl aber ist in manchen Beziehungen nicht unzutreffend die Vergleichung mit dem Traum — wie z. B. Goethe sein Dichten „nachtswandlerisch“ nennt, — der ja andererseits auch viele Aehnlichkeiten mit der Geistesstörung aufweist. Die Leser des 6. und 9. Kapitels meines im Jahre 1879 im Verlage von Breitkopf und Härtel zu Leipzig erschienenen Buches „Schlaf und Traum“ werden dort manche Vergleichungsmomente finden.

Die rasche Aufeinanderfolge der Vorstellungen ist begleitet von einem schnellen Wechsel der Gefühle und einzelnen Willensmotive. Die Gefühle und Affecte sind beim Genie stark, aber weniger dauernd, da sie rasch ihr Maximum erreichen und bei der Möglichkeit der Entlastung in gewissen Explosionen hervortreten; sie entschwinden so, um anderen, ja den entgegengesetzten Platz zu machen, wie das Gefühlsleben überhaupt die Eigenthümlichkeit zeigt, sich zwischen Gegensätzen zu bewegen. Daraus erklärt sich Manches im Gemüthsleben geistig hervorragender Männer. Geniale Unbeständigkeit hat einen Zug von Jugendlichkeit an sich und steht dem eigentlich männlichen Charakter wie eine Art von Abnormität gegenüber. (Von Daniel Schubart sagt H. Kurz: „In einer und derselben Stunde konnte er sich mit aller Begeisterung, deren seine stets glühende Phantasie fähig war, den erhabensten Ideen hingeben, sie mit einer Macht und Fülle der Beredsamkeit entwickeln, daß alle, die ihn hörten, unwiderstehlich hingerissen wurden, und sich gleich darauf in den Strudel der gemeinsten und rohesten Vergnügungen stürzten.“) Der schnelle Wechsel verschiedener Willensmotive erschwert die Bildung von Maximen und Grundsätzen, welche die Basis eines festen Charakters ausmachen und andererseits eine gewisse Constanz der psychischen Prozesse, eine öftere Wiederkehr derselben oder ähnlicher Motive und Willensentschliefungen voraussetzen. Außerdem tritt bei genialen Naturen die Willensfunction vorzugsweise in den Dienst des Intellects und wird bei dessen Thätigkeit — zur Vorbereitung, Aus- und Durcharbeitung neuer Schöpfungen — zu sehr in Anspruch genommen. Daher der Mangel an Herrschaft über einzelne Leidenschaften und Triebe, das Excentrische vieler hochbegabter Köpfe.

Waltet im melancholischen Anfangsstadium der Seelenstörung ein lange andauernder deprimirender Affect vor, so wechseln bei Geisteskranken im Exaltationszustand Lustigkeit und Trauer, Troß und Verzagtheit, Gleichgültigkeit und heftige Reaction, Begehrlichkeit und Zufriedenheit, Angst und blinde Zuversicht schnell mit einander ab. Heftige Gemüthsbewegungen und Triebe streben nach Aeußerung, und einzelne Tobsuchtsanfälle bilden die Explosion. Große Pläne, starker Thatendrang und das daraus resultirende Gefühl des Glücks sind genialen und wahnsinnigen Menschen gemeinsam.

Und möchte nicht die abnorme Erhebung des Selbstgefühls, das Hinwegsetzen über alle Regeln, wie es sich bei Genies so oft, besonders aber in der „Sturm- und Drang-Periode“ der deutschen Literatur zeigte, nur einen geringeren Grad der krankhaften Steigerung des Selbstgefühls ausmachen, welche die Exaltationszustände der Tobsucht und noch mehr des eigentlichen Wahnsinns charakterisirt?

Was in physiologischer, gilt auch in psychologischer Hinsicht: in der eigentlichen Seelenstörung treten die abnormen Erscheinungen viel stärker hervor. Doch hat auch jede Krankheitsform ihre milderer Grade, die als wirkliche Geistesstörung dem Laien oft gar nicht erkennbar sind. In Betreff der Vorstellungsverbindung könnte man einwerfen: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Die epochemachenden und die Geister in Bewegung setzenden Ideen großer Männer sind in ihren bleibenden Resultaten doch sehr verschieden von den vereinzelt, blitzartig auftauchenden und schnell verschwindenden, für die Menschheit und Culturgeschichte völlig werthlosen Bemerkungen, Vergleichen und Wizen exaltirter Geisteskranker. Allerdings mag der Hinblick auf den Werth dieser Gedankenproducte, sowie der allgemeine Eindruck, den Geistesfürsten und andererseits Irtsinnige auf uns machen, Manchen vor einer Vergleichung beider zurückschrecken. Jedenfalls aber können durch derartige Einwürfe weder die zahlreichen biographischen Thatfachen weggeschafft, noch die hier enthüllten Aehnlichkeits- und Berührungspunkte zwischen Genialität und Geistesstörung weggeleugnet werden.

Was ist nun aber der Zweck solcher Erörterungen? Haben sie überhaupt einen theoretischen und praktischen Nutzen, oder sind sie verwerflich, indem sie nutzlos das Erhabene in den Staub ziehen, nur die Schwächen großer Männer hervorheben und grell beleuchten? — Verfasser hat sich das Gefühl der Hochachtung und Bewunderung für hervorragende und große Geister stets bewahrt; wie diese Erörterungen nicht aus kleinlicher und verwerflicher Schmähsucht hervorgegangen sind, so sollen sie diese auch nicht etwa beschützen, nähren oder weiter verbreiten. Der Psychologie und Pädagogik sollen sie von Nutzen sein! Wie die Physiologie, kann auch die Psychologie viel von der Pathologie lernen, da wir häufig erst durch auffallende Abweichungen auf normale Erscheinungen verwandter Art aufmerksam werden. Deshalb lenken auch in der neueren Zeit besonders die Zustände das Auge des Forschers auf sich, welche so zu sagen in der Mitte zwischen den normalen und abnormen Geistesthätigkeiten liegen und manche Eigenthümlichkeiten beider in sich vereinigen. Schopenhauer bemerkt, daß die Erörterung der Verwandtschaft des Genies mit dem Wahnsinn „zur Erklärung des eigentlichen Wesens der Genialität beitragen wird“; was er selbst dazu beibringt, ist freilich recht wenig, und dabei nicht ganz richtig.

Einen praktischen Zweck hat ferner diese Untersuchung. Gar mancher hochbegabte Mann hätte wohlgethan und sich vor dem Untergange bewahrt, wenn er die Lebensgeschichte ähnlich angelegter Persönlichkeiten studirt, daraus

für sich eine Lehre gezogen und sie beherzigt hätte. Der Hinblick auf die Gefahr kann und soll die Willenskraft genialer Menschen stärken, daß sie die schädlichen Momente der Hingabe an mächtige Affecte, der geistigen Ueberarbeitung u. s. w., möglichst von sich fern halten oder ihre Wirkung abschwächen. Was hier die Selbstzucht thut, kann noch früher und zum größeren Vortheil der Individuen durch die Erziehung von Seiten der Eltern und Lehrer geschehen. Schon bei der Heirath muß eine gesunde Vernunft insoweit walten, daß nicht Mann und Weib sich verbinden, die beide Anlage zur Krankheit in sich tragen, bezw. aus Familien stammen, wo Geistesstörung und Nervenkrankheiten öfter vorkamen, und die so die traurige Aussicht haben, auf ihre Kinder und weiteren Nachkommen den Krankheitskeim zu vererben. In der Ehe selbst ist das Beispiel der Eltern auf die Kinder von deren frühester Jugend an von großem Einfluß. Der Irrenarzt Griesinger sagt: „Mit Ideler sind auch wir der Ansicht, daß es Fälle sogenannten erblichen Irreseins giebt, die es weniger durch Uebertragung einer organischen Disposition, als durch eine spätere psychische Fortpflanzung von Charaktereigenthümlichkeiten geworden sind, indem der Nachahmung des Kindes das Beispiel gewisser Excentricitäten, gewisser bizarrer und verkehrter Lebensansichten und Richtungen geboten wird, welche von Anbeginn der Entwicklung eines gesunden, mit der Außenwelt harmonirenden Seelenlebens hinderlich werden. Wie es auf diesem Wege eine Uebertragung der Hysterie von der Mutter auf die Tochter giebt, so gehen auch von närrischen oder halbnärrischen Eltern psychische Verzerrenheiten auf die Kinder über, und Leidenschaftlichkeit und üble Neigungen prägen sich der jungen Seele ein. Dazu kommt noch, daß durch einen solchen Zustand der Eltern so häufig das Familienleben zerrüttet und dadurch das Zusammenwirken jener günstigen Umstände zerstört wird, welche für eine harmonische Entwicklung des kindlichen Charakters wesentliche Erfordernisse sind.“

Eltern und Lehrer dürfen nicht danach streben, aus hochbegabten Kindern „Wunderkinder“ zu machen. Der jugendliche Geist darf nicht zu früh übermäßig angestrengt werden, wodurch die körperliche Entwicklung gehemmt, das Gehirn überreizt und der Keim späterer Kränklichkeit und Schwächlichkeit gelegt wird. Großen Schaden können auch ungünstige und verkehrte Einflüsse auf das Gemüth und die Willensrichtung des Kindes anrichten. Es giebt Fälle, wo durch übermäßige Härte, durch ein kaltes, abstoßendes Verhalten der Eltern zu den Kindern, durch anhaltende Kränkung, Demüthigung und Gemüthsmißhandlung die Entwicklung der natürlichen wohlwollenden Neigungen gehemmt und das zartere Gefühl erdrückt wird. Damit wird schon früh ein schmerzlicher Widerspruch mit der Außenwelt im Individuum gesetzt, und namentlich scheint bei einzelnen Naturen, indem sie mit ihren nicht sobald bezwingbaren wohlwollenden Neigungen, mit ihrem Liebebedürfniß zur Flucht in eine imaginäre Welt genöthigt werden, ein verderblicher Hang zur Phantasterei geweckt und genährt zu werden. Fast

noch verderblicher auf das Kind wirkt jene allzugroße Nachgiebigkeit von Seiten der Eltern, welche die eigensinnige und zügellose Entwicklung aller Neigungen und Lüfte zuläßt, wo das Individuum keinen Schmerz ertragen lernt, jeder Selbstbeherrschung und Entsagung unfähig wird, und nur ein weicher, schwacher Charakter zu Stande kommen kann; früher oder später ist dann ein scharfer Zusammenstoß mit dem Leben unvermeidlich, und heftige Affecte und Leidenschaften mit ihren gesundheitsstörenden Einwirkungen können nicht ausbleiben.

Da gerade die begabtesten, genialen Naturen der Gefahr, in Geisteskrankheit zu verfallen, sehr ausgesetzt sind, müssen bei ihnen alle schädlichen Einflüsse, welche die Geistesstörung zum Ausbruch bringen können, möglichst beseitigt werden. Die Entstehung von heftigen Affecten und Leidenschaften, sowie das Hingeben an diese soll verhindert, der Ehrgeiz in Schranken gehalten werden. Eitelkeit und Selbstüberschätzung darf die Erziehung nicht aufkommen lassen; schon früh muß dem Kinde eine gewisse Achtung vor Autoritäten und bestehenden Verhältnissen eingepflanzt werden, damit nicht später der Jüngling und Mann im unbesonnenen Kampfe mit diesen und mit sich selbst sein bestes Mark verzehre, ja endlich der Verzweiflung anheimfalle. Ein geordneter Fleiß bilde die schlummernden Geisteskräfte, sowie die Beharrlichkeit bei der einmal vorgenommenen Arbeit und im Verfolgen des gesteckten Zieles aus, aber nach längerer „Vertiefung“ trete auch die „Besinnung“ und angemessene Erholung ein. Der Knabe soll die körperlichen Thätigkeiten und Kräfte auf mancherlei Art üben, damit die Gesundheit erhalten und gestärkt, und nicht durch einseitiges Vorwalten der intellectuellen Functionen die Lebenskraft schnell verzehrt, oder schon vorhandene Kränklichkeit genährt und so ein früher Tod herbeigeführt werde. Die Erziehung halte den begabten Kopf von Zersplitterung frei, und gebe ihm doch Vielseitigkeit des Interesses; sie verbanne die Regellosigkeit und begründe im jugendlichen Bögling den Sinn für Ordnung, Maß und Regel, „des Lebens ernstes Führen“. Eine gewisse Constanz der psychischen Proceßse bringe sie hervor, damit sich feste Grundsätze als Basis des Charakters bilden können. Die Kraft des Willens werde gestärkt, und der junge Mensch lerne sie früh gebrauchen und üben, auch in der Selbstbeherrschung; denn die Willenskraft ist es, die die Selbstzucht vorbereitet und den Menschen befähigt, schädliche Einflüsse fern zu halten, ja zuweilen den bereits vorhandenen Krankheitskeim zu ersticken und die vererbte Anlage zu verhindern, als wirkliche Geistesstörung hervorzutreten. „Wenn wir vorsichtig dem Willen die Herrschaft über unser Denken und Fühlen verschaffen, so erschaffen wir in unserm Innern eine Macht, die uns die Erhaltung der Gesundheit sichert“ — sagt der Irrenarzt Maudsley. Die Macht des Willens ist es auch, die den Druck äußerer Verhältnisse zu mildern und die in Armuth, sowie in niedriger Herkunft liegenden, der Ausbildung hochbegabter Köpfe sich entgegenstellenden Hindernisse zu besiegen vermag; zwar sind durch diese viele Genies ver-

kümmert, aber andere sind, statt durch solche Noth zu verkommen, angefeuert worden, sich emporzuarbeiten, und in diesem Sinne hat man nicht mit Unrecht die Armuth die Schule großer Männer genannt. Ein großes, mit Eifer verfolgtes Ziel, zu dessen Erreichung das entschiedenste Streben des Individuums herausgefordert wurde, das manchen Zwang, manche Entsagung mit sich führte, hat schon viele Menschen gesund erhalten, die zur Krankheit disponirt waren, während andere, ähnlich veranlagte, denen ein solches Ziel fehlte, zu Grunde gingen. — Aber ein fester Wille muß erlernt und durch praktische Uebungen erworben werden. Wie ich in meiner Schrift über „die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung“ näher erörtert habe, gestaltet sich der Charakter nicht durch einzelne plötzliche Impulse und Entschliefungen, sondern langsam und allmählich durch Gewöhnung; er wird, da alle unsere inneren Zustände stetig mit einander zusammenhängen, durch die vorangegangenen psychischen Erlebnisse bestimmt. Herbart hob mit Recht hervor, daß ebenso wie die intellectuelle Function der Wille ein Gedächtniß besitzt, indem Entschlüsse, die öfter in gleicher und ähnlicher Art wiederholt werden, einen immer geringeren Kraftaufwand erfordern. Der Charakter kann allerdings erst im „Strom der Welt“ seine volle Entfaltung gewinnen, aber er muß früh „in der Stille“ begründet werden.

Dies mögen denn Eltern, Erzieher und Lehrer berücksichtigen und beherzigen, damit nicht ihre Lieblinge dem Unglück, der geistigen Nacht oder einem frühen Tode anheimfallen, sondern gesund und kräftig, die Verhältnisse und sich selbst beherrschend, zu einer ihren Anlagen gemäßen Stellung gelangen, durch ihr Schaffen der Menschheit zum Segen gereichen, dereinst im Gefühl des Glücks auf ihre Arbeiten zurückblicken und im stetigen weiteren Fortschreiten den wohlverdienten Ruhm genießen.





Tiefe Fluthen.

Eine Geschichte vom Nil.

Von

Marie von Bunsen.

— Berlin. —

I.

Der Himmel ist blau, die Luft ist klar, heiß brennen die Sonnenstrahlen auf ein ägyptisches Dorf hernieder.

Vieredige Lehmhütten, wie man sie sich ärmlicher kaum vorstellen kann, erheben sich auf dem nur spärlich mit Gras durchwachsenen Sandboden, höchstens zeigt hier und da eine anspruchsvollere kleine Muster aus bunten Ziegeln, oder einen über der Thüröffnung angebrachten Thonteller. Unter dem Schatten einer breiten Sycomore stehen große Wasserkrüge, schwarzäugige Kinder spielen umher; eine junge Frau im langen dunkelblauen Gewande kauert am Boden und zermalmt Korn in einer aus zwei Steinen und einem hölzernen Griff bestehenden, vorgeschichtlichen Handmühle. Hoch wirbelt der Staub auf, im faltigen Mantel gehüllt, kommt ein Hirt langsam heran, vor sich eine dunkle, zottige Heerde dahintreibend. Der wild aussehende Hund wendet sich laut bellend zurück, ein Stein fliegt heran und um die Ecke erscheinen zwei Europäer.

Der Legationsrath von Neuenheim ist lang, hager und blond, seine intelligenten Augen blicken unruhig und einige harte Falten liegen um seinen Mund; für seine achtunddreißig Jahre ist sein sehr gewählter Reiseanzug vielleicht etwas jugendlich.

Freundlich blicken ihm zur Seite blaue Augen aus einem frischen Gesichtchen heraus und mit gebührendem Interesse hört Elisabeth auf die Reden ihres geärgerten Herrn Gemahls.

„Empfindlich bin ich wirklich nicht,“ fing er soeben wieder an, „aber es ist ein bißchen stark vom guten Hertwitz. Ich verlange ja gar nicht viel,

aber er hätte Einen genau wissen lassen können, wann und wo wir sie erwarten sollten, statt daß wir so auf das Gerathewohl bei günstigem Wind hier anhalten müssen, ohne im Geringsten sicher zu sein, daß wir ihn hier nun wirklich finden und nicht in Sitat ganz dieselbe Geschichte haben.“

„Ist er denn sonst so unpraktisch?“ frug Frau von Neuenheim.

„Ach nein, das kann ich eigentlich nicht sagen. Freilich wäre es bei seiner Erziehung auch kein Wunder, denn der alte Graf hauste mit diesem einzigen Sohn ganz allein auf seinen abgelegenen Gütern. Hier erzog er ihn auf eigene Art und Weise und neben der Jagd soll das Lesen der Dichter auf seinem Stundenplan die Hauptrolle gespielt haben.“

„Dichter?“ frug Elisabeth entsezt, „der Unglücksmensch wird doch nicht Weltschmerz haben, langes Haar tragen und uns seine Ergüsse vordeclamiren?“

„Nein, da kannst Du ruhig sein, dazu ist er denn doch zu sehr Gentleman. Seit er seine nette, kleine Frau geheirathet hat, ist er überhaupt viel menschlicher geworden.“

„Wie sie wohl sein mag,“ dachte Frau von Neuenheim. „Ob sie wohl etwas von Toilette versteht, ist es ihr je klar geworden, daß man die Farben und den Gesamttton der Umgebungen berücksichtigen muß, oder wird sie hier in Aegypten, statt mit etwas einfach-malerisch Effectvollem anzukommen, in der augenblicklich modernsten schmutzig-grau-modifarbenen Reisetoylette erscheinen?“ Und gedankenvoll betrachtete sie, was von ihrem gelblichbraunen Anzug und seinen dunkelrothen, gestickten Vorten im Gehen sichtbar wurde.

„Wie unmotivirt,“ rief der Legationssecretär auf einmal aus.

So schien es auch.

Gelbe Felber breiteten sich aus und einförmig singend schnitten die Fellahin das Korn. Schwerbeladen schritt ein Kameel einher, der Führer im schwarzen mit blau gefütterten Mantel und buntem Turban berührte Herz und Stirn, die Fremden würdevoll mit einem „Naharak said“ begrüßend.

Unter den Palmen sauste ein schlanker Reiter in weißem, fliegendem Mantel vorbei, sein arabisches Pferd war roth gezäumt und die Satteldecken zeigten reiche Stickerien. —

Und hinein in diese abgelegene Welt, über welcher der zarte Hauch einer schlichten, biblischen Erzählung und der Schimmer eines morgenländischen Märchens noch schwebt, tönt ein greller Locomotivenpffiff und der Zug hält.

Aus verborgenen Winkeln des Bahnhofgebäudes tauchen junge Burische hervor und stürzen sich auf den hochgewachsenen, dunkelblonden Herrn, welcher, ein seltener Bissen, hier in El Wasta, diesem kleinen Nest, ausgestiegen ist.

Ueber das Gewirr der sich um das Handgepäck balgenden Gesellschaft begrüßt Graf Oscar Hertwich seine ihn erwartenden Bekannten.

Zur gleichen Zeit rufen beide aus: „Also doch, — aber Ihre Frau Gemahlin?“

„Haben Sie denn meinen Brief nicht erhalten, wissen Sie nicht, daß ich sie in Deutschland zurücklassen mußte?“

„Das letzte, was wir von Ihnen hörten, war, daß wir Ihre Ankunft in Kairo nicht erwarten sollten, sondern ohne Sie unsere Nilfahrt beginnen müßten; Sie würden uns dann in El Wasta oder Siut per Eisenbahn einholen, worüber Sie Näheres noch mittheilen würden. Das mit Ihrer Frau Gemahlin ist ja aber ein großer Schlag für uns!“

„Für Sie gewiß auch, der Grund lag in dem zu erwartenden Tode einer Tante von ihr, die sonst stets eigenthümlich war, aber darin sehr verzehlich, daß sie meine Frau zur alleinigen Erbin einsetzen wollte. Als sie nun von unserer großen Reise hörte, war sie außer sich und ließ derartig bedrohliche Winke fallen, daß wir uns entschließen mußten, Cilli dort zu lassen, um die Tante zu Tode zu pflegen, und da wir unsere geplante Nilreise nun nicht mehr ganz fallen lassen konnten, blieb mir so nichts Anderes übrig, als allein zu kommen.“

„Das hätte auch noch gerade gefehlt, daß er mich mit der theueren Dahabie allein hätte sitzen lassen,“ dachte innerlich Herr von Neuenheim, während er und seine Frau den leidigen Zwischenfall berebt und gefühlvoll bebauerten. Das Verpassen der Briefe wurde allmählich aufgeklärt und man setzte sich in Bewegung; voran die mit Gepäc beladenen Esel, darauf Seid, der in allen Farben prangende Dragoman, welcher unter die Eselsjungen rechts und links geschickt angebrachte Stockhiebe vertheilte.

„Wie gefällt Ihnen denn Aegypten, wenn ich etwas so Banales fragen darf?“ sagte Neuenheim.

„Wenn es nicht zu abgedroschen klingt, über alle Begriffe gut. Was weiß man bei uns von einer Würde, von einer malerischen Schönheit des ärmlichsten Alltagslebens. Man reist in abgelegene Gegenden, in wilde Gebirgsthäler und ist glücklich, hat man hier und da einen poetischen Moment, ein Stimmungsbild erhascht, und auch davon selbst muß man so und so viel Schulbildung abziehen. Hier steht man und sieht und sieht und hat in wenigen Tagen eine Bildergalerie, schön und reich genug, um langweilige Jahre in interessante zu verwandeln. Bisher hat man lebende Farben und Fakten nur auf dem Theater gesehen, hier Wickeln sich „Meiningsche“ Volksscenen vor einem ab und haben statt Lampenlicht die blendende Sonne des Südens.“

„Ja, man hat ganz genug mit dem bloßen Betrachten und Genießen,“ sagte Frau von Neuenheim. „Sehen Sie nur dieses bildhübsche Mädchen an, wie sie unter den Durabündeln auf dem Dach ruht. Der dunkelblaue Schleier und die Silberstickereien auf dem langen Hemd stehen aber auch nicht übel!“

„Himmel, das sind aber doch auch die identischen mandelförmigen

Augen, das identische, hochmüthige, altägyptische Profil der Göttinnen und Königinnen im Bulakmuseum, rief der Legationsrath begeistert aus.

„Was lacht sie auch hübsch. Jetzt bedeckt sie das Gesicht halb mit dem Schleier und zeigt ihre kleine bräunliche Hand und die schweren Spangen auf dem feinen Handgelenk.“

„Passen Sie auf, hier kommt Erzbater Abraham an.“ Ach, es paßte schlecht zu dem ehrwürdigen, patriarchalen Bart, zur königlichen Haltung und zum grandiosen Faltenwurf, daß, statt eines frommen Segenswunsches ein näselnder „Wadschisch“ ertönte.

Jetzt aber flattert zwischen den Palmen hindurch eine schwarzweißrothe Flagge, noch einige Schritte und unsere Europamüden stehen am Ufer des großen, gelbwallenden Flusses. Vor ihnen liegt ein längliches, weißes Schiff am Anker, das hohe Hinterdeck sieht mit seinem Sonnendach, seinen Tischen und Divanen recht wohlthätig aus, auf dem niedrigen Vorderdeck kauern dunkle, schlankgebaute Schifferleute; ihre bunten Kittel, der helle Anstrich und die mächtigen, geblähten Segel mit lustig flatternden Wimpeln verleihen dem Schiff etwas recht Einladendes.

Frau von Neuenheim reicht dem Ankömmling die Hand zum Fuß. „Willkommen auf dem Nil,“ sagt sie freundlich.

Ein junges Mädchen steht auf der Treppe, die vom Hinterdeck herunterführt und sie sowohl wie der einundzwanzigjährige junge Mann neben ihr werden als „meine Geschwister“ vorgestellt. Dann ergreift Herr von Neuenheim den Grafen, um ihm die Dahabie zu zeigen.

„Hier auf dem Oberdeck sitzt man also den größten Theil des Tages, außer wenn man herunterläuft, um sich etwas mehr oder weniger anzuziehen, ein Vergnügen, das man öfter am Tage hat, denn, wie Sie bald herausfinden werden, ist man immer entweder zu afrikanisch oder zu europäisch angezogen. Hier erscheint man ferner mit mehr oder minder leichter oder schwererer Lectüre, mit Tagebüchern und Briefen, um schließlich doch nur das süße Nichtsthun unter den allerverlockendsten Bedingungen zu genießen.“

„Die Lebensaufgabe dringt also zur einfachen Klarheit hindurch: ganz mein Geschmack,“ bemerkte Hertwig.

„Hier unten ist das allgemeine Wohn- und Schlafzimmer,“ fuhr der Legationsrath fort, wo Jeder seine sieben Sachen herumliegen läßt und man nie etwas finden kann. Hier sitzt man, sehnstüchtig nach der Uhr blickend, bis man mit einem Appetit, den nur der Nilreisende kennt, vor den Meisterwerken sich befindet, die unser nubischer Koch in der winzigsten Küche zu Stande bringt. Doch ich will nicht vorgreifen. Hoffentlich können Sie diese Glasketten, Tamburine und Thonwaarengeschichten ehrlich bewundern. Meine Frau treibt sie überall auf, um sie dann hier an den Wänden herumzuhängen. Mein Geschmack ist es nicht gerade.“

„Ich werde mich krampfhaft anstrengen, um vermittelst gestopfter Kro-

Kobille und Gazellen noch mehr Localfarbe hier anbringen zu können," versprach Graf Hertwiß.

"Ja, unsere Kinder werden in fünfzig Jahren Jagdgeschichten von Ihnen an den nächtlichen Wachtfeuern erzählen hören. Hier ist aber Ihr Zimmer. Ich halte es hierbei für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn Sie die berechnigte Eigenthümlichkeit haben, Ihren Gefühlen in Monologen Ausdruck zu geben, Sie das in der Wüste am besten abmachen, denn hier hört man jedes Flüstern auf der ganzen Dahabie."

"Schlimm für einen Schnarcher," bemerkte Hertwiß.

Verlegen lächelte Neuenheim; ahnungslos hatte Jener einen furchtbar wunden Punkt berührt.

Hertwiß sah sich im sauberen Zimmerchen um.

"Ich merke schon, daß ich mir meine Ladung Insectenpulver hätte sparen können."

"Ach wenn ich das Prachtgeld noch hätte," seufzte Neuenheim, „das mein ganz unnütziges Kampher und so weiter mich gekostet hat, wäre ich ein reicher Mann. Aber nach den haarsträubenden Schilderungen, die man mir machte, scheute ich kein Opfer."

"Der Kaffee ist auf dem Verdeck," meldete in erträglichem Deutsch der wohlgeschulte, leise auftretende Steward, der in langem weißen Hemd und buntgestreifter Weste jetzt an der Thür erschien.

Die Herren gingen nach oben und schlossen sich der Gesellschaft an, welche gemüthlich um den Kaffeetisch saß. Der laue Nordwind füllte kräftig die Segel und leise gleitete die „Sphinx" dahin; auf dem im Westen gelegenen Lybischen Höhenzug lag der warme Dunst der Nachmittagssonne, einige hohe Palmen ragten empor und spiegelten sich in der stillen, blauen Fluth. Alles war recht zum Plaudern angelegt; bald hatte sich Hertwiß ganz eingelebt und saß, Cigarrette in der Hand, auf bequemem Stuhl neben der Frau von Neuenheim, deren blonder, lockiger Kopf sich über eine alt-deutsche Stiderei neigte.

"Es sind wohl Stiefgeschwister Ihres Herrn Gemahls?" fragte er jetzt.

"Ja, mein Schwiegervater heiratete zwei Mal. Er lebt sehr zurückgezogen auf seinen Herrschaften in Ost-Preußen und Agathe ist öfters längere Zeit bei uns in Berlin auf Besuch. Nicht wahr, sie ist hübsch?"

"Sehr anziehend," antwortete er nach einer Pause. Sie war nicht weit von ihnen und unwillkürlich betrachteten beide das junge Mädchen. Fein und schlank gebaut, im schmiegamen rothseidenen Kleide, eine goldene ägyptische Kette um den Hals, lehnte sie sich an das Geländer und starrte hinunter in den Strom.

"Sie ist wohl immer etwas still?" fragte er darauf.

"Ach, heute hat es einen besonderen Grund," antwortete Elisabeth traurig.

"Sie war mit einem Vetter verlobt und vor etwa sechs Monaten mußte er am Typhus sterben! Heute, als am Hochzeitstage der Eltern, wäre ihre

eigene gewesen. „Das arme Ding, sie ist so gefaßt und ruhig, klagt nie, aber weinen thut sie noch viel.“

„Gott, wie furchtbar traurig, was für eine dunkle Wolke über das junge Leben!“

„Ja, es lag uns daran, ihr eine Zerstreuung zu bieten, und als meiner Gesundheit halber die Nilreise beschlossen wurde und der Schlingel Udo, dem man es wahrhaftig nicht ansieht, sich beim Referendarexamen überarbeitet hatte und fort sollte, bekamen wir zu unserer großen Freude die Erlaubniß, sie auch mitzunehmen.“

„Famos, heute giebt es eine Fantasia,“ unterbrach Udo Neuenheim die Beiden. „Hörst Du nicht das Tamburin?“

Allerdings ertlangen im regelmäßigen Rhythmus dumpfe Schläge und helles Gerassel. Unten auf dem Verdeck hockten die braunen Schiffsleute im Kreise, ihre dunklen Augen leuchteten und vergnügt zeigten sie ihre blendend weißen Zähne. Mit genauer Sicherheit schlugen die Musikanten das mit Perlmutter eingelegte Tamburin, eine primitive Leier und ein mit Trommelfell überspanntes thönernes Gefäß. Nun setzte der Vorsänger hoch oben ein und trug mit etwas näselnder Stimme eine modulirte Strophe vor, der die Anderen begeistert zuhörten und, den Tact mit den Händen schlagend, in durchaus nicht unharmonischem Chor antworteten, falls sie sich nicht mit einem langgedehnten, volltönenden „Aah!“ des Entzüdens begnügten. Ein Hochschüler mag bei den Dissonanzen Unsägliches leiden, aber für den einfachen organisirten Menschen hat der Gesang mit seinem strengen Rhythmus und seinen melancholischen Moll-Modulationen etwas geradezu Anziehendes.

„Sehen Sie nur, heute giebt es Ihnen zu Ehren etwas Neues,“ sagte Udo Neuenheim aufgeregt.

Ein neuer fest markirter Rhythmus ertönte und in die Mitte des Kreises trat ein schlanker, tabellos gebauter Nubier; den Zipfel seines Kittels bald mädchenhaft schüchtern vor das Gesicht haltend, bald zierlich bewegend, fängt er den uralten Tanz an, denselben, dem Antonius an der Seite der Cleopatra vornehm blasirt Beifall zollte und welcher, von der schönen Tochter des Herodes getanzt, dem großen Wüstenprediger das Haupt kostete.

Langsam und leicht glitt Achmed im strengen Tact vorwärts und rückwärts, seinen ganzen Körper durchzuckte ein eigenthümliches Schlenkern und Zittern. Beifall krönte die Leistung und verschämt zog sich der Künstler zurück.

„Elisbeth, es wird kühl, Du solltest wirklich heruntergehen,“ mahnte der Legationsrath.

Die Meisten zogen sich zurück, nur Hertwitz und Agathe Neuenheim blieben oben.

Die Sonne geht unter. Hell lodern und flammen Himmel und Fluthen, hinter den dunkeln zitternden Palmen versinkt langsam das Licht der Welt in großer, goldener Glorie. Im Osten strahlt die ferne Bergeskette in rosigem

Gluth, Luft und Wasser verschwimmen und vergehen im zartesten, leuchtendsten Hellrosa und Hellblau.

Die Beiden sind in die vollen, schwellenden Farbenaccorde versunken; sie nehmen die ganze Poesie des Augenblickes in sich auf.

Plötzlich treffen sich ihre Blicke und in Beider Augen scheint noch der Glanz der sterbenden Sonne zu liegen.

„Das war etwas vom verlorenen Paradies,“ sagte Hertwiß.

Agathe nickte ihm schweigend zu. Sie hatte ein blaßes, zartes Gesicht und große graue Augen, die im Mondlicht glänzten.

„Gestern war der Sonnenuntergang auch wunderbar schön,“ beginnt sie nach einer Pause; aber das Wasser war bewegt und daher leuchtete der Himmel vergebens auf die zerstreute Welt. Und das nahm dem Bild die Harmonie.“

„Ja,“ entgegnete der Graf, „man muß stille warten, soll sich der Himmel in der Seele spiegeln.“ Dann sie betrachtend, fuhr er fort: „Einige brauchen im Leben scharfe und grelle Contraste, um Sie herum müßte immer Harmonie sein.“

„Das weiß ich nicht,“ sagte sie einfach, aber um ihre Lippen zuckte es.

„Der Tod und die Sünde sind die einzigen Dissonanzen, die wir nicht auflösen können,“ fuhr er fort, „es bleiben uns aber volle, schöne Accorde anzuschlagen. Ein solcher Abend bringt eine neue Harmonie in unser Leben, ohne welche es weniger reich und volltönend gewesen wäre. Im Harmoniren, im Aufgehen und Verschmelzen, im Geben und Nehmen kann unser Glück liegen.“

„Ich kann mir nicht helfen,“ sagte Agathe ruhig und traurig, „mir scheint das Glück der Zufall zu sein, welcher in unser Leben hineinspielt und das einzig Selbstverständliche und Unabwendbare der Schmerz.“

Graf Hertwiß sah das junge Mädchen erstaunt an.

„Gnädiges Fräulein, wer hat Sie das gelehrt?“

„Der Schmerz,“ antwortete sie leise und lächelte betrübt. Dann etwas verlegen werdend, lief sie die Treppe herunter.

Er blieb noch oben. Der Himmel schimmerte am Horizont in zarten, gelben Farben, kühl fielen die blauen Schatten auf Berge, Palmen und Fluth; das Wasser rauschte leise schluchzend am Kiel vorbei, gleich dunkeln Vogelsittigen glitten die großen Segel den Strom hinunter und durch die klare, laue Luft klang ferner Gesang herüber.

„Ich freue mich, daß sie hier ist,“ dachte er; „sie ist eine Harmonie, die zum Nil gehört.“

*

*

*

Auf einer Dahabie geht die Zeit im Pfluge vorbei, und entwickelt Einer ein geschichtliches Gedächtniß, so wird seine Geduld alle paar Stunden in Anspruch genommen. „Verzeih, Du weißt gewiß, wann wir die Beduinen besuchten und bei ihnen Kaffee tranken? —“ „Es war doch am Montag,

daß wir auf den Berg kletterten und die Aussicht auf die Wüste hatten? —
 „Es kann doch nicht vorgestern gewesen sein, als wir im Mondschein
 ruberten! —“ Derart sind die Fragen, welche die übrige Menschheit ver-
 zweifelt über Tagebüchern und Briefen sitzend an den Datenkundigen stellt.

Weiß man aber auch nicht ganz genau, warum Alles vor sich ging,
 so weiß man doch, daß es eine schöne, reiche Zeit war, eine Zeit des
 Dahingleitens im weichen Sonnenschein, vorüber an Palmen und Felsenklippen,
 an Dörfern und wassererschöpfenden Mädchen, an Pylonen und Pyramiden. —

Unsere Reisenden traten aus der Dunkelheit des Felsens heraus, unter
 die protodorischen Pfeiler des Eingangs zu den berühmten Felsengräbern
 von Beni Hassan.

Aus dem alten Pharaonenreich kommen sie und es wurde darin ge-
 pflügt und gesäet, getrunken und gegessen, befohlen und gebetet — ungefähr
 ebenso wie die Nachkommen der Männer und Frauen im ewigen Profil und
 ewig ausgepreizten Armen und Beinen es noch heute machen.

Ein bekannter Aegyptologe hat sich der Gesellschaft angeschlossen und
 Dank seinen berebten Erklärungen erzählten und prahlten die Hieroglyphen
 vor den erstaunten Kindern des neunzehnten Jahrhunderts.

„Sie haben sich einen großartigen Beruf erwählt,“ sagte Graf Hertwiß
 zum Professor.

„Als Knabe wollte ich Bildhauer werden und träumte nur von der
 idealen Kunst,“ antwortete dieser. Dann aber sah ich ein, daß heutzutage
 der Künstler doch nur ein gebildeter, talentvoller Epigone sein kann, während
 der Mann der Wissenschaft eine in gewissem Grade unberührte, unentdeckte
 Welt vor sich hat.“

„Ja,“ entgegnete Hertwiß, „wie muß Ihnen bei den letzten Entdeckungen
 zu Muthe gewesen sein, als Sie vor den ungeahnten Schätzen standen!“

„Eigen, daß kann ich Sie versichern,“ rief begeistert der Gelehrte.
 „Das war ein Augenblick, als die Hülle von den Resten des großen Ramses
 sank, als ich seine todte Herrscherhand hielt und die welken Lotosblumen
 vom Haupt der jungen Prinzessin nahm.“

„Und das wird nicht das Letzte sein, was Ihnen noch blüht,“ meinte
 der Graf.

„Ich hoffe nicht,“ war die Antwort. „Wenn ich mich allein an Orten
 befinde und es giebt deren noch manche, wo wir Tempel und Gräber be-
 stimmt wissen, dann scheint es mir, als müßten meine Augen durch den
 gelben Sand sehen können und die gewaltigen Pylonen und Hallen mit
 ihren Göttern und Göttinnen müßten aufsteigen und die Grabumhüllungen
 fallen und die Todten reden.“

„Früher fand ich die viereckigen Personen mit den Gesichtern im Profil
 und den Augen en face außerordentlich langweilig, seit ich aber die „Aegypti-
 sche Königstochter“ und „Uarda“ fast auswendig weiß, liebe ich alles
 Aegyptische zärtlich,“ sagte Frau von Neuenheim.

„Es ist gefährlich sich damit einzulassen,“ lächelte der Professor, „trotz Augen en face und Gesichtern im Profil thun sie es Einem an. Von den interessantesten und anregendsten Völkern der Welt umgeben, haben sie sich ihren uranfänglichen Geist bewahrt. Wir wagen nicht in die ewig verfunkenen Zeiten uns hineinzudenken, wo dieses raffinierte Volk auf einer einfach menschlich-primitiven Stufe sich befand. Wir kennen sie nur als Inbegriff, nicht der Vornehmheit, aber des aristokratisch-exclusiven Stolzes.“

Größe, Raum und Zeit bezwangen sie und ihre steinernen Herrschergebanten stehen noch jetzt da, gewaltig wie kein anderes Werk von Menschenhand erschaffen. Aber es war kein Volk, es war ein Sterblicher, der sie schuf, damit sein Name nicht untergehe. War es dann auch zu Ehren der Götter, so war es der Sohn und Liebling, der es seinen Ahnen zur Verherrlichung errichtete.“

„Ja,“ schaltete Graf Hertwig ein, „es scheint doch eine Sünde an der Menschheit zu sein, daß diese prachtvollen Tempel, an denen Hunderte ihre Jahre und ihr Geschick drangaben, nur für das Auge des Königs und der Priesterhierarchie bestimmt waren.“

„Gewiß, und während die Eingeweihten in ihren abgeschlossenen Tempeln und Tempelschulen den einen Gott erkannten, glaubt man für das religiöse Leben des Volkes gesorgt zu haben, konnte dieses dann und wann auf der heiligen Warte den Nil hinunterschwimmend, oder hoch auf den Häuptern der weißgekleideten Priester getragen, einen Augenblick das Götterbild anstarren, während der Gesang der Prozession von Ferne an ihr Ohr drang. Allerdings wußten sie auch, was Noblesse oblige bedeutet. Wir blicken mitleidig auf das Ceremoniell der vorigen Jahrhunderte, und doch hat kein moderner Potentat sich die Fesseln auferlegt, welche der Pharao trug, auf daß die Idee des göttlichen Herrschers auch die unbedeutenden Handlungen seines Lebens durchdränge.“

„Die Verherrlichung des Despotismus ist aber doch allen orientalischen Völkern eigen?“ frug Graf Hertwig.

„Gewiß, und das eigenartig ägyptische des Pharaonenreiches läßt sich auch auf die speciellen Verhältnisse und Grundbedingungen des Lebens zurückführen. Die räthselhaften Naturerscheinungen ihres Landes wiesen auf eine gütige Gottheit und mußten ein edelbentendes Volk zur grübelnden, aber dankbaren Gottesverehrung führen. Der Anblick der ewigen, grenzenlosen Wüste, welche in ihren tödtenden Armen das blühende Land zu ersticken drohte, wies auf die Schrecken des Todes und der Ewigkeit, während der nie versiehende belebende Strom ihnen die Hoffnung der Unsterblichkeit in's Herz senkte.“

„Was für Parvenüs sind wir doch ihnen gegenüber,“ bemerkte Neuenheim.

„Ja,“ antwortete der Professor, „das werden sie in Abydos recht empfinden. Dort steht Seti der Erste mit dem jungen Ramses und zeigt auf

eine Wand, worauf die Namen seiner Ahnen verzeichnet sind. Der Erste auf diesem Stammbaum ist Menes, der Gründer von Thio, der ältesten bekannten Stadt der Erde, deren Trümmer dicht bei dem heiligen Abydos liegen. Und zwischen Ramses dem Großen und seinen Ahnherrn liegt ein größerer Zeitraum als zwischen Ramses dem Großen und uns!"

"Diese Ewigkeitswirthschaft hat auch ihr Gutes", schaltete Udo ein. „Wenn eine mit vielem Aplomb hervorgebrachte Geschichtszahl auch um ein bis drei Jahrtausende corrigirt wird, hat man trotzdem die größte Chance, mit der einen oder anderen Autorität zu stimmen. Es berührt Einen immer angenehm, wenn Lepsius und Bunsen, Mariette und Brugsch nur um eine höchstens vierziffrige Zahl auseinandergehen.“

Der Wind war widrig und die „Sphinx“ wurde von ihrer Mannschaft am Schlepptau gezogen, so hatte man Zeit genug, langsam am Ufer dahin zu gehen, vorbei an Getreidefeldern, Palmen und Schadsuß, den von halbbraunen Fellahin betriebenen, primitiven Pumpen, die das Lebensselement auf die entfernteren Felder verbreiten.

Agathe und Graf Hertwig gingen zusammen und besprachen das eben Geschehene.

„Alles um Einen herum scheint so „durchlebt“, wenn man das sagen kann,“ bemerkte sie. „So viele müde schwere Füße haben diesen Boden betreten, so viele Thränen fielen auf den Weg. Hier auf dem Nil sind so unzählige Todtenschiffe im Trauerpomp heruntergesegelt, und diese selben Felsen müssen so unzählige Klagegesänge gehört haben.“

„Ja, ich habe mich als solch' unendlich kleines Bruchstück der Menschheit gefühlt, und mein eigenes Ich und mein Schicksal als eins von vielen Tausenden. Jedes Menschenleben bedeutet doch eine Aufgabe und ein Räthsel; nie haben alle diese Todten die ihrigen gelöst, und was hat es schließlich ausgemacht, ob und wie sie es gethan?“

„Sagen Sie das nicht,“ entgegnete Agathe. „Jeder Mensch beeinflusst seine Umgebung, um wieder von ihr beeinflusst zu werden.“

Hertwig sah sie an. „Sie haben einen ganz bestimmten Einfluß auf mich. Lachen Sie mich nicht aus, wenn ich mit sechsunddreißig Jahren so weise spreche — Sie erinnern mich an meine verlorne Jugend. Aus Ihren Augen schauen mich meine eigenen Knabenaugen an. Die Trauer hat ihnen den jungen zarten Traumschleier bewahrt, ein glückliches, gedeihliches Leben raubte ihn mir. Und doch — mir zum Glück oder zum Unglück — ich sehne mich aus der harten, wolkenlosen Mittagsonne zurück in die dämmernden Morgennebel.“

„Wir müssen Freunde sein, nicht wahr gnädiges Fräulein?“ Und er schüttelte ihr die Hand.

Agathe schwieg etwas verlegen.

„Er ist aber sehr nett,“ dachte sie, „und beeinflusst mich auch. Sonst stehe ich so allein und kann mit Niemandem über dergleichen sprechen.“

Man war an einer Biegung des Flusses angekommen und da man wieder segeln konnte, lag die Gesellschaft ein.

Ruhe herrschte auf dem Verdeck, plötzlich sah man sich erstaunt an. „Ach Unsinn, wie sollte . . .“

„Ja, es ist die ‚Wacht am Rhein‘!“

Selb kam athemlos angestürzt.

„Der Dampfer des Rheids.“

Da kommt er wirklich, es flattert der Halbmond vom Mast herunter, vorne steht das Orchester, welches dem deutschen Schiff zu Ehren aufspielt, oben sind Herren in schwarzen Ueberröcken und rothem Fetz, einer steht in der Mitte und grüßt höflich.

Es ist Lewski in höchsteigener Person.

Die Matrosen der „Sphinx“ schreien Hurrah, die Herren schwenken die Hüte; die Damen verbeugen sich. Es ist ein unbeschreiblich großartiger Augenblick.

Nur dem Legationsrath wurde die Weihe geraubt. Zu deutlich sah er die Leibwäsche der Familie, die am Ende des Schiffs, an der Leine trocknend, sich vor den Augen des Fürsten aggressiv im Winde blähte.

Doch man muß das Leben philosophisch nehmen.

„Es war eine hübsche Aufmerksamkeit des Rheids einem deutschen Diplomaten gegenüber,“ verkündete er dem etwas überraschten Kreis. „Natürlich hatte er von mir durch den Generalconsul, der mit mir in Paris war, gehört.“

Doch jetzt trug Udo wieder einmal vor, denn es ist seine Specialität, Alles vorher zu wissen. Bädeler und Murray sind für ihn nur ein Tropfen im Wasser, keine Reisebeschreibung der letzten zwanzig Jahre, ob von renommierten Amerikanern, blasirten Franzosen oder blaustrümpfigen Engländerinnen, die ihm entgangen wäre. So kann denn der Unterhaltungsstoff nie ausgehen, wenn man die Uebrigen genau zu benachrichtigen hat, wie Miß Edwards oder Maxime du Camp hier wieder einmal gründlich übertrieben hätten, oder wie Alles, das man gesehen, eigentlich noch ganz anders hätte sein müssen.

So erfuhr man denn jetzt, daß nächstens herrliche Felsen schroff in die Fluthen tauchen würden, gleichsam aus dem rauhen Gestein herauswachsend, das ehrwürdige, sagenumwobene, koptische Kloster Sebel el Teer throne, und die Insassen, die Nachkommen der Pharaonen und einzigen Repräsentanten der ältesten Cultur, an die Dahabie heranschwimmen würden, um von ihren Glaubensgenossen ein Almosen zu erbitten.

Dann, nach kurzer Abwesenheit, erschien er mit bloßen, weißen Armen und Beinen und einem roth und gelb gestreiften Tricot.

„Aber Udo!“ rief Frau von Neuenheim aus.

„Verzeih Elisabeth,“ entgegnete er mit Selbstbewußtsein, „der Badeanzug

kommt direct aus Trouville, so wie er dort bei voller Promenade getragen wird.“

„Ach so,“ sagten die Damen ganz beruhigt.

„Ich wollte nur den Nachkommen der Pharaonen und einzigen Repräsentanten der ältesten Cultur im Wasser die Hand schütteln.“

Wohl tauchten die herrlichen Felsen schroff in die Fluthen, aber kein Schwimmer zeigt sich und nur ein abgeschmacktes, triviales „Backschüsch ja chawadja“ tönte vom Ufer herüber.

Udo war sittlich entrüstet, aber hatte er nicht immer gesagt, daß alle Reiseberichte lügen?

Jedoch zeigten sich auch die christlichen Heiligen als heruntergekommen, so gedeihten ihre muhamedanischen Collegen desto mehr.

Seib, der etwas freigeisterrisch ist, machte seine Herrschaft auf ein in Unmpen gehülltes Wesen aufmerksam, das, von einigen bewundernden Freunden umgeben, am Ufer saß. Ein kleines Boot hält bei der Dahabie und die Matrosen schicken Geld und andere Gaben an den Heiligen, um dessen Segen sie andachtsvoll herüberschrien.

Gespannt betrachtete den großen Mann der lahme Sänger, es ging das Gerücht, daß er vorhabe, die Heiligencarriere zu ergreifen, weshalb er schon jetzt spärlich mit Wasser umging.

Elisbeth war gerührt. „Die netten lieben Muhamedaner. Es ist doch heutzutage etwas, daß Männer Farben tragen, sich nicht schämen, öffentlich zu beten und Harems haben. Es macht das Leben so viel interessanter.“

Da erschien an der Treppe ein blaßes Gesicht mit zusammengepreßten Lippen. „Elisbeth, das Essen wird gleich servirt sein und, wenn ich mich nicht irre, hast Du Dich noch nicht zurecht gemacht.“

Eilig zerstob Alles, man wußte, was es hieß, den Herrn Legationsrath bei den Mahlzeiten warten zu lassen.

* * *

Vorbei an Bergen und grünen Steppen gleitet die „Sphinx“. In Thebens unvergänglicher Pharaonenpracht hatte man gewelt und unter diesen ewigen, sprechenden Steinen gestaunt, gedacht und geschwiegen.

Die Wüste rückte näher, phantastisch thürmten sich die rauhen Felsblöcke auf und golden rieselte der sonnige Sand in die Fluthen hinein.

Bei Assuan zeigten sich glatte, schwarze Basaltfelsen, stete Begleiter der Kataraktgegenden. Die Kataraktverhandlungen und der Kataraktträger begann, und nur zu gut weiß jeder Nilreisende was das bedeutet.

Die Dahabie war von der Dynastie der Katarakt-Scheichs und Steuerleute vollgepfropft, Jeder hatte gleichviel zu sagen und verstand ungefähr gleichviel von der Sache. Am Ufer drei- bis vierhundert am Seil ziehende Fellahin, Alles schrie, Alles commandirte, das Schlepptau riß, die Dahabie rannte an die Felsen an. Rings herum Basaltblöcke und Felsenberge in

dunkeln, unheimlich verzerrten Massen und rauschendes Wasser, das um die Klippen sich wand und brach.

Und nach all diesem Tosen und Lärmen stieg aus den stillen Fluthen, von Bergen rings umgeben, eine einsame Insel mit Palmen, Tempeln und zerfallenen Säulen traumartig hervor.

„Thilae, ich mag nicht glauben, daß ich dich nie wiedersehen soll!“

Die „Sphinx“ legte in der kleinen östlichen Bucht unter Steinblöcken, Palmen und zarten Soutträuchern an; über ihr erhob sich ein lustiger Tempel, mit Lotuskapitälern an den freistehenden Säulen.

Hier sitzt es sich schön und hier träumt es sich schön.

Hier an dieser Stelle fällt die alte Mauer steil herunter in den Nil, das Wasser rauscht leise vorbei und unter dem kühlen Schatten einer Säulenhalle ruhend, sieht man zwischen den Kapitälern hindurch die Palmen und Felsen der gegenüber liegenden Insel in der dunstigen Mittagsonne schimmern.

Hier zittert das federleichte Laub eines großen Akazienstrauches, du sitztest auf einer heruntergestürzten Säule und lange Gräser umwachsen die mit Hieroglyphen bedeckten Blöcke zu deinen Füßen. Vor dir ragen die mächtigen Pylonen empor, der Himmel ist tiefblau, langsam fliegt ein Adler über die verlassene, heilige Insel.

Es ist die ideale Landschaft, die ideale Landschaft, welche in der Kunst verachtet und veraltet ist. Sie hat auf unsern Gemäldeausstellungen einem Stoppelfeld oder einer Landstraße mit naturalistischen Regenpfützen weichen müssen. Befindest du dich aber in ihr selbst, so hält sie dich fest und verwirrt und verfolgt dich mit ihrem märchenhaften Zauber.

Unsere Reisenden verbrachten den ganzen Tag auf der Insel und gewannen schließlich jeden Stein persönlich lieb. Sie waren die Einzigen auf Thilae selbst, aber nicht weit davon, vor Mahatta, einem Karawanenstapelort zwischen dem Katarakt und Thilae, lagen mehrere Dahabieen und man wurde ganz gefellig.

Da lag der „Ramjes“ mit zwei englischen Brüdern, die sich das Leben bequem einzurichten verstanden; täglich beanspruchten sie neugebackene Brötchen, frisch zubereitete Butter und von den eigens dazu mitgebrachten Hühnern eben erst gelegte Eier zum Frühstück, sowie geeisten Champagner zum feierlichen späten Diner, dem sie lieber ganz entsagt hätten, als es anders wie im Frack und weißer Halsbinde zu sich zu nehmen.

Dann war dort die „Saratoga“ mit ihren pikanten, witzigen, etwas gewagten amerikanischen Insassen, und schließlich, schon äußerlich durch die reichgestickten orientalischen Divane und die bunt arabisch costümirte Schiffsmannschaft erkennbar, die „Evening Star“ des Lord Maitland, der seiner schönen, jungen Frau zu Ehren seine Dahabie mit künstlerischem Luxus eingerichtet hatte.

Bei dem Besuch, den die Neuenheims den Maitlands abstatteten,

wurden gemeinschaftliche Freunde entdeckt, man sah sich öfter in zwangloser Weise und verabredete sich zu einer „Fantasia“, um den unter den Arabern für jegliche Art Festlichkeit üblichen Namen zu gebrauchen, welche auf der „Evening Star“ stattfinden sollte.

Als der Abend heranbrach, war es selbst auf dem geräumigen Schiff ganz saisonmäßig eng, denn selbst von Assuan waren einige Dahabien-Besitzer herübergekommen. Nach dem solennen Diner, mit allen Raffinements, die der Dahabietoch eben so gut in Nubien als in Paris zu Stande bekommt, ging die Gesellschaft oben auf das Verdeck. Da zeigte jedes Tau, jeder Mast eine beleuchtende Perlenkette von kleinen farbigen chinesischen Papierlaternehen. Smyrna-Teppiche und Decken waren über den einen Theil des Schiffes gespannt und hier und da mit Palmenzweigen und mächtigen Blattpflanzen zurückgerafft, in den Ecken standen große Thonvasen, die mit hohen Gräsern und Schilf gefüllt waren.

Kaketen und Feuersterne zerstoben in der klaren, weichen Nacht und fielen funkelnd in die schweigenden Fluthen.

Da leuchtete eine rothe, glühende Flamme aus der Oeffnung eines alten Felsengrabes, das dicht am Ufer sich befand. Sie flackerte auf einem Steinaltar, der mit Früchten bedeckt war, und fiel auf eine Göttinnengestalt. Auf dem schönen Haupte der englischen Lady glänzte die Mondscheibe der Isis und rothgestickte Gewänder umhüllten ihre hohe Gestalt. Vor ihr knieten zwei Männer im weißen Priestergewand mit Pantherfellen und goldenem Schmuck; der eine fiel zu Boden und bedeckte das Antlitz, während der andere andachtsvoll zur Erscheinung empor sah und preisend seine Arme nach ihr ausstreckte.

Die Flamme zuckte und erlosch, das Felsengrab versank wieder in dunkle Nacht.

Da auf einmal schien der Mond, der bis dahin hinter den Bergen gedämmt hatte, in märchenhafter Pracht, all' seine Strahlen auf einen hohen Felsen zu gießen. Dort ruhte eine zarte Gestalt mit weißen Armen und weichem, aufgelöstem Haar. Es war Agathe.

Graf Hertwiß starrte herauf; in seinem Priestergewande hörte er nicht den Beifall, nicht das Lob des elektrischen Lichtes, nicht die Erklärung über die Sage der Rodope, der ägyptischen Lorelei, welche auf Pyramidengipfeln erscheint und den Wanderer in den Tod lockt.

Die Theilnehmer an den lebenden Bildern erschienen jetzt auf dem Verdeck, auf allgemeines Verlangen in ihren antiken Gewändern, welche in aller Eile und mit großem Talent aus orientalischen Tüchern und Stickereien hergestellt worden waren.

Aus einer versteckten Ecke tönte ein Walzer, das Verdeck war mit Ausnahme einiger luxuriöser Divane ausgeräumt worden, vergnügt gab man sich dem langentbehrten Vergnügen des Tanzes hin.

Graf Hertwiß hielt Agathe im Arm, sie flogen dahin. „Ich glaube nicht, daß Sie es wirklich sind,“ flüsterte er ihr zu, „Sie sind Mondschein!“

Und doch ruhte ihr weißer Arm auf dem feinigen, der helle, silberdurchwirkte Schleier und das schattige, wellige Haar umflossen ihn in einer warmen Wolke.

Als er sie das nächste Mal aufforderte, sagte er entschuldigend: „Es ist sehr vermessen von einem alten Ehemanne, gnädiges Fräulein schon wieder einmal beanspruchen zu wollen.“

„Das läßt sich doch noch ertragen,“ lachte sie; „der englische Tänzer mag hervorragende innere Eigenschaften haben, aber seinen Walzer verstehe ich nicht zu würdigen und der eine amerikanische Herr sagte eben, in Rubien wäre nur Ricinusöl zu merken und in Aegypten nichts als renommitende Pharaonenannoncen.“

Sie tanzten also noch öfters zusammen.

Endlich trennte sich die Gesellschaft und ruderte auf kleinen Booten fort, die farbigen Lampen erloschen, rings umher wurde es still.

Von den Rudern fielen glitzernde Tropfen in langsamem Tact, hell ragten Felsenriffe und Klippen in der Nacht empor, hinter diesem Vorsprung schlummerte Thilae im Mondenschein.

„Die Fantasia war schön,“ bemerkte Hertwiß, „aber es freut mich, daß Alles hier unberührt geblieben ist. Morgen gehen wir ja weiter, heute müssen wir wirklich noch Thilae genießen.“

Der Legationsrath sah nach der Uhr, aber schließlich landete man an der alten steinernen Treppe, dort wo die hohen Mauern sich in den Mifsen.

Da hoben sich die Pylonen empor und warfen dunkelbraune Schatten, die Säulenhallen lagen im Lichte gebadet, die Palmen zitterten.

„Es rauschen die Wipfel und schauern,

Als machten zu dieser Stund

Um die halb versunkenen Mauern

Die alten Götter die Mund“

sang Elsbeth vor sich hin.

Die Gesellschaft zerstreute sich, um diesen oder jenen Lieblingspunkt noch einmal aufzusuchen; Graf Hertwiß und Agathe gingen durch die Eingangspforte, über der weite Flügel, das Symbol des stiegenden Lichtgottes, sich ausbreiteten, hindurch in den ersten Tempelraum.

Märchenhaft strömt das Licht herein, wo nicht der unergründliche, tiefe Schatten ruht, treten die Sculpturen in unheimlicher Klarheit hervor und schauen einen mit ihren starren Augen an. Da thronen die heiligen Götter, das Zeichen des Lebens in der Hand und die stolzen Pharaonen mit den Kronen Ober- und Unter-Aegyptens auf dem Haupte. Geheimnißvoll heben sich vom dunklen Hintergrund, das zum Allerheiligsten führt, die hohen Säulen mit ihren Lotusblumen und Palmentapitalern; verschwunden ist jede

Spur des Verfalls, der Zerstörung, in der Mondnacht erstehen die Tempelräume in fremder, zauberhafter Pracht.

Versunken bleiben die Beiden stehen, die Mondstrahlen fallen auf das junge Mädchen in ihren weißen Schleiern und aufgelöstem Haar und auf die hohe Gestalt im phantastischen Goldschmuck und kaltigen Priestergerwand.

Sie athmen leise aber vernehmbar, vielleicht ist es noch der wirbelnde Tanz, der ihr Blut so rasch durch die Adern treibt.

Sie sprechen kein Wort.

Da treffen sich die Blicke; bang leuchten ihre Augen, dann sinkt Agathe nieder auf eine zertrümmerte Säule und bedeckt ihr Gesicht. Hertwitz zuckt zusammen und wendet sich fort.

Denn zwischen ihnen steht der Cherubim mit flammendem Schwert.

* * *

Die „Sphinx“ ist in Aubien; dem Land, wo es weder Thau noch Moskito's giebt, wo die Frauen tausend in Ricinusöl getränkte Flechten, die richtige Cleopatrafrisur tragen und wo, wie man sagt, das Krokodil sich ergeht.

Die Post ist eben angekommen und zwar durch Dromedare befördert worden. Der Gesellschaft imponirt dies schon, aber Udo ärgert berechtigt darüber, daß hier nicht, wie er gelesen, ein Läufer dem ägyptischen Stephan dient, und dann, wie es sich gehört, jedem Nilreisenden das interessante Schauspiel bietet, am Ufer ausgestreckt zu schlafen, während zwischen seinen Beinen ein Stückchen angezündetes Werg ihn nach einer kurzen Zeit sicher und gründlich wecken soll.

Aber sie thun auch nie das Richtige!

Auf dem Verdeck sitzen unsere Reisenden in ihre Briefe versunken. Agathe, die in letzter Zeit blaß geworden ist, sieht wieder heiter aus und lacht über den ausführlichen Bericht einer Freundin, welche die Geselligkeiten der kleinen Garnisonstadt, in der sie sich befindet, beschreibt.

Udo folgt gespannt den Gramengeschichten eines Referendarcollegen, welche, reich mit Illustrationen versehen, das Haarsträubendste verkünden!

Elsbeth und Ferdinand Neuenheim beugen sich zusammen über einen Brief und der Legationsrath sieht ganz hübsch aus, als er gerührt an verschiedene runde Tintenkluge kommt, welche die erklärenden Zuschriften tragen: „Dies sind Küsse für Papa und Mama von Anni und Fritzchen.“

Die Klinte an der Schulter kommt Graf Hertwitz mit gefüllter Jagdtasche zurück und nimmt die ihm hingereichten Briefe und Zeitungen in Empfang.

Plötzlich hört man einen durch die Zähne gestoßenen Fluch. Erschrocken starrt Graf Hertwitz einen Brief an, springt mit einem Satz an das Ufer und rast dahin.

Bleich sehen sich die Anderen an, in der Ahnung eines großen Unglücks gerinnt ihnen das Blut.

Es wird spät und Alles geht herunter. Da dröhnen Schritte über der Kajüte, harte verzweifelnde Schritte. Dann und wann hören sie auf und ein schwerer Körper wirft sich in einen Sessel hinein, um dann wieder aufzuspringen und die Längen des Deckes unsicher zu durchschreiten.

Die Stimme ist schwül, nur selten spricht Einer mit gedämpfter Stimme.

Da öffnet sich die Thür und herein tritt Graf Hertwig, farblos mit starren, todtten Augen.

„Was mir zugestoßen ist, läßt sich leider doch nicht verbergen,“ sagt er mechanisch und tonlos. „Meine Frau ist mit Herrn von Bierinkfi durchgegangen.“

Vollkommen erstarrt, zuckt Jeder zusammen. Es entsteht eine Stille. Keiner wagt diese frisch blutende Schande auch nur durch ein Wort der Theilnahme zu berühren.

Endlich drückt Neuenheim ihm schweigend die Hand und Hertwig geht fort. Allein in seinem Zimmer, wirft er sich auf einen Stuhl und starrt vor sich hin. Da fällt sein Blick auf ein Bild, das auf einem Tischchen vor ihm steht. Es zeigt eine junge Frau mit hübschen Zügen und kleinen Grübchen; unter dem Matrosenhut fällt aufgelöstes, welliges Haar hernieder, sie trägt ein helles Sommerkleid mit großem Matrosenträger. Wie ähnlich war es ihr, wie kannte er den schelmischen Aufblick, den hübschen Halsansatz, das kleine Ohr, um das einige Löckchen spielten. Im ersten Sommer ihrer Ehe war das Bild in Northerney aufgenommen worden und noch sah er sie neben ihm leicht am Strand dahergehen oder mit aufgelöstem Haar und frischen, rothen Waden nach dem Bade auf den Dünen sitzen. Alles war so jugendlich und munter an ihr; bald hatte er sich in sie verliebt und wenn auch keine tiefere Seelenharmonie sie verband, so hatte sie ihn glücklich gemacht und er sie. Und nun die brennende Röthe stieg bis an seine Stirn, sein Weib! Ach, er konnte den Gedanken nicht zu Ende denken, konnte nicht in diesen Abgrund der Schmach herabsteigen. Und doch verfolgte es ihn und er mußte das Bild betrachten und der schelmische Blick galt diesem berüchtigten, gemeinen Sportsmenschen der schlimmsten Sorte, dessen freche, schwarze Augen hingen an den Grübchen und sein Arm legte sich um ihre schlankte Gestalt.

Er riß das Fenster auf — es war zum Ersticken, sein Gehirn schien flüssiges Feuer zu sein.

Seine Willi — vor dem Altar hatten sie beide gekniet, vor dem Altar sich die Hand gereicht, „bis daß der Tod sie scheide“. Die Mutter seines süßen, kleinen Knaben — er sah sie bleich im Bette liegen und sie zeigte unter glücklichen und dankbaren Thränen: „Unser Kind!“ Ach, in welch unfähiges Elend hatte sie sich gestürzt, was stand dem armen jungen Wesen, dem Weib seines Herzens noch bevor!

In tiefer Seelenqual blieb er vor dem offenen Fenster hingefunken, die heißen, nassen Augen geschlossen, das Haupt müde auf die Arme gelehnt. Milde senkte sich die stille Nacht herab, aber bald durchkreuzten neue Gedankenreihen beängstigend und verwirrend seine heiße Stirn.

Wohl hatte sie vor Gott und vor Menschen gesündigt und Glück und Ruhe auf ewig verloren; aber war er unschuldig, unschuldig vor dem, der die Herzen kennt? Und die Tempelhalle von Thilae stieg vor ihm auf und noch einmal fühlte er ihren geheimnißvollen Mondnachtzauber und er wußte, daß der eine Blick Sünde gewesen war. Und nun überkam es ihn und es flüsterte um ihn herum: Du wirst frei sein und sie wird die Deine sein. — Er suchte die wirrenden Stimmen fern zu halten, aber im innersten Herzen wußte er, daß es so kommen würde.

Er athmete schwer und stöhnte in heftigem Seelenkampf und er haßte und verachtete sich und die Welt.

* * *

Am Bord herrschte eine schwüle Stimmung.

Man war darauf gespannt, ob Graf Hertwitz nicht nach Deutschland reisen würde, um den Scheidungsproceß einzuleiten, es verlautete aber, daß er garnicht vorhabe noch vorläufig zurückzukehren und die gerichtliche Scheidung einem befreundeten Juristen übergeben habe.

Das Nilleben nahm seinen gewohnten Lauf, man ging auf die Jagd, man segelte, man wurde am Schlepptau gezogen, man besichtigte Tempel, man lachte, man sprach; aber die ungezwungene heitere Stimmung war vorüber.

Agathe war blasser und am Frühstückstisch wußte sie immer genau zu erzählen, um welche Zeit die Hunde so laut gebellt hätten oder der Mond hinter den Bergen verschwunden sei. Schalt man sie dann wegen ihrer Schlaflosigkeit, so lächelte sie nur und sagte, das mache nichts aus.

Eines Morgens sollte ein Spaziergang unternommen werden; Agathe hatte sich verspätet und fand die Anderen vorangegangen, mit Ausnahme des Grafen, der an der Landungsbrücke auf sie wartete.

Ihr stockte das Herz, instinctmäßig ahnte sie, was ihr jetzt bevorstände.

Schweigend gingen sie einher, um sie herum die todte Wüste. Gleich blendendem, gelbem Schnee bedeckte der Sand die nackten Felsen, nur hier und da ragten sie in ihrer Kahlheit hervor. In der Ferne zogen sich Hügelketten dahin, ein großer Geier flog durch die eberne blaue Luft, hier und da lagen einige gebleichte Knochen im grellen Sonnenschein.

Plötzlich blieb er stehen und sah ihr fest in die Augen. „Agathe, gerichtlich werde ich in kurzer Zeit frei sein, moralisch bin ich es jetzt schon. Ich liebe Sie und kann nicht ohne Sie leben.“

Hilflos hatte sie sich an einen grauen Felsen gelehnt. „Nein,“ sagte sie leise und schüttelte den Kopf.

„Was meinen Sie damit?“ frug er hastig. „Sie lieben mich nicht?“

Glühend roth sah sie hernieder. Er hatte seine Antwort erhalten und hob zuversichtlich den Kopf. „Es wäre wohl „passender“ und „richtiger“ gewesen, wartete ich eine conventionelle Zeit. Das kann Sie aber nicht bewegen, meine Lebenshoffnungen zu zerschlagen.“

„Ich kann nie Ihre Frau werden,“ sagte sie ruhig auf den Sand starrend, dann um seiner leidenschaftlichen Entgegnung vorzukommen, fuhr sie hastig fort: „Es geht nicht, es kann nicht sein, es ist Alles zu entsetzlich, zu kraß. Aus Unglück kann kein Glück kommen. Der Tod hat mich von meinen Banden erlöst und Sie die Sünde. Auf solchem Boden keimt kein Segen.“

„Agathe!“ rief er außer sich. „Ich versinke in den tiefen Fluthen der Leidenschaft und Du stehst kalt am trockenen Ufer, ich biete Dir mein ganzes Herz, mein ganzes Leben und Du fertigst mich mit Scheingründen ab!“

„Es sind keine Scheingründe, es sind keine Phrasen,“ rief sie angstvoll. „Ich sage nur, was Pflicht und Gewissen Ihnen und mir sagen. Ich fürchte mich vor dieser Leidenschaft, wir gehen in den tiefen Fluthen unter! Lassen Sie mich.“ Und ihre zitternde Hand aus der seinen reißend, eilte sie voran.

* * *

Der Abend brach heran und in zwei Herzen rang trostloser Schmerz und leidenschaftliches Hoffen.

Die Gesellschaft war oben auf dem Deck versammelt, der Mond war im Sterben begriffen, warf aber noch immer unsicheren Schein auf das fließende Wasser und die Palmenufer.

„Ich habe große Lust etwas zu rubern,“ sagte Graf Hertwiß sich erhebend. „Gnädiges Fräulein, würden Sie mich nicht begleiten?“

„Geh doch, Agathe und seht, ob ihr nicht die blaue Blume findet, von der uns die Maitlands neulich vorschwärmten,“ sagte Elisabeth scherzend.

Agathe warf ein Spitzentuch um Kopf und Schultern und erklärte sich bereit.

Still saß sie und steuerte, während unter der kräftigen Hand des Ruberers das kleine Boot durch die dunkeln Wasser flog.

„Sollen wir landen, um die blaue Blume zu suchen?“ frug Graf Hertwiß etwas bitter.

Sie lenkte landeinwärts und sie stiegen an's Ufer, das Boot an einen Felsen befestigend.

„Agathe, es muß zwischen uns klar werden,“ sagte er in leidenschaftlich zurückgehaltenem Ton. „Kannst Du Deinen verstorbenen Bräutigam vergessen, kannst Du vergessen, daß ich eine Andere, die mir gestorben, geliebt und besessen habe? Ist es nicht der Fall, so will ich schweigen, ist es aber der Fall, so mußt Du mein werden.“

Es entstand eine Pause und unbeweglich standen die dunklen Gestalten im schwankenden Licht unter einem duftenden Fennabaum.

„Thue es nicht, thue es nicht,“ rief sie bang und tonlos, „es bringt uns kein Glück.“

Aber er zog sie zu sich und gab ihr den ersten langen Kuß.

„Du weißt ja, daß wir uns lieben, daß wir uns Alles sind, daß wir einander bedürfen, daß wir nicht ohne einander leben können. Warum bist Du so bang, warum hast Du kein Zutrauen zu mir und meiner Liebe.“

Sie wiederholte nur, was sie am Morgen gesagt. „Aus Unglück und Sünde Anderer kann uns kein Glück kommen.“

Aber er bedeckte ihren Mund mit Küßen und sie saßen unter dem hohen Gras am Ufer und die warme Nachtlust war schwer mit Duft getränkt. Sie schmiegte sich an ihn an und fühlte, daß, was auch käme, sie es mit ihm tragen würde. Und sie saßen lange und tranken den ersten süßen Trank der Liebe — aber, sich selbst ungestanden, hatten sie Beide schon beim ersten Zug den bitteren Gisttropfen gespürt.

Da kam ein kühler Luftzug und erinnerte an die späte Stunde; er verdrängte den süßen, matten Blüthenduft und brachte den Hauch der Verwesung heran. Agathe schauderte, sie sahen sich um und bemerkten weiß angestrichene Grabsteine und die Kuppel vom Begräbnißort eines Schechs. Sie hatten die „blaue Blume“ finden wollen, aber sie blühte nicht auf einer Leichenstätte.

Es dunkelte mehr und mehr.†

Vom gegenüberliegenden Ufer erklangen dumpfe Töne und schrille Schreie unterbrachen einen langhingezogenen Trauergesang. Plötzlich fladerte ein Feuer auf und greller Schein beleuchtete ein Schiff, in das eine schwarz verhangene Bahre getragen wurde. Laut klagend stiegen einige verhüllte Gestalten in's Schiff, der hoch am Verdeck stehende Steuermann stieß vom Ufer ab und das Feuer verlosch.

Graf Hertwitz und Agathe waren aufgestanden und lösten ihr Boot vom Felsen. Langsam ließen sie sich den Strom heruntergleiten. Hertwitz zog die Ruder ein und starrte in die tiefe Fluth hinein. Einige Verse kamen ihm in den Sinn.

Zimmer mußte er sich wiederholen:

„Die Geisterinsel die schöne,
Tag dämmrig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne
Und wogte der Nebeltanz,
Dort klang es lieb und lieber
Und wogt es hin und her,
Wir aber schwammen vorüber
Trostlos auf weitem Meer.“

Und um ihn herum floß das mattbeleuchtete Wasser und floß unaufhaltfam weiter, um sich in das Meer der Unendlichkeit zu verlieren.

Still und verlassen war es um sie herum, man hörte nur das leise Athmen der Beiden und das Plätschern des Wassers um den Kiel.

Plötzlich ragt etwas hoch und dunkel über den erschrockenen Häuptern, es ist das Leichenschiff. Ein harter Krach — ein wildes Schwanken. „Das ist der Tod,“ schreit Agathe und springt auf; Graf Hertwig umfaßt sie mit seinen Armen. — „Herr Gott erbarme dich unser!“ — Das Boot schägt um.

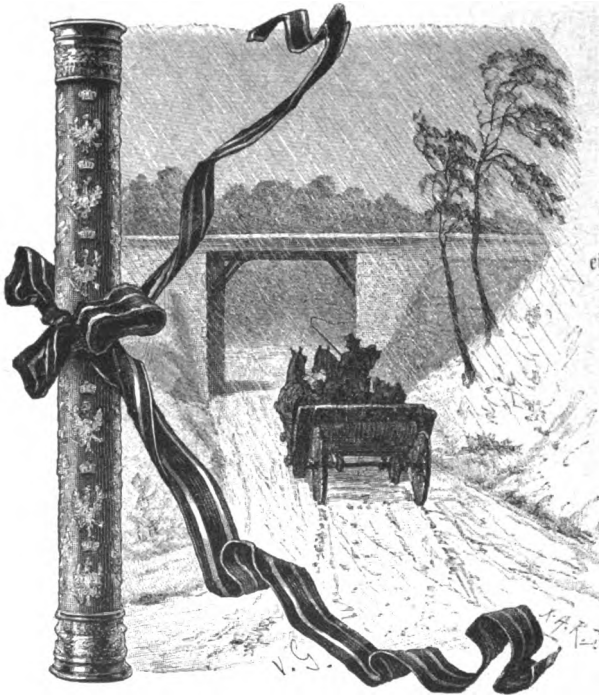
Sie sind in den tiefen Fluthen zu Grunde gegangen.





Illustrirte Bibliographie.

Prinz Friedrich Karl im Morgenlande. Nach ihren Tagebüchern und Handzeichnungen von seinen Reisebegleitern Professor Dr. F. Brugsch und Major von Garnier. Frankfurt a. D., Trowitsch und Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.



ein Schauplatz historischer Ereignisse besitzt für uns so viel Anziehungskraft, wie der Orient, die Geburtsstätte aller Religion und Cultur. Er ist das Land, in dem die Wundermärchen spielen, die unsere Kindheit ergötzten, aus dem die Griechen die Anfänge ihrer Bildung und Gesittung holten, in welchem der Erlöser der Menschheit wandelte, zu dessen Lehre der Liebe die Culturvölker Europas sich insgesammt bekennen.

! Kein Wunder, daß uns immer wieder die Sehnsucht nach jenen Gegenden zieht! Wenn die Möglichkeit gegeben war, den Schauplatz der ältesten Menschheits-Geschichte mit eigenen Augen zu sehen, der kehrt an Wissen bereichert und sittlich erhoben in die Heimath zurück. Mag im Angesicht großartiger Denkmäler oder auf den letzten

Trümmern verschwundener Pracht und Herrlichkeit sein Geist sich in die Tage ihrer Urheber versetzen, mag über den Ruinen sein Blick trauernd auf der Gegenwart ruhen und die Klage über den Wandel und die Hinfälligkeit aller irdischen Macht und Größe laut werden, nimmer wird unter den Wipfeln der immer grünen Palmen das erhebende Gefühl von ihm weichen, daß sein Fuß die Stätten berührt, welche geheiligt sind durch die ehrwürdigsten Erinnerungen der ältesten Menschengeschlechter. Vor den Augen des Sohnes unserer Zeit steigen die sagenhaften Könige der größten und mächtigsten Reiche des Morgenlandes aus ihren Gräbern und Särgen in leibhaftiger Wirklichkeit an das Tageslicht, und der geöffnete Schooß der Erde und der Felsenhöhlen giebt die Leiber der Fürsten und Edlen wieder, deren Namen und Thaten, deren Glanz und Ruhm eine ganze dahingeschwundene Welt erfüllten. Die Denkmäler ihrer Zeit bis zur gebrechlichen Thontafel und dem zersplitterten Papyrus hin lehren die Geschichte, den Glauben und die Sprüche der Weisheit längst vergangener Tage und wie Prophetenstimmen erklingen die Worte in unserem Ohre wieder.

Die Sehnsucht nach dem Orient zog auch einen Prinzen aus dem Hohenzollernstamm in die weite Ferne. Prinz Friedrich Karl, dem deutschen Volke hauptsächlich als hervorragender Heerführer



Reise des Prinzen Friedrich Karl im Orient.
Frankfurt a./O. Kromwisch u. Sohn.

und ganz seinem Beruf ergebener Soldat bekannt, beschäftigt sich in seinen Mußestunden auf seinem lieblichen Schlosse Dreilinden, dessen Thürinschrift „Klein aber mein“ dem Eintretenden die bescheidene Denkungsweise des Besitzers verkündet, mit allerlei würdigen Dingen, die sein reiches Wissen zu erweitern geeignet sind. Auf dem Schlosse Dreilinden wurde auch der Plan zu der großen Orientreise gefaßt, und auch sie entsprang dem Wunsche der Erweiterung des Wissens von Menschen und Ländern.

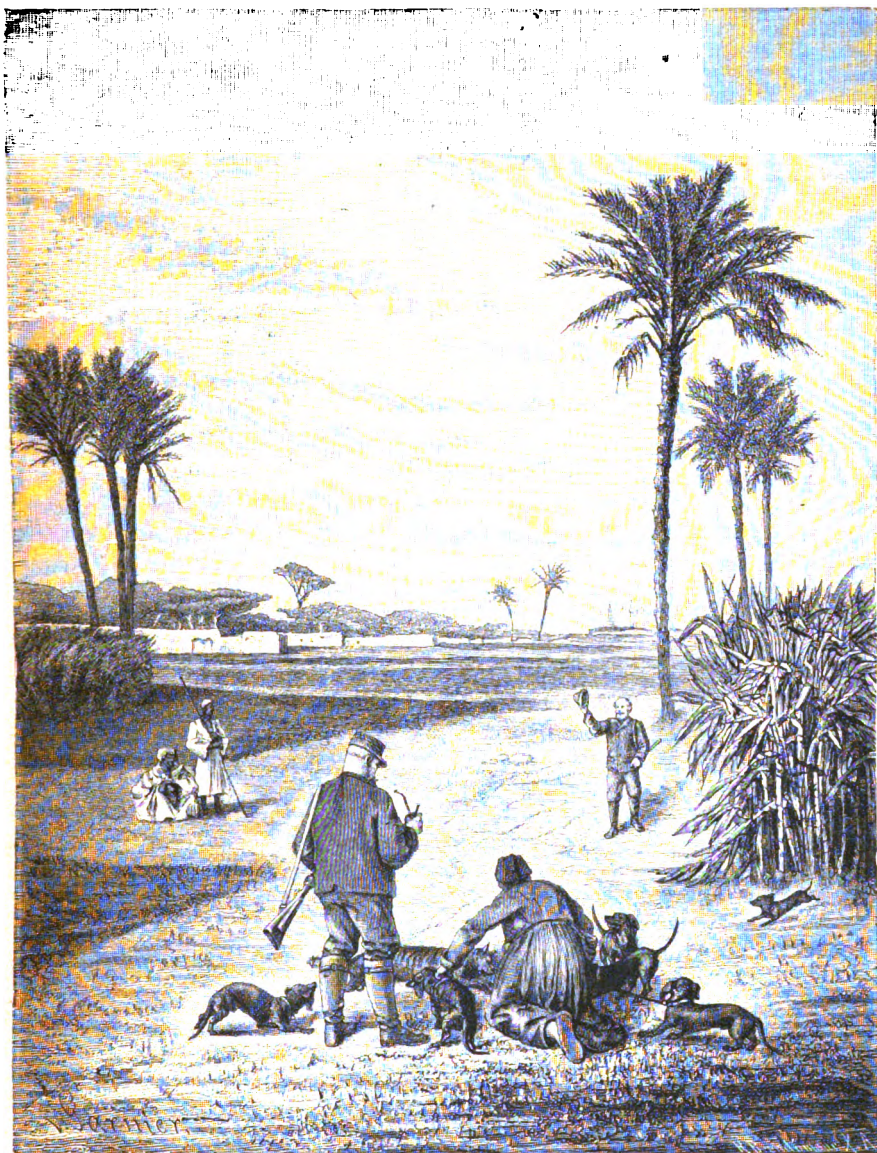
Nach einer gründlichen Vorbereitung, wie sie eine mehrmonatliche Reise im fernen Osten nothwendig erheischt, wurde die Fahrt von Berlin aus am 27. December 1882 angetreten. Die Reisegefährten, welche den Prinzen auf seiner Fahrt begleiten sollten,



Reise des Prinzen Friedrich Karl im Orient.
Frankfurt a./O. Trowitsch u. Sohn.

hatten sich pünktlich auf dem Central-Bahnhof eingefunden. Es waren: Oberst Gneomar von Naxner, Commandeur des 28. Infanterie-Regiments zu Coblenz, Franz Xaver von Garnier, Major im Leib-Grenadier-Regiment in Frankfurt a. O., Hauptmann Georg von Kaldstein, persönlicher Adjutant des Prinzen, und Professor Heinrich Brugsch, der „Hierogrammatt“, wie er sich scherzweise nennt. Von Berlin ging es über Breslau, Wien, Triest nach Alexandria, welches den Ausgangspunkt der Orientreise bilden sollte.

Auf dem Dampfschiffe „Ettore“ wurden die Vorbereitungen für die Reise fortgesetzt, die Ruhe der Einsamkeit wurde von dem Prinzen und seiner Umgebung auf's



Reise des Prinzen Friedrich Karl im Orient.
Frankfurt a./D. Irowitsch u. Sohn.

Beste verwerthet. Der Prinz fing an arabisch zu lernen und die im Verkehr mit den Morgenländern nothwendigsten Wörter und Lebensarten seinem Gedächtnisse einzuprägen. Die Herren seines Gefolges — erzählt Brugsch — ahmten dem guten Beispiele nach und bald sah ein Jeder in einer stillen Ecke, um eifrig zu lernen und das Gelernte zu wiederholen. In eine arabischc Schule ward das Sumatojo verwandelt, und mit verzeihlichem Stolge „überhörte“ der lehrende Meister die kleine, aber außerwählte Schaar seiner Schüler.

Am 3. Januar, um die achte Stunde des Morgens, meldete Signor Colombo, der Capitain, dem Prinzen, das Schiff sei nur noch vierzig Meilen von Alexandrien entfernt. Zwei Stunden später ließ ein nebelhafter Streifen am südlichen Horizonte die afrikanische Küste erkennen, immer deutlicher wurden die Umrisse des schmalen langen Bandes, und es währte nicht mehr lange, bis die kleine deutsche Colonie den Boden der alten Alexander-Stadt betrat.

Alexandria ist nicht eine Neugründung des macedonischen Helden, und eine ägyptische Inschrift aus alter Zeit meldet daher mit Recht von einem Satrapen Aegyptens: „Er machte zu seiner Residenz die sogenannte Festung des Alexandros am Ufer des Meeres der Joner, welche vordem Rakoti genannt ward“: denn lange bevor Alexander den Grundstein zu der späteren Weltstadt seines Namens legte, bestand an der Stelle des Stadtwiertels Rakotis ein altägyptischer Ort mit Namen Rakoti.

Mit dem Anfange der Beschreibung Alexandriens bricht die erste uns vorliegende Lieferung des Prachtwerkes ab. Wir können unser Urtheil daher nur unter dem Vorbehalt aussprechen, dasselbe nach der Ausgabe der letzten (zehnten) Lieferung noch zu ergänzen oder zu berichtigen. Was uns vorliegt, berechtigt zu der Hoffnung, daß das Gesamtwerk eine wahrhafte Bereicherung unseres Wissens vom Orient sein wird. Daß Brugsch ein hervorragender Kenner des Morgenlandes ist, brauchen wir unsern Lesern nicht zu sagen; er bewährt sich aber auch als Schriftsteller. Besonders hat er es gut verstanden die Schilderung der Dertlichkeiten mit der belehrenden Darstellung ihrer geschichtlichen Vergangenheit zu verweben, und das Ernste mit dem Heiteren in gutberechnetem Verhältniß abwechseln zu lassen.

In der Mitte der Darstellung steht Prinz Friedrich Karl. Um ihn gruppiren sich Menschen, Dertlichkeiten, historische Rückblicke, Schilderungen des gegenwärtigen Zustandes. Sein Soldaten- und Jäger-Humor trägt selbst dazu bei, dem Brugsch'schen Texte heitere Episoden einzufreuen. Ganz reizend ist beispielsweise, was er von seinem Töchterchen erzählt:

Zur Zeit des französischen Feldzuges, als ich in Orleans stand, schrieb meine Tochter, die Herzogin von Connaught, damals ein kleines Mädchen, einen Brief an mich, der nur die Worte enthielt: „Lieber Papa! Ich habe so lange nichts von Dir gehört, siege doch mal wieder.“

Die Bilder, welche das Werk schmücken und von denen unsere Leser einige Proben erhalten, sind von Major von Garnier gezeichnet und von H. Brendamour in Holz geschnitten. Garnier ist kein Maler von Beruf, er hat aber die Mußestunden, die ihm das Kriegshandwerk gewährte, reichlich benutzt, um sich in der friedlichen Kunst des Griffsels zu vervollkommen. Seine Bilder sind heitere Kinder des Augenblicks und der unmittelbarsten Anschauung während eines stüchtigen unstäten Reiselebens. Häufig im Sattel entstanden, geben sie — wie Brugsch sich ausdrückt — die ernstesten und fröhlichsten Eindrücke der Wandernden, ohne die Vorbereitung skizzirender Studien, in ihren Umrissen wieder. Sie werden dem Kenner und Nichtkenner des Orients in hohem Grade Genuß gewähren.

W. Waldmüller - Duboc, Aus den Memoiren einer Fürstentochter. 8. 289 S. mit einem Portrait der Prinzessin Amalie von Sachsen. Dresden, 1883. Reinhold und Söhne. Mf. 3.

Das vorliegende Memoirenwerk unterscheidet sich zu seinem Vortheil in vielfacher Beziehung von der großen Mehrzahl derartiger privater Aufzeichnungen. Keins der zwölf eigenhändig geschriebenen Tagebücher, aus welchen hier ein Auszug geboten wird, wurde mit der Absicht einer Veröffentlichung geschrieben; sie sind, wie die Art ihrer Abfassung erkennen läßt, von der anspruchslosen Verfasserin lediglich als eine Nachhilfe für ihr Gedächtniß begonnen und dann gewohnheitsmäßig bis zu ihrem Tode fortgeführt worden. So hatte denn auch jedes dieser Bücher ein stählernes Schloßchen, dessen Schlüssel die Prinzessin verwahrte. Sie enthalten demzufolge nichts, was für diese oder jene Wirkung zugeflukt ward, sondern einzig Erlebtes, Gesehenes, Vernommenes, hier und da untermischt mit den Empfindungen fröhlicher oder trauriger Art, welche das Herz der Verfasserin bewegten. Daß die Letztere einer gesellschaftlichen Sphäre angehörte, in welcher, seit überhaupt Bücher geschrieben worden, wohl zwar Manches dem Papier anvertraut worden ist, aus welcher aber nur höchst selten Tagebuchartiges in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, giebt dem Buche einen weiteren und nicht unwesentlichen Reiz. Dazu kommt noch die ereignisreiche Zeit, in welche die Kindheit und Jugend der Prinzessin Amalie fiel: die Zeit der Napoleonischen Kriege, von denen bekanntlich die sächsische Residenz und der sächsische Hof fast unablässig berührt wurden; dann die nahe verwandtschaftliche Beziehung des sächsischen Fürstenhauses zu den Höfen von Wien, München, Paris, Madrid, Florenz, Turin, Parma und Neapel, ein vielverzweigtes Verhältniß, durch welches fast jede Reise der Verfasserin zu intimen Berührungen mit Personen führte, die in der Geschichte eine mehr oder weniger belangreiche Rolle gespielt haben. Endlich lernt man in der Verfasserin, im Einklange mit den Bühnendichtungen, eine Persönlichkeit kennen, die durch ihren humanen und vorurtheilsfreien Sinn, durch ihre gute Laune, ihre Beobachtungsgabe, ihre Schlichtheit und daneben durch echte Frömmigkeit und Herzensgüte sich dauernd als ein Muster edler Weiblichkeit dem Gemüthe einprägt.

Alfred Dove. Das Zeitalter Friedrichs des Großen und Josephs II. Erste Hälfte (1740—1745). Auch unter dem Titel: Deutsche Geschichte. 6. Band. 8. X und 366 S. Gotha, 1883, F. A. Perthes. Mf. 7.

Der Band, von welchem hier die erste Abtheilung vorliegt, reißt sich einerseits der von mehreren Historikern gleichzeitig für die große Heeren-Altert-Geschichtliche Sammlung unternommenen Neubearbeitung der gesamten deutschen Geschichte ein, bildet jedoch auf der anderen Seite — ebenso wie die übrigen Theile des nämlichen wissenschaftlich-populären Werkes — ein selbstständiges Buch für sich. Gerade nun für die in diesem Bande behandelte Periode, das Zeitalter Friedrichs des Großen und Josephs II., erschien eine abermalige Darstellung insofern höchst erwünscht, als die hervorragenden modernen Arbeiten über jenen Abschnitt unserer vaterländischen Geschichte fast durchweg streng entweder den preussischen oder einen entgegengesetzten Standpunkt einnahmen. Der Dualismus, welcher eben seit 1740 die politische Entwicklung Deutschlands länger als ein Jahrhundert vorzugsweise charakterisirte, spiegelte sich erklärlicherweise in der Geschichts-Forschung und -Schreibung mehr oder weniger deutlich wieder. Nach den gewaltigen Entscheidungen der Gegenwart darf indessen von dieser oder jener einseitigen Tendenz in der Auffassung der nunmehr historisch abgeschlossenen Begebenheiten nicht mehr die Rede sein, und vornehmlich dem geborenen Preußen ziemt es, nicht bloß dem Andenken einer Maria Theresia ebenso gerecht zu werden wie dem Friedrichs des Großen, sondern überhaupt den ganzen Verlauf unserer neueren Geschichte lediglich im allgemein nationalen Sinne zu erzählen und zu beurtheilen. Von diesem Voratz geleitet, sucht der Verfasser in der vorliegenden Ab-

theilung zunächst zur Anschauung zu bringen, wie jener Dualismus der deutschen Mächte in den Jahren 1740—1745 durch die Aufstellung Preußens und die Erhaltung Oesterreichs in's Leben getreten. Der verfehlte Versuch zur Neubildung der Reichsverhältnisse auf einem anderen Wege, das unglückliche Kaiserthum des bayerischen Karls VII., erfährt dabei zum erstenmal eine umfassende und selbstständige Darlegung. Das Material boten die zahlreichen und werthvollen Veröffentlichungen und Mittheilungen der letzten Jahre, vorzüglich aus den Berliner und Wiener Archiven, während ungedruckte hannöversische Acten daneben die Möglichkeit gewährten, die Ereignisse noch von einer dritten, minder direct theilhaftigen Stelle aus zu betrachten. Seiner Form nach wendet sich das Buch an das größere gebildete Publikum des Vaterlandes.

Bruno Buser, Real-Lexicon der Kunstgewerbe. Lex.-8. 1. Lieferung. E. 1—96. Wien, Jacqy. à Heft 1 Mt. 80 Pf.

Der Inhalt dieses Lexicons erstreckt sich auf alle jene Zweige gewerblicher Thätigkeit, deren Producte neben den Anforderungen der Zweckmäßigkeit auch denen der Schönheit in Form und Farbe genügen sollen. Daber werden in selbstständiger, technisch-historischer Darstellung und in Verbindung mit gedrängten biographischen Mittheilungen die Kunst der Goldschmiede, der Kunstschlosser, der Metallgießer u., der Stein- und Crystallschleifer, der Emailleure und Niselleure, der Mosail- und Lackarbeiter, der Kunstschiler, Drechsler, Holz- und Beinschnitzer, der Kunsttöpfer und Glasmacher, der Buchbinder und Lederplastiker, der graphischen Künstler und Drucker, der Maler, Illuministen u. s. w., der Weber, Teppichwirker, Sticker, Spitzenarbeiter u. c. c. behandelt. In die so viel als möglich vollständige Erklärung technischer Ausdrücke sind, da nicht allein das Bedürfniß der Liebhaber, sondern auch der Künstler, Handwerker und Schüler berücksichtigt werden sollte, die hohen Künste, die Kunstmythologie, die Heraldik, die Costümkunde miteinbezogen worden, insoweit diese für das gewerbliche Schaffen von Bedeutung sein können. Der Name des Verfassers ist einer der bedeutendsten auf dem Gebiete des Kunstgewerbes und seine reiche Erfahrung documentirt sich überall in dem Hefte, das schon empfehlend für das Ganze spricht.

Friedrich von Criegern. „Das rothe Kreuz in Deutschland.“ Handbuch der freiwilligen Krankenpflege für die Kriegs- und vorbereitende Friedensthätigkeit. (Gekrönte Preisschrift.) Zeit u. Comp. Leipzig 1883.

Wie unsere oberste Heeresleitung, anstatt auf den Lorbeeren dreier glorreicher Kriege auszuruhen, der überstandenen Anstrengungen nicht achtend, mit ganzer Kraft die gewonnenen Erfahrungen für die Vervollkommnung des vaterländischen Kriegswesens auszubenten strebte, ebenso mußte die freiwillige Krankenpflege, diese schöne Schöpfung werktätiger Menschenliebe, ungeblendet von den bereits errungenen Erfolgen und in unermüdeter Hingabe darnach trachten, die etwaigen Mängel in ihrer Organisation zu beseitigen, die noch vorhandenen Lücken auszufüllen, ihre Mittel zu erweitern und deren heilbringende Wirkung für den Fall neuer blutiger Ereignisse möglichst zu steigern. Es ist eines der erfreulichsten Zeichen unserer Zeit, daß gerade deutschen Fürsinnen der Gedanke, im Bunde mit allen Schichten ihres Volkes den im Felde verwundeten oder erkrankten Kriegern Trost und Beistand zu spenden, zur Herzenssache geworden ist; und so verdankt denn auch die vorliegende Schrift ihre Entstehung keiner Verringeren, als unserer erhabenen Kaiserin. Im Herbst des Jahres 1880 setzte die hohe Frau einen Preis auf die beste Bearbeitung eines Handbuches für die deutschen Vereine der freiwilligen Krankenpflege, das, gestützt auf die Kriegs- und Sanitätsordnung vom 10. Januar 1878 und unter Verwerthung der bisher gesammelten Erfahrungen, den gesammten Organen der freiwilligen Krankenpflege eine anschauliche Schilderung ihrer Obliegenheiten und Rechte, ihrer Beziehungen

sowohl zu einander, als zu den verschiedenen, mit ihnen in Berührung kommenden Behörden, darbieten sollte. Den Preis erkannten die berufenen Richter einstimmig dem Königlich sächsischen Regierungsrath Friedrich von Criegern zu, einem alten und bewährten Vorkämpfer des „rothen Kreuzes“. Im Vorwort des auch für weitere Kreise interessanten Buches erläutert der Verfasser, wie er seine durch das gegebene Thema fest begrenzte Aufgabe zu lösen versuchte, wie er namentlich jede Absehwelung, eine Erörterung der Genfer Convention oder des Wesens und der Stellung der internationalen Krankenpflege, gänzlich gemieden habe, um seinem Hauptzweck, der Belehrung, der Aufklärung über bestehende Verhältnisse und der Anleitung zur praktischen Verwerthung der geltenden Vorschriften und gemachten Erfahrungen, um so gründlicher näherzutreten zu können. Im ersten Theil, welcher die Aufgabe des „rothen Kreuzes“ im Kriege behandelt, erörtert er sodann die Frage, inwieweit durch die neue Kriegssanitätsordnung jeder Zersplitterung und allem Mißbrauch der freiwilligen Krankenpflege vorgebeugt werde, wobei er sich nicht auf eine trodene Beschreibung des durch die staatliche Organisation geschaffenen Zustandes beschränkt, sondern zu wiederholten Malen seiner individuellen Auffassung über noch vorhandene Unzulänglichkeiten und deren Abstellung freimüthigen Ausdruck verleiht.

Der zweite und bei Weitem wichtigere Theil schildert die Friedenssthätigkeit der freiwilligen Vereine, die mit dem Verhallen des letzten Kanonenschusses beginnt und es nicht bei der Fürsorge für diejenigen bewenden lassen darf, die noch an den Wehen des abgethanen Feldzuges, an Wunden, Krankheiten und deren Folgen leiden, sondern ohne Säumen die ergänzende und vorbereitende Arbeit für neue kriegerische Entwicklungen beginnen muß. Die Friedenssthätigkeit wird in eine organisatorische, eine theoretische und eine sachlich praktische eingetheilt, und gerade in den hier von handelnden Abschnitten ist neben einer übersichtlichen Darstellung der Entstehungsgeschichte und derzeitigen Gestaltung der Männer- und Frauenvereine eine Fülle anregender Gedanken und beachtenswerther Fingerzeige enthalten. Dabei fehlt es nicht an Gelegenheit, mit Bedauern hervorzuheben, wie die Militärbehörden der freiwilligen Hilfe heute noch mehr oder weniger als einem fremdartigen Element gegenüberstehen, wie man namentlich in militärärztlichen Kreisen, trotz aller Anerkennung des schon Geleisteten und der Einsicht von der Unentbehrlichkeit der Sache, den Helfer selbst als eine mindestens unbequeme Last, als ein nothwendiges Uebel empfindet. Auch erfahren wir von Unterlassungssünden, die nach so unvergleichlichen, aber namenlos blutigen Siegen doppelt beschämend sind. Erweist sich doch die Betheiligung an den Werken des „rothen Kreuzes“ als eine so geringe, daß die der Sache Treugebliebenen ihren Obliegenheiten nicht immer im vollen Umfange nachzukommen vermögen; giebt es doch Vereine von so dürftigem Bestand, daß die Summe der Mitgliederbeiträge nicht einmal hinreicht zur Deckung der laufenden Ausgaben für Unterstützung von Invaliden und Kranken aus dem letzten Kriege! Hier für das Verständniß des Ganzen wichtige Beilagen, sowie ein Sach- und Personenregister beschließen die treffliche Schrift, nach deren Prüfung man sich dreist zu dem bereits gefällten Urtheil bekennen darf, daß hier ein Werk vorliege, welches an Vollständigkeit, Klarheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lasse und somit als ein unentbehrliches Rath- und Hilfsbuch für alle deutschen Vereine vom „rothen Kreuz“ zu betrachten sei.

H. Wiedemann. Aegyptische Geschichte. 1. Abtheilung: Von der ältesten Zeit bis zum Tode Tutmes' III. Auch unter dem Titel: Handbücher der alten Geschichte. 1. Band. 8. XII und 312 S. Göttingen 1884, J. A. Perthes. Mf. 7.

Die zahlreichen Resultate, welche während der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der altägyptischen Geschichtsforschung erzielt und in theilweise schwer zugänglichen monographischen Schriften und Publicationen veröffentlicht worden sind, ließen es an

der Zeit erscheinen, den Versuch zu machen, die gewonnenen Thatfachen im Zusammenhange unter einem möglichst einheitlichen Gesichtspunkte darzustellen. Eine solche Darstellung wäre aber nothwendigerweise unvollständig gewesen, wenn nicht auch die zahlreichen datirten Monumente, welche sich noch unpublicirt in den verschiedenen Museen und in Aegypten selbst finden, Aufnahme gefunden hätten. So ist denn versucht worden, in dem vorliegenden Werke beides zu vereinigen. Dabei ist nach Möglichkeit überall angegeben worden, aus welchem Werke eine Angabe entnommen worden ist, und welche Denkmäler oder Stellen klassischer Autoren sich zur Begründung der im Texte ausgesprochenen Ansichten und Thatfachen beibringen lassen. Durch eine solche Aufführung des gesammten bis jetzt zugänglichen Materials sollte das Werk einmal zeigen, bis zu welchem Grade unsere Kenntniß der ägyptischen Geschichte bisher gelangt ist, dann aber eine Grundlage für spätere Untersuchungen bilden, indem durch seine Angaben ein Ueberblick über die altägyptischen Geschichtsquellen, ihren Inhalt und ihre Bearbeitungen in möglichster Vollständigkeit geboten werden sollte. Durch eben diese Befügung der Belegstellen und monumentalen Angaben unterscheidet sich das Werk von den bisher erschienenen Darstellungen der gesammten ägyptischen Geschichte, hofft aber gerade durch dieselbe, indem es auch den weitem Kreisen der Historiker und Philologen eine Controle über die Resultate der bisherigen ägyptischen Geschichtsforschung ermöglicht, dieselben für das Studium eben dieser Geschichte interessieren zu können. Die erste, vorliegende Abtheilung behandelt nach einer Uebersicht über Land und Volk und über die uns vorliegenden Quellen die Geschichte Aegyptens von den ältesten Zeiten bis zum Tode Tutmes' III. Die zweite Abtheilung, für welche das Manuscript druckfertig vorliegt, soll die Geschichtsdarstellung bis zur Eroberung Aegyptens durch Alexander den Großen herab führen. Ein ausführliches Register über das ganze Werk wird derselben beigegeben werden.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher:

Ahol, Zeitschrift f. deutsche Segler. Herausgeg. von C. von Glasenapp. Berlin.
Bauer, Edgar, Dr., Das Capital und die Capitalmacht. Leipzig, Eugen Grimm.
Boyttmiller, Theodor, Blumengewinde deutscher Lyrik. Eine Auslese neuerer Gedichte mit 25 Original-Illustrationen (Kepler). Stuttgart, Emil Hünkelmann.
Consentius, Rudolf, Otto, Neue Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Dorer, Edmund, Der Vegetarismus und die Dichter. Dresden, von Zahn & Jaensch.
Fischer, Wilhelm, Lieder und Romanzen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Hardenberg, Friedrich von (genannt Novalis), Eine Nachlese a. d. Quellen des Familienarchivs, herausgeg. von einem Mitglied der Familie. 2. Aufl. Gotha, F. A. Perthes.
Lang, Paul, Mechthildis von Hohenburg, eine Geschichte a. d. Hohenstaufenzeit. Stuttgart, Verl. von Adolf Bonz & Cie.
Michaëlis, Dr. med., Kampf und Schutz gegen beginnende Schwindsuchts-Krankheiten des Kehlkopfs und der Lungen in 80 Lebensregeln nebst Tagesdiät. Jena, Hermann Costenoble.

Perrot, Georges, & **Chippiez**, Charles, Geschichte der Kunst im Alterthum. Lfg. 20–21. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Richard Pietschmann. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Reinhold, Dr. jur. Karl Theodor, Amtsrichter, Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.
Rutenberg, E., Die heilige Elisabeth. Gotha, F. A. Perthes.
Rückert, Friedrich, Gedichte. Auswahl des Verfassers. 21. Aufl. Mit dem Bildniß des Verf. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag.
Schäfer, Dietrich, Dr., Deutsches Nationalbewusstsein im Licht der Geschichte. Akad. Antrittsrede. Jena, Gustav Fischer.
Schweiger-Lerchenfeld, A. von, Von Ocean zu Ocean. Lfr. 1. Wien, A. Hartleben's Verlag.
Selden, Camilla, H. Heine's letzte Tage. Jena, Herm. Costenoble.
Thümen, Felix von, Die Bakterien im Haushalte des Menschen. Wien, Georg Paul Faesy.
Wagner, Hermann, Erlebtes. 2. Abtheilung. Berlin, R. Pohl.
Zöllner, Egon, Die Bedeutung der Technik und des technischen Standes in der Kultur. Düsseldorf, L. Schwann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Paul Lindau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Breslau.
S. Schottlaender.

„Nord und Süd“

Achter Jahrgang.



Die Monatschrift „Nord und Süd“ eröffnet mit dem Hefte 85 ihren achten Jahrgang. Für die nach Tausenden zählenden Freunde derselben, welche bisher in treuer Anhänglichkeit Zeugen ihrer lebenskräftigen Entwicklung gewesen sind, bedarf es kaum des Hinweises, daß diese Monatschrift durch unentwegtes Festhalten an ihrem Programm: nur die gewählten Gaben der ersten literarischen Größen der Nation darzubieten, den höchsten Ansprüchen aller Gebildeten an eine wahrhaft feinsinnige Unterhaltung zu genügen vermocht und bahnbrechend wie Richtung gebend auf die Zeitstimmungen eingewirkt hat. Ein Blick auf die Inhaltsverzeichnisse und Autornamen der bisherigen Jahrgänge genügt, dies zu constatiren. Es wird darin kaum ein Name vermißt werden, der auf den weiten Gebieten der wissenschaftlichen und schönen Literatur Bedeutung erlangt hat.

Um nun auch durch den achten Jahrgang unsere bisherigen Abonnenten vollkommen zu befriedigen und zahlreiche neue Freunde zu gewinnen, werden wir es, fortbauend auf der Basis der erzielten Erfolge, nach wie vor unsere Aufgabe sein lassen, vom Neuesten stets das Beste zu gewähren, in welchem sich das gesammte geistige Leben der Nation in edelstem Sinne des Wortes widerspiegelt. Es wird auch ferner ein besonderer Vorzug von „Nord und Süd“ sein, den Lesern nicht nur die neuen Schöpfungen ihrer Lieblingsdichter und hervorragender Gelehrter, sondern auch deren Portraits in künstlerisch gelungenen Radirungen vor Augen zu führen.

Außerdem wird mit dem achten Jahrgange von „Nord und Süd“ eine Neuerung in's Leben treten, die noch nach einer anderen

Richtung hin unserer Monatschrift eigenartige Bedeutung giebt. Es sollen diejenigen Criminal- und Civil-Proceffe, welche die Gemüther tiefer zu erregen geeignet sind und in ganz Deutschland, ja, über die deutschen Grenzen hinaus die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, von nun an regelmässig, wenn auch in zwangloser Folge zum Gegenstande eingehender Besprechungen gemacht werden. Daß diese Besprechungen sich nur innerhalb der Grenzen bewegen, die sich „Nord und Süd“ gestellt hat, versteht sich ebenso von selbst, wie daß es sich nicht darum handelt, Sensation zu machen und durch Berichte über Greuelthaten, die von der Justiz vor die Schranken gezogen werden, den Bedürfnissen lesegeriger Halbbildung entgegenzukommen.

Nur solche Fälle, die entweder Streiflichter werfen auf allgemeine Zustände, oder eine tiefere psychologische Bedeutung beanspruchen, oder endlich solche, die als wichtige Beiträge zur Rechtsprechung aufzuführen sind, sollen in „Nord und Süd“ zum Gegenstande aufmerksamer Untersuchung gemacht werden.

Zu diesem Zwecke wird der berühmte österreichische Criminalist Graf Lamezan in Wien die Behandlung der in Oesterreich vorkommenden Fälle, Professor v. Holzendorff in München die Besprechung der im deutschen Reich sich abspielenden übernehmen, während sich der Herausgeber vorbehält, Proceffe von besonderem psychologischen Interesse, die in Berlin verhandelt werden, ähnlich wie den Proceß Pelzer in Brüssel, im Zusammenhang darzustellen.

Von andersartigen ausgezeichneten Darbietungen der nächsten Hefte „Nord und Süd“ sind zu nennen: **wissenschaftliche Beiträge** von Geheimrath Prof. Dr. Karl Bartsch in Heidelberg, Geheimrath Professor Dr. Th. von Frerichs in Berlin, Professor Dr. Rud. Sneyd in Berlin, Geheimrath Prof. Dr. U. W. Hofmann in Berlin, Prof. Dr. Ed. Hanslick in Wien 2c., **dichterische Beiträge** von Ludwig Anzengruber, Paul Heyse, Wilh. Jensen, Rudolph Lindau, August Schneegans 2c., ebenso wird sich der Herausgeber mit einer dem amerikanischen Leben entnommenen Novelle und sonstigen Beiträgen anschließen.

„Nord und Süd“ wird demnach auch fernerhin seine Stellung behaupten, und sich das wärmste Interesse aller Gebildeten zu bewahren wissen.

Breslau, Ende März 1884.

Die Verlagsbuchhandlung
J. Schottlaender.

Inhalts-Verzeichniß

von

„Nord und Süd.“

Eine deutsche Monatschrift

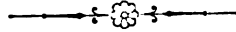
Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: S. Schottlaender in Breslau.

28 Bände Leg. 8^o à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen
(Portraits) in Kupfer-Radirung.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Markf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Niehl, A. Wilbrandt, E. Geibel. Radirt von J. L. Raab und Sonnenleiter.

Ludwig Anzengruber in Wien.

Bur Psychologie der Bauern. Wie der
Fieber unglücklich ward.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.

Prolog.

Ernst Curtius in Berlin.

Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

Georg Ebers in Leipzig.

Mitternacht und Reim im Äthiopischen.

Jacob v. Falke in Wien.

Das Fenster in der Wohnung.

Nuno Frey in Heidelberg.

Ein literarischer Findling als „Leffings Faust“.

Karl v. Geibler in Meran.

Alessandro Manzoni.

Emanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt.

Dichtgen aus dem Wintertagebuch.
Die Jagd von Begler. Vorspiel einer Albin-
genfertragödie.

Karl Gerdese in Göttingen.

Emanuel Geibel.

Bret Harte in New-York.

Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze.
(Uebersetzt von Udo Brachvogel.)

Hans Hopfen in Berlin.

Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Aus den Banden. Novelle.

Rudolph v. Ihering in Göttingen.

Das Leben für und durch Andere oder die
Gesellschaft.

Ferdinand Kürnberger in Wien.

Künstlerbräute. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.

Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche
Erzählung.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Peter Paul Rubens.

Julius Payer in Frankfurt a. M.

Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876.

Fr. Reich in München.

Moderne Maler. Franz Lenbach.

W. G. Niehl in München. Mit Porträt.

Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei
deutsche Kapellmeister. Karl Gutz und Karl
Ludwig Drobisch.

Karl Vogt in Genf.

Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.

Dramaturgische Unterhaltungen. Mein
Freund Scävola.

Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. An-
zengruber, Fr. Eißt. Gesprochen von
Meyer, Sachs und Römer

Ludwig Anzengruber in Wien. Mit Portr.

Bur Psychologie der Bauern. Der gott-
überlegene Jacob.

Ed. Bauernfeld in Wien.

Correspondenz m. Anastasius Grün. Erinnerungen.

H. G. Brehm in Berlin.

Wildpferde in den asiatischen Steppen.

Moriz Carriere in München.

Geschmack und Gewissen.

Georg Gerland in Straßburg.

Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.

Edward Hanslik in Wien.

Abelina Vatti. Erinnerungen.

Ferdinand Hiller in Köln.

An Franz Eißt. Mit dem Porträt v. Franz Eißt.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Monika Waldbogel. Novelle.

Rudolph von Ihering in Göttingen.

Honorar und Gehalt.

Paul Lindau in Berlin.

Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851).

— In und nach der Verbannung (1851—1877).

Mit dem Porträt von Victor Hugo.

Rudolph Lindau in Paris.

Der Geher. Novelle.

Friedrich Meyer v. Waldeck in Heidelberg.

Russische Censur.

Josef Nant in Wien.

Ein Volkstragamatiker aus Oesterreich.

Theodor Unger in Hannover.

Kunstschreiben und Kunststreiben.

Bernhard Wagener in Kiel.

Zwischen zwei Herzen. Novelle.

Alfred Wolftmann in Prag.

Das Preußenbium in der neueren Kunst.
Aus der ersten französischen Nationalversammlung.
— 1871. — Nach Briefen und aus dem Nachlaß eines Mitglieds derselben.

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.

Mit den Porträts von Paul Heyse, W. Lübbe, M. Carriere. Radirt v. J. L. Raab.

J. Baron in Berlin.

Gemeinwirtschaft und Privatwirtschaft.

Bauernfeld in Wien.

Motiv Schwind zum Gedächtniß.

Karl Biedermann in Leipzig.

Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Handbüchlein.

G. Breitinger in Zürich.

Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.

Moriz Carriere in München.

Der Unterschied des plastischen und malerischen Stils. Mit dem Porträt von Moriz Carriere.

Kudolph Genée in Dresden.

Der hundertj. Kampf. Eine dramaturgische Studie.

Karl Goedeke in Göttingen.

Paul Heyse. Mit dem Porträt v. Paul Heyse.

G. Haefler in Breslau.

Salerno.

Paul Heyse in München.

Beppo der Sternseher. Novelle.

Ippolito Nievo.

Richard Viebreich in London.

Realismus und Idealismus im Porträt.

Kudolph Lindau in Paris.

Das rothe Tuch. Novelle.

Wilhelm Lübbe in Stuttgart.

Rembrandt van Ryn.

Eudwig Vietich in Berlin.

Wilhelm Lübbe. Mit dem Porträt v. W. Lübbe.

Wilhelm Roscher in Leipzig.

Zur Erinnerung an Friedrich List. Ungedruckte Briefe desselben. Mit einer Einleitung.

W. Rüstow in Zürich.

Das schweizerische Heerwesen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der allgemeinen Anwendbarkeit des Militärsystems, auch für die Gorte der Großmächte.

G. W. Vogel in Berlin.

Das Spectrum u. die chemisch. Wirkungen d. Lichts.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Der Kossakencommandeur. Novelle.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.

Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von Raab, Hecht und Esch.

Ludwig Angenruber in Wien.

Zur Psychologie der Bauern. Die fromme Kathrin.

Bruno Bucher in Wien.

Zur Popularisirung der Kunst.

Georg Ebers in Leipzig. Mit Porträt.

Rein Grab in Lheben.

J. Frensdorff in Göttingen.

Die Entstehung der Gasse.

Ferdinand Freiligrath.

Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Gedächtniß von Robert Herrick und Th. W. Albrich.)

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Bohemund. Novelle in Versen.

Georg Gerland in Straßburg.

Centralasien und China.

G. Klebs in Prag.

Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur Entschlüsselungsgeschichte von Krankheiten.

Heinrich von Kleist.

Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden.

Paul Lindau in Berlin.

Wilhelm Busch. Mit dem Porträt von Wilhelm Busch.

Kudolph Lindau in Paris.

Tödliche Heide. Eine Skizze.

Wilhelm Lübbe in Stuttgart.

Die Cultur der Frührenaissance in Italien.

Jürgen Bona Meyer in Bonn.

Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen.

I. Der Materialismus.

Lucian Müller in St. Petersburg.

Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin.

Fr. Necht in München.

Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold Böcklin.

Friedrich Sander in Darmen.

Ueber gute und schlechte Luft.

Ernst Freiherr von Stodmar in Berlin.

Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791.

Friedrich Uhl in Wien.

Gergensdämmerung. Novelle.

Fr. Vischer in Stuttgart.

Wieder einmal über die Mode.

V. Windscheid in Leipzig.

Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.

Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach u. Heinrich Laube. Radirt von J. Sachs, Hans Meyer und J. Sonnenleiter.

Berthold Auerbach in Berlin. Mit Porträt.

Der Sohn des Raths von Heilbronn. Erzählung.

J. Baron in Berlin.

Der Normalarbeitstag.

A. de Bary in Straßburg.

Ueber die Bedeutung der Blumen.

G. du Bois-Reymond in Berlin.

Ueber das Rationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten.

Franz Delitzsch in Leipzig.

Der Talmud und die Farben.

J. Genle in Göttingen.

Der medicinische und der religiöse Dualismus.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Ein Frühlingsnachmittag.

Julius Klaiser in Stuttgart.

Wilhelm Hauff.

Heinrich Kruse in Berlin.

Der Bänholm. Idylle.

Heinrich Laube in Wien. Mit Porträt.

Eduard Deoriant.

G. Rissen in Göttingen.

Kleopatca.

G. B. Oppenheim in Berlin.

Zur Revision der Gewerbeordnung.

Eduard Offenbrüggen in Zürich.

Schweizerische Veralecen.

Joseph v. Ranke in Berlin. Mit Porträt

Nur Geschichte der italienischen Kunst.

I. Grundlage und Anfänge; II. Giotto und seine Nachfolger; III. Quattrocentisten; IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert; V. Erinnerung an Leonardo und Michelangelo; VI. Raphael; VII. Tizian und einige sein Zeitgenossen.

J. Renleug in Berlin.

Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben.

Carl Thomas in Prag.

Die Großmutter. Novelle.

G. Wiener in Leipzig.

Die moderne Gelesgebung gegenüber der

Waarenfälschung.

Adolf Wilbrandt.

Untrennbar. Novelle.

Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond, Carl Gutzlow. Radirt von G. Sachs, Goupil & Co. und D. Raab.

E. Angenruber in Wien.

Das Sündkind.

Karl Bartisch in Heidelberg. Mit Porträt.

Joseph Victor von Scheffel.

G. Baur in Leipzig.

Der Elß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.

Karl Biedermann in Leipzig.

Leßling in England.

P. W. Fockhammer in Kiel.

Das goldene Blick und die Argonauten.

Karl Gutzlow in Sachsenhausen. Mit Porträt.

Bohumil Dawison.

Paul Gehse in München.

Reisebrüche.

An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. An Wilhelm Herz in Berlin. An die zu Hause Verbliebenen.

Rudolph Lindau in Paris.

Ein verkehrtes Leben. Novelle.

Emil Raumann in Dresden.

Clavierspiel ohne Ende.

Friedrich Regel in München.

Die Beurtheilung der Böller.

J. Rosenthal in Erlangen.

Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt von G. du Bois-Reymond.

Franz Rühl in Königsberg.

Theodor von Schön.

K. Schöner in Rom.

Der Palatin und seine Ausgrabungen.

Carl Thierisch in Leipzig

Medicinische Vlessen zum Samlet.

G. W. Vogel in Berlin.

Die Telegraphenschrift des Himmels.

C. Voit in München.

Ueber die Bedeutung des Stines.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Der Mitschuldige. Novelle.

Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgenjew, Richard Wagner. Radirt von D. Raab, S. Mannfeld und J. A. Raab.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.

Eine unsinkbare freie Reichstadt. Kulturgeschichtliche Skizze.

Karl Erdm. Edler in Wien.

Eine Giottofahrt. Novelle.

Karl Emil Franzos in Wien.

Die Code der heiligen Agathe. Eine moderne Legende.

Emanuel Geibel in Lübeck.

Sieben Oden des Horaz.

Siegfried Rapper in Pisa.

Möller und Klosterleben in der Herzegovina.

Heinrich Kruse in Berlin.

Idyllen.

Die Dachreiter. Bilder Wind und Wellen.

Hugo Magnus in Breslau.

Die Farbenblindheit.

J. Max Müller in Oxford.

Ueber Fetischismus. I. U.

Ludwig Noire in Mainz.

Max Müller und die Sprachphilosophie. Mit dem Porträt von Max Müller.

Ludwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.

Bilder aus englischen Landtagen und Gärten. I. II.

Ludwig Pietzsch in Berlin.

Iwan Turgenjew. Persönliche Erinnerungen.

Mit dem Porträt von Iwan Turgenjew.

A. Th. Richter in Prag.

Die Braut. Novelle.

Justus Scheibert in Stuttgart.

An den Grenzen der Strategie und Taktik.

Eduard Schelle in Wien.

Richard Wagner. Mit dem Porträt von Richard Wagner.

Bernhard Wagener in Kiel.

Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.

Ernst Wichert in Königsberg.

Sommerfrische am Baltischen Strande.

J. G. Witte in Bonn.

Kant und die Frauen.

Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen. Radirt von Galm und D. Raab.

Eduard Hanslick in Wien. Mit Porträt.

Musik und Musiker in Paris.

Paul Gehse in München.

Aus der italienischen Reisekarte.

Hans Hopfen in Berlin. Mit Porträt.

Hünner's Bild und Ende. Aus den Geschichten des Majors.

- E. Häbner** in Berlin.
Lautoon.
- Wilhelm Jensen** in Freiburg i. B. Mit
Porträt.
Im Mal. Eine Symphonie.
- Wilhelm von Kardorff** in Wabnitz.
Die wirtschaftlichen und finanziellen Reform-
projecte des Reichstanklers.
- Fritz Krauk** in Bück.
Schafsheere und seine Sonette.
- Paul Lindau** in Berlin.
Julian Schmidt und der „Schillerpreis“.
- Rudolph Lindau** in Berlin.
Gute Gesellschaft. Roman.
- Wilhelm Lübe** in Stuttgart.
Die Kultur der Hochrenaissance in Italien.
- Fr. Mertel** in Rostock.
Der Fuß. Eine anthropologische Studie.
- Ludwig von Mupfeda** in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landshen.
- G. D. Oppenheim** in Berlin.
Das allgemeine Stimmrecht.
- W. Preger** in Jena.
Die Concurrrenz in der Natur.
- Bibliographie.**

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit den Porträts von Emile Augier, An-
ton Rubinstein und Johannes Huber.
Radirt von D. Mannfeld und D. Raab.

- E. Abel** in Berlin.
Sprache und Aegyptische Sprache.
- Asiaticus.**
Die haattliche und sociale Entwicklung Japans
in den letzten zehn Jahren (1868—1878).
- Emile Augier** in Paris.
Fragment.
- G. Baur** in Leipzig.
Die Salzburger Emigranten. Ein Leidens-
und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora,
zugleich ein Zeugniß für die Kirchen-Vollkritik
der Hohenzollern.
- Karl Beck** in Wien.
Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846.)
- W. Busch** in Bonn.
Der Fuß und seine Bekleidung.
- W. Carriere** in München.
Johannes Huber. Mit dem Porträt von Joh.
Huber.
- Ernst Dohm** in Berlin.
Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel
Emile Augier's (Uebersetzung).
- G. Ehrlich** in Berlin.
Anton Rubinstein. Mit dem Porträt von Anton
Rubinstein.
- Theodor Fontane** in Berlin.
Grote Minde. Nach einer altmärkischen Chronik.
- Ludwig Geiger** in Berlin.
Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.
- Klaus Groth** in Kiel.
Kronprinzeng in Holsteen. Ein Cyclus platt-
deutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.
- Paul Heyse** in München.
Die Madonna im Delwald. Eine Novelle in
Versen.
- Johannes Huber** in München.
Moderne Magie.

- Paul Lindau** in Berlin.
Emile Augier. Mit dem Porträt von Em-
Augier.
- J. Neuleux** in Berlin.
Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewer-
betrieb
- W. S. Niehl** in München.
Das verlorne Paradies. Novelle.
- Isidor Soyha** in München.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Verfraga.
- W. S. Stronsberg** in Berlin.
Zwei Fragen, die nicht brennen.
- Karl Vogt** in Genf.
Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura.
- Bibliographie.**

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit den Porträts v. Alexandre Dumas fils
Gustav Freytag und Reinhold Begas
Radirt von D. Mannfeld, Paul Galm
und D. Raab.

- L. Anzengruber** in Wien.
Sein Spielzeug.
- Karl Barth** in Heidelberg.
Italienisches Frauenleben im Bettalter Danica.
- J. Baron** in Berlin.
Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879.
- August Demmin** in Wiesbaden.
Sammeler, Sammeln, Sammlungen.
- A. Dobe** in Breslau.
Gustav Freytag. Mit dem Porträt von Gustav
Freytag.
- D. Ernst** in Constantinopel.
Die Krenegatin. Eine Erzählung aus dem Orient.
- Carl Gerhard** in Bonn.
Das Träumen.
- Dr. Hemmann** in Herrliberg.
Charles Saltsfeld.
- Ferdinand Hiller** in Köln.
Adolphe Roucrit.
- Paul Heyse** in München.
Die Madonna im Delwald. Novelle in Versen.
(Schluß.)
- J. J. Honegger** in Bück.
Alexandre Dumas fils. Mit dem Porträt von
Alexandre Dumas.
- Johannes Huber** in München.
Moderne Magie (Schluß.)
- Hermann von Ihering** in Leipzig.
Die Thierwelt der Alpenjemen und ihre Bedeutung
für die Frage nach der Entstehung der Arten.
- Lothar Meyer** in Tübingen.
Ueber akademische Lernfreiheit.
- Ludwig Pietich** in Berlin.
Reinhold Begas. Mit dem Porträt von Rein-
hold Begas.
- Ferdinand von Saar** in Wien.
Der General. Eine Novelle aus Oesterreich.
- Otto von Schorn** in Nürnberg.
Das Grateste und Komische in der Kunst und
im Kunstgewerbe.
- Friedrich von Seech** in Karlsruhe.
Göthes Bild.
- Hermann Weller** in Halle.
Die persische Bierzelle und der deutsche Volkstheim.
- Bibliographie.**

Inhalt des ersten Bandes.

October — November — December 1879.

Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. von Doellinger und Adolf Mengel. Radirt von W. Krauskopf, Wilhelm Rohr und Paul Galm.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.

Rur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinhaaterei.

François Coppée.

Olivier. Novelle in Versen. Im Verstande des Originals überfetzt von Wolf Grafen Daudissin.

J. Friedrich in München.

J. hann Joseph Janaz von Doellinger. Mit dem Porträt von J. J. J. von Doellinger.

H. Gane.

Andrei Florea, der Turcan. Aus dem Humänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers überfetzt von Witte Kremnitz-Bardleben.

H. Heinrich Gessen in Strassburg i. E.

Das Problem des Völkerechts.

Wilhelm Geiger in Erlangen.

Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Inbogermanen.

Julius Gübner in Dresden.

Zeitort.

Karl Robertstein in Dresden.

Bring Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte.

Friedrich Albert Lange in Berlin.

Ueber philosophische Bildung. (Schluß Februar 1880.)

Paul Lindau in Berlin.

Ernst Dohm und der „Kabbaladatsch“. Mit dem Porträt von Ernst Dohm.

Endwig Freiherr v. Dumpteda in Wiesbaden.

Woburn Abbey.

Die Trintkrankheit in England.

G. B. Oppenheim in Berlin.

Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

Friedrich Oetzer in Kassel.

Zum Beginn des zweiten Verfassungslampes in Kurfürsten.

Endwig Pictsch in Berlin.

Adolf Mengel. Mit dem Porträt von Adolf Mengel.

Dr. Wih. Theile in Weimar.

Das Menschengeschlecht.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Tob und Trost. Ein Cycles.

Bibliographie.

Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.

Mit den Porträts des Fürsten Bismarck, von Karl von Holtei und Franz von Dingelstedt. Radirt von Paul Galm und W. Krauskopf.

H. Giffenhardt in Hamburg.

Der Ursprung der romantischen Sprachen.

Karl von Geblor.

Die Jungfrau von Orleans.

Ferdinand Giller in Köln.

In Wien vor 52 Jahren.

Ednard von Hartmann in Berlin.

Die Bedeutung des Rechts.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.

Katra. Ein erzählendes Gedicht.

H. Hoffmann in Heidelberg.

Die Bedeutung des Einzelnen in der Darwinistischen Weltanschauung.

Max Kurnit in Breslau.

Karl von Holtei. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Karl von Holtei's.

Isolde Kurz in Florenz.

Geschicht. Aus dem Tagebuch eines Philosophen.

Friedrich Albert Lange.

Ueber philosophische Bildung (Schluß siehe November 1879).

Paul Lindau in Berlin.

Persönliche Begaunnen. Elise.

Menenius der Jüngere.

Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Mit dem Porträt des Fürsten Bismarck.

G. B. Oppenheim in Berlin.

Aus den Mythen der altfranzösischen Diplomatie.

John Paulsen in Norwegen.

Ein römisches Abenteuer. Novelle.

Heinrich Nagel in München.

Sahara und Sudan.

Oskar von Redwitz in Meran.

Ein Brauttranz in Sonetten.

Sigmund Schlegel in Wien.

Der Theatermann Dingelstedt. Mit dem Porträt Franz von Dingelstedt's.

August Silberstein in Wien.

Der Baden des Rags.

Karl Vogt in Genf.

Zur Psychologie der Schrift.

B. Volz in Potsdam.

Fürst Kaunitz.

* + *
Das Deutschthum in den russischen Ostprovinzen.

Bibliographie.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

April — Mai — Juni 1880.

Mit den Porträts von Theodor Fontane, Alfred Meißner und Emilie Zola. Radirt von W. Krauskopf, W. Rohr und Paul Galm.

J. Herm. Baas in München.

William Harvey, der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte.

Jacob Baechtold in Zürich.

Aus Heinrich Heine's Nachlaß.

Runo Fischer in Heidelberg.

Ueber G. E. Lessing I. II.

I. Lessing's reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur.

II. Lessing's Minna von Barnhelm.

Theodor Fontane in Berlin.

Fontanes. Novelle. Mit dem Porträt Theodor Fontanes.

Gustav Fritzsche in Königsberg.

Festfeier und Gedentage im griechischen Alterthum.

Ednard Graf Camerzan in Wien.

Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung.

Carl Lang in Osnenburg.

Ueber altgriechische Kunst.

Rudolph Hürdt zu Viechtenstein in Neulengbach.

Die Kinder des Ostens. Novelle.

Heinrich Leuthold.

Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold in Zürich.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Die pergamentenen Funde.

Alfred Meißner in Bregenz.

Toni. Novelle. Mit dem Porträt Alfred Meißners.

Ludwig Pfau in Paris.

Emile Zola.

Franz Rühl in Königsberg.

Friedrich Christoph Schloffer.

Hans Semper in Innsbruck.

Italienische Studien.

Karl Stieler in München.

Eine Winterreise an den Königssee.

Emile Zola in Paris.

Balgac (in französischer Sprache)

(In deutscher Sprache, übersetzt von F. L.)

Mit dem Porträt Emile Zolas.

Bibliographie.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Mit den Porträts von Ludwig Knaus, C. F. Lessing und Runo Fischer. Radirt von W. Krauskopf, F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

George Allan in Bukarest.

Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest.

Runo Fischer in Heidelberg.

Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilius Galotti).

Theodor Fontane in Berlin.

Abultera. Novelle (Schluß).

Eduard von Hartmann in Berlin.

Die Krisis des Christentums.

Paul Heyse in München.

Die Götin.

Hans Hoffmann in Stettin.

Der schöne Checco. Novelle.

Max Jordan in Berlin.

Ludwig Knaus. Mit dem Porträt Ludwig Knaus'.

Karl Robertstein in Dresden.

Carl Friedrich Lessing. Mit dem Porträt C. F. Lessings.

Paul Lindau in Berlin.

Goethes „Faust“ als Bühnenwerk.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Die Kunst und der Kaufmann.

Menenius der Jüngere.

Ein Bild von der politischen Warte.

Friedrich Oetzer in Kassel.

Die Herstellung der türkischen Verfassung im Frühjahr 1862.

Friedrich Nagel in München.

Die Wasserfälle.

Bernhard Schädel in Darmstadt.

Briefe von Moritz von Schwind.

Rudolf Seydel in Leipzig.

Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christentums im Uebergange zur Humanitätsreligion.

M. E. von Sosnowski in Posen.

Runo Fischer. Mit dem Porträt Runo Fischers.

Bibliographie.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

October — November — December 1880.

Mit den Porträts von Bret Harte, A. Hagenbach, und Friedrich Spielhagen. Radirt von F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

E. von Bask in Wien.

Das Wesen des Kreislaufs.

Udo Brachvogel in New-York.

Bret Harte. Mit dem Porträt Bret Hartes.

Alexander Brückner in Dorpat.

Zur Naturgeschichte der Prätenidenten.

M. Carriere in München.

Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst.

F. von Duhn in Heidelberg.

Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien.

Heinrich Kruse in Berlin.

Die Siegelbewahrer. Eine Seegeschichte.

Paul Lindau in Berlin.

Persönliche Begegnungen. Genrl.

Rudolph Lindau in Berlin.

Treu bis in den Tod. Erzählung.

Jürgen Bona Meyer in Bonn.

Zur Philosophie der Gegenwart. II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie.

Germann Delschläger in Leipzig.

Bernardo.

Ludwig Freiherr von Dampsta in Wiesbaden.

Der Gaararzt. Aus den Landtagsferien eines Gymnasialoberlehrers.

Ludwig Pietisch in Berlin.

Andreas Hagenbach. Mit dem Porträt Andreas Hagenbach's.

Germann Schmidt-Rimpler in Marburg.

Ueber Blindsein.

Bernhard Schädel in Darmstadt.

Briefe von Moritz von Schwind. (Schluß.)

D. Schrader in Jena.

Aus der Geschichte der Hausthiere. Eine linguistische Studie.

Lorenz von Stein in Wien.

Der amerikanische Socialismus und Communismus. I—IV.

Alfred Stern in Bern.

Karl von Clausewitz.

Friedrich Spielhagen.

Vorbemerkung der Redaction. Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd“.

Adolf Wilbrandt.

Der Verwalter. Novelle.

Ludwig Ziemssen in Neustettin.

Friedrich Spielhagen. Mit dem Porträt Friedrich Spielhagens.

Bibliographie.

Inhalt des sechszehnten Bandes.

Januar — Februar — März 1881.

Mit den Porträts des Grafen Molke, von Franz v. Holzendorf und W. Lazarus. Radirt von B. u. L. Halm u. W. Krauskopf.

Moritz Cantor in Heidelberg.

Sir Isaac Newton. I. II.

Felix Oberth in Breslau.

Das Gesetz im Leben.

Wilhelm Geiger in Erlangen.

Die älteste Literatur des indischen Volkes.

Wilhelm von Hamm.

Sonntagskinder.

Paul Heyse in München.

Der lahme Engel. Novelle.

Franz von Holzendorf in München.

Sozialpolitische Reiseblätter aus Schottland.

Erste Serie. Zweite Serie. Mit dem Porträt

Franz von Holzendorfs. Radirt von W.

Krauskopf in München.

Sophie Jungbans in Kassel.

Giusto Balotti. Novelle.

Fedor von Köppen in Leipzig.

Molke und seine Kriegsführung. Mit dem Por-

trät des Feldmarschall Grafen von Molke.

W. Lazarus in Berlin.

Erziehung und Geschichte. Mit dem Porträt von

W. Lazarus.

Paul Lindau in Berlin.

Die Äthen. Ein Roman von Gustav Freytag.

Mit einem Holzschnitt „Simmo und Hildegarde,“

nach einer Zeichnung von G. Paulbach. (Aus

der „Gustav-Freytag-Galerie.“)

A. N. Kungabé in Berlin.

Die beiden Schwestern. Eine Novelle.

Menenius.

Das deut. Kaiserreichliche Präventiv-Bündniß.

Otto Noquette in Darmstadt.

Die Mäusel.

Ernst Scherenberg in Elberfeld.

Gebichte.

A. Schöner in Rom.

Die neue Pompeji-Forschung.

A. Schneegaus in Messina.

Strasbourg nach der Uebergabe an Frankreich.

1581—1698.

Bibliographie.

Inhalt des siebzehnten Bandes.

April — Mai — Juni — 1881.

Mit den Porträts des Kaiser Wilhelm, von Felix Dahn und Paul Meyerheim. Radirt von D. Raab, W. Röhr

und Paul Halm.

E. Angenrader in Wien.

Der Einsam'. Erzählung.

Adolf Dietrich in Berlin.

Die Stadt des Tantalos.

Heinrich Breittinger in Zürich.

Der heutige Roman Italiens.

Moritz Carriere in München.

Calderons Art seiner Ehre und Shakespeare's

Ditho.

Felix Dahn in Königsberg.

Gedicht zu einem Bilde Kaiser Wilhelms. Mit

dem Porträt Kaiser Wilhelms. Radirt

von D. Raab in München. — Friedrich Möller (mit ungedruckten Briefen und Versen des Dichters). Mit dem Porträt Felix Dahns. Radirt von W. Röhr in München.

Runo Fischer in Heidelberg.

Die hundertjährige Gedächtnisfeier der „Zeit der reinen Vernunft“.

C. Freiherr v. d. Goltz in Berlin.

Skizzen aus der Kriegsführung der Gegenwart.

Franz von Holzendorf in München.

Sozialpolitische Reiseblätter aus Schottland. V.,

VI., VII. (Schluß.)

A. von Ihering in Göttingen.

Die Sitte im Runde der Sprache.

Karl Robertlein in Dresden.

Der Dichter des Frühlings.

Ludwig Rastner in München.

Der geraubte Spielmann. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.

Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ in

Berlin.

Ludwig Rastner in Berlin.

Paul Meyerheim. Mit dem Porträt Paul

Meyerheims. Radirt von B. Halm in München.

Otto Noquette in Darmstadt.

Der Dachreiter. Novelle.

Naturstimmen.

A. Schöner in Rom.

Die neue Pompeji-Forschung. (Schluß [siehe

Juni 1881].)

Karl Stieler in München.

Ludwig der Bayer. Eine Fagbfahrt im Kummegau

Bibliographie.

Inhalt des achtzehnten Bandes.

Juli — August — September — 1881.

Mit den Porträts von Ferdinand Giller, Anton von Berner und Eduard von Hartmann. Radirt von W. Krauskopf

und W. Röhr.

Julius Kugeler in München.

Betrachtungen über bildende Kunst.

Berthold Auerbach in Berlin.

Ferdinand Alba und Clärchen. Eine Bräuterei

Erinnerung.

J. Hermann Baas in Worms.

Die Grenzen des ärztlichen Erkennens.

Oberst z. D. v. Brandt in Berlin.

Das Leben von Colin Campbell, Lord Clyde.

A. Geiger in München.

Die Entschädigung freigesprochener Angeklagter.

Eduard v. Hartmann in Berlin.

Die tragische Vertiefung der Naturreligion im

Germanenthum.

Wilhelm Herz in München.

Die Sage vom Parzival und dem Graf.

Paul Heyse in München.

Der König von Montauban. Novelle.

Ferdinand Giller in Köln.

Frankfurter Künstler vergangener Zeit. Mit

dem Porträt Ferdinand Gillers. Radirt

von W. Krauskopf in München.

Heinrich Kruse in Berlin.

Adelaide. Eine Seergegeschichte.

A. C. in Berlin.

Eine Sommerlaune.

A. H. Meyer in Karlsruhe.

Die Neubermeister.

Adolf Pichler in Innsbruck.

Eine Juendliche in Wien.

Eduwig Pletsch in Berlin.

Anton von Werner. Mit dem Porträt Anton von Berners. Radirung von W. Krauskopf in München.

Carl du Prel in München.

Das zweite Gesicht. Psychologische Studie.

Marie von Adwig in Meran.

Seine Frau. Novelle.

J. Meinke in Göttingen.

Die Organismen und ihre Ursprung.

Barbara Gräfin Solokobou (Danine) in St. Petersburg.

Vater Dionysius.

Adrian Schüding in Harzburg.

Spiegelbilder vom Bosphorus. I. Die Nymphen.

Carl Vogt in Genf.

Algierisches.

Johannes Rollett in Jena.

Eduard von Hartmann. Mit dem Porträt Eduard von Hartmanns. Radirung von W. Kohn in München.

Bibliographie.

Inhalt des neunzehnten Bandes.

October — November — Dezember 1881.

Mit den Porträts von Adolph L'Arronge, Hermann Helmholtz, Hermann Hettner. Radirungen von W. Kohn und W. Krauskopf.

Adolph L'Arronge in Berlin.

Das Theater und die Gewerbefreiheit.

Felix Auerbach in Breslau.

Hermann Helmholtz und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musik.

Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte.

Ungebrachte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Carl Biedermann in Leipzig.

Eugen Blümner in Zürich.

Ueber Travieste und Parodie in der klassischen Literatur.

Adolf Voetticher in Berlin.

Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft.

Felix Dahn in Königsberg i. Pr.

Der Streit um die Krone. Ballade.

G. Ehrlich in Berlin.

Mailänder Erinnerungen aus dem Sommer 1881.

Theodor Fontane in Berlin.

Groeben und Gietzen. Ein märkisches Capitel. Der Schornholt-Begräbnisplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof.

J. Henle in Göttingen.

Ueber das Ertröthen.

Hermann Hettner in Dresden.

Die Franciscaner in der Kunstgeschichte.

Wilhelm Jensen in Freiburg i/Br.

Am Nischenzug. Gedicht.

Paul Lindau in Berlin.

Herr und Frau Feyer. Novelle.

— **Literarische Besprechungen.**

Nur naturalistischen Literatur.

„Angela“ Roman von Friedrich Spielhagen. Die Karolinger. Trauerspiel in vier Acten von Ernst v. Wildenbruch.

Isidor Soyka in München.

Die Luft als Trägerin von Krankheitskeimen.

Carl Thomas †.

Margdalena. Novelle.

Johannes Trojan in Berlin.

Die Dorfstraße.

Bibliographie.

Inhalt des zwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1882.

Mit den Porträts von Gottfried Keller, A. Fr. Graf von Schack und S. Maj. der Königin von Rumänien. Radirungen von H. Leemann und W. Krauskopf.

Oberst G. von Brandt in Berlin.

Bilder aus Indien.

G. Ehrlich in Berlin.

Die Berliner Musik-Saison. Rückblicke.

Friedrich Friedrich in Leipzig.

Die Jugendfreunde. Novelle.

Gottfried Keller in Zürich.

Der Apokrypher von Chamounix. Fragment aus einem älteren Gedichte.

Mite Kreminik in Buzarest.

Carmen Sylva.

Gotthold Knebel in Iserlohn.

Die neue Erziehung.

Paul Lindau in Berlin.

Ein neues Drama von Heinrich Kruse. (Wihlav von Rüben.)

Die Frau Burgemeisterin. Roman v. G. Ebers. Geistliche Aneignungen und Besetzungen. Uebrigens des Schauspiels „Odetta“ von Victorien Sardou.

Rudolph Lindau in Berlin.

Im Park von Villers. Novelle.

Ferdinand Lotheisen in Wien.

Die Erzählungen der Königin von Navarra.

Otto Meier in Göttingen.

Der römische Reiner.

J. v. Pfingst-Gartung in Tübingen.

Ein Phantast auf dem Kaiserthron.

Emil Rittershaus in Barmen.

Am Gestade der See.

Adolf Fried. Graf v. Schack in München.

Dichtungen. I. Dittmar. II. Achilles.

Hans Semper in Innsbruck.

Mittelalterliche Bankunst in Italien.

Carmen Sylva.

Das Leiden. Ein Märchen.

Bernhard Wagener in Kiel.

Salgatha. Novelle.

Arnold Zellmer in Blankenburg a. S.

Franz Dingelstedt's „Schwabenstreich“.

Bibliographie.

Inhalt des einundzwanzigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1882.

Mit den Porträts von Rudolf Virchow, Johannes Brahms und Hermann Voß. Radirungen von W. Kohn und W. Krauskopf.

Karl Vortisch in Heidelberg.

Das altfranzösische Volkslied.

- Paul Boerner** in Berlin.
Hudolf Birchow bis zur Verufung nach Würzburg.
- Anton Theobald Brück** in Osnabrück.
Das Alter.
- H. Ehrlich** in Berlin.
Johannes Frabius.
- Wilhelm Jensen** in Freiburg i. B.
Ein Schatten. Gedicht.
- Johann Kelle** in Prag.
Die Verwälfchung der deutſchen Sprache.
- M. Lazarns** in Berlin.
Carnaval. Eine phyſiologiſche Studie.
- Paul Lindau** in Berlin.
Toggenburg. Novelle.
Die Reichwiſter. Roman in vier Bänden von
Carl Frenzel.
Das neueſte Werk des Naturalismus. Pot-
Bouille von Emil Bofa.
- Hermann Loke** f.
Die Principien der Ethik.
- Arthur Milchhöfer** in Berlin.
Heinrich Schlemann und ſeine Werke.
- Ludwig Preiß. v. Ompteda** in Wiesbaden.
Das holländiſche Haus. Eine Erzählung.
- Johannes Scherr** in Zürich.
Deutschland vor hundert Jahren.
- Karl Theodor Schult** in Danzig.
Geſühnt. Novelle.
- Rudolf Seydel** in Leipzig.
Rudolf Hermann Loke.
- V. Siegfried** in Bonn.
Illuſionen. Eine phyſiologiſche Studie.
- Bibliographie.**

Inhalt

des zweiundzwanzigſten Bandes.

Juli — Auguſt — September 1882.

Mit den Porträts von Robert Hamerling,
Wilhelm Jordan und Wilhelm Roſcher.
Abbildungen von Wlth. Rohr und Wilhelm
Krauskopf.

Karl Biedermann in Leipzig.
Aus Heinrich von Kleiſt's Lebens- und Liebes-
geſchichte. Ungedruckte Briefe des Dichters.
(Fortſetzung.)

M. Corvus.
In omnibus charitas. Novelle.

Robert Hamerling in Graz.
Amor und Psyche. Gedicht.

Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M.
Raubreif. Gedicht.

H. Koch in Neufch.
Der deutſche Brahmane.

Paul Lindau in Berlin.
Porteſes und Porteſeſſa von Joh. Scherr.
Auf dem Wege nach Bayreuth. Eine Sommer-
fahrt durch den Bayeriſchen Wald mit den
Leitmotiven des Doctors.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Zur franzöſiſchen Renaissance.

D. Mejer in Göttingen.
Der römiſche Reſtmer. Zweiter Artikel 1817—1822.
Alberta von Puttkamer in Straßburg.
Aus einem Epheus. Ein Sommerglück. Novelle
in Terzinen.

Wilhelm Roſcher in Leipzig.
Betrachtungen über die neuen preußiſchen Ge-
ſetze zur Erhaltung des Bauernſtandes.

Johannes Scherr in Zürich.
Dreiſig Jahre deutſcher Geſchichte.

Carl Vogt in Genf.
Eduard Defor.

Ernst von Wildenbruch in Berlin.
Brunhild. Novelle.

Bibliographie.

Inhalt

des dreiundzwanzigſten Bandes.

October — November — December 1882.

Mit den Porträts von R. Braun-Wies-
baden, Julius Wolff u. Ferdinand
Gregorovich. Abbildungen von Wlth.
Rohr.

**Aus Heinrich von Kleiſt's Lebens- und
Liebesgeſchichte.**

Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben
von Karl Biedermann in Leipzig.
(Schluß.)

G. v. Brandt in Berlin.
Bilder aus Indien. II.

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Weltpolitik und Kleinſtaatlerei 1860.

Die ungarische Staatsidee.
Von J. A.

Jacob von Falſe in Wien.
Zeitgemäße Batmafragen.

Paul Heyſe in München.
Unvergeßbare Worte. Novelle.

Julius Hübnier in Dresden.
Das Wiedererwachen der Kunſt in Italien und
die italieniſchen Schulen.

Karl Robertſtein in Dresden.
Ein märklicher Junfer.

Paul Lindau in Berlin.
Ältere Gedichte aus Nord und Süd. Editi-
onmerlicher Brief.
Nachf. Aus ihrem Leben und Schreiben.

Hermann Lingg in Dresden.
Dioſſetian in Salona. Epeniſche Dichtung.

Preußen in Kurheſſen.
Erinnerung eines alten Offiziers an die
Preußiſche Expedition in Kurheſſen 1830.

Marie von Medwig in Meran.
Batma Panum. Novelle.

Julius Wolff in Berlin.
Die Frau des Rathsherrn. Ballade.

Björnstjerna Björnson.

Staub. Erzählung. Aus dem Norwegischen mit Erlaubniß des Verfassers überseht von Helene Schröter.

Ferdinand Gregorovius in Rom.

Die Villa Rongano. Ein Mäusenß der Sogzadini von Bologna.

Friedrich Althaus in London.

Ferdinand Gregorovius. Ein Lebensbild.

Ferdinand Hiller in Köln.

Ein Theaterkind. Von François Coppée.

O. Mejer in Göttingen.

Der römische Restner.

Heinrich Hamberger in Berlin.

Der Posten der Frau.

V. Anzengruber in Wien.

Ein böser Geist.

Bibliographie.

Inhalt

des vierundzwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1885.

Mit den Portraits von Fr. Vischer, von Giesebrecht und Gabriel Marx. Notizen von Wilh. Krauskopf und Wilh. Kohn.

Carl Abel in Berlin.

Ueber die Untercheidung sinnverwandter Wörter.

Friedrich Althaus in London.

Erinnerungen an Gottfried Kinkel.

J. Hermann Baas in Worms.

Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens.

Christian Elster.

Eine Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegischen überseht von Emma Atingensfeld.

Wilhelm von Giesebrecht in München.

Unsere Gymnasien. Pädagogische Briefe.

Otto Gumprecht in Berlin.

Robert Schumann.

Paul Lindau in Berlin.

Ein Roman für Erwachsene von einem jungen Mädchen.

Jedora von Victorien Sardou. Mit einigen Bemerkungen über die Bühnenfertigkeit französischer und deutscher Stücke.

Hudolph Lindau in Berlin.

Der Saß. Novelle.

Gustav Mejer in Graz.

Ueber Sprache und Literatur der Albanesen.

Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.

Die Frau Hofrätthin. Eine wahre Geschichte.

Ludwig Pietich in Berlin.

Gabriel Marx.

Johannes Scherr in Zürich.

Ein Jarenmord.

Erinrich Seidel in Berlin.

Gedichte.

Fr. Th. Vischer in Stuttgart

Neue lyrische Gänge.

Richard Westrich in München.

Friedrich Vischer als Poet.

Georg Winter in Marburg.

Die Katastrophe Wallensteins. Nach der neuesten archivalischen Publication.

Bibliographie.

Inhalt

des fünfundzwanzigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1885.

Friedrich Althaus in London.

Erinnerungen an Gottfried Kinkel.

Hudolf Baumbach in Triest.

Neue Dichtungen.

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.

Wer hat das Pulver erfunden? Eine culturgeschichtliche Klaunderel.

Felix Dahn in Königsberg.

Nachruf an Richard Wagner.

Georg Ebers in Leipzig.

Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner.

Ferdinand Hiller in Köln.

Marine du Camp

Wilhelm Jensen im Freiburg i. B.

Der Wille des Herzens. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.

Au Bonheur des Dames. Roman von Emile Zola.

Paul Lindau in Berlin.

Die Ermordung des Advocaten Vernaß.

Wilhelm Lühte in Stuttgart.

Aus der Hamilton-Sammlung. Petrescillo Dante-zeichnungen

Hermann Orschlager in Cannstatt.

Einladung nach Cannstatt. An Karl Gauer.

Ludwig Pietich in Berlin.

Wassili Wassiliewitsch Wereschagin.

Preußen in Kurland.

Erinnerung eines alten Offiziers an die preussische Expedition in Kurland im November und December 1850. (Vergleiche „Nord und Süd“ November 1882.)

Otto Noquette in Darmstadt.

Die Vertrauten. Novelle.

Johannes Scherr in Zürich.

Das Passionspiel von Gmünd. Eine Jugenderinnerung

A. Schnerkows in Messina.

Euriscia. Ein bulgarisches Genrebild.

Lorenz von Stein in Wien.

Mußt und Staatswissenschaft.

Carl Vogt in Genf.

Goethes geologische Studien in Karlsbad und bei Franzensbad.

Bibliographie.

Inhalt

des sechsundzwanzigsten Bandes.

Juli — August — September 1885.

V. Anzengruber in Wien.

Das Ehekränlein.

Karl Biedermann in Leipzig.

Die Natur als Gegenstand poetischer Empfindung und Darstellung.

M. von Brandt.

Sprache und Schrift der Chinesen.

Briefe von Richard Wagner an W. Vischer.

Anton Theobald Brück in Danabrück.

Ragen und Weinen.

A. Brückner in Dorpat.

Joseph II. in Rußland im Jahre 1780.

Felix Dahn in Königsberg.

Vom armen Häselin. Ballade.

Ueber Ludwig Stein.

F. v. Duhn in Heidelberg.

Ueber die Wanddecoration eines römischen

Hauses im Garten der Farnesina.

Emil Friedberg in Leipzig.

Das alte deutsche Reich zur Zeit seines Niederganges.

Paul Lindau in Berlin.

Der Zukunftsstaat.

Johannes Scherr in Zürich.

„Conjuratio sulphurea“ oder „Alles schon einmal dagewesen.“

G. W. Schletterer in Augsburg.

Die ersten französischen Opernversuche.

Ludwig Steub in München.

Mein Leben.

Wassili Werschagin.

Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge.

Ernst Wichert in Königsberg.

Fanchon.

Emile Zola in Paris.

Der Rächer.

Bibliographie.

Inhalt

des siebenundzwanzigsten Bandes.

October — November — December 1883.

Friedrich Althaus in London.

Der wahre Lord Byron.

Karl Bartsch in Heidelberg.

Elfrida.

Georg Brandes in Kopenhagen.

Henrik Ibsen.

Moritz Cantor in Heidelberg.

Aus Universitätskreisen.

A. Geber in München.

Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern.

Moritz Jolai in Budapest.

Härsi und Fra Diavolo.

F. Keller-Penzinger in Stuttgart.

Ein Besuch in Kiffabon.

Paul Lindau in Berlin.

Wie denken Sie über Amerika?

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten.

Ludwig Noire in Mainz.

Das Problem der Anthropologie.

Ludwig Pietisch in Berlin.

Die internationale Kunstausstellung in München.

Preußen in Kurhessen.

Erinnerungen eines alten Offiziers an die

preussische Expedition in Kurhessen im November und December 1850. (Schluß.)

G. Meyer.

Alt Toscana.

Alfred Friedr. Graf v. Sched in München.

König Cheops.

G. W. Schletterer in Augsburg.

Die ersten französischen Opernversuche. (Schluß.)

Levin Schücking.

Märtyrer oder Verbrecher?

Levin Schücking. In memoriam.

Rudolf Seydel in Leipzig.

Buddha und Christus.

von Stein-Kordheim in Weimar.

Die montenegrinischen Frauen.

Ernst von Wildenbruch in Berlin.

Das Ferenlieb.

Philipp Jörn in Königsberg.

Stein und die Reform der preussischen Verwaltung.

Bibliographie.

Inhalt

des achtundzwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1884.

Philipp zu Eulenburg in München.

Aus der Art. Eine märkische Studie.

Ein Brief von Theodor Frerichs.

Eduard Hanslik in Wien.

Joseph Joachim.

G. Hirschfeld in Königsberg.

Ein deutscher Gesandter bei Soliman dem Großen.

G. Klebs in Zürich.

Die Umgestaltung des Menschengeschlechts insbesondere durch Krankheiten.

Karl Koberstein in Dresden.

Ein Rechter vom Regiment Gensd'armes.

Paul Lindau in Berlin.

Aus der Berliner Verbrecherwelt.

Nachtrag zu dem Aufsatz: „Aus der Berliner Verbrecherwelt.“

Brennende Liebe von Haus Hopsen.

Max von Pettenkofer in München.

Ueber Vergiftung mit Leuchtgas.

Carl Robert in München.

Manuela.

Johannes Scherr in Zürich.

König und Priester.

D. Schrader in Jena.

Carl Ludwig von Anebel.

Iwan Turgenjew.

Hamlet und Don Quixote.

Der Kaufbold. Novelle. (Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.)

* *

Der Ultramontanismus in Frankreich unter der

Restoration.

Bibliographie.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1884^{er}. Frische Füllung 1884^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58° R.
Mühlbrunn . . 44° R.
Schlossbrunn . . 44° R.
Theresienbrunn . 48° R.
Neubrunn . . . 49° R.
Marktbrunn . . 39° R.
Russ. Kronquelle 23° R.
Felsenquelle . . 47° R.
Kaiser Karls-Qu. 34° R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).
Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.